Ch. Wink. del. Söckler sc. 1779.

Oec. 1633-40 Krünitz

Bayerische Staatsbibliothek
<3665502682001 3
S

MB

Oec. 1033.

Oeconomia. Lexica 17.

~~Oec. gen. N°. 22~~

DEO
PASTORVM.

Oeconomiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,
in alphabetiſcher Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Vierzigſter Theil,
von Kleid bis Klo.

Nebſt 44 Kupfertafeln, und einer illum. Karte in Folio.

Brünn,
gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker Buch- und Kunſthändler.

1790.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

K. K.

Kleid, Diminutiv. das Kleidchen, Oberd. Kleidlein, L. Veſtimentum, Veſtis, Fr. Habit, Vêtement.

1. In der weiteſten, und ohne Zweifel eigentlichſten Bedeutung, alles, was einen andern Körper zu ſeiner Erhaltung, oder Zierde bedeckt, die Bekleidung, in welchem Verſtande es nur noch in einigen einzelnen Fällen üblich iſt. Das äuſſere Häutchen, womit ein Kind im Mutterleibe umgeben, und an die Nachgeburt befeſtigt iſt, führt im gem. Leben den Namen des Kleidchens. In der Seefahrt iſt das Kleid das alte Tau- oder Segelwerk, womit die Taue und Kabeln zu ihrer Erhaltung umwunden werden. Im Niederſächſiſchen iſt Kleidholz diejenigen Planken und Bohlen, womit eine Schleuſe bekleidet wird.

2. In engerm Verſtande, alles was zur Bedeckung des menſchlichen Körpers oder der Theile deſſelben dient, ein Kleidungsſtück; gleichfalls nur in ei-

nigen Fällen, beſonders in den zuſammen geſetzten Beinkleid, die Beinkleider, die Bekleidung der Hüften und Dickbeine; ein neues Wort, welches man eingeführt hat, ſeitdem die Benennung der Hoſen für niedig und unanſtändig gehalten worden iſt; Niederkleid, ein im Hochdeutſchen ſeltenes Wort, wofür Unterkleid üblicher iſt. Und ſollt ihnen leinene Niederkleider machen, 2. Moſ. 28, 42. Cap. 39, 68. Ezech. 44, 18. wo Beinkleider verſtanden werden, welche in der anſtändigern Sprechart gleichfalls Unterkleider heiſſen. Beſonders im Plural. Sich in den Kleidern zu Bette legen, in den Kleidern ſchlafen, in der gewöhnlichen Tagekleidung. Die Kleider anlegen. Sich in die Kleider werfen, ſie nicht langſam und mit Gemächlichkeit, ſondern geſchwind und hurtig anlegen. Man ſagt: ich konnte mich kaum in die Kleider werfen, wenn man anzeigen will, daß man genöthigt geweſen ſey, ſich ſehr geſchwinde anzukleiden.

3. In noch engerm Verſtande, die Bekleidung des Leibes, d. i. des Rumpfes, mit Ausſchließung des Kopfes und der Füße.

1) Ueberhaupt, gleichfalls nur noch in einigen Fällen; beſonders in den Zuſammenſetzungen Nachtkleid, ein Bekleidung des Leibes, welche man des Nachts im Bette trägt; ſ. in N. Sterbekleid.

2) In engerer Bedeutung, eine ſolche Bekleidung des Leibes, ſo fern ſie zugleich zur Zierde dient, oder doch, ſo fern Perſonen von guter Lebensart ſich in derſelben öffentlich ſehen laſſen; zum Unterſchiede von einem Schlafrocke, oder anderer blos zu Bequemlichkeit dienenden Bekleidung. Ein Mannskleid, ein Kleid für eine Perſon männliches Geſchlechtes, ein männliches Kleid; im Gegenſatze eines Frauen- oder Weiberkleides. Kinderkleid. Oberkleid, 1. ein oberes Kleid, oder Kleidungsſtück, welches man über andere trägt;

in welchem Verſtande der Rock und die Weſte Oberkleider in Anſehung des Bruſttuches ſind; 2. ein Kleid, oder Kleidungsſtück, welches die obern Theile des Leibes bekleidet, zum Unterſchiede von dem Unterkleide, oder den Hoſen. Ueberkleid, Ueberrock, ein Rock, welchen man um der Kälte, oder übeln Witterung willen über die gewöhnliche Kleidung zieht; wodurch derſelbe von dem Oberkleide, oder Oberrocke noch verſchieden iſt. Unterkleid, 1. Ein Kleid, oder Kleidungsſtück, welches man unter einem andern trägt; in welchem Verſtande die Weſte, und das Bruſttuch Unterkleider ſind, im Gegenſatze des Rockes, oder Oberkleides; 2. in engerer und gewöhnlicherer Bedeutung werden die Hoſen oder Beinkleider in der anſtändigen Sprechart auch die Unterkleider genannt, wo es nur allein im Plural üblich iſt. Sommerkleid, ein leichtes kühles Kleid, welches nur im Sommer getragen wird; zum Unterſchiede von dem wärmern Winterkleide. Reiſekleid, ein Kleid, welches man nur auf der Reiſe, oder auf Reiſen trägt. Jagdkleid. Ehrenkleid, ein Kleid, welches man nur bey feyerlichen Gelegenheiten anlegt. Feyerkleid, ein feyerliches d. i. feſttägliches Kleid; ein Wort, welches noch oft in der deutſchen Bibel vorkommt, und welches die Dichtkunſt noch zuweilen im Andenken erhält. Brautkleid, das Kleid der Braut oder des Bräutigams am Tage der Hochzeit. Trauerkleid, ein Kleid, in welchem man um einem Verſtorbenen trauert, u. ſ. f. Eine Menge Kleider haben. Kleider machen Leute (*); das Kleid macht den Mann.

(*) Kleider machen Leute, iſt ein deutſches Nationalſprichwort, welches im Elſaß eine andere Wendung erhalten hat; denn man ſagt hier:

Man ſieht einem nicht in'n Magen,
Aber wohl auf den Kragen.

Kleid macht keinen Mönch. Ein Kleid anlegen, anziehen, ausziehen. Ein Kleid ablegen, es nicht mehr tragen wollen. Das Kleid wird zu enge. Bey dem männlichen Geſchlechte beſteht das Kleid heut zu Tage aus dem Rocke und der Weſte, zuweilen auch mit Einſchließung der Beinkleider. Bey dem weiblichen iſt es gemeiniglich eine lange Oberkleidung, welche nach Beſchaffenheit der Geſtalt und Mode beſondere Namen bekömmt, z. B. Andrienne, (ſ. im II. Th. S. 83.) Angloiſe, Caraco, Chamelouque (ſ. im VIII. Th. S. 13.) Circaſſienne, Hauskleid oder Deshabillé (ſ. im IX. Th. S. 123.) Jüſte, Leibkleid, Levite, Pierrot, Polonoiſe, Redingote, Robe, Rondeau, Schleppkleid, Schnürkleid, u. ſ. f.

3) Figürlich, dasjenige, womit ein Ding zum Schmucke bekleidet oder bedeckt iſt; in der höhern Schreibart. Verzeihen Sie der Natur, die einem Wurme ein ſchöner Kleid gab, als die feinſte Kunſt Ihnen nicht geben kann. Geßn.

Bey dem Strycker Chlaid. im Schwabenſpiegel Claid, im Niederſ. Kleed, im Angelſ. Clatha, im Engl. Clad, wo auch Cloth ſowohl Leinwand und Tuch, als auch ein Kleid iſt, wo auch Förklaede, eine Schürze, und Armklaede ein Schnupftuch iſt, weil man daſſelbe ehedem um den Arm zu winden pflegte. Einige leiten es von dem Griechiſch. κλωθειν nähen, Andere von dem Walliſiſchen clyd, warm, Lat. calidus, her, weil ein Kleid wärmet; noch Andere von Lod, Hlod, Niederſ. Lodde, Wolle; Dieterich von Stade von dem

So ausgedruckt, ſagt es weit mehr, als das ſimplere: Kleider machen Leute. Denn es enthält die Maxime: „Um ſich durch „Kleider, zum Mann oder zur Frau machen zu laſſen, muß „man ſo gar etwas von andern Bedürfniſſen aufopfern; und „es iſt beſſer, nur halb ſatt eſſen, als ſchöne Kleider vermiſſen." Denn was für Kleider man angezogen hat, ſieht Jedermann; niemand aber, ob man nur Kartoffeln gegeſſen hat, indeſſen man doch die Zähne ſtochert, und ſich das Anſehen giebt, als wenn man einen Puter verzehrt hätte.

dem Goth. lodo, hloda, anhängen, anliegen, Friſch von liegen, weil man darin liegt, oder weil es auf dem Leibe anliegt; anderer zu geſchweigen. Allein es iſt wohl unſtreitig, daß der Begriff des Deckens, wie in ſo vielen andern ähnlichen Wörtern, ſo auch hier der herrſchende iſt, der in dem zuſammen geſetzten bekleiden noch ſo ſehr hervor ſticht. Es gehört zu dem noch in den gemeinen Mundarten üblichen Lid, Lied, ein Deckel, welchem der gewöhnliche Gaumenlaut vorgeſetzt worden iſt. In Oberſchwaben bedeutet Lid, Hlid noch jetzt eine Decke; und im Hoch- und Oberdeutſchen iſt Inlid, die innere Decke, oder der innere Überzug eines Bettes, worein die Federn kommen; ſ. Indelt, im XXIX. Th. S. 543. Indeſſen, da der Begriff der Zierde, des Schmuckes in den meiſten Fällen mit dieſem Worte verbunden iſt, der ſo gar bey dem folgenden kleiden in einem Falle der herrſchende iſt, ſo ſteht es dahin, ob nicht auch unſer laſſen, ſo fern es wohl ausſehen, wohl anſtehen, bedeutet, im Niederſ. und den mitternächtigen Mundarten laten, nicht mit in Betrachtung kommen könne.

Daher kleiden, mit einem Kleide oder mit Kleidern verſehen.

1. In der weiteſten Bedeutung des Hauptwortes, nur noch in einigen Fällen. Eine Kugelbüchſe kleiden, ſie mit dem nöthigen Beſchläge verſehen. In engerer Bedeutung, mit einer zur Zierde dienenden Decke verſehen. Den Altar, die Kanzel kleiden, die Bedeckung derſelben machen laſſen. Noch häufiger kömmt es in dieſer weiteſten Bedeutung in den zuſammen geſetzten abkleiden, bekleiden, und verkleiden vor; ſiehe weiter unten.

2. In der engern Bedeutung des Hauptwortes Kleid.

1) Die Kleidungsſtücke anlegen. Ihr kleidet euch, und könnt euch doch nicht erwärmen. Hagg. 1, 6. Im Hochdeutſchen braucht man es in dieſer Bedeutung nur in den zuſammen geſetzten ankleiden, auskleiden, umkleiden, verkleiden; ſ. unten.

2) Die nöthigen Kleidungsſtücke verſchaffen. Jemanden neu kleiden laſſen. Den Nackenden kleiden. Sich nach der Mode kleiden. Imgl. figürlich. Die Lämmer kleiden dich, Sprichw. 27, 26. geben den Stoff zu deinen Kleidungsſtücken her.

3) In noch engerer Bedeutung, den Leib oder Rumpf kleiden, mit Ausſchließung des Kopfes, und der Füße. Beſonders,

(a) In engerer Bedeutung, mit einem Kleide, ſo wie es der Wohlſtand erfordert, verſehen. Jemanden kleiden laſſen. Sich neu kleiden. Sich nach der Mode kleiden. Schön gekleidet einher gehen. Schwarz gekleidet gehen. Wie geht er gekleidet? Was für ein Kleid trägt er? Sich in Seide, in Tuch in Sammet kleiden, wofür in der deutſchen Bibel das im Hochdeutſchen ungewöhnliche Vorwort mit gebraucht wird. Und kleidete ihn mit weißer Seiden. 1. Moſ. 41, 42. In der Bedeutung des bloßen Anlegens eines Kleides ſind auch hier die zuſammen geſetzten ankleiden, auskleiden, umkleiden, verkleiden, üblicher; ob man gleich ſagt, er iſt heute ſchön, prächtig gekleidet, er hat heute ein ſchönes prächtiges Kleid an.

(b) Figürlich.

(α) Mit einer Sache zur Zierde, als mit einem Kleide verſehen. Gott kleidet das Gras. Luc. 12, 18. Die ganze Natur kleidet ſich jetzt mit den ſchönſten Farben. Der Wald kleidet ſich in Grün, oder mit Grün. Die bibliſchen Ausdrücke, mit Heil, mit Gerechtigkeit, mit Dunkel, mit Schande kleiden, ſind außer der bibliſchen Schreibart ungewöhnlich. Mit dem zuſammen geſetzten bekleiden würden ſie ſich im Hochdeutſchen eher nachahmen laſſen.

(β) Für anſtehen, laſſen, von Kleidungsſtücken, und Handlungen, beſonders äuſſern Handlungen, in Beziehung auf die Perſon, welche ſie trägt, oder vornimmt;

nimmt, wo es als ein Neutrum, wenigſtens ohne Paſſivo gebraucht, und gemeiniglich mit der vierten Endung der Perſon verbunden wird. Dieſe Farbe kleidet ihn ſehr gut, kleidet ihn ſchlecht, gibt ihm ein gutes, ein ſchlechtes äuſſeres Anſehen. Wie ſchön dieſe Röthe ſie kleidet. Das Befehlen kleidet dich noch nicht recht. Ein ernſtes Geſicht kleidet ihn gut. Das Moraliſiren kleidet ſie ſehr ſchlecht. In engerer Bedeutung, für gut kleiden. Er hat einen großen Hieb am Kinne, der ihn aber kleidet.

Die vierte Endung iſt richtig, ſo bald es ausgemacht iſt, daß kleiden in dieſer Bedeutung eine bloße Figur der vorigen iſt. Indeſſen iſt es doch noch eine Frage, ob es nicht in dieſer Bedeutung zu dem Zeitworte laſſen, Niederſ. laten, gehört, welches in eben dieſem Verſtande gebraucht wird, das läſſet ihm gut, ſchlecht. Für dieſe Ableitung ſtreitet unter andern auch, daß kleiden in dieſer Bedeutung ein Neutrum iſt, ſo wie laſſen, dagegen es in allen andern Fällen ein Activum iſt. Wäre dieſe Ableitung erwieſen, ſo müßte kleiden auch in dieſer Bedeutung mit der dritten Endung der Perſon verbunden werden. Das kleidet dir, ihm gut. Im g. L. ſpricht man wirklich ſo; dagegen man in der Bücherſprache, der, vielleicht übel gewählten, Ableitung zu Folge, die vierte braucht.

Im Dän. kläde, im Schwed. klaeda, ſowohl in eigentlichem Verſtande, als auch in dem figürlichen, des wohl Anſtehens, decere.

Daher die Kleidung, Fr. Habillement, Habit. 1. Das Verbale des Zeitwortes kleiden, die Handlung des Kleidens, in allen Bedeutungen, die letzte figürliche ausgenommen, als in welcher es nicht gebraucht wird, weil kleiden in dieſer Bedeutung ein Neutrum iſt.

2. Dasjenige, was zur Bekleidung eines Körpers dient, zu deſſen Bedeckung, beſonders zur Zierde, gereicht. Die Kleidung eines Schießgewehres, das Beſchläge; inſonderheit bey den Jägern der Beſchlag einer Büchſe oder Flinte, als: die Platte, Hülſen,

Bügel, Seitenblech ꝛc. Iſt der Beſchlag von Meſſing, ſo heißt es gelb gekleidet; iſt er aber von Eiſen, ſo heißt es weiß gekleidet. Beſonders was zur äuſſern Bekleidung des menſchlichen Körpers gereicht, wo es als ein Collectivum gebraucht wird, welches in weiterer Bedeutung alles unter ſich begreift, womit der menſchliche Leib ſowohl zur Nothdurft, als auch zum Wohlſtande bekleidet wird. Jemanden in der Kleidung erhalten. Für Jemandes Kleidung ſorgen. Iſt nicht der Leib mehr denn die Kleidung? Matth. 6, 25. Warum ſorget ihr für die Kleidung? V. 28. Auch mit dem Nebenbegriffe der Art und Weiſe ſich zu kleiden. Ein Vernünftiger merkt den Mann an ſeinen Gebehrten, denn ſeine Kleidung, Lachen, und Gang zeigen ihn an, Sir. 19, 26. Zuweilen auch von einem einzelnen Kleide in der engſten Bedeutung dieſes Wortes. In einer andern Kleidung erſcheinen, in einem andern Kleide.

Das Kleidungsſtück, ein einzelnes zur Kleidung eines Menſchen gehöriges Stück. So werden der Hut, die Beinkleider, Schuhe, Strümpfe, u. ſ. w. Kleidungsſtücke, genannt.

Abkleiden. 1. Die Kleider ablegen, entkleiden. Sich abkleiden. 2. Mit einer Zwiſchenmauer oder einer Scheidewand abtheilen. Ein Zimmer abkleiden, Niederſ. affcheren.

Daher die Abkleidung. 1. Die Handlung des Abkleidens in beyden Bedeutungen. 2. Ein abgekleideter Platz, und die Scheidewand ſelbſt, wodurch ein Ort abgekleidet wird.

Ankleiden, alle nöthige Kleidungsſtücke anlegen. Einen ankleiden. Sich ankleiden, wofür man im g. L. ſagt, ſich anziehen.

Bekleiden. 1. Eigentlich mit einem Kleide, oder mit Kleidern anthun, mit Kleidern verſehen, kleiden. Die Nackenden bekleiden.

2. Fi=

2. Figürlich.

a) Ueberziehen, bedecken. So werden in der Seefahrt die Anker bekleidet, wenn die Fliegen derſelben in zwey Bretter eingefaſſet werden, damit ſie in dem lockern Stande nicht um ſich wühlen. Ein Zimmer bekleiden, d. i. es mit Tapeten ausſchlagen. Eine Mauer bekleiden, bey den Gärtnern; ſ. im IV. Th. S. 177.

b) Mit etwas, als mit einem Kleide ſchmücken, in der höhern Schreibart. Die Sonne macht das Erdreich grün, bekleidet Feld und Blumenſtücke. Wenn die Seele, mit Lichte bekleidet, dem Körper entflohen iſt, Klopfſt.

c) Jemand mit einem Amte, mit einer Bedienung, mit einer Ehrenſtelle bekleiden, d. i. ihm dieſelbe ertheilen, weil es ehedem gewöhnlich war, daß die Fürſten auch ihren vornehmſten Hofbedienten jährlich gewiſſe Kleider gaben, von welcher Gewohnheit ſich noch im 16. Jahrh. häufige Beyſpiele finden. (*) Vornehmlich wurde einem Beamten oder Hofbedienten gleich bey dem Antritte des Amtes ein Kleid verliehen; daher auch in dem Lateine der mittlern Zeiten Veſtire, Inveſtire und Adveſtire ſo viel bedeutete, als den Beſitz einer Sache übertragen (**)

d) Ein Amt, eine Ehrenſtelle bekleiden, d. i. verwalten, damit bekleidet ſeyn, welche Figur ohne Zweifel aus der vorigen entſtanden iſt, indem es im Deutſchen nichts ungewöhnliches iſt, daß einerley Zeitwort in einer thätigen und intranſitiven Bedeutung gebraucht wird.

Haltaus und Ihre leiten dieſe Redensart von den ehemals mit Tuche bekleideten Bänken in den Gerichtsſtuben her, von welchen man Anlaß genommen haben ſoll, auch von

(*) Altes aus allen Theilen der Geſch. Th. 1. S. 589.
(**) S. Fresne und Wachter'n v. inveſtire.

auch von denjenigen, die darauf geſeſſen haben, zu ſagen, daß ſie die Bänke bekleideten, welche Figur auch hernach auf die ganze Verſammlung des Amtes übergetragen worden iſt. Allein man ſieht leicht, daß dieſe Erklärung gar zu gezwungen iſt.

Daher die Bekleidung, ſowohl von der Handlung des Bekleidens, in allen obigen Bedeutungen, als auch in einigen Fällen von demjenigen, womit etwas bekleitet wird, beſonders in der zweiten Bedeutung; z. B. Die Bekleidung eines Ankers, eines Zimmers, u. ſ. f.

Einkleiden, Kleider anlegen, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen.

Einen Mönch, noch häufiger aber, eine Nonne einkleiden, ſie durch feyerliche Anlegung der Ordenskleider in einen Kloſterorden aufnehmen. Sie wird heute eingekleidet werden.

2. Einen Geiſtlichen einkleiden, bedeutet in der römiſchen Kirche, ihn vermittelſt der feyerlichen Anlegung ſeiner geiſtlichen Kleidung in den Beſitz der Kirchenlehen ſetzen; im mittlern Lat. adveſtire und inveſtire.

3. Eine Sache gut einzukleiden wiſſen, ſie auf eine geſchickte Art vorzutragen wiſſen. Er wußte ſeine Entſchuldigung ſo gut einzukleiden, daß ihn Jedermann für unſchuldig hielt.

Daher die Einkleidung. 1. Die Handlung des Einkleidens, in allen drey Bedeutungen des Zeitwortes, ohne Plural, auſſer wenn im Concreto einzelne Fälle angedeutet werden ſollen.

2. Dasjenige, womit etwas eingekleidet wird, in der dritten Bedeutung des Zeitwortes, der Vortrag. Gemeine Gedanken, welche nur durch die Einkleidung das Anſehen der Neuheit bekommen.

Entkleiden, Fr. dévêtir, die Kleider ausziehen, in der edeln und anſtändigen Schreibart. Jemanden

den entkleiden. Sich entkleiden, die Kleider ablegen, für das niedrige ſich ausziehen. Nach einer ſonſt ungewöhnlichen Figur wird es 2. Cor. 5, 4. für ſterben gebraucht:

Kero braucht ſtatt dieſes Zeitwortes intuuatan, von Watt, Gewand.

Ueberkleiden, mit Kleidungsſtücken auf der Oberfläche verſehen; wofür doch bekleiden üblicher iſt. Uns verlanget, daß wir damit überkleidet werden, — ſintemal wir wollten lieber nicht entkleidet, ſondern überkleidet werden, 2. Cor. 5. 2. f.

Umkleiden. 1. Anders ankleiden, am häufigſten als ein Reciprocum. Sich umkleiden.

2. Auf allen Seiten bekleiden; nur in der dichteriſchen Schreibart.

Verkleiden. 1. Mit einer Bekleidung überziehen, in der weiteſten Bedeutung des Wortes kleiden, in welchem Verſtande es bey den Handwerkern und Künſtlern häufig vorkömmt. Die Sparen eines Daches mit Brettern verkleiden, in einigen Gegenden auch ausſchalen. Eine Thür, ein Fenſter verkleiden, mit Bretern einfaſſen. Die Thür= oder Fenſterverkleidung. Die Schiffe werden mit Planken verkleidet, welche Planken alsdann auch die Verkleidung heißen. Eine hölzerne Wand mit einer Mauer verkleiden.

Anders kleiden, wie umkleiden. In dieſer weitern Bedeutung iſt es veraltet; man braucht es nur noch in engerer, fremde Kleider anlegen, um unerkannt zu bleiben. Sich verkleiden. Sich in einen Bauer, als ein Bauer verkleiden. Verkleidet ſeyn. Ein verkleideter Spion.

Von der Gewohnheit, bey den Karnavalsluſtbarkeiten ſich zu verkleiden, ſ. im 34ſten Th. S. 702. fgg.

Die

Die erſten Menſchen im Paradieſe verfertigten ſich zuerſt Schürzen aus Baumblättern (*), 1. Moſ. 3. 7. weil dieſe aber zu leicht verdorreten, ſo machte ihnen Gott Röcke aus Thierfellen, 1. Moſ. 3. 21; er leitete ſie nämlich dazu an, daß ſie Thiere ſchlachteten, denſelben die Felle abzogen, und ſich hernach damit bekleideten (**).

Ueber die Frage: ob die Menſchen, wenn ſie in ihrer anerſchaffenen Hoheit geblieben wären, allzeit nacket gegangen ſeyn würden, ſind die Meinungen getheilt. Die meiſten bejahen dieſelbe. Selbſt der unſterbliche Reinbeck, welcher doch ſonſt den Stand der Unſchuld mehr, als Andere, eingeſchränkt hat, iſt dieſer Meinung zugethan.

Der

(*) Hr. Hofrath Hezel will, in ſeiner Bibel alten und neuen Teſtaments mit vollſtändig erklärenden Anmerkungen, Lemgo 1786, 1. Moſ. 3, 7. עֲלֵה תְאֵנָה nicht von Feigenblättern erklären, womit die erſten Menſchen ſich bekleidet hätten, ſondern von Zweigen von Feigenbäumen, wie das Wort עלה Neh. 8. 15. vorkömmt, daß ſie alſo mehrere Zweige zuſammen gebunden, und als eine Art Schürzen gebraucht hätten. Hr. Hezel ſcheint aber nicht an die Beſchaffenheit des Holzes von den Feigenbäumen, welches nicht zum Binden bequem iſt, gedacht zu haben. Und warum ſollte es auch nicht möglich geweſen ſeyn, Feigenblätter zu einem Schurze zu machen, ohne Zwirn und Nadeln nöthig zu haben, da dieſe in Aſia gewöhnlich ſehr groß ſind, und leicht mit Hülfe des Baumbaſtes zuſammen gewunden werden könnten.

(**) Der gemeine Mann hat eine ſeltſame Vorſtellung von der Erzählung Moſis, 1. B. 3. 21. Gott der Herr machte Adam, und ſeinem Weibe Röcke von Fellen, und zog ſie ihnen an. In der hebräiſchen Sprache werden zuweilen Handlungen und Wirkungen Gotte beygeleget, nicht anders, als ob er ſolche ſelbſt unmittelbar hervor gebracht hätte, da doch nur ſeine Regierung, und bisweilen allein ſeine Zulaſſung, angezeiget werden ſoll. Wer alſo nach dieſer Auslegungsregel ſich bey den Worten Moſis gedenkt: daß Gott, nach ſeiner wunderbaren Herablaſſung zu den Stammältern des menſchlichen Geſchlechts, um ihnen einen Beweis ſeiner, um des verheißenen Erlöſers willen fortdauernden väterlichen Vorſorge zu geben, einen Unterricht ertheilt, oder ihnen Gelegenheit verſchaffet, und ihre Ueberlegung darauf gelenket habe, ſich Kleider von Fellen zu machen, um ihre Blöße zu bedecken, der wird ſich die richtigſte Vorſtellung machen.

„ Der Leib “, ſchreibt er (*): war ohne geborgte Kleidung, „ aber dabey von einer ſolchen beſondern Temperatur, daß „ ihm weder durch Hitze, noch Kälte weh geſchahe. “ Er behauptet dieſes aus dem Grunde, daß ſie unſterblich geweſen.

Der ungenannte Verf. der im 87ſten St. der hann. gel. Anz. v. J. 1752. befindlichen **Betrachtung über die Schranken einiger leiblichen Vollkommenheiten im Stande der Unſchuld**, gibt den Menſchen im Stande der Unſchuld Kleider. Er legt ihnen Empfindung der Hitze und Kälte bey, und folgert daraus, daß ſie nothwendig den Leib durch Kleider dagegen haben ſchützen müſſen Er geſteht aber doch dabey ein, daß dieſe Empfindungen in keinem ſo ſtarken Grade in den frohen Wohnungen der Unſchuld würden Statt gefunden haben, in welchem ſie nach dem Falle den Leib berühren. Dieſe Anmerkung bauet er theils auf die natürliche Feſtigkeit und Dauer der Leiber in ihrer erſten Vollkommenheit, theils auf die noch bequeme Witterung, die erſt durch den Fluch und durch die Sündfluth ihre erſte Annehmlichkeit verloren hat. Ein zweyter Grund, aus welchem er ſchließt, daß die Menſchen im Stande der Unſchuld Kleider würden getragen haben, iſt: weil ſonſt Gott viel überflüſſiges würde erſchaffen haben. Für wen, fragt er, trägt ſonſt das Schaf ſeine Wolle, ſpinnt der Seidenwurm ſeine Seide, wächſt Flachs, trägt die Erde Edelgeſteine, läſſet das Meer ſich beherrſchen? Sein dritter Grund für die Kleidung im Stande der Unſchuld, iſt dieſer: alle Thiere ſind von Natur bekleidet; ſoll denn der nackete Menſch hierin zu kurz kommen, und geringer ſeyn?

Der ebenfalls ungenannte Verf. eines im 39 und 40 St. eben derſ. Anzeig. von Jahr 1753. befindlichen **Schreibens an den Verf. der Betrachtung über die Schranken** ꝛc. ſtellt ſich als ſein Gegner dar. Nachdem er des erſtern drey Gründe geprüft und widerlegt hat, behauptet er, daß die Menſchen im Stande der Unſchuld allerdings würden nacket geweſen ſeyn. Zuvörderſt gründet er dieſe ſeine Meinung auf die natürliche Feſtigkeit und Dauer ihrer Körper, und auf die gemäßigte und bequeme Witterung, welches beydes erſt nach dem Falle iſt verloren worden. Ferner beſtärkt

(*) Betrachtung über die Augsburg. Confeſſion Th. I. Betr. 16. §. 27. S. 386.

ſtärkt ihn in ſeiner Meinung dies, daß Gott dem Leibe der Menſchen, auſſer der natürlichen Pracht und Schönheit, die nicht ſollte bedeckt werden, alles das gegeben hat, wodurch er gegen die äuſſerlichen Zufälle, denen er am meiſten unterworfen war, beſchützet werden könnte. Dieſe Anmerkung erhält aus der Phyſologie, wo von der Abſicht und dem Nutzen der Theile des menſchlichen Körpers gehandelt wir , ein größeres Gewicht. Vieles davon wird durch die Kleidung vergeblich gemacht. Endlich giebt er noch Folgendes zu erwegen: „Gott hat den Menſchen erſt nach dem Falle Klei„der gegeben; ſollte er dies nicht vielmehr im Paradieſe „gethan haben? Entweder er hat ſie nicht ſo einrichten „können, daß ſie keiner Kleider bedurft haben, oder er hat „es nicht thun wollen. Das Nichtkönnen bleibt von ihm „entfernt. Das Nichtwollen ſezt einen Mangel der Güte „voraus, die ſich doch in andern Dingen ſo reichlich und „ſo freygebig erwieſen hat. Die Bedürfniß der Kleider „nach dem Falle ſezt die Schrift nicht in Froſt und Hitze „ſondern in der Schamhaftigkeit. Dieſe findet im Stande „der Unſchuld keine Statt, folglich auch nicht die Bedürf„niß der Kleider. Hiezu kömmt noch folgender Grund. „Adam und Eva haben im Paradieſe keine Kleider getra„gen. Dies iſt aus der Schrift klar. Daß ſie eine gute „Zeit im Paradieſe zugebracht haben müſſen, iſt nicht we„niger gewiß. Nichts, als die kurze Erzählung Moſis hat „den Irrthum verurſachet, oder vielmehr nur veranlaſſet, „der die ſeligen Zeiten des Standes der Unſchuld ohne Noth „einſchränkt und verkürzt. Was für ein Schluß iſt es „aber: was Moſes kurz erzählt, iſt auch in eben der Kürze „geſchehen! Es ſcheint zuvörderſt eine Unmöglichkeit zu ſeyn, „daß ſo vollkommene Menſchen, als Adam und Eva, in ei„ner ſo kurzen Zeit, und gleichſam mit einmal, in ein ſo „tiefes Verderben ihrer Neigungen, und ihres Willens und „Verſtandes, ſollten verſunken ſeyn, als ihr Fall voraus„ſezt. Es gehörte eine längere Zeit dazu, daß dieſe Men„ſchen Gott ungetreu wurden, deſſen Bild ſie alle Augen„blicke an ſich erkannten, daß ſie ihm den Gehorſam auf„kündigten, der ihnen alles einprägte, daß ſie ſeine Stimme „im Herzen unterdrückten, die alles bis dahin brachte. „Das göttliche Verboth, die Furcht und Liebe gegen ihren „Schöpfer, die Betrachtung ſeiner Größe und Majeſtät, „dazu ſie ſo reichen Stoff hatten, die heißen Triebe der „Dankbarkeit, die ſüße Beſchäftigung mit ſeinem Lobe, alles

„dies

„ dies muſte erſt bey den erſten Menſchen alt werden, ſeine
„ Lebhaſtigkeit verlieren, und der Eindruck davon geſchwä-
„ chet werden, ehe ſie die Stimme der Verſuchung hören
„ konnten. So lange alles dies noch neu war, und lebhaft
„ rührte, hätte nicht einmal ein Menſch aus unſerer Unvoll-
„ kommenheit fallen können. Man kann alſo die Zeiten des
„ Falles, und der Schöpfung nicht gar zu nahe mit einan-
„ der verbinden. Die Namennennung der Thiere, die eine
„ Kenntniß ihrer Natur, und mithin eine ziemliche Zeit, da-
„ rin ſie konnte erlanget werden, voraus ſezt, erfordert eben
„ dieſes. Und endlich verdient hier in Erwegung gezogen
„ zu werden, daß Gott den Menſchen gleich nach dem Falle
„ Röcke von Fellen der Thiere gemacht hat. Sind nun,
„ wie man Urſache hat, zu glauben, in der Schöpfung nicht
„ mehr Geſchöpfe hervor gebracht werden, als zur Fort-
„ pflanzung ihres Geſchlechts nöthig waren: ſo wird folgen,
„ daß Gott entweder, um zwey Menſchen zu kleiden, eine
„ Art der Thiere ausgerottet, und der ganzen Nachkommen-
„ ſchaft der Menſchen den Nutzen davon entzogen habe;
„ oder daß die Thiere ſich in der Zeit, welche die Menſchen
„ im Paradieſe zugebracht haben, ein oder mehrere Mal
„ vermehrt haben. Das erſte wird niemand behaupten; es
„ bleibt alſo das lezte übrig. Aus dieſem allen kann man
„ mit gutem Grunde annehmen, daß die erſten Menſchen
„ wenigſtens ein Jahr im Paradieſe zugebracht haben, und
„ nacket geweſen ſind; ſie haben alſo alle Abwechslungen
„ der Jahrszeiten und der Witterung erfahren. Haben ſie
„ nun dabey an keine Kleider gedacht, warum ſollten ſie
„ denn ſolche in den folgenden Zeiten bedurft haben? Und
„ warum ſollten die Nachkommen nicht eben ſo haben leben
„ können, als ihre Voraltern? Ich ſehe alſo die Kleider als
„ ein Bild unſerer gegenwärtigen Unvollkommenheit an, und
„ halte dafür, daß der Menſch nie mehr Urſache habe, ſich
„ zu demüthigen, als wenn er in den koſtbarſten und präch-
„ tigſten Kleidern ſteckt.“

Ch. Fr. Sinneri obſ. de nuditate primorum parentum, ad Geneſ. II. v. 25. ſt. in *Miſcellan. Lipſ.* Tom. I. Lpſ. 1716. 8. Obſ. 2. S. 12—22.

De nuditate Protoplaſtorum, et de Serpente tentatore diſſertationes duæ, habitæ in Gymn. Patavino, 1754. à P. *Bonavent. Luchi.* Patav. 1755. 8.

Nach

Nach dem Falle der erſten Aeltern, iſt, nächſt der Herbeyſchaffung der täglichen Nahrung zur Unterhaltung unſers Körpers, die Bekleidung deſſelben das weſentlichſt Nothwendigſte geworden; und es gibt wenig Erfindungen, bey welchen ſich mehr Scharfſinn gezeigt hätte, oder die dem menſchl. Verſtande mehr Ehre gemacht hätten. Die Kunſt, uns mit Anſtand, und Schicklichkeit zu kleiden, iſt eine von denen Vervollkommnungsfähigkeiten, wodurch wir uns von den Thieren unterſcheiden; und die Kunſt, dieſes mit Zierlichkeit zu thun, iſt eine von denen, woran das Erfindungsvermögen ſich unaufhörlich übt, und wodurch der Mann von Geſchmack ſich von dem bloßen Nachahmer unterſcheidet.

Allein, ob gleich der Gebrauch der Kleidung uns, die wir die nördliche Himmelsſtriche der Erdkugel bewohnen, weſentlich nothwendig ſcheinen mag, ſo muß doch, da die Kleidung eine Erfindung der wärmern Himmelsgegenden iſt, irgend eine andere Urſache, als die, den Körper vor den Ungemächlichkeiten der Witterung zu ſchützen, dieſelbe veranlaſſet haben. Es gibt in Aſia, welches wir für das zuerſt bewohnte Land annehmen, eine Menge Oerter, wo Kleidung nicht allein ganz unnöthig, ſondern auch ſogar eine Laſt, iſt; und doch hat das ganze Menſchengeſchlecht in dieſem großen Welttheile, und in jedem andern Theile der Erde, einige wenige wilde Völkerſchaften ausgenommen, von je her den Gebrauch gehabt, und hat ihn noch, ſich irgend einer Art von Bedeckung des Körpers zu bedienen. Wäre die urſprüngliche Abſicht bey der Kleidung keine andere geweſen, als den Körper vor der Kälte in Sicherheit zu ſetzen, ſo würde hieraus natürlich folgen, daß ſie in kältern Gegenden hätte erfunden, und zur größten Vollkommenheit gebracht werden, und daß die Einwohner jedes kalten Landes, durch Nothwendigkeit getrieben, den Gebrauch deſſelben we=

wenigſtens längſt vor unſern Tagen hätten kennen müſſen. Aber keines von beyden iſt der Fall; denn die Kunſt, Kleider zu machen, war erfunden, ehe irgend einer der kältern Himmelsſtriche bewohnt war; und die Einwohner verſchiedener der unwirthbarſten Gegenden der Erde, und beſonders um die magellaniſche Meerenge, gehen bis auf den heutigen Tag nackt. Und hiedurch ſcheint es ausgemacht zu ſeyn, daß Nothwendigkeit nicht die einzige Urſache war, die den Menſchen zuerſt antrieb, ſeinen Körper zu bedecken; wenigſtens müſſen andere Urſachen mitgewirkt haben, die Gewohnheit allgemein zu machen. Man hat die Scham als Urſache angegeben; allein dieſe Meinung wird nicht durch Thatſachen beſtätiget. Die Scham ſcheint dem Menſchen nicht natürlich zu ſeyn; ſie iſt ein Kind der Kunſt, und je näher wir der Natur kommen, deſto weniger wiſſen wir etwas von Scham. Die Einwohner von Taheiti wiſſen von dieſem Gefühle nichts; oder wenn ſie es haben, wird es wenigſtens nicht durch eben ſolche Umſtände und Situationen, wie bey uns, in Thätigkeit geſetzt. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle die Länder nennen wollte, wo beyde Geſchlechter nackt gehen, folglich in dieſem Stücke von Scham nichts wiſſen. Die weiter unten folgende illuminirte Karte kann einigen Begriff davon ertheilen. Noch weniger würde man alle diejenigen Länder zählen können, in welchen, ob man ſich gleich der Kleidung zu bedienen pflegt, doch keine Scham mit Entblößung irgend eines Theiles des Körpers verbunden iſt. Damit wir aber unſere Hypotheſe nicht auf die wilde Lebensart allein bauen, dürfen wir nur den Menſchen ſelbſt von der verfeinerten Geſellſchaft und in den geſitteten Staaten, in dem Zuſtande ſeiner Kindheit und Jugend betrachten. Es iſt offenbar, daß keines von beyden Geſchlechtern in den erſten Jahren des Lebens Scham fühlt, weil es nackt iſt; und

daß ſogar in dem Alter von 7 und 8 Jahren die Auſweiſung derjenigen Theile, welche gewöhnlich bedeckt ſind, ein Umſtand iſt, welcher von Kindern ſo wenig in Betrachtung gezogen wird, daß die Mütter und andere Perſonen, welche die Aufſicht über ſie haben, manchmal viele Mühe haben, ſie in dieſem Stücke zur Landesſitte zu gewöhnen, und daß ſie öfters ſogar genöthigt ſind, zu Strafen ihre Zuflucht zu nehmen, um nur ihren Zweck zu erreichen. Dieſer Belehrung und Züchtigung haben wir die erſte Empfindung der Scham, wenn wir uns anders, als die Landesſitte es mit ſich bringt, zeigen, zu danken; und die Gewohnheit erhält nachher beſtändig dieſes Gefühl in uns.

Iſt aber aus dieſen Gründen klar, daß man den Urſprung der Kleider nicht gänzlich, weder der Nothwendigkeit, noch der Scham, zuſchreiben darf, ſo bleibt die wahre Urſache noch aufzuſuchen übrig; und dieſe liegt wohl unſtreitig, inſonderheit bey dem ſchönen Geſchlechte, in einer Art von angebornem Triebe, die ihm von der Natur geſchenkten Reitze durch die Kunſt zu erhöhen. Dieſe Meinung wird dadurch beſtätigt, daß die Kleidung, vorerwähntermaßen, unter einem Himmelsſtriche erfunden wurde, wo man ihrer nur ſehr wenig bedurfte, um ſich vor der Kälte zu ſchützen, und in einem Zeitpuncte, wo das menſchl. Geſchlecht ſowohl noch zu unſchuldig, als auch zu roh und ungebildet war, um ſchon das Gefühl von Scham erlangt haben zu können. Auch lehrt uns eine Durchſicht der Geſchichte der Menſchheit, daß die Neigung ſich auszuſchmücken, oder die Putzluſt, wenn wir es ſo nennen mögen, allgemein unter derſelben verbreitet iſt, und ſich allenthalben äuſſert, wo nur noch ein klein wenig Muße von der Nothwendigkeit, ſich die tägliche Nahrung zu verſchaffen, übrig bleibt, und der Menſch nicht durch die unbegränzteſte Sclaverey niedergedrückt wird. Jedes wilde Volk, wenn es

gleich

gleich fadennackt einher geht, zeigt ſeine Liebe zu Putz und Zierrathen durch allerley Malzeichen, Flecken und Figuren, die es ſich auf die Haut macht. Letztere ſind oft von den glänzendſten, prächtigſten Farben. Jede Nation, die irgend ein Land bewohnt, welches Materialien zum Putze enthält, und die einigermaſſen Geſchicklichkeit beſitzt, dieſe Materialien zu bearbeiten, zeigt ſo viel Scharfſinn, als ſie nur kann, um ſich mit demjenigen, was ſie auf dieſe Art heraus gekünſtelt hat, aufs beſte und vortheilhafteſte zu ſchmücken und auszuzieren. Umſtände, die einen ſtarken Beweis abgeben, daß die Liebe zum Putz ein natürlicher Trieb iſt, der ſich faſt ohne alle Ausnahme unter jedem Himmelsſtriche und in jedem Lande äuſſert. Ferner, wenn der Zweck der Kleidung kein anderer wäre, als Beſchützung vor der Kälte, oder das Werk der Scham, ſo würde es nur ganz einfache und ungekünſtelte Kleidungen geben; denn der Zweck würde durch ſolche Kleidungen wenigſtens eben ſo gut, als durch bunte und zierrathvolle, erreicht; allein das Schlichte und Einfache muß allenthalben dem Bunten und Geſchmückten weichen. Neigung zum Putze und Schmucke muß demnach eine mit von denen Urſachen geweſen ſeyn, welche der Kleidung ihren Urſprung gegeben haben.

Da die menſchliche Natur einen ganz beſondern Hang zur Mannigfaltigkeit und zur Veränderung hat, ſo kann auch dieſes etwas zu dem Gebrauche, ſich zu bekleiden, beygetragen haben. Gänzliche Nacktheit iſt der Mannigfaltigkeit gerade entgegen geſetzt, denn ſie bietet nichts, als einen und denſelben Gegenſtand in einer und derſelben Geſtalt und Farbe, und ohne alle Abänderung von Umſtänden, als diejenigen, die aus Veränderung der Stellung entſtehen, dar. So ganz einförmige und ungeänderte Gegenſtände, da ſie keine neue Eindrücke auf die Sinne machen, ſind gar nicht

geſchickt, die Leidenſchaft der Liebe zu erregen, und noch weniger ſie dauernd zu machen; denn um eines von dieſen beyden zu bewirken, iſt es nothwendig, daß unſere Sinne mit einer Mannigfaltigkeit von Erſcheinungen unterhalten werden. In Ländern, wo das weibliche Geſchlecht beſtändig in dem urſprünglichen Kleide der Natur einher geht, iſt es weit weniger der Gegenſtand von Begierden, als wo es durch den Anzug Gelegenheit erhält, ſeine Figur und Geſtalt zu vermannigfaltigen, durch neue Erſcheinungen immer neue Eindrücke auf uns zu machen, und einen Theil ſeiner Reitze uns entweder darzulegen oder zu verbergen, je nachdem es ſeiner Abſicht jedesmal gemäß iſt. Wahrſcheinlicherweiſe hat das weibliche Geſchlecht den Nachtheil, immer in einer und derſelben Geſtalt zu erſcheinen, frühzeitig eingeſehen; und dieſem Nachtheile abzuhelfen, ſind ſie nach und nach auf den Einfall gerathen, mit Hülfe der Kleidung und des Putzes ſich mannigfaltig zu machen.

Zwar hat man, weil das weibliche Geſchlecht unter den Wilden jede Art von Putz und Zierrath vernachläſſigt, und der Zuſtand einer wilden Völkerſchaft der Natur nur noch am nächſten iſt, hieraus geſchloſſen, daß die Leidenſchaft, ſich zu zieren und auszuſchmücken, dem weiblichen Geſchlechte nicht angeboren ſey. Allein dieſer Schluß iſt nicht feſt gegründet, wenn man in Erwegung zieht, daß, wo das weibliche Geſchlecht alle Art von Putz gänzlich vernachläſſigt, dieſes entweder aus Mangel der zu dieſem Behuf erforderlichen Materialien geſchieht, wie in der magellaniſchen Meerenge, oder da, wo es durch Sclaverey und Mißhandlung ſo gänzlich niedergedrückt wird, wie an den Ufern des Orenoque, daß ſogar dieſe ihm ſo natürliche Leidenſchaft unter der Härte ſeines Schickſales gar nicht aufkommen kann. Denn auch unter den wildeſten Völkern, wenn ſie ihre Weiber nicht in der

verworfenſten Sclaverey halten, bieten dieſe alle ihre Kräfte auf, um Materialien zum Putz und zum Zierrath zu erhalten. Auf der Küſte von Patagonien, wo die Einwohner beyderley Geſchlechts faſt ganz nackt gehen, waren die Weiber in Anſehung des Putzes mit den Männern auf gleichem Fuße, und beynahe auf einerley Art bemalt; und eine von ihnen, welche artiger, als irgend einer von ihren männlichen oder weiblichen Begleitern war, hatte nicht allein Armbänder, ſondern ihre Haare waren auch mit Korallen durchflochten. Und bey verſchiedenen Horden der herumziehenden Tatarn, die äußerſt roh und uncultivirt ſind, ſind die Weiber, ob ſie gleich faſt gänzlich eingeſperrt gehalten werden, verſchwenderiſch mit den reichſten Zierrathen, die ihnen ihre Männer oder Verwandte nur zu ſchaffen wiſſen, beladen.

Wenn wir es als ausgemacht annehmen, daß die Liebe zur Bekleidung eine natürliche Neigung iſt, ſo ſo können wir auch vernünftigerweiſe ſchließen, daß dieſe Neigung ſich ſchon in einem ſehr frühen Zeitpuncte des Alterthumes geäuſſert habe; allein auf was für Art ſie zuerſt ſich zeigte, und welche Materialien ſich urſprünglich zu ihrer Befriedigung darboten, ſind Dinge, wovon wir wenig wiſſen. Die erſte Bekleidung, deren die Geſchichte Meldung thut, beſtand aus zuſammen geflochtenen Blättern; aber wie ſie zuſammen geflochten waren, davon iſt keine Nachricht auf uns gekommen. Indeſſen kann man vernünftigerweiſe aus dieſem Winke ſchließen, daß die Menſchen in dem erſten Zeitalter zu ihrer Bekleidung Gebrauch von denjenigen Materialien gemacht haben, welche die Natur ihnen darbot, und welche der wenigſten Zubereitung bedurften. Strabo erzählt, daß einige Völker Baumrinde dazu gebrauchten, und daß andere zu dieſem Behuf Rohr und andere Gewächſe und Pflanzen grob in einander flochten. Indeſſen ſcheinen unter allen übri-

gen Materialien die Felle der Thiere, in jenen alten Zeiten die gewöhnlichſte Kleidung geweſen zu ſeyn. Da man aber damals die Kunſt, ſie durch Gärben geſchmeidig zu machen, oder die Haare von der Haut abzuſondern, noch nicht kannte, trug man ſie ſo, wie ſie von den Körpern der Thiere abgezogen waren. In den ſineſiſchen Jahrbüchern wird erzählt, daß Tſchingfang, einer der erſten Könige dieſes Reiches, gelehrt habe, die Felle durch Abſonderung des Haares vermittelſt einer hölzernen Walze zu Kleidern zu bereiten. Aber auch wie die Thierfelle durch verſchiedene, in verſchiedenen Ländern übliche Methoden, etwas bequemer zur Bekleidung gemacht worden waren, ſo waren ſie doch natürlich nicht zu einer netten gemächlichen Bedeckung des menſchl. Körpers paſſend; einige mußten zu klein, andere zu groß ſeyn. Diejenigen, die zu groß waren, nach Belieben kleiner zu machen, war leicht genug; aber die zu dieſem Zweck zu kleinen konnten nicht, ohne die Kunſt, ſie an einander zu befeſtigen und zuſammen zu ſetzen, größer gemacht werden; und es vergieng viele Zeit, bis ein großer Theil des menſchl. Geſchlechtes dieſe Kunſt erfand. Die Erfindung des Zwirnes, oder von Fäden aller Art, ſcheint nicht zu den früheſten zu gehören, wie wir aus dem Umſtande, daß ſo viele wilde Nationen ſie noch heut zu Tage nicht gemacht haben, ſchließen können; und ohne Fäden läßt ſich hier nichts machen. Heſiodus meldet, daß die Alten getrocknete und in dünne Fäſerchen zertheilte Thierſehnen ſtatt des Zwirnes gebraucht haben. Dornen, ſpitzige Knochen und ähnliche Dinge vertraten die Stelle der Nähnadeln. Von ſo rohen Materialien, und auf dieſe rauhe Art waren die Kleider oder vielmehr die Hüllen des menſchl. Körpers in dem erſten Zeitalter gemacht. Sie waren aber dem Körper nicht ſo angepaßt, als jetzt, ſondern hiengen frey und los um ihn, und hatten gleiche Länge und Um=

Umfang; ein Umſtand, welcher zugleich daraus ſehr klar wird, daß die Großen ſehr viele Kleidungsſtücke hatten, womit ſie denen, die ſie ehren wollten, Geſchenke machten; denn zu dieſer Abſicht wären die Kleidungen nicht dienlich geweſen, wenn ſie dem Körper ihres urſprünglichen Eigenthümers genau angemeſſen geweſen wären. Dieſer Umſtand aber erhält auch noch mehr Beweiſe durch die noch jetzt gewöhnliche Kleidung derjenigen Nationen, welche die Gebräuche ihrer älteſten Vorfahren am meiſten beybehalten haben. Die Kleidungsſtücke der Holländer und Walliſer ſind noch bis auf dieſe Stunde ſo weit, daß ſie leicht von jedem ohne Unterſchied getragen werden können.

Als die menſchl. Geſellſchaft ſich allmählich verfeinerte, und beyde Geſchlechter anfiengen darauf zu ſinnen, wie ſie ſich gegenſeitig einander angenehm machen ſollten, ſuchten ſie Materialien ausfindig zu machen, aus welchen Kleidungsſtücke von gemächlicherer und angenehmerer Art verfertiget werden könnten, als aus Baumrinden oder aus Thierfellen. Die erſten Verſuche zu dieſem Zwecke wurden wahrſcheinlicherweiſe mit Kamelhaaren gemacht; ein Stoff, welcher noch jetzt in den Morgenländern zu Kleidungen verarbeitet wird. Vom Kamelhaare war der Uebergang zur Wolle leicht und natürlich, und man mußte es ſehr bald entdecken, daß jedes von dieſen nicht nur eine biegſamere, wärmere und dauerhaftere, ſondern auch eine zierlichere Bedeckung abgab, als irgend ein anderer Stoff, aus welchem ſie bis dahin dergleichen zubereitet haben konnten. In welchem Zeitpuncte man zuerſt die Kunſt, dieſe Materialien in Kleidungsſtücke zu verwandeln, erfunden habe, iſt ungewiß; es muß aber ſehr früh geſchehen ſeyn. Denn die Geſchichte meldet uns, daß zu den Zeiten der Patriarchen die Einwohner von Paläſtina und Meſopotamien große Sorgfalt auf ihre Schafſchuren gewandt haben; ohne Zweifel

verſtanden ſie die Kunſt, die Wolle zu Kleidungsſtücken und zum Putze zu verarbeiten. Dieſer Gebrauch der Wolle und des Kamelhaares gab vielleicht den erſten Begriff zur Theilung der Faſern gewiſſer Pflanzen in beſondere Fäden, und zur Verwandlung derſelben in ähnlichen Gebrauch, ein. Wie es aber auch hiemit ſeyn mag, ſo viel iſt gewiß, daß dieſe Kunſt ſehr früh getrieben wurde. Wir leſen, daß unter den verſchiedene Plagen, welche der Iſraeliten wegen über die Aegypter kamen, auch der Flachs vom Hagel zerſchlagen wurde; und in kurz darauf folgenden Zeitpuncten wird ſchon zum öftern der feinen ägyptiſchen Leinwand Erwähnung gethan. Dieſes waren die Materialien, womit die Menſchen in uralten Zeiten ſich kleideten. Ich will auch noch kürzlich dasjenige, was ſie zum Zierrath und zur Pracht beſaſſen, betrachten.

Die Kunſt, den Körper mit verſchiedenen Dingen auszuſchmücken, war zu Abraham's Zeiten verſchiedenen aſiatiſchen Völkerſchaften bekannt; ſie hatten ſogar Edelſteine von verſchiedener Art, und Gefäße von Gold und Silber. Als Klieſer, Abrahams Knecht, für Iſaac, ſeines Herrn Sohn, um Rebecca warb, nahm er goldene Spangen und Armringe, nebſt goldenen und ſilbernen Kleinoden, zum Geſchenke mit ſich, um ſich eine günſtige Aufnahme zu verſchaffen. Jacob gab ſeinem geliebteſten Sohne Joſeph einen bunten Rock, den man für einen aus Baumwolle gemachten Rock hält, und welcher feiner war, als die Kleider ſeiner Brüder, welches dann die Urſache war, daß ſie ihn als Sclaven an die Ismaeliten verkauften. Allein, aller dieſer Verfeinerungen ungeachtet, waren die Menſchen nicht mit der Kunſt, ſich zierlich und annehmlich zu kleiden, bekannt. Ihr Oberkleid beſtand bloß aus einem Stücke Tuch, in welches ſie ſich einhülleten, und ſie wußten kein anderes Mittel, es um ſich herum zu befeſtigen, als daß ſie es um den Leib herum

herum ſchlugen, und am Leibe mit der Hand feſt hiel-ten. Verſchiedene rohe Nationen tragen ſie noch heut zu Tage auf dieſe Art. Ein auffallendes Beyſpiel davon zeigt ſich in Taheiti, wo die Einwohner ſich in ein Stück Tuch von faſt unglaublicher Länge einwi-ckeln; und je höher der Rang der Perſon iſt, je län-ger iſt das Stück Tuch. Zu den Zeiten der Patiar-chen waren die Iſraeliten einige wenige Schritte über die jetzt beſchriebene Einfalt hinaus gekommen: ſie hatten Kleider mit Aermeln, und Mäntel, die ſie über ihre ganze Kleidung warfen; ihre Schuhe aber waren wie die Schuhe ihrer Nachbarn, nichts als Stücke Le-der zur Bedeckung der Fußſohlen, und dieſe machten ſie mit Neſteln oder Riemen an den Füſſen feſt.

Bey allen dieſen Nachrichten von der Art und Weiſe ſich zu kleiden (Tracht, Kleidertracht) in den älteſten Zeiten, iſt es nicht wenig ſonderbar, daß ſich keine Meldung von der Kleidung des weiblichen Geſchlechtes findet, die wenigen Zierrathen ausgenommen, die, wie ich bereits erwähnt habe, der Rebecca geſchenkt wur-den. Allein, ob wir gleich jetzt nicht mehr durch Muth-maſſungen heraus bringen können, woraus ihre Klei-dung beſtanden habe, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie bey verſchiedenen Gelegenheiten verſchieden war. Denn als Thamar hingieng, und ſich an den Weg ſetzte, um von Juda, der vorüber gehen ſollte, für eine lüder-liche Weibsperſon gehalten zu werden, legte ſie das Wittwenkleid ab, und kleidete ſich wie eine Buhlerin. Hieraus ſieht man, daß nicht allein Wittwen und Buh-lerinnen, ſondern vermuthlich auch viele andere Stän-de durch verſchiedene Kleidungsart ſich von einander unterſchieden; ein ſtarker Beweis, daß in dieſen Zeiten die Kleidung ein Umſtand war, auf den man viel ach-tete. Denn wo die Bekleidungskunſt gleichſam noch in ihrer Kindheit iſt, braucht man ſie noch nicht zum Un-terſcheidungszeichen der Perſonen nur bey verfeinerten

Völkern iſt die Kleidung nicht allein ein Zeichen verſchiedener Würden, ſondern auch verſchiedener Gewerbe, Handthierungen und Situationen.

Ich komme zur nähern Betrachtung der Kleidungsarten oder Kleidertrachten einiger, der ältern ſowohl, als auch neuern Völker.

Aegypten iſt das Land, dem man vor allen übrigen die älteſten Denkmäler der Kunſt zugeſteht. Seine lteſten Eingeborne bedeckten ſich, dem **Diodorus Siulus** (1) zufolge, mit Thierhäuten. Dieſe wurden i der Folge durch das Untergewand, (L. Tunica, fr. Tunique) d. i. dasjenige Kleidungsſtück, welches man unmittelbar auf dem Leibe trug, erſetzt. Die meiſten ältern Nationen bedienten ſich deſſelben; nur trugen es einige ohne, andere mit Aermeln; einige weiter, andere enger, wie aus dem Folgenden mit mehrern u erſehen ſeyn wird. Daſſelbe war gewöhnlich aus zey Stücken oder Blättern, welche beynahe die Geſta eines länglichen Viereckes hatten, zuſammen geſetzt Es bedeckte die Bruſt und den Rücken, war an den obern Enden, auf den Schultern, zuſammen geheft, und hatte in der Mitte eine Oeffnung, um den Kof durchſtecken zu können. Unter den Armen hienge dieſe Stücke ebenfalls zuſammen, und wurden gegn das untere Ende immer breiter. Ein merklicher Unterſchied in Anſehung der Länge zeichnete ſie aus, wenn ſie für Frauensperſonen gehörten. Man ſchnürte endlich das Untergewand mit einem Gürtel oder einer Binde zuſammen, um dem Körper die erforderliche Freyheit zur Bewegung zu laſſen.

Nach

(1) Biblioth. hiſt. L. 1. Sect. 43, Vol. I. Opp.

Nach **Herodot** (2) Berichte pflegen die ägyptiſchen Frauensperſonen nur ein Gewand zu tragen. Man findet auch wirklich Statuen, die nur mit einem einzigen Untergewande bekleidet ſind, welches ſich ſo feſt an den Leib ſchließt, daß man ſie für ganz nackte Figuren halten könnte, wenn die Enden an den Füſſen, oder an den halben Schenkeln, das Untergewand nicht merklich machten (3). Indeſſen finden ſich doch einige mit feinen Fältchen, die einen ſehr leichten und dünnen Stoff anzeigen; andere, im Capitoliniſchen Muſeum, welche wie die Tochter der Niobe, Fig. 12, doch ohne Gürtel, drapirt ſind. Der Mantel wurde über dem Oberrocke getragen, und bedeckte den Rücken und die Schultern.

Die Mannsperſonen trugen zwey Röcke, oder eigentlich zwey Unterkleider. **Herodot** nennt dasjenige Kleidungsſtück, welches bis auf die halben Schenkel herab hieng, und unten herum verbrämt war, Καλασίρις, Calaſiris, wovon ich ſogleich wieder ſprechen werde. Ueber dieſem trugen ſie, wenigſtens nach der italiän. Ueberſetzung **Herodots** (4), einen Habit von weißer Leinwand; oder, nach des **Ferrarius** (5) Erklärung, ein Pallium von weißer Wolle; oder endlich, dem **Beger** (6) zufolge, das Amiculum. Nach dem Berichte der h. Schrift, trug **Joſeph**, welcher ſich wahrſcheinlich nach der ägyptiſchen Weiſe kleidete, ein

(2) Hiſtoriarum (Libri VIII. gr. & lat. ex *Vallæ* interpretatione, Amſt. 1763. f.) L. II. Sect. 36. p. 120.

(3) Von dieſer Art ſind die Figuren auf der 7. und 11. Kupfert. in der italiän. Ueberſetzung der winkelmanniſchen Geſchichte der Kunſt.

(4) *Herodoto Halicarnaſſeo* tradotto per il Conte *Matt. M. Bojardo*, Venez. 1565, 8.

(5) *Octavii Ferrarii* de re veſtiaria Libri VII. Patav, 1686, 4. ſt. auch in *Grævii* Theſ. Antiqu. Rom. Tom. VI. p. 605—912.

(6) Theſaur. Brandenb. Vol. I. p. 221.

ein Pallium (7). Außer dem Pallium bedienten ſich die Aegypter wahrſcheinlich noch der Chlamys, oder des Sagum, einer Art von Kriegs- oder Reiſemantel.

Bey den alten Griechen war das gewöhnliche Kleid Χιτων, Tunica, welches bis auf die Knie, bisweilen auch auf die Knöchel herab gieng, welche letzte Art inſonderheit ποδήρης χιτων, Tunica talaris, oder ein Talar, genannt wurde. Der Name Στολη oder Stola aber wurde von den Griechen einem jeden Kleide, ſowohl männ- als auch weiblichen Geſchlechtes, beygeleget. Der Unterſchied zwiſchen den griechiſchen und römiſchen Tunicis war dieſer, daß jene mit langen und engen, dieſe aber mit kurzen und weiten Aermeln (8) verſehen waren, welche letztere zuweilen nicht einmal bis an den Elbogen reichten, welches man an vielen Bildſäulen erkennen kann. Außer dieſer Tunica, als dem Oberrocke, trugen viele auch noch einen Unterrock (9), welcher zunächſt auf der Haut lag, und von den Griechen χιτωνίσκος, von den Römern aber Interula oder Subucula genannt wurde. Anfangs wurden die Tunicæ, zumal diejenigen, welche die Mannsleute trugen, von Wolle gemacht, denn die leinenen Klei-

(7) 1. Moſ. 39, 12. Weder aus dem Hebr. בגד noch dem griech. Ausdrucke der LXX. Dollmetſcher, ἱμάτιον, läßt ſich etwas folgern. Es ſind allgemeine Ausdrücke von Kleidungsſtücken. Aber eine Art von Obergewand muß das geweſen ſeyn, was Joſeph bey ſeiner Flucht in den Händen der gefährlichen Frauensperſon ließ.

(8) In den alten Zeiten war es nicht ohne Vorwurf, wenn angeſehene Römer Röcke mit Aermeln hatten; man trug ſie meiſt ohne Aermel.

(9) Von Tunica interiori, ſ. *Philippi Rubenii* Electorum (libri II. in quibus antiqui ritus, emendationes, cenſuræ. Antverp. 1608, 4. L. 2. c. 20. Varro in einem verlornen Werke, welches Nonius oft anführt: poſteaquam *binas* tunicas habere cœperunt: inſtituerunt vocare *ſubuculam* & *induſium*.

Kleider waren vor den Zeiten Alexandri Severi, welcher nach dem Zeugniſſe des Lampridius, c. 40, zuerſt dergleichen getragen hat, nicht eben gebräuchlich; es ſcheint auch, daß ſich um dieſe Zeit nicht alle und jede derſelben bedient haben; gleichwie auch ungewiß iſt, ob der Name Linum eben von einem ſolchen Unterrocke oder Subucula zu verſtehen ſey. So viel aber iſt gewiß, daß Subucula, welches Wort vom Horaz, L. 1, Ep. 1, v. 95, von einem Kleide, das zunächſt auf der Haut liegt, und von uns ein Hemd genannt wird, gebraucht wird, das innere oder Unterkleid bedeute, welches damals von Wolle war; woraus dann zugleich erhellet, daß die leinenen Unterkleider oder Leibröcke, die wir Hemden nennen, erſt in ſpätern Zeiten eingeführt worden ſind.

Daß aber die Weibsperſonen eher, als Mannsperſonen ſich leinener Kleider bedient haben, iſt unter andern daraus zu ſchließen, weil Varro nach dem Zeugniſſe des Plinius erzählt, daß an der Familie der Serraner als etwas Beſonderes bemerkt worden iſt, daß ihre Weiber keine dergleichen Kleider getragen haben; woraus dann geſchloſſen wird, daß dieſer Gebrauch leinener Kleider bey dem römiſchen Frauerzimmer ſchon vorher bekannt geweſen ſeyn müſſe, weil an erwähnter Serraniſchen Familie getadelt wurde, daß ſie ſich nicht andern gleich gehalten habe. Daß Leinwand bey den Griechen von ſehr alten Zeiten her gebräuchlich geweſen ſey, erhellet daraus, weil man dieſe Materie aus unterſchiedenen fremden Landen nach Griechenland gebracht hat, wie dann von ihren Schriftſtellern hin und wieder der colchidiſchen oder ſardoniſchen und ägyptiſchen Leinwand gedacht wird.

Eine beſondere Art der Kleidung war die ſogenannte Calaſiris, welche gleichfalls ein leinenes Kleid war, welches einen beſondern Saum hatte, dergleichen inſonderheit die ägyptiſchen Prieſter unter ihren wollenen Oberröcken trugen, und zwar darum, weil ihnen in dem Tempel nicht erlaubt war, wollene Kleider zu tragen, daher ſie dieſelben bey dem Eingange in den

Tempel ablegten, und nur allein die leinenen auf dem Leibe behielten, ſo, daß dieſe Calaſiris ihnen zugleich als eine Tunica und Interula, d. i. als ein Rock und Unterkleid, gedient zu haben ſcheint. Daß übrigens der Gebrauch der Leinwand aus Aegypten nach Griechenland gekommen ſey, erkennt man eben daher, weil den Prieſtern der Iſis und des Anubis, in den Tempeln ſich keiner andern, als leinener Röcke zu bedienen, erlaubt war. Sie durften auch ſogar ihre Todte in keine andere als leinene Tücher einwickeln, wie dann bekanntermaßen die ſogenannten Mumien alleſammt mit leinenen Binden umwunden ſind.

χλαμὺς, Chlamys, iſt ebenfalls eine Art der Kleidung, welche bey den Griechen von alten Zeiten her gebräuchlich war, und von dieſen auf die Römer gebracht wurde. Es war dieſes ein Mantel oder Oberkleid, welches ſie über den andern Kleidern trugen; doch läßt ſich von deſſen eigentlicher Geſtalt nichts gewiſſes ſagen. Einige meinen, die Chlamys ſey eben das geweſen, was die Römer Toga nannten; andere hingegen behaupten, daß dieſes Kleid mit dem ſogenannnten Sagum oder Paludamentum eine mehrere Gleichheit gehabt habe, oder gar einerley mit demſelben geweſen ſey. Die Griechen bedienten ſich derſelben ſowohl zu Hauſe als auch im Kriege. Die Meiſten halten dieſe Chlamys für ein offenes Kleid, welches auf der rechten Achſel mit einem beſondern Häftel oder Schnalle zuſammen geheftet, und alſo eingerichtet war, daß ſie den rechten Arm ganz frey behielten. Einige thun einer zweyfachen Art dieſer Chlamys Meldung, deren eine ſie macedonica, die andere aber communis nennen. Von der macedoniſchen ſagen ſie, daß dieſelbe unten ganz zu (10) geweſen, da hingegen die gemeine Art etwas weiter, aber nicht ſo geſchloſ-

(10) d. i. unten nicht eingeſchnitten, ohne Schlitze.

ſchloſſen, ſondern eingeſchnitten, geweſen ſey. Heſychius und andere gedenken noch einer dritten Art, welche ſie Chlamys theſſalica nennen. Daß übrigens die Chlamys auch bey den Römern gebräuchlich geweſen ſey, beweiſen viele Denkmäler, woraus man ſieht, daß die Kaiſer, Prætores und Tribuni dergleichen getragen haben, da es aber mehr Paludamentum heißt. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß die Epheſtrides, der Mandyas und Byrrhus, eben dergleichen geweſen ſeyn (11).

Die Chlaena, von den Römern Laena genannt, ſoll zu den Zeiten der alten Heiden gebräuchlich, und gleichfalls eine Art eines Oberkleides oder Mantels geweſen ſeyn, deſſen ſie ſich inſonderheit gegen die Kälte, des Nachts aber zugleich anſtatt eines Lagers bedient haben, wie dann einige einfach, andere aber doppelt und dicker geweſen ſeyn ſollen. Homer (Ilias B. 24. V. 645) ſchreibt, daß, als Priamus einsmals in dem Gezelte des Achilles übernachtet habe, ihm eine doppelte Chlaena gereicht worden ſey, um ſich damit zu decken. Im Kriege wurden ſie am meiſten gebraucht, und werden oft genannt. Ein anderes Kleid, Chlanis oder Chlanidion, war von dünnem Zeuge, und wurde von beyderley Geſchlechte getragen. Noch ein anderes, Siſyra, welches etwas dicker war, diente ihnen bey Tag und Nacht auf mancherley Weiſe, und ſoll auch dieſer Art geweſen ſeyn.

Pallium, der Mantel, wurde von den Griechen Ἱμάτιον, φάρος, und Τριβώνιον genannt; ja der lat. Name Pallium ſelbſt iſt in die griechiſche Sprache aufgenommen worden, Παλλιον, und war von den heutigen Mänteln nicht ſehr verſchieden, außer daß es etwas länger war. Es ſcheint urſprünglich von den Grie-

(11) Wozu auch noch Laserna zu ſetzen iſt.

Griechen herzukommen, weil **Suetonius** in dem Leben des **Auguſtus**, c. 98, ſchreibt, daß dieſer Kaiſer bey einer gewiſſen Gelegenheit ſeinen Reiſegefährten unter andern Geſchenken Togas und Pallia (Röcke und Mäntel) unter dem ausdrücklichen Befehle habe austheilen laſſen, daß die Römer ſich der griechiſchen, die Griechen aber ſich der römiſchen Kleidung und Sprache bedienen ſollten. Mit der Zeit aber ſind ſie ſowohl bey den Römern als auch Griechen üblich geweſen. Man ſieht keinen Kragen daran, und ſie wurden über den andern Kleidern getragen, wie man Fig. 2096 an dem Bildniſſe des **Metrodorus** von Epheſus, welches zu Rom zu ſehen iſt, erkennen kann, da ſich ein ſehr weites Oberkleid zeigt, welches man etlichemal um ſich herum wickeln kann. Die Tunica geht bis auf die Füſſe, wie Fig. 2097, woran der Mantel von jenes griechiſchen **Metrodorus** Mantel darin unterſchieden iſt, daß die Enden an jenem hie und da eingeſchnitten, und mit einem beſondern Saume verbrämet zu ſeyn ſcheinen. Eben dieſe Tunica iſt unter der Bruſt mit einem breiten Gürtel umgürtet, die Aermel aber ſind ſehr weit und lang.

Wenn man die Geſtalt dieſer griechiſchen **Mäntel** betrachtet, ſollte man denken, daß dabey keine Schwierigkeit ſey; nichts deſto weniger iſt man über denſelben nicht einerley Meinung. Denn weil *Appianus* L. V. de bello civili von dem Antonius erzählt, daß er in Aegypten nach griechiſcher Art ein Pallium quadratum (einen viereckigen Mantel) getragen habe, ſo iſt daher die Frage entſtanden, was unter demſelben zu verſtehen ſey. Vielleicht iſt ein Mantel darunter zu verſtehen, der vier Ecken oder Zipfel hat, deren vordere nur in das Geſicht fielen, und untenher rund waren. Man glaubt, daß er nicht auf einerley Weiſe getragen worden ſey, und zwar bisweilen ſo, daß ſie die beyden gegen einander ſtehenden Enden auf den Achſeln mit einem Häftel zuſammen geheftet haben, und wenn man alſo den Mantel von der rechten Hand gegen

die

die linke zurück geſchlagen hat, der ganze Leib davon bedeckt worden iſt.

Die Kleidung des **Pruſias**, eines Landvogtes der Coier, Fig. 2098, ſcheint ein Kriegskleid zu ſeyn. Erſtlich trägt er eine Chlamys, die auf der Achſel zuſammen geheftet iſt, und unter derſelben eine doppelte Tunica, unter welcher die innere, welche länger iſt als die obere, ihm bis mitten an die Schenkel geht, beyde aber mit einem Gurte zugehalten werden. Sein Schwert iſt etwas länger, als die römiſchen, und ſcheint nach dem Maße ſeiner Leibesſtatur 2 Fuß lang zu ſeyn. Seine Gemahlinn, welche neben ihm ſteht, hat einen beſondern Hauptſchmuck, und einen langen Rock bis auf die Erde, welcher gleichfalls mit einem Gürtel gebunden iſt, und ſehr lange Aermel hat, bis vor auf die Hände. Einen ſolchen Mantel, den man über der Tunica trägt, nennen die Griechen Ιμάτιον, oder Chlamydion, die Römer aber Pallium oder Palla. Der folgende **Telamon**, Fig. 2099, ſcheint gleichfalls ein Kriegskleid zu tragen. Deſſen Schild hat mit einem großen Becken, welches ovalrund iſt, eine große Aehnlichkeit; der Helm iſt überaus ſchön, und ſein Schwert kommt des Pruſias ſeinem ſehr gleich. Seine Gemahlinn **Heſione** erſcheint auch in einem ſehr weiten Kleide, welches aber ſehr kurze Aermel hat, ſo, daß ihre Arme faſt ganz nacket ſind; auch trägt ſie einen Mantel, deſſen Rand eingeſchnitten iſt, und gleichſam beſonders verbrämt ſcheint; das Haupthaar iſt beſonders durch einander geflochten.

Der **Mantel der Weltweiſen** (12), war von andern in nichts unterſchieden, als daß er insgemein ſehr abgeſchabt war; daher er von dem Worte τρίβω, (ich reibe,

(12) Beſondere Schriftſteller davon führt *Fabricius*, in Bibliogr. c. 18, §. 9, an.

reibe, ſchabe ab,) Τριβώνιον, Tribonium, hieß. Es trugen die meiſten Philoſophen dergleichen, meiſt um dafür angeſehen zu werden, als ob ſie ſich weder aus Armuth noch aus Pracht etwas machten. Sie waren insgemein ſchwarz, oder dunkelbraun. Nach dem Zeugniſſe des Aethenäus, B. 4, 18. beſchoren inſonderheit die Cyniker weder ihre Haare, noch den Bart, ſondern gingen ganz verwildert und barfuß.

Von ſolcher Art iſt der Mantel des Diogenes, Fig. 2100, in der Villa Borgheſe, den er nach Art der Cyniker auf dem bloßen Leibe trug. Auf andern Denkmälern wird er vorgeſtellt, wie er in einem Faſſe ſitzt, und wie aus demſelben, eine Schnecke aus ihrer Schale hervor kriecht; dergleichen Vorſtellung Fig. 2101 zu ſehen iſt, da er in der einen Hang einen Stecken, in der andern aber eine Taſche hält; ſeinen Aufenthalt hat er bey einem Tempel, und gegen ihm über ſteht ein Hund. Diogenes hatte wirklich ſeine Wohnung bey dem Eingange eines Tempels. Denn als die Athenienſer einen gewiſſen prächtigen bedeckten Gang eines Tempels erbauet hatten, rühmte ſich, derſelbe als ob ſie ihm eine ſehr prächtige Wohnung zugerichtet hätten. Das Faß, in welchem er ſteckte, war irden, gleichwie auch alle andere Gefäße, in welchen ſie den Wein und andere flüſſige Materien verwahrten, von Thon waren. Was übrigens die Larve, die hinter dem Hunde zu ſehen iſt, bedeutete, iſt ungewiß; vielleicht wird damit auf die Verſtellung der cyniſchen Philoſophen gezielt, welche für ſehr tugendhaft angeſehen ſeyn, und von dem einfältigen Volke gerühmet werden wollten

Fig. 2102, ſtellt noch einen andern alten Philoſoph dar, deſſen Bildſäule in dem Muſeo Juſtinianeo zu ſehen iſt. Er ſcheint ganz tiefſinnig zu ſeyn, und hält in der einen Hand eine zuſammen gerollte Schrift, mit der andern ſtützt er ſein Haupt; übrigens hat er ſeinen bloßen Leib mit einem Mantel bedeckt, wie obiger Diogenes.

Es trugen aber nicht nur die Philoſophen, ſondern auch Andere (13), dergleichen Tribonia. Nach dem Zeug-

(13) Die chriſtlichen Aſekten, deren Lebensart ohnehin Philoſophia hieß, trugen daher eben dergleichen ſchwarzen Mantel, wie die Phi-

Zeugniſſe des Eunapius, bedienten ſich die Sophiſten (Redner) eben dergleichen. Denn obgleich in den ältern Zeiten dieſe Mäntel nur allein der Armen Kleidung waren, ſo trugen doch auch Andere dergleichen; wie denn inſonderheit zu Athen auf dem Gerichtsplatze die Richter in ſolchen erſchienen. In ſpätern Zeiten trug M. Aurelius ſelbſt von Jugend auf einen ſolchen Mantel. Es haben aber auch nicht alle und jede ehemahlige Philoſophen dergleichen ſchlechte Kleider getragen. Nach des Aelianus Zeugniß (B. 12, C. 32) trug Pythagoras ein weißes Kleid, eine goldene Krone, und beſondere Beinkleider. Empedokles von Agrigent ging in Purpur, und hatte eherne Schuhe. Hippias und Gorgias gingen ebenfalls mit Purpur bekleidet. Andere Philoſophen trugen eine gewiſſe Art leinener Kleider, welche Othonae hießen, die ſonſt meiſt mit unter die Kleidung des Frauenzimmers gerechnet wurden. Doch waren die meiſten alten Philoſophen darauf bedacht, ſich beſonders durch die Kleidung zu unterſcheiden, damit man ſie an ihrer äuſſern Geſtalt ſogleich für Philoſophen erkennen könnte.

Chryſoſtomus gedenkt noch eines andern Kleides, welches bey den alten Philoſophen üblich war, und von ihm Ἐξωμὶς, Exomis, genannt wird, welche Einige für die ſo genannte Abolla halten. Es iſt wahr, daß beyde von den Weltweiſen getragen worden ſind. Exomis war ein Kleid ohne Aermel, ſo, daß weder die Arme noch die Schultern davon bedeckt waren; wie es dann auch von dem Griech. ωμός, (die Schulter) den Namen hat. Sonſt trugen die Knechte und Bedienten eben dergleichen Kleidung (14).

Philoſophen. Daher auch diejenigen, welche Chriſten wurden, und nicht ganz gemeine Leute waren, eben dergleichen trugen; z. B. Tertullianus, und meiſt alle Geiſtliche und Mönche. Die Redner trugen rothe Farbe.

(14) Und zwar ſowohl als einen Mantel, als auch als einen Rock

Ein Mantel, welcher inwendig gefüttert war, wurde Διπλοΐς, Diplois, genannt (15). Ferner iſt auch noch eine Art kleiner Mäntel, oder Wetterkappen, Namens Palliolum, bekannt, womit die Alten inſonderheit das Haupt und die Schultern bedeckten, wenn ſie irgend aus einer Krankheit in die freye Luft kamen; dergleichen auch bisweilen unzüchtige Weibsperſonen ſich bedienten, wenn ſie in der Stadt umher gingen, und nicht erkannt ſeyn wollten. **Aurelianus** gedenkt in einem Briefe, der bey dem **Vopiſcus** zu leſen iſt, auch von Tunicis palliolatis, welche **Salmaſius** für ſolche Tunicas hält, denen dergleichen Wetterkappen oder Mäntelchen angefüget waren.

Noch eine andere Art Kleidung wurde von den Griechen Φενόλη oder Φελόνη, von den Lateinern Penula (16), genannt, getragen, welche nach dem **Suidas** eben das ſeyn ſollte, was ſonſt Epheſtris hieß, und auch eine Art von Mänteln war, deren die Alten ſich bedienten, wenn ſie über Feld reiſeten; daher zugleich ſehr wahrſcheinlich iſt, daß ſie mit der Chlamys einerley geweſen ſey.

Endlich lieſet man noch von einer andern Art, Namens Syntheſis, deren ſie ſich inſonderheit bey Gaſtmahlen bedienen. Ob gleich der Name griechiſch iſt, ſo waren dieſe Speiſekleider doch auch bey den Römern ſehr üblich, indem nicht nur die Kaiſer und Rathsherren, ſondern auch andere Perſonen, ſich derſelben bedienten. Man hält es für einen Mantel, welcher leicht über andere Kleider angezogen, und nach Belieben wieder abgeleget werden konnte.

Der

(15) Quem duplici panno patientia vetat. *Horat.* L. 1, Ep. 17, v. 25.

(16) *Jo. Bapt. Donii* diſſ. de vtraque paenula, iſt bey *Alb. Rubenii* de re veſtiaria veterum libris, Antverp. 1665, befindlich; auch in *Grævii* Theſ. antiqu. rom. Vol. VI. p. 1150—1156.

Der Kleidung des griechiſchen Frauenzimmers wird weiter unten bey den Römern Erwähnung geſchehen.

Was die Kleidungsſtücke der Hebräer betrifft, ſo ſind überhaupt viele derſelben uns heutiges Tages Räthſel. Man kennt zwar aus **Braun** und Anderer Schriften den ganzen Kleiderornat des Hohenprieſters; aber, wie ſich die andern Privatperſonen getragen haben, weiß man nicht, und die übrigen Amtskleider ſind uns auch unbekannt, da aus 1 Kön. 22, 10. Jeſ. 22, 21. zu ſchließen iſt, daß ein jedes Amt ſeine beſondere Kleider gehabt habe; kurz, die Materie iſt ſehr verworren.

Die Materialien, woraus ſie bey den Hebräern gemacht wurden, waren beſonders: 1. Byſſus, ägyptiſche Leinwand; 2. vermiſchte Wolle und Leinwand. Nach moſaiſchen Geſetzen durften die Privatperſonen keine halbwollene oder halbleinene Zeuge tragen; 3 Moſ. 19, 19. vergl. 5 Moſ. 22, 11. **Joſephus** (17) ſetzt den Grund hievon darin, weil dergleichen Kleidung bloß den Prieſtern erlaubt geweſen ſey; doch iſt Hr. Ritter **Michaelis** (18) zweifelhaft, ob es bey den Prieſtern eingeführt geweſen ſey, dergleichen zu tragen, obſchon nicht geläugnet werden kann, daß ſie dergleichen tragen durften. Seiner Meinung nach mußte die Kleidung der Prieſter zu Moſis Zeiten eben ſo ungemiſcht mit Wolle ſeyn, wie die Kleidung eines jeden Iſraeliten, nur mit dem Unterſchiede, daß gemeinen Iſraeliten erlaubt war, Wolle zu tragen, die Prieſter hingegen keine andere als leinene (d. i. von Byſſus) Amtskleider tragen durften. Zu den moſaiſchen Kleidungsgeſetzen gehört auch 5 Moſ. 22, 5. wo Frauensper-

(17) Antiquit. iud. L. 4, c. 8, §. 11.

(18) Moſaiſches Recht, Th. 4, §. 220, S. 349.

ensperſonen verbothen wird, Mannskleider, und Mannsperſonen weibliche Kleidung zu tragen.

Der Endzweck des letztern Verbothes fällt in die Augen. Die Ehre eines unſchuldigen Frauenzimmers kann in die größte Gefahr kommen, wenn der Verführer ſich in ein Frauenzimmer verkleidet, ſo wie man wohl in London das Beyſpiel gehabt hat, daß eine Mannsperſon ſich als Dienſtmädchen in eine Boordingſchool, darin junge Frauenzimmer erzogen wurden, vermiethet hat, wovon die Folgen nach einigen Monaten ſichtbar wurden,) und wenn eine wohl ausſehende junge Mannsperſon auch nur zum Spiel als Frauenzimmer gekleidet iſt, ſo kann dieſes in einem ſüdlichern Klima, wo die unnatürlichen Laſter ſo gewöhnlich ſind, ſeh üble Folgen haben, und die erſte Veranlaſſung zur Knabenſchänderey geben. Die Phantaſie des Verführers wird durch die Kleidung aufgebracht, und von nun an ſtellet er demjenigen nach, den es als Mädchen verkleidet geſehen hat. Gegen dieſes gefährliche Laſter kann man in einem ſüdlichen Lande kaum zu ſorgfältig ſeyn.

Unter die vornehmſten Kleidungsſtücke der Hebräer gehört: 1. Das Hemd. 2. Der Obermantel (Beged, Chſuth, Simla); dieſer beſtand in einem großen viereckigen Tuche, worein man ſich an kalten Tagen und bey ſchlimmen Wetter einwickelte, und welchen man zur Nachtzeit als eine Matratze brauchte, ſonſt aber am Tage über der Schulter trug. Dieſer iſt noch jetzt bey den Arabern gewöhnlich, und ſie nennen ihn Hyck. Es mußte derſelbe auf Moſis Befehl mit 4 Franſen oder Quaſten an ſeinen 4 Enden oder Zipfeln verſehen ſeyn, welche daran mit einer blauen Schnur befeſtigt wurden; 4 Moſ. 15, 48, f. 3. Der Mantel (Maatopha), Jeſ. 3, 21. war eine mit Aermeln verſehene Kleidung, welche Schröder (19) ausführlich beſchrieben hat. Dieſen Mantel trugen ſowohl Manns- als auch Weibsperſonen. 4. Der Unterrock (Cthoneth). Schröder ſagt, dieſer ſey bey den Mannsperſonen ohne

(19) De veſtitu feminarum, c. 15.

ohne Aermel und kürzer, bey den Frauensperſonen aber mit Aermeln, und etwas länger, geweſen. Man findet ihn wenigſtens bey Frauensperſonen 2 Sam. 13, 18. 5. Der unterſte Rock, welcher dicht auf dem Leibe liegt (Siddio, Σινδον; dieſen ſcheinen ſowohl Manns- als auch Weibsperſonen getragen zu haben; Richt. 14, 12. 13. Jeſ. 3, 23. Vermuthlich gaben ſich die hebräiſchen Frauenzimmer mit Zubereitung derſelben ſehr ab, wenigſtens ſcheint dieſes aus der Stelle Sprichw. 31, 24. zu folgen. Nachher kauften die Phönicier dieſelben von ihnen, und trieben Handel damit. Hiezu kam noch 6. der Gürtel, welcher bloß dem Frauenzimmer eigen geweſen zu ſeyn ſcheint.

Daß die Ehrenbezeigungen oder Geſchenke der Morgenländer, welche ſie einander machten, unter andern auch in Kleidern beſtanden haben, erhellet aus den Stellen 1 Moſ. 41, 14. 1 Sam. 17, 38. 18, 4. Eſth. 4, 4. 6. 8. 2 Chron. 8, 15. woraus **Paulſen** (20) die Stellen der Schrift Jeſ. 3, 6. 16, 3. 10, Offenb. 3, 5. 6, 11. erläutert. Die Staatskleider, welche im Orient von großen Herren, Andern zum Zeichen ihrer Gnade geſchenkt wurden, hießen Feyerkleider. So beſchenkte Joſeph ſeine Brüder damit; jedem gab er 1 Feyerkleid, **Benjamin** aber 4, daß er ſeine Kleider vier mal wechſeln konnte; 1 Moſ. 45, 20. **Simſon** verſprach den Philiſtern, die ſein Räthſel errathen würden, 30 Feyerkleider; Richt. 14, 12. 13. 19. 2 Kön. 10, 5. 22. 23. Unter den Geſchenken, welche die orientaliſchen Könige dem Salomo brachten, waren auch Feyerkleider; 2 Chron. 9, 24. Auch von Weibsperſonen kömmt der Ausdruck Feyerkleider vor; Jeſ. 3, 22. Hieher gehört auch, daß diejenigen, welche zu einem Amte eingeweihet wurden, neue Kleider be-

(20) Von der Regierung der Morgenländer, S. 458.

bekamen; 1 Moſ. 41, 42. Eſth. 8, 15. Dan. 5, 7. Vielleicht iſt auch hieher zu rechnen, daß Zach. 3, 3. gemeldet wird, Gott habe dem Hohenprieſter Joſua Feyerkleider angezogen, wodurch er von neuem zu ſeinem Amte gleichſam eingeweihet wurde. Hieraus läſſet ſich auch der Prophetenmantel erklären, welchen Elias um den Eliſa geworfen hatte; 1 Kön. 19, 19. Noch jetzt herrſcht dieſe Gewohnheit im Orient. So meldet Trochard (21), daß allen denjenigen, welche die Ehre haben, vor dem Könige von Siam zu erſcheinen, ein langer Rock verehret würde. Thevenot erzählt, daß zu ſeiner Zeit in Aegypten der Gebrauch geweſen ſey, daß die Conſuls der europäiſchen Nationen dem Baſſa viele neue Kleider verehren mußten. Mehrere Beyſpiele von ſolchen Beſchenkungen mit Kleidern führt Harmar (22) an.

Bunte Kleider werden im Orient für ein gewöhnliches Zeichen der Ehre gehalten. Dergleichen findet man auch in der Bibel, Richt. 5, 30, auch bey Frauensperſonen, die dergleichen trugen, 2 Sam. 13, 28, welche Stelle auch Shaw hieher rechnet, und zugleich bemerkt, daß die Jungfrauen ſich dadurch von den Weibern unterſchieden, daß ihre Unterhoſen von genäheter Arbeit, geſtreifter Seide, oder Leinwand, waren. Er verſichert, daß die heutige Tracht der arabiſchen Frauenzimmer genau damit überein komme. Doch bemerkt Harmar hiebey, daß nicht dieſe Unterhoſen die bunten Kleider der Frauenzimmer im Orient geweſen wären, und daß dieſe Kleider nicht darum bunte genennt würden, weil ſie aus geſtreiften Materialien zuſammen geſetzt, oder geſtickt geweſen, ſondern

(21) In ſeiner Reiſe nach Siam, S. 250.

(22) Beobachtungen über den Orient aus Reiſebeſchreibungen, zur Aufklär. der h. Schrift, aus dem Engl. überſ. und mit Anmerk. verſehen von J. E. Faber, 2 Th. Hamb. 1775. gr. 8. S. 93. f. und 3 Th. S. 180.

dern weil verſchiedene Stücke derſelben von allerley Farben zuſammen genähet geweſen wären, zumal da das im Hebr. 2 Sam. 13, 8. befindliche Wort nicht ſowohl zuſammen genähete Stückchen, ſondern Farben, bezeichnet. Im Orient iſt die Art, die Kleider zu verzieren, noch üblich. Shaw meldet, daß die Aermel an den Hemden der Weiber im Orient öfters von der reichſten Gaze gemacht, mit bunten Bändern geziert, und nach der Schattirung an einander genähet wären; daher er den Schluß macht, daß ein Kleid dieſer Art ſowohl aus verſchiedenen Stücken zuſammen geſetzt, als auch buntfarbig, geweſen ſey.

Bey Beſuchen, die man im Orient anzuſtellen pflegte, veränderte man auch die Kleider, und es wurde dieſes für ein Zeichen der Achtung angeſehen, welche man demjenigen, den man beſuchte, erweiſen wollte. Dergleichen Staatskleider nennen die Morgenländer Chalaa, oder Chaftan (23). In der Bibel findet man ſelbſt von dem Könige Saul, daß er, als er nach Endor gegangen, um edas kluge Weib wegen der vorſeyenden Schlacht mit den Philiſtern zu fragen, erſt ſeine Kleiber gewechſelt habe, um ſich unkenntlich zu machen; 1 Sam. 28, 8. Ein gleiches Beyſpiel der Verkleidung findet man von der Hure Thamar, die, um deſto unkenntlicher zu ſeyn, ihre Wittwenkleider auszog; 1 Moſ. 38, 14, ſ. oben, S. 25.

Man findet auch Spuren von wohlriechenden Kleidern (24). Vermuthlich rührte dieſes von den koſtbaren Oehlen und Balſamen her, mit welchen ſie par=

(23) Chardin's Reiſe nach Perſien, B. 1, S. 365.

(24) Man rechnet hierher auch die Kleider, welche Rebecca ihrem Sohne Jacob anlegte, als ſie ihn in den Stand ſetzen wollte, ſeinen Vater zu betriegen, und von ihm für ſeinen Bruder Eſau gehalten zu werden, 1 Moſ. 27, 15. 27. Alexander in ſeiner Hiſtory of women, (Lond. 1779, 4.) nennt dieſe Kleider auch perfumed; aber ſie hatten nur den Geruch eines Feldes, das der Herr geſegnet hat.

parfümirt waren. Von ſolchen wohlriechenden Kleidern handelt unter andern Clemens Alexandrinus (25). Die Alten führen ſelbſt einige wohlriechende Kräuter an, wodurch die Kleider einen guten Geruch bekommen, wohin unter andern das Kraut Saliuaca (26), und Bacchar (27) gehört. Homer (28) legt den Göttern ſelbſt, beſonders dem Apollo, dergleichen wohlriechende Kleider bey.

Daß es im Orient Mode geweſen ſey, weiche, geſtickte Kleider zu tragen, ſieht man aus Ezech. 16, 10. Matth. 11, 8. In der letzten Stelle ſind vermuthlich ſolche zu verſtehen, die aus Baumwolle fein zubereitet ſind. Mehrere Schriftſtellen, die davon handeln, hat Köcher (29) angeführt.

Johannes der Täufer trug in der Wüſte ein kamelhaarenes Kleid, Matth. 3, 4. Marc. 1, 6. Viele glauben, daß daſſelbe aus einer Kamelhaut beſtanden habe, die nach Aelian's Berichte ſehr weich ſeyn ſoll; doch aus Matth. 11, 8. ſcheint zu erhellen, daß er dergleichen weiches Kleid nicht getragen habe. Das Vorgeben des Aelian's, daß die Haare des Kameles von Natur weich wären, iſt falſch. Nach Götzens Bemerkung, ſind dieſelben vielmehr hart, und geben, wenn ſie zubereitet werden, einen rauhen Kittel. Was wir Kamelhaare nennen, ſind nicht Haare des Kameles, ſondern der angoriſchen Ziege, welche die Kamel- oder eigentlich Kämelziege heißt; ſ. Th. XXXIII. S. 14. Daran iſt aber bey der rauhen Kleidung des Johannes nicht zu denken.

Nic.

(25) Paedagog. L. 2, c. 8, p. 177. c. 10, p. 201.
(26) *Plinii* hiſt. nat. L. 21, c. 7.
(27) Eb. daſ. c. 19.
(28) In hymno in Apollinem, v. 184.
(29) In ſeinen Analectis philolog. exeget. in IV evangelia ad h. l. p. 237.

Nic. Hier. Gundlings Anmerkungen von Johannis Kleide und Gürtel, ſt. im 26 St. der Gundlingiana, Halle, 1721, 8. S. 53, fgg.

Jo. Jac. *Baieri* animadverſio de veſtitu et alimento S. Joannis Baptiſtae, ſt. in Deſſen *animadverſ. phyſ. med. in quædam loca Novi foed. D. N. J. C. Altorf.* 1736, 4. S. 7, fgg. und in *Jo. Ge. Goezii Faſc. I. variar. celeb. Medicor. obſſ. &c.* Altorf. 1740, 8. S. 56, fgg.

Rauwolf trug, auf ſeiner Reiſe nach Jeruſalem, ſelbſt einen Mantel dieſer Art.

Das Ausziehen der Kleider wurde bey den Hebräern für eine Schande gehalten, Ezech. 23, 36. Die Entblößung David's (2 Sam. 6, 20) iſt nicht von ſeinem ganzen Habite zu verſtehen, ſondern er trug vermuthlich damals nur kleine Beinkleider, und ſein leichter Habit konnte ſich alſo leicht im Tanzen von dem Winde etwas aufgeſchlagen haben. Dieſes war es eben, was ihm die Michal ſo übel auslegte. Man hat ſich indeſſen dieſe Entblößung ſo arg nicht vorzuſtellen, als vielleicht die Schriftfeinde ſich dieſelbe denken.

Im neuen Teſtamente werden von den Kleidungsſtücken der Hebräer die beyden Ausdrücke Γματιον und Χιτων gebraucht, wovon das erſte das äuſſere Gewand, der Oberrock, bedeutet. So wird darin der Kleider, überhaupt Matth. 9, 16. 11, 8. 22, 13. der Oberkleider Matth. 21, 3. 5, 40. 26, 65. und der Unterkleider, welche, wenn von Prieſtern die Rede iſt, mit dem Namen Leibrock beleget werden, Marc. 12, 38. Luc. 20, 46. gedacht.

Daß Chriſtus Kleider getragen habe, erhellet deutlich aus Matth. 27, 35. Marc. 15, 24. Joh. 19 23. Die Evangeliſten brauchen hier Kleider in der mehrern Zahl, welche an ſtatt der einfachen Zahl geſetzt iſt, wie ſchon Caſaubonus (30) bemerkt. Von dieſem Rocke Chriſti meldet Johannes, daß er ungenähet, und von oben an durch und durch gewirkt ge-

(30) Exercitat. anti. baronian. exerc. 16. c. 84

geweſen ſey. Was das erſte bedeute, darüber hägen die Ausleger verſchiedene Gedanken. Salmaſius (31) meint, daß bey den Alten einige Röcke offen geweſen wären, und dieſe habe man auf beyden Seiten auf den Schultern zugeſchnüret; andere aber ſollen ganz zu, und von keiner Seite offen geweſen ſeyn, die man alſo nicht habe auf- und zuſchnüren dürfen, welche Art mit unſern leinenen Hemden überein zu kommen ſcheint. Die letztern nennt er ἀῤῥαφους, ungenähet, und ſieht das Kleid Chriſti für einen ſolchen Rock an, welches auch Ferrarius und Andere angenommen haben. Am wahrſcheinlichſten iſt, daß dieſer Rock aufwärts ohne Nadel gewirkt war. So viel iſt gewiß, daß dieſer Rock das ſo genannte מְעִיל (Mehil) der Hebräer geweſen iſt, alſo im Griech. Διπλοις, welches oft die 70 Dolmetſcher, um das hebr. Mehil auszudrücken, brauchen, als: 1 Kön. 2, 21. 15, 27. 24. 5, 12. 28, 14. Hiob 29, 14. Es war ein langes Kleid, welches bis auf die Knie ging, und einen Saum hatte, Math. 9. 20. 21. Marc. 5, 27. Dieſer Saum war die äuſſere Spitze des Kleides, dergleichen auch die Toga der Römer und das Pallium der Griechen hatte. Was man mit dieſem Rocke Chriſti bey ſeiner Kreuzigung vorgenommen hat, wird im Art. Los vorkommen.

Man pflegte bey den Juden auch ſeine Kleider zu waſchen. Es war dieſes beſonders von Moſe befohlen, wenn ſie eine heilige Verrichtung vorhatten. 2 Moſ. 19, 10. vergl. 1 Moſ. 35, 2.

Das hochzeitliche Kleid, Matth. 22, 12. zielt auf die Gewohnheit der Morgenländer, bey angeſtellten Freudenfeſten ein neues Kleid anzuziehen, welche auch noch heutiges Tages unter ihnen beobachtet wird

(31) Not. ad Vopiſcum, p. 402.

wird (32). Auch pflegen die Bräute in Orient ihre Kleider ſehr oft zu verwechſeln, und, ſo oft ſie ſolche Veränderung vornehmen, dem Bräutigam aufs neue vorgeſtellt zu werden 33).

Daß auch die Hebräer ihre Kleider, inſonderheit ihren Obermantel, darin zu ſchlafen gebrauchten, iſt ſchon aus 2 Moſ. 22, 26. 5 Moſ. 24, 13. zu ſchlieſſen. Niebuhr (34) bemerkt, daß ſehr wenige Kleider die ganze Bettkleidung des gemeinen Arabers ausmachen; er breite ſeinen großen Gürtel aus, ſo habe er ein Unterbett, und mit dem Tuche, welches die Morgenländer Heik oder Hik nennen, welches er auf der Schulter trage, bedecke er ſich den ganzen Leib und das Geſicht, und ſchlafe nacket zwiſchen dieſen beyden Tüchern ganz ruhig (35).

In Anſehung der Farbe der Kleider, hielt man beſonders Kleider von blauer Farbe für ſehr prächtig; Ezech. 23, 5. 6. 27, 24. Auch die weißen Kleider ſind bekannt, Offenb. Joh. 4, 19. 8. Daß die weiße Farbe überhaupt in großer Achtung geſtanden, und man ſich derſelben bedient habe, wenn man etwas Groſſes und Herrliches durch äuſſere und ſinnliche Zeichen bemerken wollte, geſchah vermuthlich, um die Unſchuld derjenigen Perſon, die ſolche Kleider trug, anzuzeigen. Bey den Alten war dieſes eine Tracht, deren ſich bedienten: 1. die Könige, 1 Moſ. 41, 42. Joſephus (36), wo er von dem feyerlichen Einzuge des Archelaus

(32) S. Harmars Beobachtung über den Orient, Th. 8, S. 193, f.

(33) S. Harmar, a. ang. O. S. 196.

(34) Beſchreibung von Arabien, S. 64.

(35) Mehreere hierher gehörige Stelle hat Harmar, a. ang. O. S. 469, bemerkt. Siehe auch Th. II. S. 407.

(36) De bello iudaico, L. 2, c. 1.

chelaus zu Jeruſalem redet, bemerkt mitten unter dem übrigen Gepränge, daß der König mit einem weißen Kleide angethan geweſen ſey. 2. Die Prieſter, ſowohl bey den Juden, als erſten Chriſten. 3. Bey den Römern diejenigen, die bey den angeſtellten Comitien um ein öffentliches Ehrenamt ſich meldeten, wovon auch der Name Candidat herzuleiten iſt (37). 4. In der erſten chriſtlichen Kirche die neugetauften Chriſten. Hievon pflegte man damals, weil die feyerliche Chriſtentaufe mehrentheils zu Oſtern zu geſchehen pflegte, den erſten Sonntag nach Oſtern Dominica in albis zu nennen (38). Auch waren die weißen Kleider, die man anzog, Zeichen der Freude, woraus die Schriftſtellen Pred. Sal. 9, 8. Matth. 28, 3. Marc. 16, 5. Offenb. 7, 13. ein Licht bekommen.

Dieſe weiße Kleider waren wieder von verſchiedener Art. 1. Veſtes albae, weiße Kleider, die von weißer feiner Leinwand, ohne Kunſt, zubereitet waren. 2. candidae, die durch die Kunſt ſo zubereitet waren, daß ſie einen beſonders hellen Glanz von ſich gaben, womit, in Anſehung der weißen wollenen Kleider die Walker umgiengen, Maleach. 3, 2. welche überhaupt die Kunſt verſtanden, nicht nur unſaubere und beſudelte Kleider wieder auszuputzen und ſauber zu machen, ſondern auch die weißen Kleider glänzend zu machen, worauf auch David Pſ. 51, 9. angeſpielt hat. Auch von Chriſto findet man, daß man ihm bey ſeinem Verhör vor dem Könige Herodes ein weißes Kleid angezogen habe: Luc. 23, 11. Man kann das daſelbſt beygefügte griechiſche Wort λαμπρος auch durch ſplendidus erklären.

Der Grund aber, warum Herodes Chriſto ein ſolches weißes Kleid angezogen habe, wird verſchieden angegeben. In-

(38) *Salluſtius* de bello catilinar. c. 18.
(38) *Wagner* diſſ. de alba veſte baptizatorum.

Inſonderheit meint Schlichter (39), daß es ein Zeichen geweſen ſey, daß Chriſtus Urheber eines Aufruhres geweſen ſey. Die Stelle des Artemidorus (40), welche dieſer Gelehrte angeführt hat, beweiſet dieſes. Es iſt auch zu merken, daß, ungeachtet der großen Hochachtung, in welcher ehedem die weiße Farbe bey den Alten ſtand, doch φρενες λευκαι ein närriſches Gemüth anzeigen. (41). Andere behaupten, dieſes weiße Kleid habe Jeſum weder als einen König, noch Aufrührer, vorſtellen ſollen, ſondern es habe ein weißes Candidatenkleid ſeyn ſollen, deſſen ſich zu Rom diejenigen zu bedienen pflegten, die um ein öffentliches obrigkeitliches Amt anhielten. Freylich ſpottete Herodes hierdurch auch ſeiner, und wollte ihn dadurch zugleich als einen Candidaten der königlichen Würde vorſtellen. Noch mehr erhellet der Spott Herodis aus dem Beyworte λαμπρος, welches von Candidatenkleidern gebraucht wird, da man zuweilen die weiße Wolle noch überdem mit Kreide zu überſtreichen und zu färben pflegte, daß ihre Farbe deſto höher ward.

Bey den alten Hebräern war eine beſondere Gewohnheit, die Kleider zu zerreiſſen, wovon man in der Bibel verſchiedene Spuren findet. Man riß nämlich oben am Halſe einer Hand breit gegen die Bruſt zu, ein Loch in das Kleid. Dieſes pflegte man beſonders zu thun, 1. bey Trauerfällen zum Zeichen der Betrübniß und Traurigkeit darüber, 1 Moſ. 37, 29. 2 Sam. 1, 11.

Nach Harmar's Bemerkung, irren diejenigen Ausleger, welche die Stelle Pred. Sal. 3, 7. hieher rechnen, wo ſie unter dem Zerreiſſen das Ende oder gar bloß die Verminderung der Trauer verſtehen, indem man hier eher anzunehmen habe, daß die Zeit der innigſten Freude der tiefſten Traurigkeit entgegen geſetzt werde, und unter der Zeit zu nähen, richtiger die Zeit neue Kleider zu machen, als ein bloßes Zuſammenflicken der Riſſe, die ſie zur Zeit der heftig-

(39) Decim. ſacr. p. 17.
(40) L. 1. Onirocritic. c. 2.
(41) S. Jo. Alberti obſſ. philolog. in N. T. p. 39.

tigſten Traurigkeit in ihre Kleider gemacht hätten, zu verſtehen habe.

Bey den Juden geſchahe dieſes Zerreiſſen auf eine beſondere Art. Wenn ihnen ein ſehr naher Freund geſtorben war, zerriſſen ſie ihre Kleider von oben her, 4 Finger und eine Hand breit; und wenn ſie nicht gleich den Todesfall erfahren hatten, ſo thaten ſie es doch in den erſten 7 Tagen, oder wenigſtens innerhalb 30 Tagen. Zogen ſie ein neues Kleid nach Beſchaffenheit des Riſſes an, ſo war es eben nicht nöthig, wieder einen neuen Riß darein zu machen. Waren die Aeltern geſtorben, ſo riſſen ſie ein größeres Loch, als bey andern Freunden. Sie ſchnitten es nicht mit einem Meſſer, oder einer Schere, ſondern riſſen es in Gegenwart des Volkes. Hatten ſie viele Kleider an, ſo mußten auch dieſe zerriſſen werden, und zwar 7 Tage lang; und wenn die Aeltern geſtorben waren, ſo legten ſie dieſes zerriſſene Kleid erſt am 30ſten Tage nachher ab, flickten aber niemals das zerriſſene Loch wieder zuſammen. Solches Zerreiſſen der Kleider war auch bey den Heiden gewöhnlich. Curtius (42) meldet von des Darius Mutter, ſie habe, da ſie den Todesfall des Alexanders vernommen, ihre Kleider zerriſſen. Ein gleiches meldet Virgil (43) von dem Könige Latinus. 2. Dieſes Kleiderzerriſſen war ferner ein Zeichen einer aufrichtigen Reue wegen ſeiner Vergehungen; 1 Kön. 21, 27. 2 Kön. 22, 11. 1 Maccab. 3, 47. worauf Joel 2, 13 angeſpielt wird. 3. Eine heftige Gemüthsbewegung auszudrücken, die durch unvermuthete Zufälle erreget wurde. So zerriſſen die Brüder Joſephs ihre Kleider, da der Becher ſich bey ihnen gefunden hatte; 1 Moſ. 44, 13; Jephta, Richt. 11, 35: Athalja, 2 Chron. 23, 13; Hiob, Cap. 1, 20. Dieſes letztere

(42) De rebus Alexandri M. Lib. 3, c. 11
(43) Aeneid. XII. 609.

tere geſchah auch, wenn die Juden eine Gotteslåſterung von Jemand hörten, dann pflegten ſie gleichfalls ihre Kleider zu zerreißen, wodurch ſie ihren Abſcheu an derſelben zu erkennen gaben; 2 Kön. 19, 1. Jeſ. 37, 1. Apoſtelg. 14, 14. Nach moſaiſchen Geſetzen war es zwar den Prieſtern verboten, ihre Kleider zu zerreißen; 3 Moſ. 10, 6. 21, 10.; doch findet man in der Leidensgeſchichte Chriſti ein merkwürdiges Beyſpiel des Gegentheils an dem jüdiſchen Hohenprieſter Caiphas; Matth. 26, 65. Marc. 14, 63.

Baronius meint hiebey, Caiphas ſey der erſte geweſen, der das göttliche Geſetz übertreten habe, welche Meinung aber aus 1 Maccab. 11, 71. wegfällt, wo ſchon der Hoheprieſter Jonathas eben dieſes gethan hat. Die Talmudiſten meinen, es ſey in dem angeführten Geſetze bloß die Rede von Privattrauerfällen, keineswegs aber von dem Falle der Gotteslåſterung, in welchem es allerdings ihnen vergönnt geweſen wäre, die Kleider zu zerreißen, welche Erklärung aus V. 11. ſehr wahrſcheinlich wird. Andere Meinungen hat Köcher, in ſeinen Analectis in IV. Evangelia, p. 484. angeführt. Man kann auch annehmen, daß man einen Unterſchied unter der Art und Weiſe der Zerreißung der Kleider machen müſſe. Gemeiniglich wurden ſonſt die Kleider von oben herab zerriſſen, der Hoheprieſter aber pflegte ſeine Kleider von unten auf zu zerreißen. Ferner kann es ſeyn, daß der Hoheprieſter damals keine heilige oder Amtskleider, ſondern gemeine, angezogen gehabt hat; dieſe durfte er zerreißen, jene aber nicht (44). Dieſer letztere Umſtand wird daher erweislich, weil der Hoheprieſter im Gerichte eine andere Kleidung anzog, als im Tempel, wie aus Apoſtg. 23, 5. erhellet (45). Matthäus meldet, er habe zerriſſen ἱματια (Oberkleid), Marcus χιτωνας, welches aber kein Widerſpruch iſt, da er beydes in der Hitze zerriſſen haben kann.

3 Moſ. 13, 47—59, wird eine Kleiderkrankheit figürlich der Ausſatz genannt, weil ſie mit dieſem an

(44) *Seldenus* de jure nat. & gent. ſecundum diſciplinam Ebræor. L. 2, c. 3.

(45) *Braun* de veſtitu ſacerdotum hebr. L. 2. c. 24. 25.

an Menſchen verſchiedenes gemein hatte. Sie beſtand darin, daß Kleidungsſtücke, wollene, leinene, oder baumwollene und lederne, an einem oder mehrern Orten kahl zu werden anfiengen, ohne durch langen Gebrauch dieſe Veränderung erlitten zu haben. Dieſe kahle Flecke hatten eine grünliche oder röthliche Farbe, und erſchienen bald nur auf der linken, bald auf der rechten Seite; bald am Aufzuge oder Zettel, bald am Einſchuſſe oder Einſchlage der wollenen oder baumwollenen Kleidungsſtücke. Dieſe Flecke breiteten ſich in kurzem merklich aus, und nahmen nach und nach die ganzen Kleidungsſtücke ein. Dieſe Krankheit ſteckte auch wieder andere Kleider an. Hr. Ritter Michaelis (46) denkt bey dieſem Kleiderausſatze an die Sterbewolle, welche, inſonderheit die von lange krank geweſenen Schafen, zu Zeugen und Tüchern verarbeitet, ſehr bald die Spitzen verlieren, und die daraus bereiteten Zeuge Grübchen bekommen, und endlich gar Löcher hinein fallen ſollen. Allein, 1. Sterbewolle, und zwar ſolche von lange krank geweſenen Schafen, wurde vermuthlich im Orient nicht häufiger zu Zeugen für Menſchen verarbeitet, als bey uns. Es ereignete ſich der Fall, daß dergleichen Zeuge früh kahl wurden, Grübchen entſtanden, und gar Löcher hinein fielen, eben ſo ſelten als bey uns, wo Tauſende gar nichts davon wiſſen, und am Ende bloß große Manufacturiers und Kaufleute, die viele Zeuge aus allerley Wolle verfertigt liegen haben. Gegen ſo äußerſt ſeltene Fälle aber pflegen keine Geſetze gegeben zu werden. Moſes hingegen ſcheint den Kleiderausſatz als ſehr bekannt und gewöhnlich voraus zu ſetzen. 2. Zeuge und Kleider aus dergleichen loſer Sterbewolle können andere aus guter geſunder Wolle nicht anſtecken. Allein der Kleiderausſatz that das. 3. Eben dieſer zeigte ſich bald nur auf der rechten, bald nur auf der lin-

(46) Moſaiſches Recht, Th. 4, §. 211, S. 261.

linken Seite; 3 Moſ. 13, 55. Das läßt ſich von der Sterbewolle nicht denken. So iſt auch 4. von den röthlichen oder grünlichen, immer mehr und mehr ſich vergrößernden oder um ſich greifenden Flecken (V. 49) bey dem Kleideraussatze, von den aus Sterbewolle verfertigten Tüchern, Zeugen und daraus gemachten Kleidern, nichts bekannt. Endlich aber 5. fand ſich dieſe Krankheit nicht bloß an wollenen, ſondern auch leinenen oder baumwollenen, ja ledernen Kleidungsſtücken und Geräthen. Die Erklärung derſelben aus der Sterbewolle, iſt alſo unzureichend. Vielleicht wurde der Kleideraussatz durch gewiſſe kleine, mit bloßen Augen nicht zu erkennende Inſekten, die von grünlicher und röthlicher Farbe waren, verurſachet. Nimmt man dergleichen Inſecten zur eigentlichen und unmittelbaren Urſache des uneigentlich ſogenannten Kleideraussatzes an, ſo läßt ſich alles, was Moſes davon ſagt, daraus erklären, wie Hezel, in ſeiner Bibel, Th. 1, bey 3 Moſ. 13, 47, fgg. S. 500—502, gezeigt hat.

Ob die Kleider bey den Hebräern bey entſtandenen Schuldſachen ausgepfändet werden konnten? iſt eine ſtreitige Frage. So viel erhellet aus 2 Moſ. 22, 25. 26. daß die nothwendigen Kleidungsſtücke nicht, wie etwa bey benachbarten Völkern von ſehr harten Schuldherren geſchehen mochte (47), angegriffen, und dem Schuldner vom Leibe gezogen werden durften; denn Moſes befiehlt ſogar dem Gläubiger, der das Oberkleid des Armen (ein großes viereckiges Tuch, welches man des Tages um ſich ſchlagen, und des Nachts zur Bettdecke gebrauchen konnte) als Unter-

(47) Im Buche Hiob erzwingt der Ungerechte Pfänder ohne gelehnt zu haben, und hat dem Nackten die Kleider ausgezogen. Cap. 22, 6. Nackte übernachten die ausgepfändeten Schuldner alsdann, und haben keine Decke im Froſt Cap. 24, 7.

terpfand bekommen hatte, es noch vor Sonnenuntergang wieder zu geben. Hatte nun der Schuldherr nicht einmal an die ihm zum Pfande übergebenen Kleider ein Recht, ſo konnte ihm das Gericht wohl noch weniger die unverpfändeten Kleider zuſprechen. In der That iſt es auch gar zu barbariſch, einem die Kleider vom Leibe zu ziehen, und ihn nacket gehen zu laſſen. Die Verkaufung ſeiner Perſon zum Leibeigenen iſt doch nicht ſo hart, als jenes; denn der Leibeigene verliert nicht durch Froſt und Näſſe die Geſundheit, ſondern ſein Herr muß ihn in Eſſen und Kleidung erhalten.

Es ſcheint, daß das vorhin angeführte Geſetz Moſis von dem Oberkleide durch eine gar ſonderbare Mißdeutung zu einem im höchſten Grade widerſinnigen Rechte Anlaß gegeben haben muß. Moſes redet eigentlich vom Unterpfande; und da verſteht ſich von ſelbſt, daß Niemand ſein Unterkleid zum Pfande laſſen, und nacket mit dem Darlehne von ſeinem Gläubiger weggehen werde: hingegen mochte der Fall öfters vorgekommen ſeyn, daß Jemand, zum großen Schaden ſeiner Geſundheit das Oberkleid verpfändet hatte, und dann des Nachts ohne Decke liegen mußte. Er gab alſo zu Gunſt des Oberkleides ein Geſetz, und hatte gar nicht nöthig, vom Unterkleide zu reden. Weil man ſich aber bloß nach dem Buchſtaben ſeines Geſetzes richtete, und dieſer Buchſtab nichts vom Unterkleide ſagt, ſo klagte zur Zeit Chriſti der harte Schuldherr auf das Unterkleid des Schuldners, und zog es ihm durch Hülfe des Gerichts vom Leibe, ließ ihm aber ganz gewiſſenhaft das von Moſe ausdrücklich privilegirte Oberkleid. Dieſes läßt ſich aus der, freylich dunkeln, aber durch Vergleichung mit 2 Moſ. 22, 25. 26. und die eben vorgetragene Vermuthung ihr Licht bekommenden Stelle der Bergpredigt: wer mit dir rechten, und dir dein Unterkleid (χιτωνα) nehmen will, dem laß auch das Oberkleid (ἱματιον). Matth. 5, 40. ſchließen. Wenn Jemand mit dem andern rechten, und nicht etwa ſonſt etwas, ſondern das Kleid auf dem Leibe von ihm haben will, ſo muß er doch wohl ein Recht, oder wenigſtens einen Schein des Rechtes vor ſich haben, ſonſt würde die Klage von keinem Gerichte angenommen, ſondern, ohne den andern vorzufodern,

dern, ſogleich als ungültig verworfen werden. Man müßte ſich Gerichte ganz unglaublich verdorben oder unklug vorſtellen, wenn man hieran zweifeln wollte. Wer nun an mein Unterkleid einen Anſpruch machen könnte, wenn ich ihm nichts ſchuldig bin, wüßte ich kaum zu begreifen. Der Fall, den Chriſtus ſetzt, iſt vermuthlich dieſer: ich habe von Jemand geborgt, und da ich ihn nicht bezahlen kann, ſo will der harte Schuldner mir, und zwar unter gerichtlicher Hülfe, die Kleider ausziehen. Auf das Oberkleid kann er nicht klagen, weil es von Moſe privilegirt iſt; er richtet alſo ſeine Klage auf das Unterkleid, das ich auf dem bloßen Leibe trage. Hier ſtreitet das ſogenannte ſummum jus für meinen Schuldherrn, und vielleicht, nach dem der Fall iſt, die höchſte Billigkeit und die Menſchlichkeit ſelbſt für mich. Hier will nun Chriſtus: ſo weit ſoll ich entfernt ſeyn, ſelbſt Unrecht zu thun, oder mich gegen meinen grauſamen Schuldherrn zu erbittern, und ihm Rache zu geloben, daß ich, wenn das Unterkleid zur Bezahlung nicht hinreicht, lieber auch das Oberkleid, welches er durch richterliche Hülfe nicht erlangen konnte, dazu hingebe (48).

Es folgt eine Beſchreibung der Kleidung der Römer. Das unterſcheidende Gewand der Römer war die Toga: ſie heißen deswegen auch Togati, d. i. Leute mit der Toga bekleidet. Im Anfange trugen ſie dieſe ohne Untergewand, Tunica; allein nachher findet man die letztere, bey allen alten Schriftſtellern ſowohl, als auch auf allen Denkmälern, wie ein Gewand, welches man unter der Toga zu tragen pflegte. Die Toga war ihnen dergeſtalt eigen, daß die römiſchen Advocaten, bey der Streitſache eines gewiſſen Mannes, der ſich die Rechte und Vorzüge eines römiſchen Bürgers widerrechtlich angemaßt haben ſollte, ſchon darüber ſtritten, ob er, mit der Toga bekleidet, vor Gerichte erſcheinen könne, oder nicht. (49) Die Toga war erſtlich eigentlich ein Ehrenkleid, wel-

(48) Michaelis moſaiſches Recht, 3 Th. S. 56, fgg.
(49) Sueton. in Claud. c. 15, p. 585.

ches von Niemand aus dem gemeinen Volke getragen werden durfte. Nach des Artemidorus Zeugniß, wurde es auf Griechisch Τήβεννος (Tebennos) genannt, welchen Namen ſie von dem Temenus, einem Arcadier, der ſolche zuerſt aus Arcadien nach Rom gebracht hat, bekommen haben ſoll (50). Nach dem Berichte des Tertullianus (51), ſoll der Gebrauch dieſes Kleides zuerſt von den Pelasgiern auf die Lydier, und von dieſen auf die Römer, gekommen ſeyn. Die äußere Form ſoll, nach der Anzeige Dionyſius von Halicarnaß, B. 3, S. 195, die Geſtalt eines halben Zirkels gehabt haben. Andere Schriftſteller aber ſind diesfalls nicht einerley Meinung. Einige behaupten, daß die Toga ein offen ſtehendes Kleid geweſen ſey, wie etwa ein Mantel; weil ſie aber zugleich ſehr lang und weit geweſen, hätte ſie auf mancherley Weiſe zuſammen gefaßt, und um den Leib herum gelegt, zum Theil aber auch um den Arm geſchlungen werden können. Andere hingegen, unter welchen inſonderheit Ferrarius ſich befindet, ſind der Meinung, daß dieſes Kleid nicht offen, ſondern durchaus zuſammen geheftet geweſen ſey, in der Mitte aber doch eine große Oeffnung gehabt habe, da man ſolche habe über den Kopf werfen, auch zugleich den einen Arm dadurch heraus ſtrecken können, und zwar dergeſtalt, daß der rechte Arm frey geblieben, der Theil aber, welcher linker Hand herab hieng, um die linke gewunden worden ſey. Das Sonderbarſte hiebey iſt, daß, ob man gleich zu Rom und anderswo viele Statüen antrifft, an welchen dergleichen Toga zu ſehen iſt, doch daraus die Verſchiedenheit der Meinungen von deſſen eigentlicher Geſtalt, keinesweges entſchieden werden mag. Indeſſen finden ſich doch manche Statüen, welche der Meinung vorgedachten Ferra-

(50) Die Buchſtaben m und d werden oft verwechſelt.
(51) De pallio c. 1.

rarius keineswegs gemäß ſind; und obgleich andere ſo beſchaffen ſind, daß man daran nichts gewiſſes erkennen kann, ſo ſieht man doch wieder andere, die alſo zuſammen gefaßt ſind, daß man offenbar daran erkennen kann, ſie ſeyn von oben bis unten ganz offen geweſen. Zum Beyſpiel kann die Bildſäule eines Prieſters, aus Begers Muſeum brandenburgicum, Fig. 2103, dienen, wo derſelbe nach Art derer, die ein Opfer verrichten, mit ſeiner Toga das Haupt bedeckt, übrigens aber dieſelbe alſo um ſich geſchlungen hat, daß man nicht anders muthmaßen kann, als daß ſie vorn durchaus offen, und keineswegs zuſammen genähet ſey, welches durch das Zeugniß des Dionyſius, der ihr die Geſtalt eines halben Zirkels beylegt, nicht wenig beſtätiget zu werden ſcheint. Dazu kömmt, daß die Alten ſich dieſes Kleides nicht nur in der Stadt, ſondern auch im Kriege bedient, und, wenn der Streit angieng, ſolches um den Leib gewickelt, und gleichſam zuſammen geknüpft haben, welche Aufſchürzung Cinctus gabinus genannt wurde (ſ. auch unten, S. 64); wäre aber das Kleid zuſammen genäht geweſen, ſo hätte dieſes nicht wohl geſchehen können. Ich will aber einen jeden die Sache aus den Statüen, die ich weiter unten anführen werde, ſelbſt beurtheilen laſſen.

Nach dem Zeugniſſe vieler Schriftſteller, war die Toga, der Materie nach, von Wolle; in ſpätern Zeiten hat man ſie aus Seide, oder auch aus einem andern Zeuge, verfertigt. Die Farbe war anfangs weiß; daß man aber hernach bunte und mit Purpur verbrämte getragen hat, dergleichen bey den obrigkeitlichen Perſonen der alten Hetruſcer im Gebrauche waren, ſoll, nach dem Makrobius (52), Tullus Hoſtilius zu Rom eingeführt haben; und wie in Anſe-

(52) Saturnal. L. I, c. 6.

hung der Farbe eine Veränderung vorgegangen war, ſo kann dergleichen auch wohl in Anſehung der Geſtalt geſchehen ſeyn, gleichwie eben dieſe Togæ, nach dem Unterſchiede des Vermögens derer, die ſie trugen, bald weiter, bald enger waren. Ob die alten Römer um die Toga einen Gürtel getragen haben, oder nicht, iſt ungewiß; wenigſtens ſieht man keine an den Statüen. Wenn man gleich an manchen wahrnimmt, daß ſie die Toga aufgeſchürzt, und um den Leib gewunden haben, ſo iſt zu glauben, daß der anſcheinende Gurt vielmehr ein zuſammen gewickelter Theil der Toga ſelbſt, als ein eigentlicher Gürtel, ſey. Eben dieſer herab hängende Theil der Toga aber, den ſie alſo zuſammen faßten, wurde Sinus, und wo das Kleid gleichſam einen zuſammen geknüpften großen Knoten vorſtellte, Umbo (53) genannt.

Von eben dieſer Art die Toga aufzuſchürzen, iſt auch die bekannte Redensart in procinctu eſſe, entſtanden, welche zwar erſtlich nur von denjenigen verſtanden wurde, die in wirklicher Bereitſchaft ſtanden, im Kriege den Streit anzugehen, und ſich zu dieſer Abſicht aufgeſchürzt hatten, nachher aber von einem Jeden gebraucht wurde, der ſich dazu ſchickte, eine Sache anzufangen und auszurichten.

Die Römer giengen meiſtens mit unbedecktem Haupte; wenn ihnen aber die Sonne zu heiß auf den Kopf ſchien, oder ſie ſich gegen den Regen oder die Kälte verwahren wollten, zogen ſie ihre Toga anſtatt einer Wetterkappe über das Haupt. Wenn ſie ſodann Jemand begegneten, dem ſie Ehre beweiſen wollten, zogen ſie dieſe Toga, nach dem Zeugniſſe des Plutarch, wieder von dem Kopfe zurück, woraus denn klar erhellet, daß ſie ihr Haupt zu gewiſſen Zeiten mit dieſer Toga bedeckt haben. Zur Zeit der Trauer, und wo dem ganzen gemeinen Weſen ein Unglück begegnet war,

(53) Daher Perſius, Sat. 5. 23. candidus umbo, für die ganze Toga ſagt.

war, pflegten ſie dieſe Toga überall abzulegen. Eben dergleichen geſchah auch auf den Saturnalien, 5 Tage lang; ohne Zweifel darum, weil ſie es für unſchicklich hielten, zu ſolcher Zeit, da die Herren den Knechten am Tiſche aufzuwarten verbunden waren, ein Ehrenkleid zu tragen. Bey Mahlzeiten gürteten ſie dieſelbe, der Bequemlichkeit wegen, auf, und ließen ſie ganz herab hängen; ſie faßten dieſelbe auch oft unter dem Arme, auf welchem ſie lagen, zuſammen, und bedienten ſich ihrer als eines Polſters. Die Todten, wenn ſie gleich von dem niedrigſten Stande waren, wurden alleſammt in dergleichen Toga eingekleidet (54).

Die Toga war nicht in Rom allein, ſondern in ganz Italien, üblich, auch in den Municipalſtädten, und ſogar auch bey andern Nationen, welche die Römer ſich unterwürfig gemacht hatten. Daher auch derjenige Theil Galliens, in welchem die Toga eingeführt war, togata genannt wurde (55). Diejenigen, welche einen Triumph hielten, trugen eine gemalte oder bunte Taga (56), welche urſprünglich von den Hetruſcis herkam; eben dergleichen trugen die Conſules und Tribuni, wie auch die Prætores, wenn ſie ein Opfer verrichteten, oder einem öffentlichen Spiele beywohnten. Nonius Marcellus hat eine Stelle des Varro aufbehalten, wo von ſehr dünnen Togis geredet wird, daß man die Röcke (Tunicas) un-

(54) Daher ſagt Juvenalis, Sat. 3. 171.

Pars magna Italiæ, ſi verum admittimus, in qua
Nemo togam ſumit, niſi mortuus

(55) Wie andere Theile von der Tracht, Gallia braccata, comata, hießen. Eben ſo hieß Comœdia togata, wenn die Hauptperſon von geringerm Stande nach römiſcher Art gekleidet war; prætextata, wenn es eine vornehmere war.

(56) Von Toga picta; ſ. *Ferrarius*, L. 2. c. 16.

ter ſolchen ſehen konnte, weil ſie durchſchienen; denn er ſagt: iſtorum vitreae (57) togæ oſtendunt tunicæ clavos. Eben dieſer Nonius thut auch von Togis undulatis Meldung (58), welche vielleicht mit unſern gewäſſerten Zeugen eine Gleichheit gehabt haben.

Die Toga bekam, wegen verſchiedener Umſtände, verſchiedene Beynamen, deren ich einige anführen will.

Toga domeſtica, bedeutet entweder einen Oberrock, dazu der Zeug von der Frau des Hauſes ſelbſt gewebet war, weil alle Römerinnen Wollenzeug weben konnten; oder einen Rock, den man nur gewöhnlich und täglich im Hauſe zu tragen pflegte (59).

Toga reſtricta; Eben das Oberkleid, welches man nur im Hauſe zu tragen pflegte, war enger als der Oberrock, den man anlegte, wenn man ausgieng; daher hieß er reſtricta, ein enges Kleid. Das Gegentheil davon war Toga fuſa, ein Kleid, welches viele Falten hatte, und ſehr weit war, welches man überwarf, wenn man unter Leute gehen wollte (60).

Toga forenſis, bedeutet weiter nichts, als ein reinliches weißes Oberkleid, mit dem man ſich öffentlich durfte ſehen laſſen. Es war, nebſt der Reinlichkeit, auch mit mehrern Falten ausgeziert (61).

Toga campeſtris, war von den andern in der That ſelbſt nicht unterſchieden, man bediente ſich aber eines Gürtels, und band ihn damit feſt um den Leib zu.

Toga pexa, heißt eine wollreiche Toga, die noch nicht abgetragen iſt, ſo wie Toga detrita, das Gegentheil davon, einen alten abgenutzten Rock, anzeigt.

Toga raſa, war mit Fleiß von Wolle recht kahl gemacht und abgeſchoren, damit ſie ſo viel leichter, und im Sommer nicht ſo beſchwerlich zu tragen würde. Zuweilen, inſonderheit

(57) Siehe den *Nonius*, unter dem Worte vitreum, c. 6. n. 4. Sie hießen daher auch Nebulæ linteæ. venti textiles.

(58) Von den undulatis, ſ. *Nonius*, c. 2. n. 926, deren auch Plinius, *L.* 8. c. 48. gedenkt.

(59) *Sueton.* Vitell. 8.

(60) *Sueton*, Aug. 73.

(61) *Ael. Lampridius* Alex. Sev. c. 42. *Seneca* de tranquill. c. 1.

heit in den ſpätern Zeiten, ließ man einen ſolchen Sommermantel von Seidenzeuge machen, welcher ebenfalls Toga raſa hieß.

Der latus clavus, über deſſen eigentliche Beſchaffenheit von den Gelehrten ebenfalls geſtritten worden iſt (62), war nichts anders, als nur ein Zierrath und ein gewiſſes Gebräme der Kleider, welcher Name aber hernach dem Kleide ſelbſt, welches damit ausſtaffirt war, beygelegt wurde; übrigens aber trugen ein ſolches Kleid vornämlich die Rathsherren, da hingegen ein Kleid, welches engere Streifen hatte, den Rittern gehörte, und anguſtus clavus genannt wurde. Ich will mich nicht bey denen aufhalten, welche dieſe ſogenannte Clavos für Blumen, Häftel oder Knöpfe angeben, womit dieſe Kleider, ihrer Meinung nach, beſetzt geweſen ſeyn, ſondern vornämlich nur zwey Meinungen anführen. Ueberhaupt kommen alle hierin mit einander überein, daß der latus clavus kein Haupttheil der Kleidung, ſondern etwas beſonderes von Purpur, welches man zum Zierrath auf die Kleider geſetzt hat, war, übrigens aber, ſeiner äußern Geſtalt nach, mit den Nägeln (clavis) einige Aehnlichkeit gehabt haben mochte. Der Hauptſtreit aber iſt unter den Gelehrten deswegen entſtanden, weil einige behaupten wollten, daß dieſe Purpurfleckchen rund geweſen ſeyn, und mit dem Kopfe eines Nagels eine Gleichheit gehabt hätten, und daß, wenn dieſe Fleckchen groß geweſen, man ſie latos clavos, die kleinern aber anguſtos clavos genannt habe, welcher Meinung inſonderheit Ferrarius zugethan iſt. Rubenius hingegen, deſſen Urtheile ich auch beypflichte, beweiſet, daß ſolche Purpurſtreifen nicht rund, ſondern lang, und alſo

(62) Man ſehe die Scriptores de re veſtiaria, im 6. Th. des Grävius, beſonders den Rubenius, deſſen Meinung Grävius in der Vorrede beſtätigt. Mehrere nennt Fabricius Bibliogr. antiq. c. 18. n. 9.

alſo nichts anders, als gewiſſe Streifen oder Striche von Purpur geweſen ſeyn, welche ungefähr die Länge eines Nagels gehabt haben, welche Purpuſtreifen auf die Toga, Tunica und andere Kleider zum Zierrath geſetzt worden, wenn dieſe Streifen breit geweſen, hieß es latus clavus, wenn ſie aber ſchmal waren, anguſtus clavus, welches Rubenius durch Vergleichung der griech Benennung Μεσοπορφυρα beſtätigt, weil ſich in dem Kleide Purpur befand; gleichwie Περιπόρφυρον ein Kleid anzeigt, welches ringsum mit Purpur eingefaßt war. Daß die Benennung clavus vornämlich darauf gehe, weil ſie die ungefähre Länge und Breite eines Nagels hatten, erhellet auch daraus, weil der Kopf, zumal ein runder, kein weſentliches Stück eines Nagels iſt, ſondern es ein Nagel bleibt, er mag einen runden, drey = vier = oder ſechseckigen Kopf, oder auch wohl gar keinen Kopf, haben. Es iſt alſo weit wahrſcheinlicher, daß dieſe lati und anguſti clavi, breite und ſchmale Purpurſtreifen geweſen ſeyn. Fig. 2104 a), bildet eine Tunica anguſticlavia, und Fig. 2104 b) eine laticlavia, ab.

Dieſer Zierrath war nicht nur an den Kleidern, ſondern auch an den Tiſchtüchern, Handtüchern und Bettüchern, zu ſehen (63). Bisweilen waren dieſe clavi oder Streifen auch von Golde, welches aus dem Briefe des Kaiſers Aurelianus bey dem Vopiſcus, im Bonoſus, c. 15, erweislich iſt, wo unter den Geſchenken, die dem Bonoſus von dem Kaiſer gegeben wurden, auch Tunicae ſubſericae auro clavatae, gedacht wird.

Aus dieſer Art Kleidung iſt hernach der Name Laticlavius entſtanden, welcher den römiſchen Rathsherren, auch ihren Söhnen, welche dergleichen latos clavos trugen, gegeben wurde; da hingegen die andern von niedrigerm Stande Anguſticlavii hießen. Eben daher hieß auch Patrimo-

(63) Lampridius ſagt in vita Alex. Severi, c. 37, daß bey den Mahlzeiten Mantilia cocco clavata (Handtücher mit Purpurſtreifen) gebraucht worden ſeyn.

monium laticlavium, welches bey dem Petronius vorkömmt, ein Vermögen und Landgut, welches von ſolchen, die latum clavum getragen haben, vererbet worden iſt.

Die Trabea war auch ein Ehrenkleid, über deſſen eigentlicher Form man ebenfalls verſchiedener Meinung iſt. Den Namen ſoll es von einigen Streifen oder Banden empfangen haben, die gleichſam wie Balken (Trabes) ſchräge über daſſelbe gezogen waren. Servius gedenkt, in ſeiner Erklärung über des Virgilius Aeneis, B. 7., der dreyfachen Trabea aus dem Suetonius de genere veſtium. Die erſte Art, welche ſie den Göttern gewidmet hatten, ſey mit Purpurſtreifen beſetzt geweſen; die andere Art, dergleichen die Könige trugen, habe auch Purpurſtreifen gehabt, aber mit etwas Weiß untermiſcht; die dritte Art, welche die Augures trugen, ſey mit Streifen von Purpur und Scharlach geziert geweſen. Andere hingegen ſuchen zu behaupten, daß die Trabea von der Toga nur in Anſehung der Materie, oder des Zeuges, woraus ſie verfertigt war, unterſchieden geweſen ſey. Des Rubenius Meinung, daß Trabea etwas kürzer, als Toga, übrigens aber dem Paludamentum oder Chlamys ſehr ähnlich geweſen ſey, ſcheint die wahrſcheinlichſte zu ſeyn, wie denn auch die Salii, welche Dionyſius von Halicarnaß trabeatos nennt, von dem Feſtus paludati genannt werden.

Lacerna, war eine Art eines Mantels, deſſen man ſich vor Alters bloß im Kriege bediente; nachher wurde derſelbe auch in der Stadt, auf dem Felde, oder auf Reiſen, getragen. Er wurde mit einem Häftel zuſammen geheftet; und oben am Halſe war eine Kappe (Cucullus), die man über den Kopf ziehen, und auch leicht wieder abnehmen konnte. Für den Winter pflegte man ihn aus dickem haarreichen Tuche, für den Sommer aber aus einem leichten und feinen wollenen

lenen Zeuge, zu tragen. Anfänglich, bis auf die Zeiten des Cicero trug auch nur das gemeine Volk dergleichen, nachher aber fieng es auch jedermann an; doch mit dem Unterſchiede, daß das gemeine Volk meiſtens ſchwarze oder dunkelbraune, die Rathsherren und andere vornehme Perſonen aber purpurfarbige trugen.

Birrhus, oder Burrhus, war mit der Lacerna faſt einerley, daher auch dieſe beyde Namen ohne beſondern Unterſchied gebraucht werden. Der Name ſelbſt ſcheint von dem griech. Worte πυῤῥος (pyrrhos), roth, abzuſtammen. Weil Birrhus mit eben einer ſolchen Kappe, wie die Lacerna, verſehen war, ſo hat man daher die Birrhos ſelbſt bisweilen Cucullos genannt, und Birrhus für eine Bedeckung des Hauptes (einen Hut) gebraucht.

Veſtis pulla, eine ſchwarze Kleidung, wurde insgemein von dem gemeinen Volke getragen (64), daher dieſes auch zuweilen Turba pullata genannt wird: und bey Quintilian, B. 2, Cap. 12, heißt Circulus pullatus, die Verſammlung des Volkes, welches in ſchwarzen Kleidern iſt.

Carracalla hatte mit der Lacerna auch viele Gleichheit, war aber eine ausländiſche Kleidung, dergleichen die Gallier trugen; und weil der Kaiſer Antoninus eine ſolche Caracalla trug (65), iſt er davon Caracalla genannt worden; doch gieng des Kaiſers Caracalla bis auf die Knöchel, da die Gallier weit kürzere trugen, die kaum bis über die Hüfte giengen. Ueberdies hatte dieſe Caracalla auch Aermel, und war ebenfalls mit einer Kappe verſehen. Auf den Monumenten und Marmorſteinen findet man keine dergleichen.

Außer

(64) Auguſtus ließ verbieten, daß Niemand in ſchwarzer Lacerna ſich auf dem Markte und Circus ſehen laſſen ſollte. *Sueton.* Aug. c. 40.

(65) *Henr. Stephanus* glaubte, daß davon das franz. Wort Caraque, Caſaque noch herkomme. Var. ſchediasm. L. 4. n. 4.

Außer den jetzt erwähnten Kleidern, lieſet man auch noch von einer beſondern Art eines Rathsherrnkleides, Colobium (66) genannt, deſſen Geſtalt aber Niemand eigentlich weiß.

Die Gauſape, Gauſapa, oder Gauſapium, war eigentlich ein Winterkleid, welches auf der einen Seite ſehr haarig und zottig war, wie ein Pelz; darin es von dem Amphimallus, welches Kleid von innen und außen ſehr haarig war, und ebenfalls im Winter getragen wurde, unterſchieden war. Die Gauſape wird auch wohl Lodix villoſa und Mappa villoſa genannt. Dieſe Art Kleidung war beſonders bey den Daciern üblich.

Lacinia, war eigentlich nur ein Saum oder Gebräme, womit gewiſſe Kleider an ihrem Rande eingefaßt waren.

Die Prætexta war eine Toga, welche die Söhne vornehmer Römer alsdann zuerſt anlegten, wenn ſie adoleſcentiam erreicht hatten. Den Namen Prætexta hat dieſes Kleid daher, weil es mit einem Purpurſtreifen eingefaßt oder beſetzt war; von prætexere, beſetzen. Von den Griechen wurde daſſelbe Περιπόρφυρα genannt. Bisweilen trugen die Prieſter und Magiſtratsperſonen, insonderheit die Conſules und Dictatores dergleichen Prätexta. Fig. 2105 ſieht man einen Jüngling mit der Prätexta, welcher aus dem Muſeo brandenburgico genommen iſt; allein die Einfaſſung oder Verbrämung von Purpur iſt daran nicht zu erkennen, weil man dergleichen mit ihren beſondern Farben auf Marmorſteinen nicht wohl ausdrücken konnte; daher ſich auch der latus clavus an keiner ſteinernen Statüe erkennen läßt. Eben dieſer Jüng-

(66) Man nannte dieſe Kleider nicht nur Colobia, ſondern auch Colobii, Colobiones. Es hieß ſo, weil es gleichſam abgeſtutzt iſt, und ohne Aermel. Nachher iſt es unter den chriſtlichen gewöhnlich geworden.

Jüngling hat an dem Halſe eine Bulla, dergleichen vornehmer Leute Kinder gleichfalls zu tragen pflegten. Die Prätexta pflegte eben ſo, wie die Toga, aufgeſchürzt zu werden, welches Cinctus gabinus genannt wurde, ſ. ob. S. 55. Man iſt nicht einig, zu welcher Zeit eigentlich dieſe vornehme Kinder dieſe Prætexta wieder ab- und an deren Statt die Toga virilis (67), oder das männliche Kleid, angelegt haben. Einige ſagen: mit dem Anfange des 15ten Jahres, andere mit dem Anfange des 17ten; allein diejenige Meinung, da man behauptet, daß ſolches zu Anfange des 16ten Jahres geſchehen ſey, hat die meiſte Beſtätigung, obwohl zur Zeit der Kaiſer auch hierin öfters wider ſonſtige Gewohnheit (68) geſchehen iſt. Eben dieſer Jüngling hält in ſeiner Linken eine Rolle Papier, und hat neben ſich ein rundes Käſtchen ſtehen, in welchem ſie ihre Federn, Schreibtafeln und Bücher, zu verwahren pflegten. Sein Rock hat ganz kurze Aermel, welche kaum bis an den Ellbogen reichen.

Die zwey folgende römiſche Rathsherren, Fig. 2106 und 2107, haben ihre Toga über der linken Schulter hängen, daß ſie den rechten Arm ganz frey behalten. Wenn man dieſe Vorſtellungen genauer betrachtet, wird die Meinung dadurch immer mehr und mehr beſtärkt, daß die Toga von vorn offen geweſen ſey. Ein jeder von ihnen hat auch eine Rolle in der Hand, und ein Käſtchen neben ſeinen Füßen ſtehen.

Von dem Juvenalis (69) wird ein gewiſſes Kleid Veſtis ſcutulata genannt. Dieſe Benennung leitet Turnebus (70) von Scutum, der Schild, Salmaſius aber

(67) Sie hieß auch Toga pura, weil keine Streifen anderer Farbe daran waren. Wer ſie am erſten anlegte, hieß Tiro.
(68) Einige legten ſie eher, andere ſpäter, an; Caligula im 19ten Jahre.
(69) Sat. 2. v. 97.
(70) Adverſ. L. 24. c. 29. & L. 27. c. 24.

aber von Σκυτάλη (Scytale, die Ruthe,) her, weil ſie, wenigſtens ſeiner Meinung nach, alſo geſtreift waren, als ob Gerten eingewebet geweſen wären. Allein, weil ſolche Kleidung ſelten getragen wurde, ſo iſt von der eigentlichen Geſtalt nichts gewiſſes zu melden.

Von den römiſchen Kriegskleidern wird an ſeinem Orte gehandelt werden.

Fig. 2108, ſieht man den Kaiſer Trajan in einem Winterkleide, dergleichen er in dem Kriege gegen die Dacier getragen haben ſoll. Die Tunica iſt zwar kurz, aber weit, und mit einem Gürtel aufgebunden. Die Chlamys, welche mit einem Häſtel oder einer Schnalle zuſammen geheftet iſt, trägt er über der rechten Schulter, doch ſo, daß er den rechten Arm ganz frey behält. Dieſe Chlamys iſt auch verbrämt, oder vielleicht gar inwendig durchaus mit Pelz gefüttert, wie ich oben die Gauſapas beſchrieben habe.

Fig. 2109, ſitzt der Kaiſer Titus auf einem Stuhle mit ausgereckter rechter Hand, als ob er vor einer großen Verſammlung redete; in welcher Geſtalt er in den Sellianiſchen Gärten zu ſehen iſt. Die Tunica iſt ſehr weit, und darüber hat er noch die Toga; auch ſind ſeine Stiefeln beſonders merkwürdig.

In den folgenden Zeiten ſind nach und nach immer mehrere Kleidertrachten aufgekommen, und zwar mehr in Städten, als im Kriege. So ſehen wir Fig. 2110, einen ganzen Trupp von allerley Leuten, von verſchiedenen Alter und Geſchlechte, wie ſolche auf der Columna Theodoſii, welche der jüngere Kaiſer dieſes Namens errichtet hat, zu ſehen ſind. Die Kleidungen ſind von den bisher beſchriebenen ſehr unterſchieden, gleichwie auch die Hüte eine beſondere Geſtalt haben. Die Kleidung der beyden Lictorum, Fig. 2111, ſcheint eine Lacerna und Chlamys zu ſeyn.

Von den Kleiderſäuberern bey den Römern, werde ich weiter unten handeln.

Das weibliche Geſchlecht trug bey den Griechen ſowohl, als auch bey den Römern, ebenfalls Tunicas, oder Röcke, wie die Männer, auſſer daß dieſe etwas länger waren, und bis auf die Knöchel herab hiengen. Die römiſchen Weibsperſonen trugen zu uralten Zeiten ſo gar auch Togas, doch haben ſie dieſelben nachher den Männern allein überlaſſen; die Tunicae aber wurden von beyderley Geſchlechte getragen. Doch waren die weiblichen Tunicae von den männlichen nicht nur überhaupt in Anſehung der Länge, ſondern inſonderheit nach den Aermeln, unterſchieden, welche viel länger waren, und bis an den Ellbogen giengen. Man findet aber auch weibliche Bildſäulen, deren Arme entweder ganz und gar, oder doch größtentheils, bloß ſind. An den Tunicis der Männer hingegen waren die Aermel ſehr kurz. Ueber die Tunica oder den Unterrock zogen die Weibsperſonen eine ſo genannte Palla, oder einen weiten Mantel, welchen die Griechen ἀμπεχόνην nannten. Es hatten die Griechen noch eine andere Art von weiblichen Obermänteln, ἀναβολὴν; worin aber dieſe Anabole von jener Ampechone unterſchieden geweſen ſey, läßt ſich nicht wohl beſtimmen. Eben dieſes gilt auch noch von einer andern Art, welche ξυςὶς hieß.

Aelian (71) macht die verſchiedenen Arten weiblicher Kleidung alſo namhaft: „Des Phocion Eheweib „trug des Phocion Mantel, und brauchte weder eine „Crocota, noch ein tarentiniſches Kleid, auch keine Ana„bole, keinen Encyclion, oder Cecryphalon, noch auch „eine Calyptram, eben ſo wenig hatte ſie gefärbte und bun„te Kleider. Sie ſchmückte ſich vornämlich mit Mäßig„keit und Demuth, und bediente ſich dann der Kleider, die „ſie

(71) Hiſt. VII. 9.

„ſie bey der Hand hatte.“ Die Crocota hatte den Namen entweder von κροκος, Saffran, weil ſie ſo gefärbt war, oder von κρόκη, welches ein Unterkleid oder das Futter eines Kleides bedeutet. Von dem tarentiniſchen Kleide ſagt Lucian, daß es ein weißes, ſehr feines und durchſichtiges Kleid geweſen ſey, durch welches man habe den Leib ſehen können. Anabole war eine Art eines Obermantels Encyclion war, wie es die Benennung mit ſich bringt, auch eine Art eines Mantels, in welchen man ſich völlig einwickeln konnte. Cecryphalum war vermuthlich eine Haube oder Kopfbinde, womit man die Haare zuſammen band.

Fig. 2112, iſt eine Zeichnung von drey, ganz für die Schönheit, wie für die Geſundheit eingerichteten, Frauenzimmerkleidungen in griechiſchem Geſchmack Fig. 2112 a), das Hauskleid; F. 2112 b), das Beſuchkleid; F. 2112 c), das Staatskleid.

Bey erſterm denke ich mir ein ſimples Kleid mit langen Aermeln, weit und lang genug, daß es um den Leib herum einige Falten werfe, die bis auf die Füße herunter fallen, und wenn es mit einem Gürtel etwas aufgeſchürzet wird, dennoch die Füße bedecke. Dieſes Kleid könnte von Tamis, Taffet, oder anderm leichten Zeuge für den Sommer ſeyn, und von leichtem Tuche für den Winter. Hierunter müſſen nothwendig im Winter noch andere Kleider gezogen werden, die in den nördlichen Ländern, des Klima wegen nöthig ſind, in Griechenland aber unnöthig waren. Ueber dieſe Kleidung kann, zu mehrerer Bedeckung, noch ein fliegendes Tuch von Leinen, Neſſeltuch oder Seide, getragen werden. Die Haare ſind vorn mit einem breiten Bande aufgebunden, über den Ohren hinterwärts in Flechten zuſammen gewunden, und auf den Schultern in Locken herunter fallend, hinten aber wieder angeſteckt.

Das zweyte: Ein, mit einem langen von Taffet, oder anderm dünnen Seidenzeuge, mit Franſen verſehenen Gürtel umwundenes langes Kleid. Die Aermel gehen nur bis auf den Ellbogen, und werden an den Seiten von 3 oder 4 kleinen Knöpfen zuſammen gehalten. Die Haare, wie

 oben,

wie oben, mit Blumen verziert. Der Zeug des Kleides iſt ſeiden, wollen, oder leinen. Je weniger Zierrathen oder Verbrämungen darauf ſind, je beſſer. Gold und Silber würde ich ganz ausſchließen.

Das dritte: wie das leztere, mit einem darüber gezogenen Leibrocke von Satin, oder anderm ſeidenen, ſtreifigen, blumigen oder auch glatten Zeuge, vorn über einander geſchlagen, ohne Aermel, mit Epauletten. Um alle Borten mit einer à la grecque gezeichneten Broderie. In den Haaren, an ſtatt der Blumen, oder neben denſelben, Perlengehenke. Zu dieſen beyden Kleidern können Handſchuhe getragen werden; weißlederne würden die beſten ſeyn. Die Schnürbruſt iſt von allen ausgeſchloſſen. Die Schuhe müſſen ohne hohe Abſätze, vorn rund zugeſpizt ſeyn.

Das äuſſere oder Oberkleid des römiſchen Frauenzimmers, hieß Pallium, oder Amiculum, welches ſie öfters von hinten an den Hauptſchmuck anhefteten, von dannen es herab hieng, und den Leib bedeckte. Die ehrbaren Weiber bedeckten eben damit auch die Arme bis vorn an die Hände. Eine andere Art eines Oberkleides war Peplum, welches bey den Griechen und Römern üblich war. Es iſt aber ſehr ſchwer, den wahren Unterſchied dieſer Kleider anzuzeigen, weil die Steine und Denkmäler deßfalls keine Dienſte thun. Eine andere Art Kleidung, Mafora, Maforte, Maforteum, oder Maſurium genannt, ſcheint erſt in ſpätern Zeiten aufgekommen zu ſeyn, und ſtammet vielleicht von ὠμοφόριον ab, welches eine Decke, die man über die Schultern zieht, bedeutet, womit die römiſchen Weibsperſonen den Kopf und die Schultern bedeckten, und noch weiter herab hängen lieſſen. Die Φελόνη, oder Φενολη, L. Penula, wurde von Manns- und Weibsperſonen getragen; ſ. oben, S. 36. Von dem Kaiſer Severus war dieſe Penula den Weibsperſonen in der Stadt zu tragen verboten, auſſerhalb derſelben aber erlaubt.

Bey den Bildniſſen der römiſchen Matronen, die ich jezt vorlegen werde, zeigt ſich in Anſehung der Kleidung, noch mehr aber in Anſehung des Kopfaufſazes, ein groſſer Unterſchied. Die erſte, **Fig.** 2113, iſt **Julia**, die Gemahlin des **Tiberius**; es ſteht bey ihr ein Altar, und darauf ein großes Gefäß und Teller, dergleichen bey den Opfern gebräuchlich war; die Altäre aber ſind das Zeichen der Ehrerbiethung. Die folgende, Fig. 2114, ſoll, nach des Maffei Meinung, **Agrippina**, die Mutter des Kaiſers **Nero**, ſeyn, welche die Wahrzeichen der Jſis und Ceres hat; jener gehört die Blume Lotus, die ſie auf dem Kopfe trägt; die Kornähre aber, die ſie in der Hand hält, iſt der Ceres; das breite Band, welches von der Linken zur Rechten über die Bruſt her gezogen iſt, macht die Meinung des **Maffei** doch etwas zweifelhaft, weil dergleichen vor Alters nicht gefunden, ſondern erſt in ſpätern Zeiten üblich geworden iſt. Die folgende, **Fig.** 2115, iſt **Plotina**, die Gemahlin des Kaiſers **Trajan**, und Fig. 2116, die Gemahlin des Kaiſers **Hadrian**, **Sabina**, welche eine beſondere Hauptzierde hat; und ein ſehr langes Kleid trägt, bis auf die Erde; über dieſem hat ſie noch ein anderes kürzeres, welches bis unter die Kniee geht, über beyden aber noch eine weite Palla, oder einen Obermantel. Fig. 2117, ſoll die Gemahlin des Kaiſers M. **Aurelius**, **Fauſtina**, ſeyn. Dieſe ſcheint über und über von der Palla, die auf ihr Haupt wie eine Haube geheftet iſt, umhüllet zu ſeyn; in der Linken hält ſie einen Apfel. **Fig.** 2118, iſt **Lucilla**, die Gemahlin des Kaiſers L. **Verus**, deren Hauptſchmuck von Edelſteinen und Perlen ſehr merkwürdig iſt, gleichwie ſie auch ein dreyfaches Armband von Perlen trägt. **Fig.** 2119, iſt **Criſpina**, die Gemahlin des Kaiſers **Commodus**; ſie iſt in ihre Palla eingehüllet, und hält in der einen Hand einige Mohnköpfe und Kornähren, als Zeichen der

Göttin Ceres, weil gemeiniglich die Kaiſerinnen unter dem Bilde gewiſſer Gottheiten vorgeſtellet wurden. Fig. 2120, iſt Mammea, des Alexander Severus Mutter, welche ebenfalls drey Kleider über einander hat, deren mittleres einen beſondern Saum hat. Die äuſſerſte Palla iſt an der Hauptzierde angeheftet. Fig. 2121, ſitzt auf einem Seſſel, und iſt von ſonderbarer Geſtalt. Fig. 2122, hat beyde Arme verloren: ihr Oberkleid ſcheint mit Pelz gefüttert zu ſeyn. Fig. 2123, iſt Fauſtina, des Kaiſers Antoninus Pius Gemahlin; ihr Unterrock oder Tunica geht kaum über die Kniee herab; über dieſem trägt ſie eine Palla, und in der Rechten hält ſie eine Rolle Pergament.

Nachdem ich bisher von der Kleidung der Römer gehandelt habe, wende ich mich nun zu ihren Nachbarn, den Hetruſciern, und andern Völkern.

Die hetruſciſchen Kleidungen waren von den römiſchen nicht ſehr unterſchieden, wie aus Fig. 2124, die das Bildniß eines alten Hetruſciers darſtellt, zu erſehen iſt. Das Haupt iſt geſchoren. Der Rock kömmt mit einer römiſchen Tunica völlig überein; darüber hat er noch ein Oberkleid, welches man gar wohl für eine römiſche Toga halten könnte, nur iſt es etwas kürzer und enger. An dem Saume des Kleides ſteht eine hetruſciſche Aufſchrift, wie ſolches bey den hetruſciſchen Bildern nicht ungewöhnlich iſt. Wenn es nacket vorgeſtellt wurde, pflegte es auf den Schenkel oder auf die Hüfte geſetzt zu werden, wie Fig. 2126 zeigt. Der Stiefel dieſer Bildſäule ſcheint vom Virgilius (72) beſchrieben zu ſeyn, und iſt aus vielen Neſteln zuſammen geſchnürt. Fig. 2125, iſt ein hetruſciſches Frauenzimmer, doch ohne Kopf, wovon das Original zu Volterra, in dem Hauſe eines Ritters befindlich iſt; auf den

(72) Aeneid. VIII. 458.

den Armen trägt ſie ein Kind; auf dem einen Arme ſteht eine hetruſciſche Inſcription; der Unterrock geht bis auf die Knöchel, und darüber trägt ſie eine Palla, oder einen Mantel. Die Weibsperſonen der Hetruſcier trugen lange Haarlocken, wie aus verſchiedenen alten Denkmälern erhellet. Der hetruſciſche Knabe Fig. 2126, hat eine große Bulla am Halſe hangen; woraus erweislich iſt, daß dieſer Gebrauch von ihnen auf die Römer gebracht worden iſt. Um die Beine und Arme hat dieſer Knabe beſondere Bänder, und in der rechten Hand hält er einen Vogel.

Von der Kleidung der alten Perſer kann nichts gewiſſes gemeldet werden, weil von jenen uralten Zeiten keine Denkmäler übrig ſind. Sie trugen ein gewiſſes Oberkleid, Candys, welches gewiſſermaßen einer Chlamys ähnlich geweſen ſeyn mag. Die Soldaten hefteten ſolches mit einer Schnalle oder einem Häſtel zuſammen. Sie trugen auch eine gewiſſe Art Hoſen, wie die alten Gallier, welche Anaxyrides genannt wurden.

Von der Kleidung der Parther hat man mehrere Nachricht, weil auf dem Triumphbogen des Kaiſers Septimius Severus viele Parther in ihrer Kleidung vorgeſtellt ſind. Sie trugen ein Kleid, welches nur bis an die Kniee reichte; die Aermel giengen bis auf die Hände. Um die Lenden trugen ſie eine Gürtel, und über dem Unterrocke noch eine Chlamys oder Candys, welche nicht länger war, als der Unterrock, und mit einem Häfte zugeheftet wurde. Auf dem Kopfe trugen ſie eine vorn eingebogene Mütze, in Geſtalt einer phrygiſchen Cygaris. Die Schuhe bedeckten den ganzen Fuß, wie die römiſchen Perones. Die Strümpfe und Hoſen, welche ſehr lang und breit waren, banden ſie ganz unten oberhalb den Schuhen. Kurz, die Kleidung dieſer Parther war von der Klei-

dung der alten Dacier, Marcomannen, der alten Deutſchen und Gallier, wenig unterſchieden.

Die Skythen und Thracier trugen faſt eben dergleichen Kleider, wie die Perſer, nämlich einen perſiſchen Bund und lange Hoſen. Beyſpiele der ſkythiſchen Kleidung ſieht man ſonſt nirgends, als an der Columna des Theodoſius zu Conſtantinopel, wo verſchiedene Gefangene vorgeſtellt werden, welche die Gelehrten für Skythen halten. Sie haben Röcke mit langen Aermeln. Die Hoſen gehen bis auf die Knöchel, und waren oberhalb der Waden gebunden, ſo, daß ſie zugleich die Stelle der Hoſen und Strümpfe vertreten konnten. Ueber dieſem Unterkleide trugen ſie einen Mantel, oder eine Chlamys, womit ſie zugleich das Haupt verhülleten, wie die römiſchen Rathsherren; bey gelinder Witterung aber pflegten ſie mit bloßem Haupte zu gehen.

Die Kleider der Phrygier erkennt man aus verſchiedenen alten Denkmälern, in welchen die vorn eingebogenen Kappen einander durchgehends gleich ſind. In der übrigen Kleidung aber findet ſich einiger Unterſchied. Der erſte Phrygier, Fig. 2127 a), hat einen doppelten Rock; der längere geht kaum bis an die Kniee Die Schuhe oder Stiefel gleichen einem langen Strumpfe, an welchem keine beſondere Schuhe oder Sohlen zu ſehen ſind. Der andere, Fig. 2127 b), ſitzend, unterſtützt das Haupt mit dem linken Arme, und hat die Augen geſchloſſen, als ob er ſchliefe, oder ſonſt in Gedanken ſäße. Die folgende Bildſäule, Fig. 2127 c), welche den Paris darſtellt, iſt mit vieler Kunſt verfertigt, daß man die völlige Kleidung daran erkennen kann. In der Rechten hält er einen Apfel, und das Oberkleid iſt auf der rechten Achſel mit einem Häftel zuſammen geheftet; die Schuhe aber kommen mit den Schuhen der Parther überein.

Die

Die Kleidung der Dacier ſieht man an der Columna Trajani. Auch dieſe Völker trugen kurze Kleider, welche kaum bis auf die Knie reichten. Der Obermantel iſt etwas länger. Die langen Hoſen, welche ihnen zugleich ſtatt der Strümpfe dienten, giengen bis an die Knöchel, wo ſie bisweilen zuſammen gebunden waren. Ihre Schuhe kamen mit unſern heutigen ziemlich überein, und die Kappen waren auch vorwärts eingebogen, wiewohl ſie öfters mit bloſſem Haupte giengen, wie Fig. 2128 a, b, c) und d) zu ſehen iſt; von welchen beyden leztern inſonderheit F. 2128 d) einen gefangenen daciſchen König von hinten und von vorn vorſtellt, deſſen Kleid ringsum mit einem beſondern Saume verbrämt iſt. Einige benachbarte Völker, inſonderheit aber die alten Deutſchen, haben eben dergleichen Kleider getragen.

Die allgemeine und gewöhnlichſte Tracht der alten Deutſchen beſchreibt Tacitus (73). Sie beſtand in einem Feldkleide oder Kriegsmantel, einem viereckigen wollenen, am Rande herum befranſeten Stücke Zeug, welches vorn mit einem Häftel, oder, in deſſen Ermangelung, mit einem Dorne zuſammen geſteckt wurde. Die Reichſten unterſchieden ſich durch ein Kleid, welches nicht ſo pludernd und flatternd, wie bey den Sarmaten und Parthern, war, ſondern knapp und enge am Leibe lag, und jedes Glied genau und anpaſſend umſchoß. Sie trugen auch Pelzwerk von wilden Thieren, inſonderheit Rennthierfelle. Der Anzug der Weiber war von der Männer ihrem wenig unterſchieden, nur daß ſich jene öfters mit Leinwand bedeckten, die ſie mit Purpurſtreifen abänderten, woran aber keine Aermel waren, ſo, daß der ganze Arm, auch wohl mit dem nächſten Theile der Bruſt entblößt und ſichtbar blieb.

(73) De morib. Germ. c. 17.

Von der Kleidung der alten Gallier, ehe dieſelben den Römern unterwürfig gemacht worden, findet man keine Spuren. Doch hat man einige Denkmäler, welche in die Zeiten der erſten römiſchen Kaiſer fallen, darin doch von der Zeit des J. Cäſar an, mancherley Veränderungen derſelben vorgegangen ſind. Unter den merkwürdigſten Denkmälern iſt dasjenige, welches im J. 1711, in dem Chore der Kathedralkirche zu Paris ausgegraben worden iſt. Es beſteht in ſechs alten Galliern, deren Hauptdecke den parthiſchen Kappen nicht unähnlich iſt. Die Unterröcke haben lange Aermel, welche bis auf die Hände gehen; über dieſen trugen ſie einen Oberrock oder Sagum, gleichfalls mit Aermeln, worin derſelbe von dem römiſchen Sago unterſchieden war. Dieſer Oberrock war mit purpurfarbigen Streifen verſehen, welche die Geſtalt der Gerten (Virga) hatten, daher ſie auch Saga virgata hießen. Einige andere Abſchilderungen alter Gallier und ihrer Kleidung, welche in die erſten Jahrhunderte der römiſchen Kaiſer fallen, ſind unter ſich ſelbſt merklich verſchieden. An einigen ſieht man eine Tunica oder ein Unterkleid mit engen Aermeln, und ein Sagum oder Oberkleid mit weiten Aermeln, wie z. B. der Jüngling, Fig. 2129, der ein Hündchen auf dem linken Arme ſitzen hat; der andere hingegen, Fig. 2130, welcher in der einen Hand einen Vogel, in der andern aber einen Becher hält, (welches vielleicht auf den vortrefflichen Wein in Burgundien geht, wo dieſe Statüen gefunden worden ſind) hat ſehr weite Aermel; deſto engere aber hat der folgende, Fig. 2131, welcher in der rechten Hand ein Hündchen, und in der linken ein Käſtchen hält. Der vierte, Fig. 2132, hat auch einen Becher, und das Oberkleid iſt unten ringsum ganz zackig ausgeſchnitten, übrigens aber unten völlig zuſammen, daß es ſcheint, man habe daſſel-

be

be bey dem Anziehen über den Kopf werfen, und den Kopf oben durch eine Oeffnung ſtecken müſſen.

Die Fig. 2133 vorkommenden vier Manns- und Weibsperſonen unter einem Gewölbe, ſcheinen eine eheliche Verlobung oder Trauung vorzuſtellen. Man ſieht hier deutlich, daß Jemand einer Perſon einen Ring an den Finger ſteckt, in der Linken aber ein unbekanntes Inſtrument hält; die übrigen beyden Perſonen (ob ſie männlichen oder weiblichen Geſchlechtes ſeyn, läßt ſich nicht wohl unterſcheiden,) haben Hämmerchen in den Händen, welches auch bey andern galliſchen Denkmälern gefunden wird. Einer hält ein Käſtchen. Die Schuhe ſind durchgehends denen gleich, welche Fig. 2129 — 2132 zu ſehen ſind, und von der Geſtalt ordentlicher Strümpfe wenig unterſchieden. Fig. 2134, ſehen wir ein Mädchen mit einem Waſſereimer, welches zu Langres in Champagne auf einem Steine ausgehauen zu ſehen iſt; der Schleyer iſt von den heutigen wenig unterſchieden. Der Rock geht faſt bis über die Waden, und iſt mit einem zackigen Saume eingefaßt; überdies hat ſie auch eine Schürze, welches in den alten Denkmälern ſelten gefunden wird. Die folgende Weibsperſon, Fig. 2135, welche in dem Cabinete des Hrn. Foucault befindlich iſt, iſt ebenfalls merkwürdig; es trägt dieſelbe nämlich einen ziemlich langen Rock, welcher bis an die Knöchel reicht, am Halſe hat er einen breiten Kragen; die Aermel gehen bis auf die Hände, und ſind von beſonderer Art. Daß es eine Gallierinn ſey, läßt ſich faſt aus dem Käſtchen ſchließen, welches ſie vor ſich hält, das bey andern Galliern auch zu ſehen iſt.

Fig. 2136, iſt ein ziemlich gräßliches Bildniß eines Barbaren von vorn und von hinten, der vom Kopfe bis an die Fußſohlen in lauter Pelzwerk dermaßen eingehüllet iſt, daß man ihn für einen wilden Mann halten möchte. Der Bart und das Haupthaar iſt auch be-

beſonders aufgekrauſet. Es iſt nicht wohl anzugeben, zu was für einer Nation derſelbe zu rechnen ſey. Vielleicht iſt es ein uralter Gallier. Sonſt ſcheint dieſes Bild ehemals in der Bruſt eine viereckige Oeffnung gehabt zu haben.

Fig. 2137 iſt die Abſchilderung eines Pantomimus oder Komödianten, welchen *Poldo d'Albenas* in Antiquitatibus Nemauſienſibus mitgetheilt hat. Die Schuhe ſind beſonders merkwürdig.

Von den Spaniern und Luſitaniern iſt aus dem Appianus bekannt, daß ſie ein Sagum oder einen Obermantel getragen haben, den ſie mit einem Häftel zuſammen hefteten; wie er aber eigentlich ausgeſehen habe, iſt unbekannt. Strabo (74) macht von dem Kriegskleide der Luſitanier eine beſondere Beſchreibung. Eben derſelbe ſagt auch (75), daß die Mauren die Haare kräuſeln, den Bart fleißig auskämmen und zieren, die Zähne ſäubern, und die Nägel an Händen und Füßen zu gewiſſen Zeiten abſchneiden, übrigens für den Aufputz ihrer Haare dermaßen beſorgt ſeyn, daß ſie deswegen immer weiter aus einander gehen, damit ja keiner den andern berühren, und ihm ſeinen Haarputz in Unordnung bringen möge.

Die Numidier trugen ſehr dünne und leichte Kleider, und giengen halb nacket.

Von der Kleidung der Carthaginenſer findet ſich auch wenig Nachricht. Plautus ſagt, daß ſie Tunicas getragen haben, welche dermaßen lange Aermel hatten, daß ſie die Hände ſammt den Fingern damit bedecken konnten; ſie waren beſonders Liebhaber von rothen und purpurfarbigen Kleidern, trugen auch roth gefärbte Ziegenfelle ſtatt der Kleidung; ſie zogen auch ein Sagum an, und hatten Ohrengehänge.

Es

(74) B. 3. S. 107.
(75) B. 17, S. 569.

Es folgt die Geſchichte der Kleidertrachten bey verſchiedenen neuern und heutigen Nationen.

Die phyſiſche Verſchiedenheit der Völker aller Welttheile, in Größe, Farbe und Bildung, iſt äuſſerſt auffallend; aber gewiß kann man als Hülfsmittel zur Geſchichte der Menſchheit, auch das Zufällige der Auſſenſeite des menſchl. Körpers nicht für unwichtig halten. Immer gieng die Sorge für dieſe Auſſenſeite, ſo weit Schutz gegen das Klima dringendes Bedürfniß war, vor Bearbeitung der Geiſteskräfte voraus. Da nun bey dieſer die Auſſenſeite weichlicher wurde, und immer mehrere Behaglichkeit verlangte, ſo wirkte in ſo fern auch Cultur der Geiſteskräfte wieder auf Bekleidung.

Die Eitelkeit oder das Inſtinctartige Verlangen äuſſerlich ſchöner zu ſcheinen, war nicht ſchlechterdings die Folge der mehrern Aufklärung; denn ſelbſt die roheſte Nacktheit blieb nicht ohne Grade dieſer vermeintlichen Erhöhung und Verſchönerung der Figur. Das ſonderbare Formen der Köpfe, das Bemahlen, Aetzen, Punctiren oder ſo genannte Tättowiren der Haut, Das Durchbohren einzeler Gliedmaßen der ganz und halb nackten Wilden, zweckt auf nichts anders ab. Alſo kann man Putz und Zierrath, oder überhaupt die Form, nur als Nebenzweck der Kleidung anſehen.

Wichtiger aber, als die Form, iſt die Betrachtung des Materiales der menſchlichen Kleidung; denn dieß knüpft ſie an das Reich der Natur an. Die Wanderungen der Thiere und Pflanzen machen, nächſt den Wanderungen der Menſchen, den weſentlichſten Theil der Weltgeſchichte aus, und ſind zugleich eine unentbehrliche Erkenntnißquelle großer Revolutionen; folglich kann eine Darſtellung des allgemeinen Kleidungsſtoffes der Weltbewohner ſelbſt für die Geſchichtforſchung nicht ohne Intereſſe ſeyn.

Der

Der Menſch iſt von der Natur für jedes Klima der Erde beſtimmt, und, ſich ſowohl von Thieren als Pflanzen zu nähren, gebildet. Die bloß Fleiſch freſſenden Thiere haben zackige und ſpitzige, und die, welche von Pflanzen leben, nur ſchneidende und zerreibende Zähne. Die Zähne des Menſchen aber ſind zu beyden Verrichtungen gebildet. Die Natur hat ihn alſo unläugbar zur Wanderung und zum Wechſel geformet, um an jedem Orte dasjenige zu ſeiner Speiſe nutzen zu können, was ihm das Klima dazu am leichteſten darbot. Analogiſch verhält ſich das Kleidungsmaterial, und deſſen Nothwendigkeit und Auswahl. Mit dem Hunger, der des Menſchen erſte Thätigkeit zu Verſchaffung der Nahrungsmittel erzwang, vergeſellſchaftete ſich das Bedürfniß, einer unmilden Witterung zu widerſtehen. Oefters mag das Ueberbleibſel, welches als Speiſe nicht zu verzehren war, das Fell des Thieres, die Haut des größern Vogels und Fiſches, ſofort zum Stoff der Bekleidung ergriffen worden ſeyn. So konnte die Nahrungsart der Völker ſie auch in Anſehung ihrer Kleidungsart modeln. Dieſes iſt bey allen nördlichen und ſüdlichen Nationen auffallend.

Am leichteſten, und daher auch am früheſten, gewährte das Pflanzenreich den nöthigen Kleidungsſtoff. Baumblätter, Rinden, Schilf und Gras waren noch dazu auslangend in den mildern und heißern Weltgegenden, wo Kleidung nur Schutz und Decke gegen den brennenden Sonnenſtich gewähren ſollte. Eine Stufe höher zur Bequemlichkeit ſchritt man durch Verflechtung der Producte des Pflanzenreiches in Matten und Baſtnetze, wie z. B. in Afrika und Neuſeeland; und noch eine höher, durch Klopfung derſelben zu Papierarten und Zeugen, wie in den wärmern Inſeln der Südſee. Mit zunehmendem Verlangen nach Bequemlichkeit ſtieg immer die Geſchicklichkeit der Verarbeitung.

Meh=

Mehrere Inſtrumente, und beynahe ſchon Kenntniß des Gebrauches der Metalle war nöthig, die Faſern und Flocken verſchiedener Gewächſe zur Nachahmung des Thierhaares in Fäden zu verſpinnen, und dieſe zu Zeugen zu verweben. Alſo erſt bey weiterm Fortſchritte der Kunſtfähigkeiten hat ſich Baumwolle und Linnen über die cultivirten Länder mehr oder weniger verbreitet.

Die Einmiſchung des Linnen in die Thierwolle unſers Klima iſt zwar allerdings, nach dem Urtheile eines berühmten Schriftſtellers, eine Sache, die, wenn man auf Cultur des Bodens und der ſie bewirkenden Menſchen ſieht, mehr verdient, daß man Kenntniß davon nehme, als von den Dynaſtien Tßi, Leang und Tſchin. Indeſſen iſt Leinwand doch immer nur gleichſam Vermittlerin zwiſchen glatter Haut und raucher Wolle, beſonders für den Wechſel der Jahrszeiten, geblieben; mithin bloß glückliche Einmiſchung; ohne die Thierwolle, als das im Ganzen herrſchende Kleidungsmaterial unſers Klima aus dem Beſitze zu ſetzen. Die Baumwolle konnte es in ihrem Klima weiter bringen, und ſich gleichſam als ein glückliches Amphibium zwiſchen jenen beyden, indem es dort die Dienſte von beyden leiſtet, zur Hauptclaſſe erheben.

In den rauheren Erdſtrichen, wo die Bewohner das Pflanzenreich, entweder wegen Armuth und Unfruchtbarkeit des Bodens, oder ſonſt, zum Zwecke ihrer Bekleidung nicht hinreichend fanden, wurden ſie Jäger und Fiſcher, und aßen Fleiſch, welches ihnen zugleich ein ſchon fertiges Kleidungsmaterial übrig ließ. Land- und Seethiere mußten ſie alſo für ihr Klima entſchädigen. Man lernte wohl früher die rohen Thierfelle zubereiten, als aus deren Haaren und Wolle Garn ſpinnen und zu Zeugen verweben. Vielleicht war die Spinne das erſte Vorbild der menſchlichen Weberey; und dann könnte es auch ſeyn, die Fäden des Seiden-

wur-

Wurmes wären noch eher, als Wolle und Haar, genutzet worden. Dieſes kann aber bey einem nicht häufigen Material doch ſeltener, und wohl nur zum Putze geſchehen ſeyn, und ſo kömmt die Seide als ein allgemeiner Kleidungsſtoff nicht in Betrachtung. Eben ſo bleiben hier auch die ſchon von der Haut getrennten Federn nur als Zierrath und Putz beyſeit.

Das Mineralreich hat urſprünglich nur als Hülfs- und Bindungsmittel an dem Kleidungsmaterial Antheil genommen. Die Metalle haben die Eigenſchaften nicht, welche der Hauptzweck der menſchlichen Kleidung erfordert. Nur als Verſtärkung und Zierrath miſchten ſich Blech und Draht darunter, und bleiben immer als Material ein Nebenwerk.

Alſo fände ſich nur ein vierfacher allgemeiner Stoff der menſchlichen Kleidung; nämlich aus den Vegetabilien, Pflanzenzeuge und Baumwolle; und aus dem Thierreiche Thierfälle und Thierwolle. Der Mangel aller Bekleidung, oder die völlige Nacktheit kann die fünfte Gattung einer Hauptabtheilung der Menſchen, in Rückſicht auf ihre Kleidung, beſtimmen. Die halbe Nacktheit kömmt nur in heißen Ländern vor, wo bloß aus Beobachtung eines gewiſſen Wohlſtandes, oder aus Anmuth bey dem gemeinen Volke, die Bekleidung nur in einem Schurze, einer Binde, oder ſonſt einem geringen Kleidungsſtücke, beſteht. Indeſſen iſt auch hier das Material im Ganzen Eins.

Dieſe fünf Gattungen, und den Raum, den ſie auf der Oberfläche der ganzen bewohnten Erde einnehmen, mit einem Blicke überſehen zu können, iſt beygefügte allgemeine Kleidungskarte der Weltbewohner (*) dienlich. Es liefert dieſelbe eine vollſtändige Weltkarte im Viereck; ſie iſt von Herrn Güſſefeld auf dem Meridian von Weimar gezeichnet.

Die

(*) Ich habe ſie aus der Pandora oder Taſchenbuch des Luxus und der Moden aller Völker, für das Jahr 1787, von F. J. Bertuch und G. M. Kraus, entlehnt.

Die Idee, obgedachte fünf Hauptgattungen der Menſchen in Anſehung ihres Kleidungsſtoffes zur Ueberſicht darzuſtellen, konnte durch nichts beſſer verſinnlicht werden, als durch Farben. Es ſind demnach folgende zur Bezeichnung gewählt:

Roth, für vollkommene Nacktheit;
Grün, für Kleidung von Pflanzenzeugen;
Braun, für Kleidung von Thierfellen;
Violett, für Kleidung von Baumwolle;
Gelb, für Kleidung von Thierwolle;

und ſo ſtellt ſich nun dem Auge auf einmal, ein intereſſantes Tableau dar, welches den Denker auf mancherley Art beſchäftigen kann. Die Gränzlinien der Illuminirung ſind nach einer ziemlich mühſamen Vorarbeit, und mit ſo viel hiſtoriſcher Gewißheit, als davon zu erlangen, und bey einem ſo unendlich kleinen Maßſtabe zu beobachten möglich war, angegeben.

Was auf der Karte unilluminirt geblieben iſt, iſt entweder ganz unbewohntes, oder uns noch unbekanntes Land, z. B. Novajaſemla, Spitzbergen, der ganze obere Theil bon Nordamerika und Grönland, und verſchiedene Juſeln der Südſee. Es verſteht ſich ohnedieß, daß bey der Charakteriſtik eines Landes, z. B. in Amerika, Afrika, und in Südaſien, keine Rückſicht auf die Coloniſten und Küſtenbewohner, als welches allenthalben Europäer ſind, hat genommen werden können; auch ſindet man hier und da Gebräuche und Kleidungsſtoff benachbarter großer Länder ſo in einander laufend und vermiſcht, daß es ſehr ſchwer fiel, die ſchwankende Gränzlinie zu faſſen und anzugeben.

Ueber die viererley Hauptarten des allgemeinen Kleidungsmateriales, habe ich mich zum Theil bereits oben näher erklärt, und wird auch noch in der Folge, bey Beſchreibung der beſondern Trachten, geſchehen. Auf Form und Textur kömmt es hiebey gar nicht

on. Der Europäer und ſüdliche Tatar kleidet ſich in Thierwolle, er mag Tuch, glatten gezwirnten oder geköperten Zeug, Filz, oder irgend einen Stoff, der aus Wolle gemacht wird, tragen, und der Nordaſiate und Nordamerikaner, Patagonier, Feuerländer und Hottentotte iſt ein Fellträger, er mag ſich nun in eine Renuthier- Bären- Schwanen- oder Fiſchhaut, vom Scheitel bis zu den Zehen, einnähen, oder ein Guanco- oder Schaffell an den Hals und um die Lenden hängen, und übrigens halb nackt gehen.

Die Natur wirkt auf Cultur der menſchlichen Kleidungsſtoffe mit einem gewiſſen Gleichgewichte und Ebenmaße; aus Thier- und Pflanzenreiche bleibt ſich ihr Aufwand wohl ziemlich proportionirt. Die Regionen des leztern erſcheinen zwar etwas kleiner auf der Karte; aber das in die Wollenländer in Europa ſo ſtark eingemiſchte Linnen, und in Aſien die Baumwolle, erhalten ſo ziemlich das Gleichgewicht.

Daß die Hauptgattungen des Kleidungsmateriales mit einander ziemlich einerley geographiſche Breite haben, fällt ſogleich in die Augen, und beſtätigt den Einfluß des Klima auf die Cultur: doch iſt es ſonderbar, daß ſo gar die ſüdlichen äuſſerſten Spitzen von Afrika und Amerika, bey aller Differenz des Klima, doch die Thierfelle zur Hauptkleidungsgattung haben. Amerika hat in dieſer Extremität kriegeriſche Wilde unter rauherm Klima, Afrika aber Nomaden, die von der Viehzucht leben. Alſo iſt jenen das Thierfell nothwendig, ſie erlangen es aber bloß durch die Jagd; dieſen iſt es leichter von den Heerden zu haben; ſie wählen es vielleicht aus Bequemlichkeit, weil das ihnen am Leibe hangende Schaffell zugleich das Bett macht, worauf ſie ſchlafen.

Vor tauſend Jahren, oder weiter zurück, würde, wenigſtens bey Europa, die Illumination der Karte anders ausgefallen ſeyn, da es mehr Jäger und Hirtenvolk enthielt, kein Grundeigenthum war, und der Ackerbau faſt gänzlich mangelte; und wer weiß, wie von jezt an, nach hundert Jahren ihre Farben ausfallen würden. Wenigſtens hoffen wir es für die unglücklichen Erdbewohner, deren Gegenden wir gegen Süden durch Nacktheit ausgezeichnet ſehen. Armuth

muth des Thier- und Pflanzenreiches; jene aus immerwährender Jagd, und dieſe aus Mangel alles Anbaues des Bodens, Geringheit der Volksmenge, welche inſtinctmäßiger Kriegerſinn, in Verbindung mit jener Armuth der Natur nicht aufkommen läßt, werden, wahrſcheinlicherweiſe, dieſe mehrentheils ſehr culturfähige Erdſtriche, die immer den 6ten Theil der Erdoberfläche betragen können, ſo lange wüſte laſſen, als die Statsabſichten der cultivirten Nationen es nicht befördern, durch Colonien nachzuhelfen, daß ein Sechstel des Erdkreiſes dem Zwecke ſeiner Erſchaffung ſich endlich auch nähern möge.

Beſchreibung der Kleidertrachten insbeſondre.

I. Europa.

In Dänemark und Norwegen, gehen die unverheuratheten Weibsperſonen bey Feyerlichkeiten mit bloßem Kopfe und geflochtenen Haaren, und zuweilen, wenn ſie nach Kopenhagen kommen, eben ſo wie die Weiber, mit einer in Falten gelegten Haube. Auf dem Leibe tragen ſie kurze Wämmſer mit ſchmalen Aermeln, die insgemein Aufſchläge haben. Die Röcke, die gemeiniglich entweder von ſchwarzer Leinwand oder von blauem Tuche ſind, werden über die Wämmſer hinauf geheftet; ſie ſind aber auch ſo kurz, daß ſie kaum bis über die Waden reichen. Wenn ſie in ihrem völligen Schmucke ſind, müſſen ſie 8 bis 9 Röcke haben, wie auch einen Pelz von weißen Fellen, welcher künſtlich genähet und geſtickt iſt. Sie tragen gemeiniglich ſchwarze Strümpfe, und ihre Schuhe ſind wenig von den Schuhen der Männer unterſchieden. Ihre Halstücher oder Kragen haben keine Quaſten und Knoten an den Enden. Auf dem Kopfe tragen die ältlichen Weiber eine ſchwarze Mütze von Corduan, die mit Rauchwerke gefüttert iſt. In allen ihren Kleidern, wie auch bey ihrer Arbeit, ſind ſie beſonders reinlich.

Von der Kleidertracht der Isländer beyderley Geſchlechts, ſ. im XXXI Th. S. 33 — 35, und

 die

die dazu gehörigen Abbildungen einer hochzeitlich gekleideten Jungfer, Fig. 1744; und einer isländiſchen Frau mit ihrer Tochter, Fig. 1745.

Von der ſchwediſchen Nationalkleidung, wird weiter unten gehandelt werden.

In Liefland, gehen alle unverheurathete Frauensperſonen mit bloßem Kopfe. In einigen Gegenden haben ſie lang herab hängende Haare; in andern flechten ſie dieſelben. Die Weibsperſonen weben ihre Gurte, welche ſie tragen, von Wolle und Zwirn. Die Eſthinnen tragen eben ſolche Röcke, wie die Mannsperſonen. Die Lettinnen haben ein kurzes, feſt am Leibe liegendes, und nach demſelben gemachtes Kamiſol, und ordentlich gefaltete Unterröcke. Ueber ihren weißen Hauben haben ſie eine Mütze. Die Eſthinnen haben an ihrem Kopfe und vor der Bruſt viel Flitterſtaat und ſilbernes Klapperwerk. Die Frauensperſonen tragen gern zwey Röcke über einander. Viele haben mitten im Sommer einen Pelz, und den Rock noch darüber. Bisweilen haben ſie über den Schultern, und bey Kälte und Regen auf dem Kopfe eine beſondere wollene Decke, die mit allerley groben Zierrathen verſehen iſt. Halstücher ſind ſehr ſelten.

Die Lappländer kleiden ſich auf eine zierliche und anſtändige Weiſe. Weil ſie aber, wie andere Menſchen, einen Unterſchied unter Feſt- und Werkeltagen machen, ſo laſſen ſie auch einen Unterſchied an ihrer Kleidung wahrnehmen. Ihre Feſttagskleider können unter ihre theuerſte und vornehmſte Habe gerechnet werden, inſonderheit diejenigen Stücke, welche von Silber ſind. Zu dieſen gehören ihre gewöhnliche ſilberne Gürtel, als welche aus breiten Leiſten beſtehen, woran ſilberne Platten geheftet ſind, die entweder eckig als Würfel, oder rund, ſind, und zwar ſo dicht an einander, daß man das Rennthier, worauf ſie ſitzen, kaum ſehen kann. Dieſe Platten ſind (eben wie die Schnal-

Schnallen, welche die Weibsperſonen auf ihren Bruſtlätzen oder Kragen und Röcken zu haben pflegen,) mit loſem hangenden Laube überall ausgeziert, welche gemeiniglich vergoldet ſind, ſowohl als auch die eckigen Platten, welche auf die Gürtel geheftet ſind. Die Ringe, welche ſie an dem Finger haben, ſind breit und verziert, zum Theil auch mit vergoldeten Laube beſetzt. Sowohl die Manns= als auch Weiberröcke (Kapte) ſind wie Schlafröcke gemacht, und vorn zuſammen genähet, ausgenommen oben an der Bruſt, welche ſie mit einem Gürtel feſt binden. Die Weiberröcke (Wolpo) ſehen beynahe wie unſere Damenroben aus, auſſer daß ſie nicht auf dem Rücken Falten haben, ſind auch enger und kürzer, und von rothem, blauen oder grünem Tuche. So ſind auch ihre Njalmefata oder Hauben von Tuche gemacht, an welchem eine Oeffnung iſt für das Haupt und Angeſicht, und ſind unten am Kinne zuſammen genähet, und bedecken dieſe die Stirn ſowohl als auch das Haupt, und liegen bis auf den Rücken, um die Achſel und Bruſt herum.

Auf dem Kopfe tragen einige Mannsperſonen Mützen, die mit allerley, koſtbaren oder auch geringern, Thierfellen verbrämt ſind; andere aber nur ſchlechte Mützen von Tuch ohne Gebräme. Die Frauensperſonen haben rothe tuchene Mützen oder Hüte, welche faſt wie die Hüte auf den Branntweinpfannen ausſehen. An einigen Oerteyn flechten die Weibsperſonen ihre Haare mit herunter hangenden Locken, und binden über die Stirn und bis an die Ohren breite tuchene Bänder. Dieſes aber wird gemeiniglich zu ihren Feſttagskleidern gerechnet, wiewohl man an einigen Orten in Lappmark auch bemittelte, inſonderheit Weibsperſonen, an Werkeltagen mit ſilbernen Schnallen und anderm Schmucke geziert ſieht. Sonſt aber bedienen ſich die meiſten ſolcher Röcke, die von grobem Tuche oder ſo genannten Walmer gemacht ſind.

Im Winter tragen ſie überall Pelzröcke, welche beſſer oder ſchlechter ſind, nach dem die Felle fein und ſchwarz ſind. Die beſten Felle ſind diejenigen, die von den zur Sommerszeit geſchlachteten Rennthierkälbern genommen ſind, und zwar zu der Zeit, da das Fell am ſchwärzeſten iſt, nämlich an den Tagen Olai und Laurentii. Die Pelzröcke, welche von ältern Kalbs- und Wajen- oder Rennthierweibleinfellen gemacht ſind, ſind nicht ſo theuer, und werden von ihnen, ihrer Dauerhaftigkeit wegen, am meiſten gebraucht. Dieſe Röcke, ſowohl die von beſſerer als auch ſchlechterer Gattung, ſind, wie ihre andere Kleider, vorn zuſammen genähet, und mit Gürteln umbunden. Unter dieſen Röcken tragen ſie Unterröcke, welche ebenfalls von Fellen gemacht ſind. Auf den Oberröcken kehren ſie das Rauche heraus, auf den Unterröcken hingegen tragen ſie das Rauche inwendig; ſie umgürten dieſelben mit Gürteln, worauf zinnerne Platten ſitzen, welche faſt auf eben die Art, wie die von Silber, gemacht ſind. An dieſem Gürtel hängt ein mit Zinn eingefaßter Beutel, worin ſie ihr Feuerzeug, Geld, Toback, u. d. gl. mehr, haben. Es hangen auch ihre Meſſerſcheiden, Nadelbüchſen, Schere, und eine Menge meſſingene Ringe daran, welche zuſammen gebunden ſind, und unter einander hangen. Je mehr Ringe ſie an der Seite haben, deſto beſſer glauben ſie geziert zu ſeyn. Fig. 2138.

Die Beinkleider der Mannsperſonen ſind mehrentheils von ſämiſchem Leder, woran Halbſtiefel von Fellen, die ſie von den Füßen der Rennthiere ziehen, genähet ſind. Die Weibsperſonen gebrauchen ſolche im Winter von Walmer; im Sommer aber tragen ſie nur halbe Strümpfe. Sie heften aber ſowohl die Stiefel, als auch Strümpfe, mit langen Bändern an die Schuhe oben auf dem Fuße. Sowohl Manns- als Weibsperſonen tragen im Winter ſolche Halbſtiefel

ſel oder Strümpfe von Fellen, welche bis an den Fuß herunter reichen, und oben mit erwähnten Hoſen von ſämiſchem Leder oder Walmer zuſammen genähet ſind. Unter dieſen Stiefeln pflegen ſie auch Strümpfe von Walmer oder Tuche zu tragen, welche von eben derſelben Länge und Beſchaffenheit ſind.

Ihre Schuhe ſind auch im Winter und Sommer unterſchieden. Im Sommer haben ſie lederne Schuhe, im Winter aber von Rennthierfellen, worunter die von braunen Fellen am ſtärkſten und theuerſten ſind. Weil ihre Strümpfe nicht bis in die Schuhe hinein reichen, ſo gebrauchen ſie an deſſen Statt, Stroh oder Heu, welches ſie an einigen Orten in Lappmark wohl zu klopfen, zu kämmen und zu zubereiten wiſſen, daß es ſo weich wie Flachs wird.

Ihre Sommerhandſchuhe ſind von ſämiſchem Leder, die Winterhandſchuhe aber von Fellen, welche ſie, gedachtermaßen, von den Füßen der Rennthiere ziehen, worein ſie auch Heu legen, oder dieſelben mit andern weichen Fellen zu füttern pflegen. Um den Hals haben ſie Kragen von Eichhorn- Wolfs- Bären- oder Marderſchwänzen

In Rußland, hat das mehreſte Frauenzimmer, welches ſich von gemeinen Frauensperſonen unterſcheiden will, in den Städten die franzöſiſche Kleidung.

Von den ruſſiſchen Nationen, hat faſt jede ihre eigene Tracht. Bey den Baſchkiren tragen beyde Geſchlechter Hemden, gewöhnlich von grobem Neſſeltuch, lange weite Hoſen, und Halbſtiefel oder Pantoffeln; Arme aber umwinden die Füße mit Lumpen, und gehen in Baſtſchuhen. Mannsperſonen tragen die Oberröcke ſehr lang und weit, am liebſten von rothem Tuche, mit Pelzwerke eingefaßt, und gürten ſie mit einem Gürtel oder einer Säbelkoppel feſt, daher das Unterkleid nicht zu ſehen iſt. Ihre Winterpelze ſind von Schafen, faſt gewöhnlicher aber von Pferdehäuten,

und ſo gemacht, daß die fliegende Mähne längſt dem Rücken ſitzt, welches bey windigem Wetter ſeltſam ausſieht. Ihre Müze iſt ein 1 Spanne höher, nicht ſelten ſpitziger Kegel von Tuche, mit einem den holländiſchen Schifferhüten ähnlich aufgebogenen, abſtehenden, ſchmalen Pelzbräme. Das Oberkleid des Frauenzimmers von feinem Tuche oder ſeidenem Zeuge, hat vorn Knöpfe, und wird feſt gegürtet. Hals und Buſen bedeckt eine Modeſte, oder ein Nuſter mit Münzen ſchuppenförmig bedeckt, bisweilen von Gitter- oder Netzwerke von Glaskorallen und Muſcheln. Die Mädchen tragen an den zahlreichen Zöpfen der Haare Bänder und Klimperwerk, welches bis auf die Waden hinab hängt, und eine Haube mit einem geſpitzten, 1 Spanne langen, Nackenſtücke, der Haube gleich mit Münzen und Korallen bedeckt. Die Weiber tragen, auſſer der Haube, eine bedeckte Stirnbinde, und nur 2, oder auch keine Haarzöpfe. Bey ſchlechtem Wetter tragen alle, tatariſche Schleyertücher oder Taſtar. Fig. 2139, ſtellt ein baſchkiriſches Frauenzimmer vor.

Bey den Kalmücken, beſteht die männliche Kleidung gemeiniglich aus einem Oberkleide, welches bis auf die Waden reicht, lange, obenher weite, nach der Hand zu aber ganz enge Aermel hat, und aus Tuche oder Baumwollenzeuge gemacht iſt; ferner aus einem oder auch mehreren, über einander angezogenen leichten Unterkleidern von Baumwollenzeuge, oder Damaſte, und andern ſeidenen Zeugen, welche nur bis an die Kniekehlen reichen und enge Aermel haben, auf der Bruſt mit kleinen Knöpfen zugeheftet, und vermittelſt einer Leibbinde oder eines Gürtels, entweder mit dem Oberkleide oder ohne daſſelbe, um den Leib befeſtiget werden. Darunter tragen die Reichen ein kurzes, vorn ganz offenes Hemd, welches kaum bis über die Hüfte geht und vorn über einander ſchlägt; nebſt weiten,

weiten, aus Leinwand oder Baumwollenzeuge verfertigten Beinkleidern, welche bis in die Halbſtiefel reichen. Arme behelfen ſich mit ledernen Beinkleidern, ohne Hemd, ziehen den Pelz auf die bloße Haut an, und haben im Winter und Sommer einerley Anzug, auſſer daß ſie, wenn ihnen heiß iſt, das Rauche auswendig kehren.

Reiche machen ihre Winterpelze aus den Fellen der im Winter ſterbenden Lämmer, auch wohl von edlerm Pelzwerke, nach eben dem Schnitte, wie die Oberkleider, und mit einem Ueberzuge von ähnlicher Materie. Die Geiſtlichkeit hat Fuchspelze am liebſten, weil der Fuchs und die gelbe Farbe heilig ſind. Gemeine bedienen ſich durchgängig grober wohlfeiler Schafpelze. Es ſind auch Ueberpelze aus Fellen junger Füllen gebräuchlich, welche, wenn ſie von zarten Thieren, ganz ſchwarz, oder von einförmiger dunkelbrauner Farbe ſind, bis auf 50 Rubel, auch wohl mehr, gelten, und auf den Schulter- und Armnähten mit den Mähnen verzieret werden. Gemeine Leute machen dergleichen aus den Sommerfellen der Steppenziegen (Saiga).

In der weiblichen Tracht ſind die weiten Beinkleider den männlichen gleich; und das Hemd iſt nur darin unterſchieden, daß es um den Hals ſchließt und feſt zugeknöpft wird. Das Kleid iſt länger, von leichterm und beſſern Zeuge, zierlicher, und in den Aermeln genauer gemacht. Ueber dieſes ziehen ſie, inſonderheit wenn ſie ausgehen wollen, ein langes Oberkleid ohne Kragen und Aermel an, welches immer von beſſerm Zeuge, auf allen Rändern gemeiniglich bunt eingefaßt, und hinten bis an das Gefäß aufgeſchlitzt, vorn aber mit den Rändern an einander geknöpft iſt. Es wird nicht mit der Leibbinde befeſtigt, und Vornehme laſſen es aus reichen Gold- und Silberſtoffen machen, und hängen im Winter zum Staat einen langen mit

Seidenſtoffe überzogenen Pelz von leichtem theuern Rauchwerke über die Schultern, ohne die Aermel derſelben anzuziehen. Auf Reiſen ziehen Männer und Weiber gleiche tuchene Oberröcke über ihre Kleider, oder einen Pelz, an, und befeſtigen dieſen Ueberzug mit einer Leibbinde. Mädchen gehen völlig wie die Mannsperſonen, doch in leichtem Zeuge, und etwas zierlicher gekleidet. Der Haarputz iſt das einzige, woran man ſie von Knaben, und zugleich auch von verheuratheten Weibern unterſcheiden kann.

Die Mannsperſonen tragen durchgängig den Kopf geſchoren, und laſſen nur etwas hinter der Scheitel, recht in der Mitte des Haarkopfes einen runden Fleck mit langen Haaren ſtehen, welcher gemeiniglich in einen, von vornehmern, inſonderheit jungen Leuten, auch wohl in 2 oder 3 Zöpfe geflochten wird. Dieſe, auch unter den mandſhuriſchen und tunguſiſchen Stämmen gewöhnliche Tracht haben auch die Chineſer, bey ihrer letzten Unterjochung durch die Mandſhuren, von dieſen ihren Ueberwindern angenommen. Junge Kalmücken laſſen gemeiniglich um den Scheitelzopf in die Runde noch ſpannenlange Haare uneingeflochten ſtehen, und ſo bekömmt der Haarkreis den Namen Schalbatäbbäck. Den Knaben wird, von Kindheit auf, das Haupt abgeſchoren; die Mädchen hingegen läßt man, ſobald ſie etwas heran wachſen, alles Haar ſorgfältig hägen; und im 12ten oder 14ten Jahre, da ein kalmückiſches Frauenzimmer ſchon mannbar zu werden anfängt, flicht man den Mädchen das Hinterhaar von der Scheitel an in einen Haarzopf, und das Nebenhaar zu beyden Seiten in ſo viele kleine Flechten, als man will oder kann, und dieſe hängen gemeiniglich hinten und auf die Schultern herunter, ſeltener werden ſie um den Kopf geſchlagen. Man trägt auch Ohrengehänge; und alle Frauensperſonen, am meiſten aber

aber die Mädchen, ſchminken ſich ſtark mit der von den Kaufleuten zu ihnen gebrachten rothen Schminke.

Die Kinder weiblichen Geſchlechtes läßt man, auch in der zarten Jugend, nie, wie gemeiniglich die Knaben, nacket herum laufen, ſondern zieht ihnen wenigſtens ein kleines Untergewand an; hingegen ſitzen auch erwachſene junge Mannsperſonen in den Hütten, wenn es nur die Kälte erlaubt, gern bis an die Beinkleider nacket, und legen ſich alſo auch ſchlafen. Manns- und Weibsperſonen gehen durchgängig in Halbſtiefeln, welche die Weiber und auch gemeine Kalmücken ſich ſelbſt zu nähen pflegen. Alles Leder dazu kaufen ſie von den Ruſſen; und Vornehme haben rothe ſaffiane und corduane am liebſten, laſſen auch wohl um den Fuß noch eine Einfaſſung von grüner chagrinirter Pferdehaut ſetzen. Gelbe Stiefel trägt kein Kalmück, um dieſe Farbe nicht zu entheiligen.

Mützen giebt es von verſchiedener Art, welche theils ohne Unterſchied von Perſonen beyderley Geſchlechtes getragen werden, theils aber nur dem einen oder andern Geſchlechte eigen ſind. Insgemein wird der Boden der Mützen aus gelbem Tuche gemacht; und wer es nur bezahlen kann, trägt auf der Platte einen ausgebreiteten großen Quaſt von gezwirnter roher Seide, dergleichen die kalmückiſchen Mädchen ſehr zierlich und ſauber zu verfertigen wiſſen, ſo wie ſie auch gemeiniglich an den Mützen ihr beſtes Nähewerk zu zeigen ſuchen. Wer keinen Quaſt aufbringen kann, der muß wenigſtens mitten auf der Platte der Mütze ein Streifchen rothes Tuch oder von andern Zeugen dieſer Farbe angenähet tragen. Dieſe rothe Zeichen, oder der Quaſt, nebſt der gelben Farbe der Mützen, machen das Zeichen aller Bekenner des lamaiſchen Glaubens im Orient aus, ſo gar, daß auch die unter China ſtehenden Bucharen ſich derſelben bedienen, um unter den Mongolen ſicher und beſſer fortzukommen. Gemei-

meiniglich ſind die Mützen mit Wolle, wie ein Wulſt ausgeſtopft, mit Pelzwerke bebrämt, und von gelber und rother Farbe. Die Vornehmen männlichen Geſchlechtes und die Geiſtlichen, tragen im Sommer eine Art runder Sonnenhüte, die entweder aus überzogenem Filze, oder nur aus doppeltem Seiden= oder Baumwollenzeuge, welcher über einen Ring von Eiſendraht ausgeſpannt iſt, beſtehen. Wegen der bey allen Mützen gebräuchlichen heiligen Farbe, legt ein Kalmück dieſelbe niemals auf die bloße Erde nieder; und weil dieſelben tief über den Kopf hinab gehen, ſo drücken ſie die Ohren nieder, welche daher allen Kalmücken weit vom Kopfe abſtehen, und, bey ihrer von Natur ſchon ungewöhnlichen Größe, welche die mongoliſchen Völker den Chineſern ähnlich macht, deſto auffallender macht.

Von der Tracht der *Kirgiſen*, ſ. im XXXIX Th. S. 4, fgg. und die dazu gehörige Fig. 2087 a) und b).

Die Kleidung der *Maloroßianer*, iſt von der ruſſiſchen nicht viel unterſchieden. Sie tragen in die Ründung geſchorne Haare. Der Unterrock iſt entweder von Baumwolle, Seide oder Tuch, gemacht, und mit einem ſeidenen Gürtel feſt gebunden. Der Oberrock, welcher bis auf die Füße geht, iſt allezeit aus Tuche verfertigt. Sie bedienen ſich eines Halsbandes, und ihre Hüte ſind rund, ſo wie an einigen Orten die Prieſter dieſelben zu tragen pflegen. Das weibliche Geſchlecht erſcheint gleichfalls in langen tuchenen Talaren, und auf ihren Mützen pranget vorwärts über der Stirn, und hinterwärts über dem Hinterhaupte ein 4 bis 6 Zoll langes Horn.

Bey den doniſchen *Koſaken*, iſt die Kleidung der Mannsperſonen, wenn ſie zu Hauſe ſind, von der Kleidung der Maloroßianer in nichts unterſchieden. Ihre Mützen ſind des Sommers und Winters mit Schaf=

Schafpelze bebrämt. Die verheuratheten Weibsperſonen haben entweder an beyden Seiten ihrer Haube zwey lange in die Höhe ſtehende Hörner, welche öfters mehr als 1 Fuß betragen, ganz ſteif, und an ihrer obern Endung nach vorn zu etwas gebogen ſind. Andere Weiber hingegen tragen eine Art Mützen, welche mit den ſo genannten Sturmhauben eine Aehnlichkeit haben, und gleichfalls ganz ſteif, noch einmal ſo breit als lang, gerade in die Höhe ſtehen, und mit ihren Ecken ein ungleiches Quadrat vorſtellen. Die Farbe derſelben iſt verſchieden, meiſtentheils aber roth oder braun. Ledige Frauenzimmer gehen entweder mit entblößtem Haupte, oder tragen auf demſelben ein breites Stirnband, welches doppelt oder auch dreyfach, verſchieden gefärbt, mit Korallen, unächten Perlen, kleinen ruſſiſchen Silbermünzen, kupfernen Kopeken ꝛc. nach dem verſchiedenen Vermögen der Perſonen, umhängt iſt, und an deſſen beyden Seitentheilen ein ſchmaler und loſer Fortſatz herab hängt, welcher mit eben dergleichen Dingen, wie das Stirnband, beſetzt iſt. Im Gehen bewegen ſich alſo dieſe Fortſätze, und der dadurch entſtehende Klang verräth in einer ziemlichen Entfernung die nahe Ankunft eines Mädchens. Die langen Röcke der Frauensperſonen ſind von den gewöhnlichen in nichts unterſchieden, und in der Mitte mit einem Gürtel oder leinenen Bande befeſtigt. Die Hoſen, welche alle gemeine Weiber tragen, ſind weit, gehen bis auf das Fußblatt herab, und ſind gemeiniglich aus gefärbter Leinwand verfertigt. Um den Hals haben die meiſten ein vier-, ſechs- oder vielfaches Halsband, welches aus Korallen und kleinen Muſcheln beſteht, vorn mit ſilbernen oder zinnernen Münzen prangt, und ſich mit 2 oder mehrern Kreutzen endigt. An Sonn- und Feyertagen zeigen ſie ſich vorzüglich mit ihrer Kleidung, da ſie ſonſt öfters nur

ſchlecht

ſchlecht gekleidet ſind, mit nackten Füßen einher gehen, und ihren Kopf mit ſchlechter Leinwand bedecken.

Die Morduanen oder Mordwinen, werden gemeiniglich in zwey Stämme eingetheilt, wovon der erſte der mockſchaniſche, der andere aber der erſaniſche oder jerszäniſche heißt. Die Kleidung der verheuratheten morduaniſchen Weiber, beſonders die von dem erſaniſchen Stamme, beſteht in einer hoch ausgeſtopften, bunt ausgenäheten Müze, an welcher hinten eine kleine Schleppe, und viele kleine Ketten und Klapperwerk befeſtigt ſind, und in leinenen Hemden und Unterkleidern, welche ſie in einem eigenen Geſchmacke, mit blau und roth gefärbter Wolle, bunt ausnähen. Gemeiniglich tragen ſie dabey eine Leibbinde, von welcher hinten ein getheiltes, dick mit bunter Wolle geſticktes, und mit Franſen, Korallen und Klapperwerke behängtes Schurzfell herunter hängt. Wenn ſie feyerlich gekleidet erſcheinen wollen, werden noch auſſerdem vorn und auf den Seiten allerley bunt ausgenähete und gefranſete Stücke mit in den Gürtel befeſtigt. Sie tragen alsdann weit zierlicher und ſtärker benähete Hemden; und zum vollen Putze gehört noch ein weites leinenes Oberkleid, mit kurzen aber über $\frac{1}{2}$ Elle weiten Aermeln, welches viele gelb gefärbt tragen. Das gewöhnliche Ueberhemd wird am Halſe mit einer kleinen, und auf der Bruſt mit einer großen Spange zugeheftet, an welchen ein ſo ſchweres Netzwerk von Korallen und meſſingenen Knöpfen, und überdieß ſo viele kleine Ketten mit Zahlpfenuigen, kleinen Glocken und anderm Geklapper, hängt, daß der ganze morduaniſche Anzug wenigſtens ſo ſchwer, als ein Pferdegeſchirr, wird. Ohrengehänge gehören mit zur alltäglichen Tracht. Aber eine Art von Armringen, dergleichen 2 bis 3 um das Handgelenk geklemmet werden, und die vollkommen ſo auch in Indien gebräuchlich ſind, legt man nur bey der feyerlichen Kleidung an.

an. Eine Abbildung dieſer Tracht, ſieht man in Fig. 2140 a).

Bey der Tracht unverheuratheter Mädchen, iſt weit weniger Klapperwerk; ſonſt aber unterſcheidet ſich derſelbe in nichts, als daß die Weibermütze fehlt, und jetzt die meiſten nach gemeiner ruſſiſcher Art die Haare in einen Zopf geflochten tragen, an welchem Quaſten und Bänder hängen. Nach alter Weiſe aber machte man aus den Haaren im Nacken 8 bis 9 kleine, und zu jeder Seite hinter den Ohren eine etwas größere Flechte, und in dieſe beyde wurde eine mit Zahlpfennigen und anderm Geklapper behängte Querſpange eingeknöpfet; alle Flechten aber wurden am Ende mit wollenen Schnüren verlängert, und zuſammen in den Gürtel geſteckt Eine ähnliche Art, die Haare mit ſchwarzer Schafwolle in einen breiten, bis in die Kniebeuge reichenden Filz zu flechten, ſieht man auch bey den unverheuratheten Morduanerinnen an der Wolga. Siehe Fig. 2140 b).

Man wird aus der Vergleichung der jetzt beſchriebenen erſaniſchen Weibertracht, mit dem in Fig. 2141 vorgeſtellten moſchkaniſchen feyertäglichen Putze, den Unterſchied leicht einſehen. Ueberhaupt iſt in dem letztern mehr Zierlichkeit und Geſchmack. Die Weibermütze, Panga, iſt bey dieſem nicht hoch ausgeſtopft, noch auch mit Klapperwerke behängt, ſondern nur leicht ausgenähet, und mit einer daran gehefteten Binde hinten im Nacken feſt gebunden. Auf jeder Seite ſind an die Mütze angeheftete, bis auf die Bruſt herab hängende Riemen, welche mit alten ſilbernen Kopeken beſetzt, und am Ende mit kleinen Ketten oder Klapperwerke quer über die Bruſt zuſammen hängen. An den Bruſtſpangen iſt ein Schild, welcher von Korallen und Klapperwerke noch ſchwerer iſt, als bey den Erſanern. Um den Hals tragen viele einen netzförmigen Kragen, oder ein manſchettenartiges Gekröſe, aus bunt

zu-

zuſammen gereiheten kleinen Glaskorallen und von allerley Farbe. Vom Gürtel hängt vorn ein breiter, in 4 Streifen zertheilter und ausgenäheter Schurz herunter, deſſen Theile mit kleinen Spangen an einander geheftet, und am Ende mit langen Quaſten, Glaskorallen und Schlangenköpfen (*), verziert ſind. Das Beſonderſte bey ihrem Putze, ſind große flatternde Haarſchöpfe, welche einen kurzen hölzernen Stiel haben, womit ſie zwiſchen den in viele kleine Schnüre geflochtenen Kopfhaaren geſchlungen und befeſtiget werden. Dieſe Schöpfe aber ſind jezt nur noch bey alten Weibern gebräuchlich.

So wie die Tſchuwaſchen in der Sprache vieles von den Tatarn angenommen haben, ſo iſt auch ihre Weibertracht der tatariſchen in vielen Stücken ähnlich. Die Kleidungen ſind, wie bey den Morduanen, von grober Leinwand mit bunter, am meiſten blauer, rother und ſchwarzer Wolle ausgenähet, und in einem wenig abgeänderten Geſchmacke verfertigt. Sie zieren ſich auch, wie jene, mit großen Spangen und Bruſtſchilden, imgleichen mit einigen vom Gürtel zur Seite herab hängenden, bunt genäheten und gefranſeten Lappen. Aber die tſchuwaſchiſche Weibermütze, Chuſchpu, ohne welche ſie auch im Hauſe nie erſcheinen, iſt, wie bey den Tatarinnen, dicht mit alten ſilbernen Kopeken, oder Zinnplättchen, und einigen Reihen Korallen beſetzt, mit einem breiten Riemen unter dem Kinne befeſtigt, und hinten mit einer langen Schleppe, oder handbreiten gleichfalls mit kleinen Münzen oder Platten beſetzten Riemen verſehen, welcher unter dem Gürtel durchgeht, und am Ende bunt genähet und mit langen Schnüren gefranſet zu ſeyn pflegt, ſo, daß der ganze ziemlich ſchwere Hauptſchmuck

(*) Cypraea nodoſa, eine Art kleiner Muſchelſchnecke, der man ſich in Guinea an ſtatt des Geldes bedient.

Schmuck bis in die Kniekehlen herab hängt. Neben dieſem Riemen gehen noch 2 ſchmählere zu beyden Seiten bis auf die Mitte des Rückens herab, wo dieſelben durch einige Corallenſchnüre zuſammen gehängt ſind, und mit einem Quaſte ſich endigen.

Die Mütze iſt nicht, wie die tatariſche, auf der Stirn ausgeſchweiſt, auch an der Scheitel nicht geſchloſſen, ſondern weit offen, ſo, daß die zuſammen genommenen Enden desjenigen Schleyers oder Zipfeltuches, welches ſie, wie die tatariſchen Weiber, zur Bedeckung des Halſes, unter die Mütze vom Kinne aufwärts um den Kopf legen, wie ein Bauſch durch dieſe Oeffnung hervor ragen. Doch ſieht man auch wohl geſchloſſene Mützen unter ihnen. Wenn ſie ſich ſchmücken, haben ſie dergleichen Schleyer von fein gewirkter Leinwand, welche am Rande mit Glaskorallen beſetzt, und am Zipfel mit einigen herunter hängenden Korallenſchnüren verziert ſind.

Die Tracht der Mädchen iſt weniger geſchmückt. Sie tragen den Schleyer oder Taſtar nicht, und ihre Mützen ſind ohne Schleppe, und gemeiniglich nur von bunt geſetzten Glaskorallen verfertigt; wobey ſie, wie die Weiber, das Haar in einer doppelten Flechte in das Oberhemd verbergen. Im Winter tragen Mädchen und Weiber noch über ihren gewöhnlichen Anzug alte Mannsröcke oder Pelze, und dergleichen Mützen. Die Kleidung der Mannsperſonen iſt, wie bey den übrigen Nationen, von der gemeinen inländiſchen Bauerntracht nicht viel unterſchieden, außer daß ſie gemeiniglich am Halſe ausgenähete Hemden haben. Fig. 2142 ſtellt zwey erwachſene Tſchuwaſchinnen, und ein Mädchen, dar.

Bey den alten Preußen, war die Kleidung der Männer kurz, und beſtand aus einem groben wollenen Tuche; die Vornehmen aber unterſchieden ſich durch ein weißes Tuch und einen Marderpelz. Nach der

Tracht der Deutſchen, waren die Kleider enge, daß man durch dieſelben die Gelenke und Glieder wahrnehmen konnte. Die Beinkleider waren nach dem ſarmatiſchen Zuſchnitte lang herab hangend, und gegen die Kälte wohl eingerichtet. Das Frauenvolk kleidete ſich in leinene Kittel, und die von hoher Herkunft unterſchieden ſich durch Kronen, Armbänder, u. d. gl. auch machten ſich die unverheuratheten und verheuratheten durch die Tracht kenntlich. Nachdem ſie anderer Völker koſtbaren Putz geſehen hatten, entſtand auch in ihnen die Begierde nach demſelben, ſo wie die Fremden einen Pelz von preußiſchen Mardern überaus hochſchätzten. Bey ſolcher Lüſternheit nach anderer Kleidertracht, legten ſie den im Kriege überwundenen Nachbarn einen Tribut auf, ihnen eine gewiſſe Menge Kleidungsſtücke zu liefern, womit ſie der Herzog Conrad von Maſovien einigemal hat befriedigen müſſen.

Die Kleidung der Littauer ſcheint noch von alten Zeiten, mit weniger Veränderung aufbehalten zu ſeyn, und ihr einfacher, ehrbarer Anzug zeigt immer eine gewiſſe Schönheit. Die Frauensperſonen kleiden ſich in den verſchiedenen Gegenden abwechſelnd, und es läſſet ſich aus ihrer Tracht erkennen, in welchem Diſtricte ſie wohnen; nur in den kürzern Unterröcken oder Schürzen, wie auch in den Hemden, deren oberer Theil bis an die Hüfte, aus feiner, und der untere aus gröberer Leinwand beſteht, kommen ſie alle überein, nur daß die Mädchen mit bloßen geflochtenen Haaren ſich von verheuratheten Frauen, die ihre Haare bedecken, und mit Tüchern umſchlagen, überall unterſcheiden. Alle fräuliche Perſonen dieſer Nation, Mädchen und verehlichte, ſind von gleichem Geſchmacke, daß ſie in ihrem feſtlichen Anzuge mit einem ſchönen Tuche in der Hand erſcheinen, auch einen oder mehrere Ringe für einen Frauenzimmerputz halten; daher man-

manche an einem Finger wohl 3, und an beyden Händen 10 oder 12 Ringe von Silber oder Metall, auch wohl mit einigen glänzenden Steinen eingefaßt, tragen. Die verheuratheten Frauen zeigen bey einem Trauerfalle ihrer Aeltern oder Männer, keine Trauerzeichen in der Kleidung; nur die Mädchen tragen nach dem Tode ihrer Aeltern einen weißen oder ſchwarzen Strich auf dem Haupte, und kein gefärbtes Band. Wenn ſie im Memelſchen ſich in ihrem feſtlichen Anzuge zeigen, ſo haben ſie mit grüner, rother oder ſchwarzer Wolle ausgenähete Hemden und Strümpfe; einen ſonderbaren Schleyer von einem ſchönen, um dem Kopf geſchlagenen Tuche, ohne das Geſicht zu verdecken, und einen aus etlichen Ellen weißer Leinwand gemachten, und über beyde Schultern und den Leib bis an die Kniee geſchlagenen Mantel, oder Hülle, welchen einige überdem mit ſelbſt gewebten Spitzen einfaſſen. Dieſen Mantel tragen die Frauensperſonen in allen Gegenden Littauens. In einem unterſcheidenden Anzuge erſcheinen ſie in den ragnitiſchen und tiſitiſchen Gegenden. Daſelbſt flechten die Mädchen von ihren Haaren auf der Scheitel 2 Zöpfe, drehen ſolche nach beyden Seiten um eine Haarnadel, ſo, daß ſolche nach jeder Seite des Kopfes einen Harrbuckel bilden. Jeder Zopf iſt von Haaren achttheilig gedehet, damit er recht feſt und breit ſey. Alle 8 Tage machen ſie dieſe Haarflechten von neuem, welche auch die ganze Woche hindurch von ihnen glatt und in der beſten Ordnung erhalten werden. Um die geflochtenen Haare ſchlagen ſie ein buntes, und in der Trauerzeit ein ſchwarzes, ſchmales Band, oder eine Schnur; und eine Braut unterſcheidet ſich durch einen Kranz von grüner Raute auf der linken Haarflechte, oder durch eine hohe Haube von ſchwarzem Sammet, die oben mit einem Rautenkranze eingefaßt iſt, in welchem Falle die Haarflechten oberwärts gebogen werden. In dieſem

ſem Kopfputze zeigen ſie ſich nicht nur an feſtlichen Tagen in der Kirche, ſondern auch bey ihrer Arbeit. Die ältern Frauen flechten zwar ihre Haare, bedecken ſie aber mit einem durchgenäheten bunten Tuche; welchem auch zur Zierde bisweilen eine Spitze eingewirket iſt. Ihr Hemd, welches am Halſe feſt anſchließt, und daſelbſt mit beyden Enden durch eine zierliche Schnalle oder Spange zuſammen gehalten wird, hat viele Pfeifen und Falten, daß es unter dem Kinne etwas ähnliches von einem Kragen vorſtellt, den noch in einigen Reichsſtädten die Prediger tragen. Bey der Arbeit und in Sommertagen haben ſie nur ein Schnürleib, über welches ſie, wenn ſie ſich andern zeigen, oder zur Kirche gehen, ein leinenes Tuch mit eingewirkten Spitzen umſchlagen; viele aber, die ſich beſſer zu putzen das Vermögen haben, tragen auch ein Camiſol mit langen Aermeln, oder eine Juppe, und darüber das jetzt gedachte Tuch. Der Theil des Hemdes über dem Schnürleibe auf den Schultern iſt mit Wolle von allerley Farbe geſtickt. Ihr Unterrock weicht von der gewöhnlichen Kleidung ab, indem er nicht gefaltet, noch von vorn die Länge herab geſchloſſen, oder die Breiten zuſammen genähet ſind, ſondern er iſt vielmehr eine Art von Schürze, die ganz enge an den Leib ſchließt, von hinten über den Hüften angeleget und vorn zugebunden wird. Ueber dieſer engen Schürze haben ſie beſtändig, auch bey der Arbeit, einen 4 Ellen langen, und wenigſtens 1 Elle breiten, bunten, würfelicht gewirkten wollenen Zeug, welchen ſie eine Marginne nennen, und von vorn umgenommen, hinten aber kreuzweiſe über einander geleget, und das eine Ende in den Gürtel des Rockes geſteckt wird. Ueber dieſer Marginne tragen ſie an feſtlichen Tagen, und wenn ſie zur Kirche gehen, 3, auch 5 und 6 leichte Schürzen, von welchen die unterſte zunächſt am Leibe bey den Mädchen von grüner Farbe

ſeyn

ſeyn muß, die ſie als Bräute obenauf binden, um ſich dadurch als Verlobte kenntlich zu machen. Die oberſte Schürze iſt jedesmal die beſte, und eine jede beſtrebt ſich, ſolche recht ſchön zu haben. Sie ſticken ſolche aufs zierlichſte mit Seide nach einer Zeichnung, die ſie ſelbſt erfinden, und mit der Nadel nach der beſten Wahl der Farben ausführen. Noch etwas Sonderbares zeigt ſich an dem Kopfputze der jungen Frauen die nach der Hochzeit einen aus Filz, oder dickem umgebogenen Drahte, verfertigten Hut, mit abgeſchlagenen, aber kürzern Krempen tragen, welcher nicht ſo tief als der Hut der Männer iſt. Dieſer Hut, den ſie Kickes nennen, iſt mit feiner weißer Leinwand bezogen und oben mit Schnüren durchkreutzt. Wenn ſie dieſen Hut oder Bügel ablegen, binden ſie ein Tuch um die Haare, und ſchlagen ein langes Handtuch darüber. Einige haben an den Krempen eine gefaltete herab hangende Umfaſſung, einige Zoll lang, wodurch zum Theil das Geſicht verdeckt wird.

In der inſterburgiſchen Gegend kömmt zwar in den meiſten Stücken die weibliche Tracht mit der jetzt beſchriebenen überein, unterſcheidet ſich aber doch durch einige Nebenzüge. Die Mädchen haben keine aufrechtſtehende Haarbuckeln oder Knollen, ſondern eine glatte offene Stirn, über welche die Haare zu beyden Seiten geſcheitelt ſind, daß man in der Mitte einen weißen Streif der Haut ſehen kann. Alsdann binden ſie auf dem Hintertheile des Kopfes die Haare, die ſie in 2 Zöpfe flechten, und ſolche an einer zierlichen Nadel zu einer Buckel umwickeln. Die Zöpfe werden mit ſeidenen oder wollenen Bändern von allen möglichen Farben geſchmücket, und die Enden dieſer Bänder hängen über den Nacken und Rücken herab. Die Stirn, wo die Haare zur Seite geſcheitelt ſind, ziert ein artiger, von grüner Raute und kleinen lebendigen Blumen wechſelweiſe feſt zuſammen geſchlungener Kranz, der ihnen ein recht gefälliges und unſchuldiges Anſehen giebt. Dieſe Kränze wiſſen ſie den ganzen Winter hindurch in naſſen Tüchern, oder im Sande, friſch zu erhalten; doch tragen ſie ſolche nur an feſtlichen Tagen, und wenn ſie ſich

zum Gottesdienſt einfinden. In den Werktagen ſchlagen ſie bey der Arbeit ein nettes Tuch um die Schläfe, ſo, daß ihre ſauber geflochtene Haare dadurch nicht bedeckt werden. Die Bräute zeigen ihre Verlobung durch eine kleine Krone von glänzendem Flitterwerk, und die jungen Frauen ſchlagen, anſtatt dieſes Brautſchmuckes, wie auch an ſtatt des vorerwähnten Kickes, welcher in dieſer Gegend nicht gebräuchlich iſt, um Haare und Kopf ein langes, ſchmales, feines Handtuch, welches hinten zugebunden iſt, daß die beyden ausgenäheten und verbrämten Enden über den Rücken herab hängen, welches ihnen einen ehrbaren Anſtand gibt. Die Unterröcke ſind in dieſer Gegend auch gefaltet, in den Breiten zuſammen geheftet, und mehr den gewöhnlichen Röcken, als Schürzen, zu vergleichen. An ihren Hemden haben ſie lange und vorn enge Aermel, die, wo ſie ſolche um die Hände umſchlagen, mancherley mit weißem Zwirn geſtickte Zierrathen zeigen. In dieſer Gegend tragen auch alle Frauenleute rothe Strümpfe, die in den übrigen Theilen von Littauen nicht ſo gewöhnlich ſind.

In Polen, beſteht die Sommerkleidung der Bauern bloß aus einem Hemde und Hoſen von grober Leinwand, ohne Schuhe und Strümpfe, und einer runden Mütze oder Hute. Die Weiber von niedrigem Stande tragen auf ihrem Kopfe eine Binde von weißer Leinwand, unter der ihr Haar geflochten iſt, und in zwey Zöpfen herunter hängt. Man ſieht viele derſelben mit einem langen Stücke von weißer Leinwand, welches rund an den Seiten ihres Geſichtes herunter hängt, und ihren Leib bis unter die Kniee hin bedeckt. Dieſe ſonderbare Art von Schleyer giebt ihnen das Anſehen, als ob ſie ein Bußkleid trügen. Die Kleidung der vornehmern Stände, ſowohl bey Männern als Weibern, iſt ungemein ſchön. Die Herren tragen eine Weſte mit Aermeln, und über dieſelbe einen Oberrock von einer andern Farbe, welcher bis über die Kniee herunter reicht, und mit einer Binde oder Gürtel um die Mitte des Leibes an die Weſte feſt gebunden

wird

wird. Die Aermel des Oberkleides werden bey warmen Wetter über die Schultern zurück geſchlagen. Ein nöthiges Stück zur Kleidung iſt der Säbel, weil er ein Zeichen des Adels iſt. Im Sommer ſind die Kleidungsſtücke von Seide; im Winter von Tuch, Sammet, oder Stoffen, mit Pelz ausgeſchlagen. Auf dem Haupt tragen ſie Pelzmützen, und an den Füßen Halbſtiefel von gelbem Leder, deren Abſätze mit Eiſen oder Stahl belegt ſind. Der Anzug der Damen iſt eine ächte Polonoiſe, mit Pelz ausgeſchlagen.

In Curland, laſſen unverheurathete Frauensperſonen ihre Haare in Flechten mit Bändern herab hängen. Auf dem Kopfe haben ſie einen meſſingenen Kranz auf einer Aalhaut. Die verheuratheteu winden Leinwand um den Kopf, und laſſen die Zipfel hinten herunter hängen. Gewöhnlich tragen ſie eine Menge dicker Unterröcke, und hüllen ſich in ein Stück Leinwand, wovon die beyden Zipfel vorn bis über die Kniee reichen. Ihr größter Stat iſt, wenn ſie viel Ringe an ihren Fingern haben.

Der ſonſt geſittete Ungar trägt die urſprünglich ungariſche Kleidung nicht mehr. Ein kleiner Reſt von Patriotismus iſt es, der nur noch einige Merkmale davon aufbehalten hat. Nach der Kleidung zu urtheilen, ſind heut zu Tage manche Söhne nicht mehr die Söhne ihrer Väter, viel weniger manche Enkel die Enkel ihrer Grosväter. Daß ſie es aber nicht ſind, iſt doch nicht ganz ohne ihren Vortheil. Wider die warme Luft weiß der Ungar jetzt ſich beſſer zu ſchützen, als vormals. Er trägt in heißen Sommertagen leichte und weite Kleider; es wäre aber zu wünſchen, daß man dabey im Frühlinge und Herbſte vorſichtiger wäre. In der Wahl der Winterkleider nach ihrer Wärme übertrifft der heutige Ungar ſeine Vorfahren gewiß. Er bedeckt ſich im Winter nicht ſo ſehr mit

Pelzwerke, entblößt ſein Haupt nicht, und trägt große weite Schuhe, welche mit Heu oder Stroh ausgefüttert ſind. Im Sommer iſt ihm das bloße Hemd nebſt der langen weiten Hoſe von Leinwand (Gattya) zur Bedeckung ſeines Körpers genug. Es giebt in Ungarn verſchiedene Völker: Ungarn, Slawen, Deutſche, Griechen, Juden, Zigeuner. Bey der Verſchiedenheit ihrer Kleidung fällt gewiß nichts mehr auf, als daß der ungariſche Bauer zur Sommerszeit einen Pelz von Lammfellen trägt; nie macht er aber während der großen Hitze Gebrauch davon, das Rauhe hat er immer auswärts gekehrt, und dieſer Pelz hängt ihm ſo locker am Leibe, daß die Luft ihn beſtändig durchſtreichen kann. Diejenigen Ungarn, die dieſe Gewohnheit haben, ſind meiſtens ſolche Menſchen, die ganze Monate auf dem Felde zubringen, und faſt beſtändig reiſen, daher verlaſſen ſie nie ihre Pelze, ſind geſund, und kennen keine Schädlichkeit der Nachtluft. Einem Theile des Nationalungars iſt die beſondere Gewohnheit eigen, daß er ſein Hemd, welches er, bis es zerriſſen iſt, nicht vom Leibe läſſet, durchaus mit Speck ſchmiert, ſeine Abſicht dabey iſt, ſich von dem Ungeziefer zu bewahren; er iſt aber auch zugleich dadurch gegen die meiſten Einflüſſe der feuchten Luft ſicher geſtellt.

Die Einwohner derjenigen Landſchaft in Oberungarn am Fluſſe Poprad oder Popper, welche die Zipſer Geſpannſchaft (Comitatus Scepuſienſis) genannt wird, ſind, ihrem Stande nach, entweder Leute von Adel, Bürger, oder Bauern, der Nation nach aber entweder Sachſen (Abkämmlinge der alten Sachſen) und Deutſche, oder Slowaken und Rußnaken. Die Zipſer Sachſen haben andere Kleider in den Wochen- und Arbeitstagen, und andere an Sonn- und Feſttagen. Die Mannsperſonen tragen, bey ihrer Arbeit, entweder von gegärbten Leder, oder von grobem weißem Tuche nach ungriſcher Art lange Beinklei-

der; doch nicht mit leinenen Unterhoſen, wie der Ungar, indem ſie nicht ſo kurze, ſondern nach Gewohnheit der Deutſchen lange Hemden mit ungriſchen Aermeln tragen. An den Füßen haben ſie ſtarke rindslederne Stiefel; und weil ihnen dieſe im Sommer etwas zu ſchwer ſind, ſo bedienen ſich nunmehr die meiſten der ungariſchen Ziſchmen. Der Wochenrock des deutſchen Bauern beſteht aus groben, von dortiger Wolle gemachten ſchwarzen Tuche, welcher bis über die Knie reicht. (Vermuthlich werden die dortigen deutſchen Bauern von den andern Nationen darum Laitſchacken genannt, weil ſie Röcke von ſchwarzer Farbe tragen; denn die Slowacken pflegen dergleichen Schafe, die mit ſchwarzer Wolle bewachſen ſind, in ihrer Sprache Laicky zu nennen.) Im Winter legen ſie, an ſtatt des Rockes, einen eben ſo langen, aus Schaffellen verfertigten Pelz an, oder tragen wenigſtens unter dem Rocke ein dergleichen Kamiſol, welches ſie einen Bruſtpelz nennen. Das Haupt wird im Sommer mit einem deutſchen Filzhute, im Winter mit einer Mütze von ſchwarzen Schaffellen, oder auch mit einer ſchleſiſchen Mütze, bedeckt. So geht der deutſche Bauer in Wochentagen; der Slowack und Rußnack trägt beſtändig ſeinen weißen groben Tuchrock, nur am Sonntage umgürtet er ſich mit einem blauen oder rothen Schnürgürtel. Das Feyerkleid der Deutſchen iſt von biliger dunkelblauen Langhalter mit hellblauen Schnüren, und einem Schnürgürtel von eben der Farbe. Alles iſt nach dem ungriſchen Schnitte gemacht, nur um etwas länger, als der Ungar ſein Kleid zu tragen pflegt. Der Rock reicht bis über die Kniee; der Pelz iſt ein wenig länger, und gemeiniglich mit Fuchsrücken ausgeſchlagen. Ehemals hatten ſie an Feyertagen mit Marderfellen etwas über eine Hand hoch ausgeſchlagene Hüte; die Alten einen handbreiten ledernen, mit meſſingenen Knöpfen beſetzten Gürtel und lange Kinnbärte.

bärte. Jetzt iſt dieſes alles abgekommen. Halsbinden haben ſie nicht, außer wenn ſie ſich im Winter auf Reiſen befinden.

Das weibliche Geſchlecht trug in vorigen Zeiten ebenfalls ſchwarze Stiefel von Kalbleder, mit roth gefärbten Abſätzen, von welcher Tracht man nur noch bey einigen Alten die Ueberbleibſel ſieht; die jüngern haben ſie verlaſſen, und tragen ungariſche Ziſchmen von ſchwarzem Corduan, und an ſtatt der Abſätze, eben ſo wie die Ungarn, Eiſen. An den Arbeitstagen kleiden ſie ſich in einen Kittel oder Rock, von ſchwarzer Glanzleinwand, die in ſehr kleine Falten von oben bis unten gepreßt iſt, und welcher unten einen ſchwarzen, 3 Finger breiten tuchenen Saum hat. Den Oberleib umfaßt ein Mieder oder eine Schnürbruſt, welches ſie eine Wiſte nennen. Dieſes iſt von rothem, grünem, ſchwarzem oder anderm Tuche gemacht, mit lioniſchen Spitzen zierlich beſetzt, und an der Bruſt mit einem fingerbreiten ſeidenen Bande zugeſchnürt. Beyde Kleidungsſtücke werden ſo zuſammen genähet, daß ſie ganz bequem auf einmal an- und abgeleget werden können. Den Hals umgiebt ein weißer von handbreiten Spitzen gemachter Kragen, welcher an das Koller des Oberhemdes befeſtigt iſt, und ſich um den Rücken und über die Schultern ausbreitet. Unter dem Halſe wird das Oberhemd mit einer kleinen ſilbernen oder meſſingenen Spange zuſammen geheftet, der Hals aber iſt von allen Korallen und Zierrathen entblößt.

An Sonn- und Feſttagen pflegen ſie, an der Stelle der ſchwarzen leinenen Kittel, einen dunkelblauen, auf eben ſolche Art gemachten Tuchrock, meiſt mit rothem Saume, anzulegen. Ehedem waren bey einigen, inſonderheit bey ledigen Weibsperſonen rothe Röcke von feinem Tuche, und Schürzen von allerley Zeugen mit goldenen oder ſilbernen Spitzen, im Gebrauche; jezt aber iſt dieſes alles abgekommen, und die

Röcke ſind durchgehends entweder ſchwarz oder dunkelblau, die Schürze hingegen iſt von weißer, oder blau und weiß gedruckter feiner Leinwand. Ueber dieſe Kleidung tragen ſie im Winter, und bey beſondern Feyerlichkeiten im Sommer, einen ſchwarzen, von den Achſeln bis unter die Kniee herab hangenden Mantel, den ſie eine Schaube nennen. Dieſe Schaube wird am gewöhnlichſten von Wollendamaſt oder andern glatten Zeuge gemacht, mit Pelzwerke gefüttert, und mit Zobel oder Marder ausgeſchlagen; um den Hals aber mit einem eine Spanne breiten Latze oder Aufſchlage, ebenfalls von Marder oder Zobel, beſetzt. Nur Schade, daß dieſes bequeme, anſtändige, und in der That beſcheidene und ehrbare Kleid nach und nach verlaſſen wird, und an deſſen Statt lange ungriſche Pelze gebraucht werden. Wenn ſie aber die Schaube nicht umnehmen, pflegen ſie eine aus feiner Leinwand gemachte Decke, die an beyden Enden Spitzen und dergleichen Zierrathen hat, um den Rücken, und von beyden Armen herab hangend zu tragen, welches ſie eine Kotſche oder Kutſche nennen, und damit in̄ die Kirche gehen.

Der Kopfputz der ledigen Frauensperſonen iſt in Winter und Sommer einerley; ſie gehen beſtändig, auch in der größten Kälte, wenn ſie nicht über Land reiſen, mit unbedecktem Haupte. Die Haare laſſen ſie lang wachſen, und in 2 Zöpfe, dreyfach geflochten, hinten gerade herab hangen. Oben auf dem Kopfe wird ein grüner Kranz mit einer dazu geſchickten Nadel, und um denſelben ein 2 oder 3 Finger breiter Reifen von dickem ſteifen Papiere, der mit einer eben ſo breiten goldenen Borte, oder mit Sammet überzogen, oder auch mit unächten Perlen und dergleichen Zierrathen ausgelegt iſt, den ſie einen Borten nennen, befeſtigt, von welchem 2 bis 3 Finger breite ſeidene, oder mit goldenen Blumen durchwirkte Bänder von hinten bis an die Ferſen herab hangen. Die Weiber bedecken ihr

Haupt

Haupt im Sommer mit einer in Form eines Netzes geſtrickten Haube, und wenn ſie ausgehen, noch darüber mit einem Schleyer, weißen Flore, oder feiner Leinwand, deſſen Ende von hinten; bis an die Waden herab hängt, oben aber über den Nacken zuſammen gezogen iſt, welches ſie das Haupttuch oder den weißen Flor nennen. Ehedem haben die vornehmſten Frauen von Adel, auf eben dergleichen Art, ſchwarze mit allerley goldenen Blumen bis zur Erde herab hangende Flöre getragen, und in dieſem Putze, welcher nunmehr ſchon veraltet iſt, recht prachtig, ernſthaft und zugleich modeſt, ausgeſehen. Im Winter tragen noch einige, ſteife Mützen, welche mit Pelzwerke gefüttert und vorn aufgeſchlagen ſind, die aber auch bereits nur bey wenigen geſehen werden, und ihrem völligen Ende ſehr nahe ſind.

In ältern Zeiten, auch wohl noch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhundertes, waren, beſonders in größern und kleinern Städten, die Spangengürtel von geſchlagenem Silber, mit Edelſteinen beſetzt, im Gebrauche; jetzt aber ſieht man ſie nicht mehr, außer bey wohlhabenden Leuten, die ſolche, als ein denkwürdiges Alterthum, ihren Kindern aufbehalten.

Bey den Clementinern, (einem uralten, unvermiſcht gebliebenen, in Syrmien und Albanien ſeßhaften Volke, welches von dem Biſchofe Clemens ſeine Benennung hat, der ſie im 12ten Jahrh. getauft; und zur römiſchen Religion bekehrt hat, iſt die Kleidung, beſonders des weiblichen Geſchlechtes, ziemlich ſonderbar. Die Männer bedecken das Haupt mit einer kleinen rothen Mütze, die denen, welche die Weltprieſter auf ihrer Tonſur tragen, völlig ähnlich iſt, nur daß oben ein kleiner Quaſt dieſelbe ziert. Ihre Haare ſind kurz geſchnitten, und um den Hals binden ſie ein Stück ſchwarzen Krausflor. Ueber dem Hemde tragen ſie einen Rock ohne Aermel, der bis an die Kniee reichet,

und

und meiſt von rother Farbe iſt; um ihn deſto leichter über den Kopf werfen zu können, hat er oben, bis an das Ende der Bruſt eine Oeffnung. Ueber dieſen Rock ziehen ſie noch eine kurze Jacke an, die nur bis an die Hüfte reicht, und einen Umſchlag hat, der mit vielen kleinen runden Knöpfen und runden Schnüren, faſt wie die Pelze der Huſaren, beſetzt iſt. Um die Lenden gürten ſie eine lange Binde, die etlichemal herum gewunden wird. Um die Füße wickeln ſie bunte wollene Zeuge ſo nett, daß man ſie leicht für Strümpfe halten könnte; an den Füßen aber tragen ſie Bundſchuhe (Opanki), welche ſehr gut gemacht, und mit ſchmahlen zuſammen gedreheten Riemen überaus künſtlich zuſammen geſchnürt ſind. Ihre Waffen beſtehen in einem ſo genannten Puſztovàn, der aus einer meſſingenen oder eiſernen Kugel beſteht, durch deren Mitte ein etwa 1½ Schuh langer Stiel geſteckt, und feſt gemacht wird. Dieſen führen ſie in der rechten Hand, und wiſſen ſich deſſen mit vieler Geſchicklichkeit zu bedienen. In ihrem Gürtel tragen ſie ein türkiſches Meſſer und eine Piſtole; an der linken Seite einen ungriſchen Säbel, und über dem Rücken eine Flinte, womit ſie auf 300 Schritt meiſt ſicher treffen. Mit dieſen Waffen und der beſchriebenen Kleidung erſcheinen diejenigen welche Soldaten ſind, nur bey Gaſtmahlen, Hochzeiten, Tänzen und andern Feyerlichkeiten, denn ſonſt tragen ſie, wie die übrigen kaiſerl. königl. Gränzſoldaten, ihre ordentliche Montour.

Die Tracht der Frauensperſonen dieſes Volkes, iſt eine der ſonderbarſten. Der Pfau, und ſelbſt der Regenbogen, iſt nicht ſo buntfarbig, als eine Clementinerinn in ihrem Aufputze. Die Kopfdecke der Mädchen (Rubb) iſt ein ſeidenes Schnupftuch mit abwechſeluden gelben und rothen Quaſten (Tuff) beſetzt, welches über das Genick herab hängt. Die Haupthaare theilen ſie auf der Scheitel bis zum Genicke gleich ab, und

und flechten aus jedem Theile 3 Zöpfe, welche ſie über die Schultern hängen laſſen. Auf dem Wirbel des Kopfes ſind Stückchen von dünnem Silberbleche, Blumen, und verſchiedene andere Zierrathen eingeflochten. Die Weiber aber ſetzen gemeiniglich einen Mannshut auf, welcher von dem unſrigen nur darin unterſchieden iſt, daß die Stülpen mit weißen Bändern aufgezogen ſind. Das Halsband (Poſch) beſteht aus vielen Schnüren von Korallen, oder Glasperlen; der Vorderleib aber vom Halſe bis zum Gürtel iſt mit Gelde behangen, wobey ſie in Anſehung der Münzen eine gewiſſe Symetrie zu beobachten pflegen. Das Wamms (Ling) iſt aus feinem rothen Tuche, reicht bis an die Schenkel, und wird nur bey dem Nabel mit einem Knopfe zugemacht. Es iſt rund herum mit Franſen beſetzt, und die Aermel daran reichen nur bis zum Ellbogen; von da aber bis zur Hand ſind ihre Arme eben ſo, wie die Füße, mit bunten wollenen Zeuge umwunden. Die Franſen dieſes Wammſes ſind zugleich mit jenen kleinen Seemuſcheln beſetzt, die man in Deutſchland Natterköpfe nennt, und mit welchen man in Ungarn die Reitzeuge auszìert. Zwiſchen den Schultern und dem Ellbogen ſind überdies viele Schellen angenähet, ſo daß, wenn ein Paar Clementinerinnen mit einander gehen, ein Geläut wie beym Schlittenfahren entſteht. Vielleicht geſchieht dieſes in der Abſicht, die Mannsperſonen auf ihre Gegenwart aufmerkſam zu machen. Uebrigens iſt das ganze Wamms überall mit gelben, rothen und grünen Glasſteinchen ausgeſchmückt, zwiſchen welchen hin und wieder weiße Glasperlen in Geſtalt eines Rädchens zuſammen geſetzt erſcheinen; beſonders aber ſind die Aermel mit dergleichen Rädchen, und außer dieſen mit ſilbernen Treſſen und vielen ſcheckigen ſeidenen Quaſten geziert. Sie tragen einen doppelten Gurt, nämlich einen breitern (Polztát) von rothem Tuche, und auf dieſem einen ſchmäh=

ſchmählern (Brenz) von Leder, mit vielen aufgenäheten eiſernen Knöpfen, und einer herab hangenden dünnen eiſernen Kette. An ſtatt des Rockes haben ſie vorn eine Schürze (Pokoina), die aus einer dichten Reihe von gelben und rothen wollenen Strickchen, die bis an die Schienbeine reicht, beſteht, hinten aber ein herab hangendes ſeidenes Tuch (Funtling). Die Füße umwickeln ſie eben ſo wie die Männer, und an den Füßen tragen ſie gleichfalls oben beſchriebene Opanken. Ihr Hemd (Kemiſch), welches bis an die Waden reicht, iſt ſehr enge, und unter demſelben haben ſie noch einen groben Unterrock von wollenem Zeuge an. Eine Abbildung eines Clementiners und einer Cementinerinn, ſtellt Fig. 2143 dar.

Die griechiſchen Bauern auf der Inſel Candia, tragen auf dem Kopfe weiter nichts als eine rothe Plattmüze. Wenn ſie auf dem Felde ſind, haben ſie kein anderes Mittel, ſich vor der Sonne zu ſchützen, als ein Schnupftuch, welches ſie über ihre Mütze breiten, und an einem Zipfel deſſelben mit ihrem Stabe in die Höhe heben, um eine Art eines Sonnenſchirmes daraus zu machen. Die Kleidung der Griechen iſt ſehr leicht. Sie tragen nichts als blaue Unterhoſen von Kattun, die ſehr weit ſind; und über die Füße hinab gehen. Der hintere Theil dieſer Hoſen aber hängt viel weiter herab, als es ſeyn ſollte, welches ein lächerliches Anſehen giebt. Man ſieht auf dieſer Inſel niemand ohne Schuh und Strümpfe, da hingegen die Bauern in Europa öfters mit halb nackten Füßen einher gehen. In den Städten tragen die Griechen ſehr prächtige und leichte Schuhe ohne Abſätze; von rothem Saffian; und auf dem Lande tragen ſie kleine Stiefel, von eben dem Leder, welche ganze Jahre dauern. Sie ſind eben ſo gut an den Füßen bekleidet, als die alten Cretenſer, zur Zeit des Hippocrates. Dieſer redet von derſelben, als von einer ſehr bequemen Bekleidung

der Füße; und Galenus verſichert, daß ſie bis über den halben Schenkel gegangen; von gutem Leder, und an verſchiedenen Orten mit Löchern verſehen geweſen ſey, durch welche Riemen gezogen wurden, um ſie zu befeſtigen. Die weibliche Kleidung der Candioten iſt ſehr einfach. Sie beſteht aus einem Rocke von rothem, in das Bläulichgraue fallenden Tuche, mit vielen Falten, welcher an zwey großen Schnüren über den Rücken hängt, ſo, daß die Bruſt ganz offen bleibt. Die Frauen auf dem Archipelagus tragen Unterhoſen. Die Candioten haben nur ein Hemd unter ihren Röcken an. Ihr Kopfputz iſt eben ſo einfach. Sie bedecken ihr Haupt mit einem weißen Schleyer, welcher zierlich über ihre Schultern herab hängt. Außerdem ſind dieſe Frauensperſonen ſehr unreinlich.

Die Frauenzimmer auf der Inſel Mycone, Fig. 2144, würden nicht unangenehm ſeyn, wenn ihre Kleidung weniger lächerlich wäre. Indeſſen koſtet ſie dieſelbe, wenn ſie auch die gemeinſte iſt, an 200 Thlr. Dagegen kleiden ſich die meiſten nur einmal in ihrem Leben. Ihre Kleidungsſtücke ſind insgeſammt poſſierlich. Das erſte Stück iſt eine Art eines Halbhemdes (Μεσογιλέκον), oder Halbkittels, A, welcher ihnen kaum den Hals bedeckt. Daſſelbe hat Aermel, die bis an das Fauſtgelenk gehen. Gewöhnlich macht man ſie von Neſſeltuch oder Muſſelin (Πουκασήνο), Doppelbarchet, oder auch von Seidenzeug, und beſetzt es mit goldenen Galonen oder Borten. Ihr Halskittel iſt alſo in der That wie ein härenes Hemd; denn die Zierrathen deſſelben drücken ſich in die Haut. Ueber den Halskittel legen ſie ein großes Hemd B von Kattun oder von Seidenzeuge an, welches ſo weite Aermel hat, wie ein Schlafrock. Dieſes Hemd geht bis an die halben Waden, und vertritt die Stelle des Rockes; es iſt mit Spitzen, Seide, Gold- oder Silber-

berfäden eingefaßt. Das dritte Stück, C, iſt eine Art eines Bruſtſtückes (Σιτομαχεκὸν), welches mit goldenen oder ſilbernen Borten eingefaßt iſt, an den Hals gehängt wird, und zu einer Jacke ohne Aermel (Λινόβουςος) gehört, die nur bis unter die Arme reicht, und über die Schultern an zwey Schnüren, die wie Henkel gemacht ſind, reicht. Ordentlicher Weiſe iſt dieſes Stück von Baumwolle gemacht, und in kleine und enge Falten gelegt, unten aber mit 10 bis 12 Ringen von demſelben Zeuge beſetzt, von denen jeder faſt 1 Z. dick iſt; ſie dienen, den Rock, von dem ich ſogleich ſprechen werde, in die Höhe zu heben, und demſelben eine ſchöne Rundung zu geben. Sie legen ſodann ein Corſet D an, welches 2 Flügel an den Seiten, und 2 Oeffnungen hat, daß man mit den Armen durchkommen kann; es iſt dieſes eine Art eines Bruſtſtückes ohne Aermel, welches mit Gold und Silber eingefaßt, und mit Perlen beſetzt iſt. Im Winter macht man Aermel daran, E. Dieſes Bruſtſtück raget 3 bis 4 Zoll über den Colibi (Κολύβιον) F hinaus, welcher eine Art eines Rockes iſt, der ſehr dick und voll Falten iſt, und nur bis an die Kniee reicht; hinten wird dieſer Rock mit Bändern zuſammen gebunden. Allein die Frauenzimmer, welche die oben erwähnten Hemden tragen, laſſen 2 Z. davon unter dem Rocke hervor ſtehen. Zu Naxia pflegen ſie, um de untern Theil des Rockes in die Höhe zu heben, noch 3 bis 4 Stücke von derſelben Einrichtung, die ſehr dick und ſchwer ſind, darunter zu füttern. Dieſes Ding iſt zu Andros noch weit lächerlicher; denn daſelbſt machen ſie unter dem Rocke einen Reif an, dergleichen man zu den ſogenannten Reifröcken zu gebrauchen pflegt. Das ſechſte Kleidungsſtück dieſer Frauenzimmer iſt ein Vortuch (Προςοπόδια), oder eine Schürze H von Muſſelin oder Zits, ſo über und

über eingefaßt iſt. Da die Einfaſſungen in der Levante erfunden worden ſind, ſo ſind ſie daſelbſt auch beſonders üblich; man bordirt auch viel prächtiger als in Frankreich, allein ihre Zeichnungen ſind von keinem ſo guten Geſchmacke. Im Sommer tragen ſie Strümpfe I von Baumwolle, und im Winter von rothem Tuche, mit goldenen oder ſilbernen Spitzen beſetzt; dieſe Strümpfe ſind voll Falten, denn ſie legen 4 bis 5 Paar derſelben über einander an. Ihre Strumpfbänder K ſind Bänder, die mit goldenen oder ſilbernen Spitzen beſetzt ſind. Die Pantoffeln L ſind von Sammet, aber ſo kurz, daß ſie kaum die Zehen hinein bringen können; daher gehen dieſe Frauenzimmer ſo ſchlecht, indem ſie ihre Pantoffeln ſtäts mit fortſchleppen müſſen. Einige tragen nach venetianiſcher Art gemachte Schuhe M, die ſie mit großen mit Spitzen beſetzten Bändern zuſammen binden. Ihre Schleyerſteiglein (Βοίλα) N iſt ein Schleyer von Muſſelin oder Seidenzeuge, ſo insgemein 7 bis 8 Sch. lang, und an 2 Sch. breit iſt; ſie drehen ſolchen auf dem Kopfe und um das Kinn auf eine ſo angenehme Art herum, daß er ihnen ein ſehr munteres Anſehen verſchaffet.

In Venedig tragen alle Einwohner, die nicht zum Pöbel gehören, oder nicht dazu gehören wollen, rothe Mäntel. Selbſt die fremden Geſandten bedienen ſich dieſer bequemen Mode. Dieſe Einförmigkeit hat etwas Republikaniſches, obgleich eine andere Urſache der Grund davon iſt. In einem ſolchen Mantel eingehüllt, wobey das Geſicht auch halb verdeckt wird, iſt man in einer Incognitokleidung, wodurch man von Höflichkeitsbezeigungen diſpenſirt iſt, welche ſonſt die ariſtokratiſchen Tyrannen verlangen würden. Dieſe allein tragen keine Mäntel, ſondern beſtändig ihre ſchwarze Kleidung, die den Schlafröcken ähnlich iſt,

damit Niemand, durch Unwiſſenheit verleitet, ſich gegen ſie vergehen möge. Wenn man erweget, daß der Marcusplatz der einzige Spazierort dieſer großen Stadt iſt, wo ſich alles hindrängt, und wo beſonders die armen Nobili den ganzen Tag über liegen, ſo wird man die Nothwendigkeit eines Mittels, welches allen Höflichkeitsceremonien vorbeuget, einſehen. Bey Feyerlichkeiten gehen die Edlen roth gekleidet, in eben ſolchen aufgebundenen Schlafröcken, wie die gewöhnlichen ſchwarzen, und mit ihren großen Alongeperrücken geziert. Wenn ſie nun in dieſem Aufzuge tanzen, ſo kann man in der That nichts Poſſirlicheres ſehen.

Die gewöhnliche Kleidung der *italiäniſchen* Damen beſteht in enge am Leibe liegenden und ſchleppenden Kleidern, über welche ſie einen großen ſchwarzen ſeidenen Schleyer werfen, den ſie auf dem Rücken zuſammen ſchlagen, ſo, daß Geſicht, Bruſt, Arme und Taille frey bleiben, und er alſo durch dieſes geſchmackvolle Anlegen zu einer wahrhaftig reitzenden Tracht wird. Alle dieſe Reitze aber ſind hier halb verloren, da die Italiäner mit dem Frauenzimmer nicht frey umgehen dürfen. Die Männer müſſen ſich bloß an Männer halten, daher das zurückhaltende Weſen und die Ernſthaftigkeit; Eigenſchaften, die der ganzen Nation gemein ſind, und aus eben dieſen Urſachen auch bey den Spaniern und Portugieſen Statt finden, und zwar noch mehr, da der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte bey dieſen Völkern noch größerm Zwange unterworfen iſt.

Die Frauensperſonen in der Schweitz tragen kurze Kittel mit ſehr vielen Knöpfen. Die Mädchen theilen ihre Haare in zwey Zöpfe, an welche ſie Bänder binden, und der Länge nach herunter hängen laſſen; ſobald ſie aber verheurathet ſind, dürfen ſie dieſe Zöpfe nicht länger herab hängen laſſen, ſondern winden

den ſie mit großen ſilbernen Haarnadeln um den Kopf herum. Verheurathete und Unverheurathete tragen mit ſchwarzen Bändern gezierte Strohhüte. Ihre Röcke binden ſie ſo weit oben zu, daß kaum eine Taille übrig bleibt. Außerdem pflegen ſie ſich durch eine erſtaunliche Menge Röcke, die ſie tragen, an dem untern Theile des Leibes eine beſondere Größe zu geben. Vornehme Frauenzimmer pflegen ſich in einigen Gegenden ihr Geſicht mit einem Schleyer von Flor zu verhüllen. Der Kopfputz iſt verſchieden. An einigen Orten tragen ſie den Kopf bloß mit einem geflochtenen langen Haarzopfe; an andern breite Hauben; an andern niedergeſchlagene ſchwarze Mannshüte, oder kleine artige Stohhüte.

Die Tracht der Höfe und der Vornehmen iſt durch ganz Europa franzöſiſch. Die Politik und Coquetterie der Königin **Catharina** von Medicis legte den Grund, und **Colbert's** großer Finanzgeiſt vollendete dieſes Syſtem der Alleinherrſchaft, welche Frankreich in dem Fache des Luxus und der Kleidermoden nun ſchon lange über Europa ausübt. In dem Converſationsſtücke, Fig. 2145, ſind Herr und Dame, beyde in vollem Anzuge, von neueſtem Geſchmack. Die Dame in Robe von weißem Atlaß, mit Flor, Band und Blumen garnirt, in einem Fichu à deux falbalas, von italiäniſchem Flor und Blonden, und einer Coëffure à trois boucles mit Pouf von Flor, und mit bunten Federn. Der Herr in einem Sommerkleide von neueſter Mode, mit geſtickter Weſte à fond d'or, Ordensbande, weißen Federhute unter dem Arme, Stahldegen mit Bandſchleife, zwey Uhren in den Taſchen, weißſeidenen Strümpfen, und à grec carré friſirt.

Das modern meublirte Cabinet der Dame ſcheint lichtgrau lackirte Boiſerie zu ſeyn. Der Kamin iſt mit einer modernen Pendule de Cabinet, in Form einer Weltkugel,

auf

auf welcher ein liegender Amor die Stunden auf dem Aequator zeigt; zwey Caſſoletten in Form von Atheniennen, und mit dreyarmigen Wandleuchtern von Bronze neben dem Spiegel decorirt. Der Kaminſchirm iſt von Roſenholz mit einem Blumenfeſton von engliſchem Paper Filigree-Work, worin eine Modeſilhouette, als Hausgott für heute, ſteht. Das Tableau an der Wand, welches Blanchards glückliche Ankunft von England, am Ufer bey Calais in ſeinem Aeroſtat vorſtellt, bemerkt nebſt der Silhouette, als beydes europäiſche Erfindungen und Moden, ziemlich Zeit und Ort. Der Tiſch, an welchem die Dame ſitzt, iſt von Acajouholz mit einer Marmorplatte, und mit Verzierungen von Bronze. Das Buch auf dem Tiſche ſcheint ein Cours de chymie zu ſeyn, in welchem ſie etwa ſtudirt hat; und die ernſthafte Stellung von beyden zeigt, daß ſie ihren Geſellſchafter entweder mit einem neuen chemiſchen oder metaphyſiſchen Problem, worauf ſie gefallen iſt, oder mit Caglioſtros ägyptiſchen Myſterien, oder mit einer neuen Wundergabe, die man an den Somnambuliſten entdeckt hat, oder von den Mirakeln, welche der animaliſche Magnetismus unter den Schwarzen auf St. Domingo wirkt, oder ſonſt mit einer wichtigen Modematerie unterhält, die ihn nachdenken macht. Denn daß es keine luſtige Nouvelle de jour ſeyn kann, zeigt ſein geſenkter Kopf und Blick, und die ganze Stellung des Philoſophen im Gallakleide.

Fig. 2146 iſt ein Herr in vollem Anzuge, (grande parure), von neueſter Pariſermode. Seine Coeffüre iſt grecque carrée mit 4 Locken. Er trägt einen kleinen Haarbeutel; eine etwas ſtarke Halsbinde von Muſſeline; Spitzenmanſchetten nach der Saiſon; einen ziemlich großen weißen Federhut mit tiefem Kopfe; ein violettes Atlaßkleid, mit Golde geſtickt; der Rock mit weißem Atlaß gefüttert, und mit hohen ſtehenden Kragen; die Weſte von weißem Atlaß mit gleicher Stickerey; die Beinkleider mit dem Rocke gleich, mit geſtickten Jarretieren und ovalen Stein- oder diamantirten Stahlſchnallen; weiße ſeidene Strümpfe; Schuhe mit rothen Abſätzen, und großen achteckigen, engliſchen, ſilbernen Schnallen; Stahldegen

mit weißer Scheide, und grün und weißer großer Bandſchleife, und zwey Uhren mit goldener Kette von neueſter Faßon.

Hiebey iſt noch zu bemerken, daß, wenn die Weſte ganz reich iſt, und Silber- oder Goldgrund hat, die Aufſchläge des Rockes auch immer von demſelben reichen Stoffe, und mit der Stickerey der Weſte überein ſind. Dieß iſt der Fall gewöhnlich bey Sammetkleidern, auf welchen auch die Stickerey reicher, als auf Atlaßkleidern, ſeyn muß.

Das Neueſte von franzöſiſcher Mode in Damentracht ſind die halben und ganzen ſogenannten Corſelets, die man über die Kleider geſchnallt trägt. Sie machen eine ſehr gute Taille, und gefallen ungemein; ſie ſollen vielleicht mit dazu dienen, den Rücken von guten Kleidern vor Puder und Pomade der langen Chignons, Cadogans oder fliegenden Haare zu ſichern. In dieſer Rückſicht iſt alſo dieſe neue Mode, außer daß ſie gut kleidet, auch nützlich. Man hat erwähntermaßen ganze und halbe Corſelets, ſo wie auch bloße Gürtel, die man auf dieſe Art trägt. Ueberhaupt trägt man ſie nur ſchwarz, von Taffet oder Atlaß, und über weiße Muſſeline, Flor, oder dergleichen ſeidene Kleider, wo ſie den beſten Effect thun. Ein ganzes Corſelet nach einem Pariſermuſter ſieht man an der Dame in Fig. 2147. Es iſt von ſchwarzem Taffet, weiß gefüttert, vorn und hinten völlig nach der Taille des engliſchen Rockes gemacht, hat einige Stäbe dünnes Fiſchbein, welche handbreit von einander abſtehen, und mit weißer Seide abgeſteppt ſind, ſteht vorn ungefähr 4 Finger breit offen, und iſt mit 5 facettirten Stahlſchnallen zugeſchnallt. Die Schnallen und Bänder wechſeln von einer Seite zur andern ab, ſo daß wechſelnd ein Band bald zur Rechten, bald zur Linken hinaus läuft.

Die halben Corſelets ſind nur halb ſo groß, gehen nur bis in den halben Leib herauf, haben unten eben-

ebenfalls den Schnitt der Taille, vorn nur 3 Stahlſchnallen, und ſtehen darunter nicht von einander; haben auch kein Fiſchbein, wie jene.

Die breiten Gürtel, welche man auch nach dem Schnitte der Taille trägt, haben entweder vorn eine faſt handbreit hohe Schnalle, wie die an den Bandelieren der franzöſiſchen Schweitzergarde, welches nicht gut ausſieht; oder ſind vorn ganz, ohne Schnalle, und hinten mit bunten Bändern gebunden.

Einige Damen tragen auch unter den Redingotes Corſets, die auf der linken Seite mit 4 Stahlſchnallen zugeſchnallt ſind. Die Bänder ſtehen auf der rechten Seite, und können auch von anderer Farbe, als das Corſet, ſeyn.

Die Spanier wiſſen ihre Mäntel mit Grazie zu tragen, und lieben ihre große herunter geſchlagene Hüte noch immer. Sobald ſie ſich an Oertern aufhalten, wo dieſe nicht verboten ſind, legen ſie den dreyſpitzigen Hut, wie ſie ihn nennen, gleich ab. Zu ihrer Vertheidigung tragen ſie einen langen Degen. Ihre Lieblingsfarbe zu Kleidern iſt ſchwarz; ſobald ſie aber die Nationalkleidung mit der Militärkleidung (denn ſo nennen ſie die franzöſiſche) verwechſeln, wählen ſie die lebhafteſten Farben. Es iſt nichts ſeltenes, einen gemeinen Handwerksmann von 50 Jahren in einem Kleide von roſenfarbenem oder himmelblauem Taffet zu ſehen. In den Kleidern giebt es hier keinen Unterſchied der Stände, denn die Spanier lieben die Pracht, dazu verwenden ſie, was ſie aufbringen können, und behelfen ſich im übrigen deſto ſchlechter.

Es giebt nichts reitzenderes, als eine junge Spanierin. Ein vollkommen eyrundes Geſicht; ſchönes lichtbraunes Haar, welches auf der Stirn geſcheitelt iſt, und bloß von einem ſeidenen Netze zuſammen gehalten wird; eine feine weiße Haut; ſchwarze ſchön geſpaltne Augen; ein Mund voll Grazie; ein immer ſittſames Betragen; eine einfache, reinliche, anſchlieſ-

ſende Kleidung mit ſpitzigen Aermeln von ſchwarzem Tuche; eine kleine, vollkommen ſchön gezeichnete Hand: dieß ſind die Reitze der ſpaniſchen Mädchen. Sie erinnern einen an das Sanfte, die Schönheit, den Kopfputz und die Simplicität der uralten griechiſchen Mädchen. Die ſpaniſchen Weiber haben für alles, was Pracht iſt, und beſonders für Edelſteine, eine ungemeine Leidenſchaft, und ſtecken ſich ohne alle Wahl und Geſchmack die Finger über und über voll Ringe. Die Aermſte ſo wie die Reichſte geht nie ohne Basquino aus; dieß iſt ein großer Uiberrock von ſchwarzem Mohr oder Taffet, den ſie über ihre andere Kleider, welche öfters ſehr reich ſind, werfen. Dieſen Ueberrock werfen ſie aber gleich ab, ſobald ſie nach Hauſe oder zu ihren Freundinnen kommen. Die Gewohnheit, ſo ſorgfältig die Füſſe zu verſtecken, welche uns die Reiſebeſchreiber von den Spanierinnen erzählen, iſt aus der Mode gekommen, und es iſt jetzt nicht mehr ein Zeichen, daß ein Frauenzimmer Jemanden ihre Gunſt zugeſtehen will, wenn ſie ihm ihren Fuß zeigt, wie es nach dieſen Erzählungen ehemals war. Die Länge ihrer Röcke iſt nicht ſowohl eine Folge der verſteckten Coquetterie, als der wirklichen Sittſamkeit; und die Falten in der Mitte des Rockes, wenn ſie, nach Labat's Erzählung, ehemals den Rock, wenn es nöthig war, verlängerten, werden nicht mehr getragen. Das verhältnißmäßige Maß, welche unſer grillenhafte Geſchmack für den Fuß eines Frauenzimmers beſtimmt hat, leidet in Spanien, wegen der Natur des Klima und der frühen Mannbarkeit des dortigen Frauenzimmers, größere Veränderungen als anderwärts.

Auf der Inſel Minorca beſteht die Kleidung der gemeinen Mannsperſonen aus einem offenen kurzen Rocke oder Wamſe, einer Weſte mit einem rothen wollenen Gürtel, welcher etlichemal um den Leib geht, oder einem breiten ledernen Degengehenke, einem gro-

ben Hemde, einem farbigen Schnupftuche um den Hals, einer rothen wollenen Mütze, einem Paar Hoſen, die faſt bis auf die Knöchel herunter reichen, groben Strümpfen, breiten platten Schuhen mit kleinen oder gar keinen Abſätzen, die aus weißem Leder gemacht ſind, einem unaufgeſtutzten Hute, und einem Mantel. Die Vornehmern tragen Perrücken, aufgeſtutzte Hüte und Degen; und ihre Kleider ſind nach unſerer Mode gemacht, aber insgemein ſchwarz. Wenn ſie trauern, tragen ſie einen Ueberzug von ſchwarzem Tuche über die Degenſcheide; dieſes macht ihre ganze Trauer aus, und wird von ihnen dazu für hinlänglich gehalten.

Die gemeine Kleidung der Frauensperſonen iſt ein zugemachtes Futterhemd von ſchwarzem Zeuge, welches an dem Halſe weit geöffnet, und an dem Gelenke der Hand dicht zugeknöpft iſt, wo das Ende des Hemdärmels insgemein darüber geſchlagen wird. Ueber dieſes kömmt ein Rock von farbigem Zeuge, welcher um die Mitte des Leibes zugebunden iſt. Dieſer Rock hat viele Falten, damit ſie um die Hüften ſtark zu ſeyn ſcheinen mögen, welches ſie für etwas artiges halten. Er iſt dermaßen kurz, daß er ſelten bis über die Mitte des Beines reicht. Sie tragen rothe, blaue oder grüne wollene Strümpfe mit Zwickeln von einer andern Farbe. Ihre weiße Schuhe haben hohe Abſätze und rothe Kappen; ſie ſind breit an den Zehen, wo viele kleine Löcher darein geſtochen ſind, welche ſie bequem und kühl machen, auch ihnen überdieß noch zur Zierde dienen. Um den Kopf tragen ſie eine ſogenannte Robazilla oder Kappe von weißer oder gedruckter Leinwand oder Seide, welche dicht unter dem Kinne mit Nadeln zugeſteckt wird, und um die Schultern fällt. Wenn dieſelbe von dem Winde offen gewehet wird, zeigt ſich der Hals, welcher ſonſt durch nichts bedeckt iſt, auf eine vortheilhafte Art. Wenn ſie die Roba-

zilla aufſetzen, ziehen ſie ſolche mit groſſer Sorgfalt dicht unter dem Kinne zuſammen. Auf ſolche Weiſe bekommen ſie dicke Backen, womit dieſe magere Weibsleute ſich was groſſes einbilden. Ihre Staatskleidung beſteht in einem ſchwarzen Schleyer, welcher von der Mitte des Leibes über den Kopf geht, aber niemals das Geſicht ganz verhüllet. Die Haare binden ſie hinten zuſammen, und zuweilen flechten ſie ſolche ein; meiſtentheils aber pflegen ſie dieſelben mit einem farbigen Bande zu umwickeln; ſie reichen faſt bis auf die Ferſen herunter, und endigen ſich mit einer kleinen Locke. Wenn ſie ihre Feyerkleider anhaben, ſieht man ſie ſelten ohne einem Fächer in der einen, und einen Roſenkranz in der andern Hand. Doch es giebt nur wenige Gelegenheiten, wo ſie in ihrer Pracht erſcheinen können; denn die meiſte Zeit ſind ſie mit der Haushaltung beſchäftigt, daß alſo ihre beſte Kleider bis auf das dritte und vierte Glied vererbet werden, zumal die Mode ſich nicht ändert.

Die Kleidung der Mannsperſonen in Portugal iſt bey gemeinen Leuten ein weiter Mantel und niedergeſchlagener Hut; unter dem Mantel tragen ſie gewöhnlich einen Dolch, obwohl dieſes Verräthergewehr verboten iſt. Die Frauenzimmer tragen keine Hauben, ſondern binden eine Art von ſchön gearbeitetem Seidenbeutel über ihre Haare, mit einem langen Quaſt hinten, und einem Bande, welches über die Stirn in eine Schleife gebunden iſt. Dieſen Kopfſchmuck nennen ſie Redecilla. Die feinen Leute kleiden ſich ganz und gar nach franzöſiſcher Art. Die Damen tragen ſehr groſſe und ſchwere Ohrengehänge. Die Aermel ihrer Kleider ſind überaus weit. Der Gebrauch der Schminke iſt bey ihnen mäſſig; deſto mehr verſtehen ſie die Kunſt, Schönfleckchen anzulegen. Ihre Kleidung hat viel ähnliches mit der türkiſchen. Ihre ſchöne Farbe zu erhalten, laſſen ſie ſich, wie die Spanier und Spanierin-

nierinnen, nie vom Monde beſcheinen, ſondern neh-
men, wenn ſie bey Mondenſchein auszugehen genö-
thigt ſind, einen Fächer mit.

In England iſt der Luxus in Kleidern jetzt ſtär-
ker, als in einem Lande in Europa, und ſteigt noch
immer höher. Vor 20 Jahren ſahe man kein Gold
und Silber auf Kleidern, als nur bey Hofe und auf
dem Theater. Prächtig gekleidete Perſonen fuhren.
Ein galonirter Fußgänger auf den Straßen oder Pro-
menaden würde ein großes Gefolge vom Pöbel hinter
ſich bekommen haben; auch ſahe man keine Degen bey
den Fußgängern, und die Petitmaitres ſetzten ihre
Hüte auf. Dieſes letztere iſt noch beybehalten worden,
alles andere aber hat ſich geändert. Man trägt häu-
fig Kleider mit Treſſen beſetzt, und ſelbſt geringe Per-
ſonen tragen geſtickte Weſten. Sonſt iſt die Kleidung
der Mannsperſonen ſowohl im Sommer als im Win-
ter gewöhnlich Tuch, allein das feinſte, das zu haben
iſt. Dieſes erſtreckt ſich bis auf geringe Handwerker,
die ſchlechterdings kein anderes als ſuperfeines Tuch
tragen wollen. Man trägt hier nie Pelze; Ueberrö-
cke ſind die gewöhnliche Kleidung im Winter bey der
Kälte, und im Sommer beym Regen. In dieſem ſim-
peln Aufzuge, ohne Bediente, gehen ſelbſt die vor-
nehmſten Staatsminiſter in den Straßen und auf Spa-
ziergängen. Die Schuhe werden hier nicht in den
Häuſern, ſondern auf der Straße geputzt. Es giebt
eine eigene Gattung Leute, die ſich von dieſem Gewer-
be ernähren, und viel Geld verdienen. Dieſe Schuh-
putzer ſitzen in allen Gaſſen, mitten unter einer Men-
ge von Schuhen, die man ihnen aus allen Häuſern
zuträgt. Die Kleider, ſelbſt der Armen, werden nie
umgewandt, und keine Schuhe verſohlt. Alle Stän-
de, bis auf die niedrigſten, tragen feine Wäſche, die
ſogar viele gemeine Menſchen täglich wechſeln; wie man
dann überhaupt die Reinlichkeit der Engländer in al-
len

len Dingen nicht genug rühmen kann. Dieſes feine und reine Leinenzeug, ſaubere Strümpfe, ein guter Hut und gute Schuhe bezeichnen den wohlhabenden Mann; der Rock mag ſeyn, wie er will, ſollte er auch ſehr abgetragen ſeyn. Dieſes iſt auch die Kleidung der reichen Citybewohner, bey denen es Sitte iſt, in alten ſchlechten Röcken auf die Börſe zu kommen. Seit einigen Jahren hat die Mode der theuern Knöpfe ſehr überhand genommen, deren hoher Preis verurſacht, daß ein bloßer Frack oft ſo viel als ein galonirtes Kleid koſtet. Junge Leute vom Stande laſſen ſich ſolche Fracke dutzendweiſe machen. Die Waarenlager von fertig gemachten Hemden, Binden und anderm Leinenzeuge ſind durch ganz London zerſtreut; allein die Magazine von fertigen Kleidern, Schuhen und Meublen, ſowohl alten als neuen, ſieht man in gewiſſen Diſtricten, wo aber der Vorrath auch ganz unermeßlich iſt.

Die Engländer haben faſt wider ihren Willen die Mode angenommen, ihre Haare zu kräuſeln, daher ſie auch in keiner von allen mechaniſchen Künſten ſo ſehr, als in dem künſtlichen Baue der Haare, zurück ſind. Nirgends findet man ſchlechtere Friſeurs; und da hier, ſo wie in Frankreich, mit dem Haarkräuſeln auch das Raſiren verbunden iſt, ſo ſind ſie in dieſer letztern Kunſt eben ſo ungeſchickt.

Fig. 2148 iſt ein engliſcher Herr von neueſter Mode, nach einem Londneroriginal copirt. Sein Jockeyhut iſt ſehr hoch vom Kopfe; die Krämpe breit, und mit einem Sammetbande eingefaßt. Um den Kopf läuft gleichfalls ein breites Sammetband mit einer ſilbernen Schnalle. Die Haare ſind ſehr kraus und abſtehend friſirt, und hinten in einen halben Zopf mit ausſpringenden Spitzen geſchlagen. Der Frack iſt von hell= und dunkelbraun geſtreiftem Tuche, ganz lichtgrau gefüttert, mit langovalen ſilbernen Knöpfen, und ſehr hohem Kragen. Die Aermel ſind à la Marinière geſchlitzt, mit zwey kleinern Knöpfen und ſchrägen doppelten Knopflöchern. Unter dieſem Frack, der auf der Bruſt mit 3 Knöpfen zugeknöpft iſt, trägt er ein Gillet goldgelb und

weiß buntſtreifig gegittert. Die blaßgelben Hoſen, vom feinſten Caſimir oder Satinet, liegen knapp an den Schenkeln, gehen weit über die Hüften herauf, und haben 5 bis 7 kleine plattirte Knöpfe und ſogenannte King's patents Gürtelſchnallen. Die Strümpfe ſind ganz blaß ſilbergrau geſtreift; die Schuhe ſehr flach ausgeſchnitten, niedrig von Quartieren, vorn ſpitzig, und mit großen zirkelrunden ſilbernen Schnallen geziert. In der Hand hat er eine dünne Badine von ſpaniſcher Rebe, und in der rechten Hoſentaſche eine Uhr mit einem breiten Uhrbande von ſchwarzem Corduan mit ſtählerner Schnalle und Schlüſſel. Dieß iſt ein feiner Herr von bonton aus London.

Die Engländerinnen verlaſſen ſich ſo ſehr auf ihre natürliche Schönheit, daß ſie die künſtliche Erhöhung derſelben oft ganz hintan ſetzen. Bloß einige Freudenmädchen legen Roth auf. Viele, ſelbſt bey der zierlichſten Kleidung, ſtreuen nie Puder in ihre Haare. Die Reinlichkeit, die hier in allen Stücken in einem ſehr hohen Grade herrſcht, erhöhet auch die natürlichen Reitze des ſchönen Geſchlechtes nicht wenig. Sie hat aber auch einen ſonderbaren ungefälligen Gebrauch eingeführt, welcher nirgends, als nur in London, üblich iſt. Die Frauenzimmer vom Mittelſtande nämlich tragen bey ſchlechtem Wetter ringförmige eiſerne Maſchinen um die Füſſe, die ſie an den Schuhen durch Bänder befeſtigen. Hiedurch bleiben die Schuhe rein, die gemeiniglich von Seide, und bey Armen von Zeuge ſind; denn ſelbſt die geringſte Dienſtmagd trägt keine lederne Schuhe. Sobald ſie in ein Haus treten, werden die Maſchinen abgelegt. Dieſer Gebrauch hat außer dem mißfälligen Anſehen auch das Nachtheilige, daß die Frauenzimmer dadurch ſich einen übeln Gang angewöhnen. Unter den Reichen und Vornehmen iſt er nicht üblich, auch nicht in allen andern engliſchen Städten; wenn daher erwachſene Perſonen aus der Provinz nach London kammen, können ſie diſe Mode nicht

nicht mitmachen, die ihre Schwierigkeiten hat, und daher ſchon in der Kindheit gelernt werden muß.

Die ſchönſte Zierde der Engländerinnen aber iſt der Hut, welcher jetzt mit Bändern und Federn reichlich verſehen iſt. Ohne denſelben darf keine weibliche Perſon hohen oder niedern Standes ihren Fuß auf die Straße ſetzen. Kein Bettelweib ſogar läßt ſich ohne Hut ſehen. Sie haben eine eigene Art ihn aufzuſetzen, die von den Damen anderer Länder nur ſehr unvollkommen nachgeahmt wird, daher auch bey dieſen die große Wirkung eines ſolchen Hutes nicht ſo ſichtbar iſt. Dieſe Wirkung veranlaßte **Linguet** zu ſagen, daß, wenn **Homer** dieſe reitzende Tracht gekannt hätte, er der Venus zu ihrem Gürtel auch einen engliſchen Hut würde gegeben haben.

Die große Schauſpielerin Mrß. **Abington** treibt neben dem Theater ein ganz eigenes Gewerbe. Da ſie außerordentlich viel Geſchmack beſitzt, ſo fährt ſie den größten Theil des Tages in der Stadt herum, um in Modeſachen Rath zu ertheilen. Man ſchickt zu ihr, wie zu einem Arzte, und belohnt ſie wie eine Künſtlerin. Es geſchieht unter Vornehmen faſt keine Hochzeit oder ſonſt eine Feyerlichkeit, wobey ſie nicht zu Rathe gezogen wird, um Brautkleider u. ſ. w. anzuordnen. Ihr großer Verſtand und ihre feine Lebensart tragen hiezu nicht wenig bey. Viele der vornehmſten Damen gehen mit ihr ganz auf den Fuß einer Freundin um. Sie gewinnt auf dieſe Art jährlich 1500 bis 1600 Pf. Sterl. Da ſie das Theater nie anders als in ihren eigenen Kleidern betritt, ſo iſt ihr geſchmackvoller Anzug beſtändig das Studium der Zuſchauerinnen. Hier zeigt dieſe Prieſterin der Mode ihren Erfindungsgeiſt, wobey ſie der ſchleunigſten Nachahmung verſichert iſt. Nach ihrem Contracte von 1781 mit den Theaterdirecteurs zu Drurylane erhielt ſie jährlich 500 Pf. Sterl. zu Kleidern, außer ihrem

Schau=

Schauſpielergehalte von 18 Guineen wöchentlich, und einer Benefizkomödie.

Fig. 2149 iſt die Abbildung einer ächten engliſchen Damentracht, welche im Ganzen einen ſehr ſchönen Effect thut. Die junge Dame trägt eine Robe à l'Angloiſe oder einen engliſchen Rock mit engen Aermeln und einer breiten Falbala; alles von feinem weißen oſtindiſchen Mouſſeline. Die ungarnirte Schürze iſt von italiäniſchem Flor, ſo wie auch das garnirte Halstuch. Das wichtigſte Stück dieſer Tracht iſt die große Schärpe, welche wie ein Mantel umgethan, auf der Bruſt ſich kreuzt, hinten in einem leichten Knoten geknüpft wird, und ſodann in zwey reichen ſchönen Enden herab hängt. Reiche engliſche Damen tragen zu ſolchen Schärpen (wie auch die Fig. 2149) die theuern oſtindiſchen Schauls (Shawls), welches jetzt in London ein ſehr koſtbarer Luxus iſt (*). Da ſie aber etwas ſelten zu haben, und außerordentlich

(*) Das Schaul (Shawl) iſt eine Art oſtindiſcher Zeug, welcher überaus fein, leicht und weich iſt, nur in kleinen Stücken von 2, 4 bis 6 Ellen lang, und 2 E. breit verfertiget, und entweder an beyden Enden, oder auch rund herum Troddeln ſeines eigenen Gewebes hat. Die Textur davon iſt à Croiſée oder geköpert, der Stoff dazu aber weder Seide, Baumwolle noch Wolle. Was er eigentlich ſey, darüber iſt man ſelbſt noch nicht einig. Hr. Prof. Sprengel ſagt zwar in ſeiner Beſchreibung von Hindoſtan (im hiſtor. geneal. Kalender v. J. 1786, S. 5.) die Schauls würden in der Provinz Kaſchimir aus der feinſten Wolle von Tibet verfertigt; allein ein Kenner von Oſtindien, welcher mehrere Jahre dort gelebt hat, verſichert, während ſeines Aufenthaltes daſelbſt immer gehört zu haben, daß die Schauls in Benares von den Mähnenhaaren der perſiſchen oder Angoraziegen gemacht würden. Hr. Vogel aber, der im Dienſte der engl. oſtind. Compagnie ſteht, und von dem Generalgouverneur von Bengalen, Hrn. Haſtings, nach Punah geſchickt wurde, will in Erfahrung gebracht haben, daß die berühmten Schauls aus den feinſten Schwanzhaaren einer Art Kühe in der Provinz Punah verfertigt würden; welches ſie eben ſo hoch im Preiſe hielte. Dem ſey übrigens, wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, daß ſelbſt in Oſtindien die Schauls kein gewöhnlicher Handelsartikel und ſehr theuer ſind, und daß von großen Herren eigentlich nur Präſente damit gemacht werden. Weil im dortigen heißen Klima Erkältungen ſehr leicht und gefährlich ſind, ſo nutzt man die Schauls hauptſächlich dazu, um ſie um den Kopf, Hals oder Leib zu wickeln, und macht ſie eben dazu nur in kleinen niedlichen Stücken, mit bunten Blumen und Kanten gewirkt. Sie ſind faſt alle entweder blaß

lich theuer ſind, (denn es koſtet ſelbſt in Hindoſtan und Bengalen ein Schaul, wenn es fein und ſchön ſeyn ſoll, oft an 600 Thlr. und darüber) ſo ahmt man dieſe Schauls zu Schärpen auch mit Mouſſeline, der einen bunten Rand und eine geſtickte Kante bekömmt, ſehr gut nach, oder macht auch, wie jetzt in Paris, ſolche engliſche Schärpenmäntel von weiſſem Taffet, und garniert ſie oben am Mantel mit einer breiten Falbala, und unten an beyden Enden mit einer Franſe von ſchwarzem Flor.

Die Dame trägt ferner einen großen Naturelcaſtorhut mit grauen und ſchwarzen Federn an der linken Seite; um den Kopf ein rehgraues Band mit weißem Saume, welches vorn auf der Stirn von einer goldenen Schnalle gefaßt, unter dem Federbuſche in eine große Schleife gebunden wird, und über die Krämpe bis auf die Achſel herab hängt. Die Schuhe ſind vom feinſten gelben Maroquin mit ſpitziger Laſche, und ſchwarzen Schnallriemen und Abſätzen; die Laſchen und Quartiere ſind auch ſchwarz eingefaßt.

Fig. 2150 iſt die Zeichnung einer engliſchen Dame im full-dreſs, oder **vollen Anzuge** von neueſter Mode, nach einem

blaß oder citronengelb vom Grunde, mit bunten Kanten, oder geſtreueten kleinen Blumen. Man hat hauptſächlich drey Sorten davon:

1. Stücke von 6 Ellen lang und 2 E. breit; gelb, mit bunten Blumen. Dieſe Sorte wird bloß von den Großen des Landes zu Unterkleidern oder andern Gewändern getragen.

2. Schauls, $5\frac{1}{2}$ E. lang, 2 E. breit; weiß, mit ſchmalem bunten Rande, und an beyden Enden mit breiter Kante und Franſen. Dieſe ſind überaus ſchön, werden in Oſtindien gewöhnlich zu Leibbinden getragen, und ſind eigentlich die in Fig. 2149 gezeichnete Schärpe, zum engliſchen Rocke.

3. Kleinere, $2\frac{1}{4}$ E. ins Gevierte; weiß mit bunten Blumen und Kanten. Dieß ſind eigentlich ſehr große Halstücher, welche ſowohl die oſtindiſchen als engliſchen Damen des Abends für die Erkältung um den Hals werfen, und welche ſehr warm halten.

Als die Schauls vor etlichen Jahren nach England kamen, ſo wurde die Sucht, Schauls, ſonderlich als Halstücher zu tragen, allgemein. Da ſie aber theils nur wenig, und überdieß ſo theuer waren, ſo ließen Londner Kaufleute ſolche Schauls von Cotton, in oſtindiſchem Geſchmack gedruckt, machen, die vielen Beyfall fanden, und noch ſtark getragen werden. Man hat ſie von verſchiedener Güte, von 5 Schill. bis zu 2 Guineen.

einem ächten engliſchen Originale. Die Friſur, welche ziemlich breit und tief herunter geht, und fliegendes Hinterhaar hat, iſt ein ſehr krauſer lockiger Krepp, und entweder gar nicht, oder meiſtens braun gepudert. Die Haube iſt eine Art von großen Pouf von klarem Flor, und mit einem Schleyer bis auf die Schultern; auf der linken Seite mit einer breiten Agraffe von ſchwarzem Sammet, mit 2 Schnuren Perlen oder Diamanten beſetzt, gefaßt, über welcher 3 weiße Straußfedern vorwärts, und 3 bunte Pfauenfedern rückwärts fallen. Weiter rückwärts linker Hand ſteckt eine kleine Aigrette von grünem Laubwerk, und rechter Hand ein Bouquet von 3 kleinen Roſen, als wie zwiſchen der Haube und dem Haare eingeſchoben. Das Halstuch iſt von klarem Flor, ziemlich groß, aber ganz einfach und ohne Garnirung. An der Bruſt trägt die Dame ein großes Modebouquet von künſtlichen Blumen. Im Frühlinge und Sommer trägt man ſie nach der Jahrszeit d. h. nur die davon die Originale eben in den Gärten blühen. Das Kleid, nämlich Leib und Rock, iſt vom tiefſten dunkelgrünen Atlaß, die Taille davon ſehr kurz, und hat weite Aermel von weißem Krepp, die etwas bauſchend mit Roſabändern aufgebunden ſind. Ueber den grünen Atlaßrock trägt die Dame einen weißen Krepprock mit breiter Falbala, durch welchen der grüne hindurch ſchimmert. Die Falabla ſcheint mit Roſabandſchleifen, aus deren jeder 3 kleine Blumenzweige in die Höhe ſteigen, geſaßt zu ſeyn. Die ſogenannte Mante der Robe, mit ziemlich langer Schleppe, iſt gleichfalls von weißem Krepp, ſehr weit, geht vorn zuſammen, iſt aber zu beyden Seiten mit Roſabandſchleifen aufgezogen, und rund herum ſehr ſchön drapirt. Die Schuhe ſind von Roſaatlaß, mit ſpitziger Laſche und ſchwarzer Bandfalbala garnirt.

Im Negligee ſind die Engländerinnen durchaus Original. Die größte Simplicität, die von der Hand der Natur ſelbſt vorgezeichnet ſcheint, giebt ihnen den originellen Reitz, der ſo ſehr für ſie einnimmt. Jede Engländerin, ſagt ein Reiſender, der England ſehr gut kennt, hat eine unnachahmliche Grazie, mit welcher ſie ihren Hut ſetzt; und jede ſetzt ihn anders und immer ſchön.

Die junge Dame, welche Fig. 2151 darſtellt, iſt im Undreſs, oder Negligee. Sie trägt einen ziemlich großen, feinen Strohhut, auf die eine Seite geſetzt. Er iſt mit weißem Taffet gefüttert, und mit einer ſogenannten Honigwabenfriſur (Honey-comb-trimming) von Flor eingefaßt. Auf den Kopf, den ein Roſaband mit einer geſperrten großen Schleife umfaßt, iſt gleichfalls weißer Flor gepufft. Die Haare ſind um den ganzen Kopf ein lockiger Krepp, und hinten gleichfalls lockig fliegend und ungepudert. Das Halstuch iſt von Flor, ziemlich groß, und mit dreyfacher breiter Falbala. Sie trägt einen ganz einfachen Roſaatlasrock mit langen engen Aermeln, und plattirten oder Perlmutterknöpfen. Zu dieſer Kleidung werden gewöhnlich ſchwarze Atlaßſchuhe, ſo wie auch die großen Modebruſtbouquets, getragen.

Wenig Gegenſtände in England, vornämlich in London, ſind ſo auffallend für einen Ausländer, als die Mägde. Die gute körperliche Bildung, die Kleidertracht, die in nichts von angeſehenen Frauenzimmern verſchieden iſt; ihre Reden und Manieren, die mit Perſonen von beſſerm Stande ganz gleichförmig ſind; alles dieſes ſetzt anfangs einen Fremden in Verlegenheit, der Mühe hat, ſich zu überreden, daß er eine Magd vor ſich ſieht, wenn er in guten Häuſern ſolche Mädchen wohl geputzt und mit Anſtand redend antrifft. Die tägliche Kleidung, ſelbſt der gemeinſten, beſteht in langen Roben und ſeidenen Hüten mit Bändern. Die beſſern tragen ſeidene Kleider, und wenn ſie ſich putzen, ſeidene Schuhe und Enveloppen, wie die Damen. In den Häuſern der Vornehmen, wo 8, 10, auch mehrere derſelben befindlich ſind, ſind ſie beſtändig in Seide gekleidet. Verirrt ſich ein Fremder in ihre Zimmer, ſo weiß er nicht, wie er dieſe damenähnliche Perſonen behandeln ſoll, die nicht einmal Kammermädchen, ſondern gemeine Mägde ſind. Ihre Geſchäfte ſind bloß, das Haus rein und die Meublen ſehr ſauber zu erhalten; dieſes thun ſie des Morgens,

gens, und ſind daher den ganzen übrigen Tag von aller Arbeit frey.

In Scotland, tragen verheurathete Frauensperſonen ein Stück Leinwand, welches über die Stirn und um den Hintertheil des Kopfes mit Nadeln feſt geſteckt iſt, und über den Nacken herunter fällt. Die Mädchen hingegen tragen bloßen Band um den Kopf. Ein Stück Zeug hängt über den Schultern, und iſt vorn mit einem Haken feſt gemacht, wird aber bey trübem Wetter über den Kopf gezogen. Barfuß gehen ſie ſehr häufig; auch manche, die ſonſt nicht ſchlecht gekleidet ſind, laufen ohne Schuhe.

Die Kleidung der Bergſchotten beſteht aus einer von rauhem wollenen Zeuge gemachten Mütze ohne Rand, einem kurzen Rocke, einer 5 bis 6 Z. längern Weſte, kurzen Strümpfen, und dünnen leichten Schuhen ohne Abſätze. Sie ſchneiden Löcher in die Schuhe, wenn ſie gleich ganz neu ſind, um das Waſſer heraus zu laſſen, wenn ſie weit und durch Flüſſe zu gehen haben; dieſes thun ſie, um die Füße zu verwahren, damit ſie nicht wund werden. Außer den Edelleuten trugen ihrer wenige Hoſen; dieſe ſind mit den Strümpfen aus einem Stücke gemacht, und werden auch zuſammen angezogen. Ueber dieſer Kleidung tragen ſie eine Art von Mantel, Plaid genannt, welcher aus einem gewürfelten groben wollenen Zeuge gemacht iſt. Dies alles nebſt dem Degen und der Piſtole macht ihre völlige Kleidung aus.

Die gewöhnliche Kleidung der gemeinen Hochländer fällt gar nicht gut in das Auge. Sie legen einen Theil des Mantels, der nicht ſo groß, als der vorerwähnte iſt, in Falten, und gürten ihn um die Mitte des Leibes, um daraus einen kurzen Rock zu machen, welcher bis auf den halben Schenkel herunter reicht; das übrige wird über die Schultern gezogen, und vorn unter dem Halſe mit einer Gabel, und zuweilen mit

einem Pfriemen, oder einem ſpitzig geſchnittenen Stücke Holz feſt gemacht. Wenn ſie den Mantel auf dieſe Weiſe tragen, haben ſie zuweilen nichts um ſich zu bedecken, und ſind oft barfuß; doch haben einige eine Art leichter Schuhe, die aus einer rohen Kuhhaut gemacht ſind. Die Strümpfe gehen nur bis auf die Mitte der Wade. Von der Mitte des Schenkels bis auf die Mitte der Wade iſt ein nackter Fleck, welcher, weil er beſtändig dem Wetter bloß geſtellt iſt, braun und mit Sommerſproſſen angefüllt iſt. Die Tracht heißt Quelt; und gemeiniglich tragen ſie den Rock ſo kurz, daß, wenn ſie an einem windigen Tage bergauf gehen oder ſich bücken, man das Unanſtändige derſelben offenbar erblickt.

Die Kleider der Frauensperſonen auf den Inseln Ferro ſind bey reichen und Armen ganz einerley gemacht. Sie tragen ein Wämmschen, welches an einen Rock angenäht iſt. Dunkelbraune und rothe Farbe iſt ihnen am liebſten. Ihre Aermel zieren ſie mit Franſen, und mit 3 reichen ſchwarz ſammetenen Borten, die mit rothem Tuche untermiſcht ſind. Vor der Bruſt haben ſie große Bruſttücher, dieſe beſetzen ſie auch mit Franſen und Schnüren. Um die Bruſttücher hängen ſie einen ſilbernen oder vergoldeten Schmuck, welcher länglich viereckig iſt. Arme Leute haben ihn nur von Meſſing. Alle haben einen meſſingenen Gürtel um den Leib. Die Mädchen gehen mit bloßem Kopfe, und ihre Haare ſind ſchlechtweg geflochten. Die Frauen tragen rothe Mützen, die nur den halben Kopf bedecken. Ihre Schuhe werden von Schaffellen gemacht. Sie haben nur eine Sohle, und werden bloß an den Zehen und Ferſen etwas zuſammen genäht.

Die gemeinen Irländer kleiden ſich durchgehends ſo ſchlecht, daß ein jeder Fremder ſich eine ſtarke Vorſtellung von einer allgemeinen Armuth machen muß. Schuhe und Strümpfe findet man ſelten an den Füßen

der

der Kinder beyderley Geſchlechts; und ſehr viele Männer und Weiber gehen ohne ſolche. Indeſſen iſt in dieſem Stücke, ſo wie in vielen andern, eine große Veränderung vorgegangen; denn jetzt findet man weit mehrere mit Schuhen und Strümpfen, als vor etwa 20 Jahren. Ein Irländer und ſein Weib ſorgen mehr für die Nahrung, als für die Kleidung der Kinder; da hingegen man in England erſtaunen muß, wenn man ſieht, welche Koſten ſie auf den Putz der Kinder wenden, deren hauptſächlichſtes Nahrungsmittel der Thee iſt. Sehr viele Kinder in Irland gehen ſo zerlumpt, daß ſie kaum ihre Blöße decken, und doch ſind ſie geſund und munter. Man findet die Weiber öfter unbeſchuht, als die Männer. An Sonn- und Feſttagen ſind ſie nicht ſchlecht bekleidet. Schwarz oder Dunkelblau ſind die allgemeinen Farben.

In Wien, beſtand ehemals das Hofkleid einer Dame aus einem Strickrocke (Reifrocke), welcher 7 Ellen in der Weite hatte, und an den Seiten ziemlich ſchmal auslief; darüber wurde der wirkliche Rock von ſchwerem reichen Stoff geſpannt. Die Schnürbruſt (das Corſet) war mit ähnlichem Stoff überzogen. Dieſe Schnürbruſt hatte Achſelbänder, die aber nicht, wie bey den gewöhnlichen Schnürbrüſten, über die Schultern hinliefen, ſondern ſie zogen ſich unter den Achſeln durch, ſo daß der Hals und die ganzen Schultern bloß lagen. Ueber dieſe wurde eine ſogenannte Collerette angezogen, die aus brüßler Spitzen beſtand, und kurze weiße taffettene Aermel hatte, welche vorn mit 3 Reihen Manſchetten beſetzt waren. Hinten an den Lenden wurde eine Schleppe angehangen, die ebenfalls von reichem Stoff, oder von ſchwarzem Sammet ſeyn mußte. Der Kopfputz beſtand aus ſchwarzen Blonden, die nach der beſondern Laune jeder Dame, mit Federn, Blumen, oder Diamanten

geſchmückt waren. Das Apartementskleid war wenig von dem Hofkleide unterſchieden, nur daß der Strickrock um ein paar Ellen weniger weit war, und daß über den Oberleib ein bis an den Ellbogen reichendes Mäntelchen von puren Goldſpitzen gehängt wurde. Beyde Arten von Kleidern hatten eine ſchreckliche Schwere. Die vor einigen Jahren erfolgte Abſchaffung derſelben hat des Kaiſers Abneigung gegen alles eitle, läſtige, nichtsbedeutende Ceremoniel und Flitterweſen bewirkt. Jetzt gehen die Damen, ſo wie die Herren, nach Belieben in modernen, leichten, geſchmackvollen Anzuge nach Hofe.

In Ulm, haben die Frauenzimmer an einem Schnürleibe, welches gemeiniglich ſchwarz iſt, vorn 2 Schnäbel, und einen Vorſtecker, über welchen eine ſilberne Kette hängt, die gewöhnlich über 100 Thaler koſtet; daran hangen allerley ſilberne Maſchen mit verſchiedenen Figuren. Eine Müllerfrau hat die Figur einer Mühle; eine Fiſcherfrau ein paar Karpfen. Darüber tragen ſie noch ein Mieder von verſchiedener Farbe, mit Spitzen allenthalben beſetzt, welches oben mit Band zugebunden iſt, doch ſo, daß man die Kette ſehen kann. Auf beyden Seiten haben ſie 20 bis 30 ſilberne Haken, worin die ſilberne Kette ſo eingelegt iſt, daß man von dem Schnürleibe nichts ſieht. Dabey tragen ſie noch bey feyerlichen Gelegenheiten einen großen ſchwarzen Reifrock, welcher ſogar unter Müllerfrauen gewöhnlich iſt. Sonſt unterſcheiden ſich ihre Unterröcke nicht von denen in andern Gegenden. Im Winter haben ſie eine große runde ſchwarze Mütze, die beynahe wie die gewöhnlichen Bauermützen ausſehen; oben mit einem Knopfe und mit Büſchen. Im Sommer tragen ſie eine Mütze mit 3 Schnäbeln, von welchen einer tief in die Stirn geht, und die beyden andern weit über die Backen; alles iſt ganz mit Silber oder Golde beſetzt; hinten wird ſie durch Schnüre zu-

ſam-

ſammen gezogen und befeſtigt. Gemeine Leute haben Mützen ohne Schnäbel, ganz geründet.

Die Bauerweiber tragen im Winter hohe ſchwarze Mützen, die oben geründet und ſteif, beynahe wie eine Grenadiermütze ausſehen, nur nicht ſpitzig ſind. Hinten ſind ſie ein wenig ausgeſchnitten, und mit ſchwarzem Bande durchgehends eingefaßt. Andere tragen auch weiße Mützen, die hinten in einen Büſch zuſammen ſchließen. Im Sommer iſt die Mütze von feinem weißen Muſſelin. Bisweilen haben ſie auch nur über eine ſchlechte Haube, ein weißes Tuch gebunden, von welchem hinten Zipfel herunter hängen. Ihr Schnürleib und Rock machen ein Stück aus. Am Schnürleibe ſind meſſingene oder ſilberne Haken. Auf dem Vorſtecker beym Schnürleibe, welcher außer der Trauer beſtändig ſcharlachroth iſt, iſt ein grünes oder rothes Band, auch eine ſilberne Borte, nach dem Vermögen einer Perſon, ſchmäler oder breiter; bisweilen ſind dieſe ſilberne Borten noch mit ſammetenen eingefaßt. Ueber dieſes ziehen ſie ein ſchwarzes Mieder von Leinwand oder Tuch, welches im Winter gefüttert iſt. Bisweilen tragen manche 2 bis 3 ſolche Kleider übereinander.

Bey den deutſchen Wenden in Hinterpommern, bedecken unverheurathete Weibsperſonen an Wochentagen den Kopf mit einer Haube von weißer ſtreifiger Leinwand, mit ſchlechten Spitzen eingefaßt, oder auch von Kattun. Verheurathete tragen insgemein Hauben, wie ein Netz von Zwirn geſtrickt, und mit weißen Schnüren eingefaßt. Ihre Hemden ſind von grober oder Mittelleinwand; ſie reichen kaum bis an die Knie, und da ſie keine Aermel haben, ſo hangen ſie an Achſelbändern; doch fangen ſie allmählich an, auch ganze Hemden zu tragen. Um den Mangel der Aermel zu erſetzen, ziehen ſie Kittelchen an, welche bis unter die Bruſt, und an den Armen bis über die Ell-

bogen reichen, und von weißer Leinwand gemacht ſind, woran ſie vorn insgemein einen Streifen bunt geſtreifter Leinwand nähen. Den Hals bedecken ſie mit einem weißen oder buntſtreifigen, oder auch kattunen Halstuche. An den Leib ziehen ſie einen Rock von ſchwarzer grober Wachsleinwand, welcher unten herum mit einem ſchmalen Streifen Tuch eingefaßt, und voll dichter, die Länge herunter gehenden Falten iſt; oder einen Alltagspelz mit unten hervor ſtehendem Gebräme. Sowohl der Rock, als auch der Pelz, hangen gleichfalls an Achſelbändern, und reichen etwas weniges bis unter das Knie. Vor der Bruſt haben ſie einen Latz von Pappe mit Calamank überzogen, welchen ſie mit einer ſchmalen Schnur, an drähternen Heftchen, die an beyden Seiten der Achſelbänder angenäht ſind, an ſich ſchnüren. Wenn es kalt iſt, ziehen einige noch eine ſchwarze leinene Jacke, mit Pelz oder Flanell gefüttert, an, welche etwa bis an die Hüfte reicht; an andern Orten aber tragen ſie Pelzjäckchen mit Kattun überzogen, die ſowohl an den Aermeln, als unten, wo ſie an die Hüften reichen mit Pelz vorgeſtoßen ſind. Ihre Schürzen ſind von roher oder halb gebleichter Leinwand, zuweilen aber färben ſie ſolche mit einem Waſſer, worin eine Zeit lang Erlenrinde gelegen hat, röthlich. Im Sommer gehen ſie meiſtens barfuß, oder ziehen höchſtens ein Paar ſchlechte Schuhe an die bloßen Beine.

Sonntags tragen ſie Hauben von Kattun oder Zits, auch wohl von ſchwarzem Sammet. Die Halstücher ſind ebenfalls von Kattun, Zits, oder Seide. Die Läze werden mit ſeidenen Zeugen überzogen, worin Blumen gewirkt ſind; ja einige haben ſogar großblumige reiche ſeidene Zeuge. Die Kittelchenärmel ſind von ſchönem bunten Kattun oder Zits, oder ſie ziehen deren wohl 2 bis 4 über einander. Die Pelze ſind von ſchönem feinen ſchwarzen Tuche, mit Schaffellen ge-

füt-

füttert, davon der obere Theil von Calamank, auch wohl von Seide, iſt; dieſe hängen mit Achſelheben über die Achſeln, und haben vorn einen Schlitz, da hingegen der Schweif oder Oberrock ganz offen iſt, daher ſie gemeiniglich einen Unterrock von Fries darunter tragen Zu dieſen Pelzen oder Schweifen gehören, wegen der vielen Falten, an 14 bis 16 Ellen Tuch. Die Schürzen ſind bald von Calamank, grün oder blau, bald feine weiße leinene, weiße baumwollene, auch von Damaſt; die Strümpfe rothe wollene, ſchwarze, auch weiße baumwollene. An den Füßen haben ſie Pantoffeln oder Schuhe von Juchten, oder feinem Kalbleder, mit Schnallen. Bey dem Kirchengehen haben ſie ein Kirchtuch von gezogener Leinwand über dem Kopfe und unter dem Kinne zugeſteckt. Wenn ſie Staat machen wollen, haben ſie Corſets oder Jüpchen von Kattun, Calamank, Camelot, Zits, Halbſeide, auch ganz ſeidene, blumig, glatt ꝛc. von allerley Farben, die mit Pelz gefüttert, die Aermel aber bald mit Fehe vorgeſtoßen, bald mit kleinen Aufſchlägen beſetzt ſind. In den Händen halten ſie bey Feyerlichkeiten ein ins Gevierte zuſammen gelegtes Tüchlein von Kattun, Leinwand, auch Seide. Um den Hals binden ſie einige Schnüre Korallen, oder ein ſchwarzes Sammetbändchen.

Der Brautputz zeichnet ſich alſo aus. Auf dem Kopfe trägt die Braut eine ſchwarze ſammtene, gegen oben etwas zugeſpitzte Mütze, wie eine Grenadiermütze, die aber oben offen iſt, und hinten einen runden Abſatz hat, um welchen ein, 2 Querfinger breiter, meſſingener Reif (der aber bey einigen weggelaſſen wird) gegen die Spitze zu geht, daran Flinkerchen oder Sternchen von Meſſing hangen. Oben auf der Spitze dieſer Grenadiermütze ſteht der von grüner und rother, auch wohl von grüner Seide allein, gewundene Kranz. Das Haar wird feſt und glatt zuſammen

gemacht, und hinten, wo die Brautmütze aufſitzt, in ein paar Zöpfe geflochten, ſo, daß es alsdann, weil es mit einem ſeidenen Bande feſt umwunden wird, ſcheint, als wenn ein ganzes Stück Band rund zuſammen gewunden wäre. Um den Hals tragen ſie Korallen, und und überdieß 1 oder 2 Reihen altes Geld, mehrentheils Thaler, die mit Oehrchen an einer Schnur herunter hängen. Anſtatt des ſonſt gewöhnlichen ſchwarz überzogenen Pelzes, tragen ſie einen rothen Pelz, und über denſelben einen grünen Schweif; über die Arme ein ſchwarzſtreifiges Tuch; an den Armen Steckärmel mit Spitzen, vorn mit rothen Bändchen zugebunden, und um den Leib ein ſeidenes Band, oder eine Treſſe. Statt der ehemaligen weißen wollenen, von den Schuhen an bis an das Knie gefalteten Strümpfe, tragen ſie jetzt glatte. Sonſt hatten ſie ſchwarze Schuhe mit rothen juchtenen Klappen, und zugeſchnallt. Auch iſt an vielen Orten der rothe Pelz abgekommen, und es wird ein ſchwarzer getragen.

Eine ausgemalte Abbildung eines wendiſchen Brautmädchens, von vorn und rückwärts, findet man bey J. E. Fabri geograph. Leſebuch, 4. Bändchen. Halle 1784, 8.

Die Sommertracht der caſſubiſchen Weibsperſonen, beſteht in einem Kamiſole von ſchwarzer grober Leinwand, die ſie ſelbſt weben und färben. Die Aermel reichen bis an die Hände, das Kamiſol aber, welches keine Schöße hat, bis an die Hüften, wo der Rock anfängt. Dieſer iſt von gleichem Zeuge und von gleicher Farbe, ziemlich enge, doch in kleine Falten gelegt. Unten um den Rock iſt rund umher ein ſchwarzer Streifen Tuch, ½ Viertelelle breit, aus welchem er nur kurz über die Knie geht, und kaum die Waden berührt. Das Hemd iſt am Halſe ſehr kraus gefaltet, und darüber tragen ſie ein ſchwarzes Schnürleib. Im Sommer gehen ſie auch ohne Camiſol in den Aermeln, die auf den Schultern ſchön ausgenäht ſind; dabey iſt ihr Schnür-

Schnürleib mit ſchwarzen wollenen Schnüren beſetzt. Um den Hals tragen ſie niemals ein Tuch, es müßte denn ſehr kalt ſeyn. Ihre Schürzen und Strümpfe ſind weiß. Die Schuhe ſind mit breiten Abſätzen, wie die Mannsſchuhe, und werden zugebunden. Die unverheuratheten kämmen ihre Haare ganz glatt nach hinten zu, und binden ſie mit einem ſchmalen Riemen im Genicke feſt zuſammen, flechten zwey Haarzöpfe, und wickeln ſie etlichemal um den Kopf. Das erſte, was darauf kömmt, iſt ein Stück himmelblau gefärbtes Papier, ½ Elle breit, welches ſie um die Flechten herum legen, und im Genicke zuſammen ſtecken, daß das Haar oben unbedeckt bleibt. Das Papier iſt bloß in der Abſicht, um der eigentlichen Binde eine Steife zu geben. Die Binde iſt von ſchwarzem Raſch, und die unterſten Ecken ſind inwendig mit rothem Tuche gefüttert. Wenn ſie dieſe über das Papier geleget haben, werden die Ecken in die Höhe gebogen, damit man das ſchöne rothe ſehen könne. Die Binde wird mit Heften befeſtigt. Sobald ein Mädchen heurathet, dürfen ihre Haare nicht mehr bloß bleiben. Man nimmt ihr die ſchwarze Binde ab, und giebt anſtatt derſelben eine weiße, die wie eine Mütze gemacht iſt, und in der Mitte einen runden Boden hat; über dieſe Mütze darf ſie alsdann wieder ihre ſchwarze Binde tragen. Bey der Trauer haben die Frauensperſonen weiße Leinwand über den Kopf geſchlagen.

In Böheim, haben unverheurathete Frauensperſonen ihre Haare hinter der Scheitel zuſammen gebunden, die in 3 oder 4 Flechtenzöpfe friſirt, und um ein eiſernes oder meſſingenes Inſtrument, welches über den ganzen Kopf reicht, gewunden werden, ſo, daß ſie ein flaches mit Bändern geſchmücktes Oval ausmachen, welches bey einigen auch der Länge nach von der Scheitel gegen das Genick getragen wird. Ueber den Kopf und über die Ohren wird unter dieſem Kopfputze eine

Binde

Binde getragen, doch ſo, daß die Stirn und der größ- te Theil der Haare unbedeckt bleibt. Am Halſe haben ſie gläſerne Granaten. Ihre Corſette gehen bis an die Hüften, und ſind mit kurzen Aermeln, vor welchen eine Art Manſchetten hervor raget; unten aber iſt eine ziem- liche Menge von ſtrotzenden Falten, welche die kurzen Schöße ausmachen. Ihre Röcke gehen bis an die Knö- chel; ihre Schürzen ſind etwas kürzer, ihre Strümpfe ſind roth, und ihre Schuhe vorn ſtumpf zugeſpitzt. Verheurathete Perſonen tragen gewöhnlich eine Art von Haube aus Leinwand, in deren Hintertheil die Haare aufgebauſcht werden. An einigen Orten wird um die Haube, von der Stirn an, eine ſteife etwa 2 Finger breite Binde gebunden, von welcher die beyden Enden bis über den halben Rücken hängen. Uebrigens ver- mummen ſie zuweilen ihr Haupt bis an die Schultern mit einem leinenen Tuche, ſo, daß nur das Geſicht von den Augenbraunen an, bis an die Unterlippe oder bis an das Kinn frey bleibt.

In Mähren, machen unverheurathete Frauens- perſonen aus ihren Haaren einen Zopf mit 3 Flechten, ohne es zuſammen zu binden, ſo wie es zuweilen die Mannsperſonen in den Städten zu thun pflegen. Am unterſten Ende des Zopfes binden ſie ein Band an, wel- ches ſie bis an die Ferſen herab hängen laſſen. Um die Stirn winden ſie eine Binde, die einem Handtu- che ähnlich iſt, unter dem Zopfe im Genicke zuſammen, und laſſen die Enden auch hinten herab hängen. Bey der Arbeit aber ſchlagen ſie dieſe Enden nochmals um das Haupt, und binden ſie oben ſo zuſammen, daß ſie wie ein Paar Haſenohren ſtehen. Ihre Hemden ſchlie- ßen dicht um den Hals, mit einer Einfaſſung von ſchmalen Spitzen. Sie tragen keine Mieder, ſondern immer eine tuchene Art von Weſte mit Knöpfen, über welche ſie im Winter ein Corſet von ſchönem weißen Flanell anziehen. Der Rock iſt von weißer Lein- wand

wand, mit ſehr vielen Falten, und reicht nicht viel über die Knie. Die Schürze iſt nicht länger als der Rock, und iſt meiſtentheils ſchwarz. Die Strümpfe ſind roth, und ihre Schuhe wie bey den Mannsperſonen. Wenn eine Hanackin über Feld geht, nimmt ſie allemal ein leinenes Tuch mit, welches ſie über den Rücken um die beyden Arme legt, und alsdann über die Hände herunter hängen läßt; dieſes Tuch iſt ihr Korb und Mantel.

In der Lauſitz, tragen die Frauensperſonen im Sommer feine leinene Aermel, die ſie Kittelchen nennen, welche gewöhnlich roth geſtreift ſind, und aufgeſchlagen werden; im Winter aber ein Mieder, woran die Aermel an den Achſeln ſehr weit ſind, und an den Händen ſehr enge zuſammen ſchließen. Bey feyerlichen Gelegenheiten und am Sonntage haben ſie ſeidene Lätze, die mit ſilbernen oder goldenen Bändern beſetzt ſind. Ihre Schürzen und Strümpfe ſind gemeiniglich ſchwarz. Die Röcke ſind ſehr kurz.

II. In Aſia.

Da dieſer Welttheil eine ſo weite Ausdehnung, und einen ſo großen Contraſt in ſeinen Völkerſchaften hat; ſo iſt es nöthig, die Trachten ſowohl von ſüdlichen als auch nördlichen Aſiaten zu beſchreiben.

Unter den guten Beſchreibungen und Abbildungen der morgenländiſchen Kleidertracht, ſind Ruſſel's ſeine von Haleb die beſten. Wenn man indeſſen auch dieſe mit der Kleidung, die jetzt in Aegypten und im ganzen osmaniſchen Reiche üblich iſt, vergleicht, wird man verſchiedene Theile derſelben ganz verändert finden. Es geht in der Türkey wie in Europa; die Moden wechſeln ab, und die Provinzen ahmen die Neuerungen der Hauptſtadt nach. Ueberhaupt iſt die ganze morgenländiſche Kleidertracht, in welcher wir ſo viel Sonderbares zu bemerken glauben, ihren Sitten

und ihrem Klima angemeſſen. Gewöhnt mit kreutz⸗weiſe in einander geſchlungenen Knien zu ſitzen, bedürfen ſie auch weiter hängender Kleider; und verbunden, an heiligen Stellen und in Zimmern großer Herren ihre Ehrfurcht durch Ablegung der Pantoffeln zu bezeigen, müſſen ſie eine Art Strümpfe haben, wobey ſie die Schuhe entbehren können. Da überdieß das Klima verſchiedener Provinzen Morgenlandes plötzlichen Abwechslungen von Hitze und Froſt unterworfen iſt, ſo müſſen auch die Bewohner derſelben mehrere Stücke übereinander tragen, als uns nöthig ſcheinen, damit ſie ſich, je nach der ſchnellen Abänderung der Luft, bey dem Froſte darin verhüllen, und bey der Hitze dieſelben bequem ablegen können.

Die Türken, welche hierin den meiſten Morgenländern zum Muſter dienen, tragen ein Hemd mit ſehr weiten Aermeln, und unter demſelben große Unterbeinkleider von weißer Leinwand, mit Socken von gleichem Zeuge, über welche ſie leichte Terliks oder Pantoffeln vom dünnſten Leder anziehen. Auf dieſe Unterkleidung folgen die Schackſchir, oder rothe weite Oberbeinkleider, an welche die Meſts oder die zweyten Pantoffeln, die ſie beſtändig am Fuße behalten, angenäht ſind; alsdann der Entary oder eine Weſte, welche unter die Knie herab hängt; und endlich der Caftan oder der Oberrock, welcher bis auf die Füße fällt, und den ſie, um deſto leichter gehen zu können, mit einem breiten Gürtel aufſchürzen, in welchen ſie den Khansjar oder den Dolch, ohne den kein Türk ausgeht, verbergen. Ueber den Caftan werfen ſie eine Jupe oder einen Ueberrock mit kurzen Aermeln, welcher im Winter mit Pelz gefüttert iſt; und zuletzt kömmt dann oft noch ein zweyter Pelz, oder ein Beniſch von grobem Tuche, in den ſie ſich völlig einwickeln, und deſſen lange und enge Aermel über den Händen zugeknöpft werden.

Weil

Weil aber dieſe Kleidung für den gemeinen Mann zu koſtbar, und ihm bey ſeinen Arbeiten hinderlich wäre, ſo begnügt er ſich mit den Beinkleidern, dem Entary und dem Beniſch; und der Bauer trägt nur ein Hemd und die Unterhoſen. Auf den Reiſen behelfen ſich die Türken mit den Schirväts oder blauen Beinkleidern, die ſie über alle Oberkleider ziehen; und um die Beine winden ſie große wollene Tücher, mit weiten Stiefeln darüber, die ihnen freylich das Gehen nicht erleichtern, die ſie aber gegen die Näſſe und Kälte verwahren.

Die Kleidertracht der morgenländiſchen Chriſten, iſt von der türkiſchen nur darin unterſchieden, daß ſie in Conſtantinopel gar keine hohe Farben, in Aegypten keine grüne Kleider und gelbe Pantoffeln tragen dürfen, und ſelbſt ihre Häuſer von außen nur mit dunkeln Farben bemalen müſſen. Die Europäer haben die Erlaubniß, die Farbe ihrer Kleidung nach Geſchmack zu wählen, wenn ſie nur nicht grün gehen, welches mehr aus Gewohnheit, als durch ein Geſetz, die ausſchließende Farbe der Muſelmänner iſt.

Alle Morgenländer, einige Derwyſche und Santonsmönche ausgenommen, laſſen ſich das Haar bis auf einen kleinen Zopf mit dem Meſſer abſcheren. Dieſe Gewohnheit, der man in Europa, ſeitdem die Perücken unter uns aufgekommen ſind, die häufigen Schlagflüſſe zuſchreiben will, ſcheint die Türken, welche dieſen Zufällen nicht unterworfen ſind, gar keine Unbequemlichkeit zu verurſachen. Zwar halten ſie ihren Kopf ſehr warm, und verhüllen ihn gemeiniglich dermaßen, daß es bey der Hitze ihres Landes widerſinnig ſcheint, beſonders da ſie denſelben nie entblößen, indem ihnen unſere Art einander zu grüßen ungereimt vorkömmt, vielleicht aber iſt gerade dieſe Gewohnheit das Mittel, wodurch ſie ſich gegen Schlagflüſſe ſicher ſtellen.

Von allen Kleidungsſtücken ſcheint keins der Veränderung mehr unterworfen zu ſeyn, als die Kopftracht; dieſe Verſchiedenheit aber hängt nicht bloß von der Mode ab; ſie iſt auch das Kennzeichen der Nation, des Ranges und des Amtes, oft auch ſogar der Bedienten, nach welchem man ihre verſchiedene Verrichtungen unterſcheiden kann; und es iſt für einen Fremden vortheilhaft, an dieſem äußern Zeichen den Stand aller Unbekannten, die ihm vorkommen, augenblicklich zu erkennen. Dieſe ſo ſehr verſchiedene Kopftrachten, welche die Europäer unter dem gewöhnlichen Namen Turban mit einander verwechſeln, können in 3 Hauptclaſſen eingetheilt werden. Die erſte beſteht in einer hohen Mütze, die mit Tuche überzogen, mit Baumwolle gefüttert, und unten an der Stirn mit feinem Muſſeline umwunden iſt; ſie heißt Kaouk, und ſcheint, nur verſchönert, die alte Kopftracht der Turcomannen zu ſeyn. Die zweyte iſt wie die erſte gemacht, nur viel kleiner, und die Leinwandſtülpung nicht ſo groß; ſie heißt Baſch oder Turban, und iſt die Nationalmütze der Araber, welche ſie in Aſia eingeführt haben. Die dritte iſt von den zwey erſten Gattungen nur darin unterſchieden, daß ſie, anſtatt der Leinwandſtülpung, eine Verbrämung von Pelzwerk hat; ſie heißt Kalpak, und iſt die eigentliche Kleidung der morgenländiſchen Chriſten und der Tatarn. Alle große Herren in der Türkey tragen den Kaouk, aber von gelbem Tuche, und mit der feinſten weißen Muſſeline umwunden. Die Schnifs, oder die Abkömmlinge Muhamed's, ob ſie gleich wenig geachtet ſind, und ſelten zu Bedienungen erhoben werden, haben allein das Vorrecht, ihren Kaouk oder Turban mit grüner Leinwand zu umwinden. Die Kopten, und alle Chriſten, die den Kalpak nicht tragen, haben gewöhnlich einen rothen Kaouk mit einer blau und weiß geſtreiften Stülpe; und hierin werden ſie von allen

Eu-

Europäern, die ſich nach den Sitten des Landes klei-
den wollen, nachgeahmt, ſelbſt die Ordensgeiſtlichen,
die Kapuziner und Franciskaner ausgenommen; die
im ganzen Morgenlande mit ihren ſchmutzigen Kutten
umher ziehen, und ſich dadurch der Verachtung der
reinlichen Türken ausſetzen, unterwerfen ſich dieſer Ge-
wohnheit.

Für einen Reiſenden iſt es in den Morgenländern
weit ſchwerer, die Kleidertracht der Frauenzimmer,
als die der Mannsperſonen, kennen zu lernen. Weit
entfernt, daß ihm der Zutritt in ein Harem offen ſtehe,
darf er nicht einmal eine Muhammedanerin, die frey iſt,
beſuchen; und wenn ſie über die Straße wandeln, bleibt
es ihm auch da unmöglich, ihre Tracht zu beobachten.
Außer dem, daß die Türken die Aufmerkſamkeit, mit
welcher man die Frauenzimmer in dieſer Abſicht betrach-
ten müßte, für eine der Beſchimpfung nahe Unhöflich-
keit anſehen, ſind die Frauenzimmer, wenn ſie ausge-
hen, dermaßen vermummt, daß es verlorne Mühe wä-
re, die verſchiedenen Stücke ihrer Kleidung unterſchei-
den zu wollen. Wenn ſie zu Conſtantinopel auf der
Straße erſcheinen, ſind ſie ringsum in ſo viele weiße
Tücher eingehüllt, daß man von ihnen nichts als die
Augen ſehen kann. In Cairo verbergen ſie den Kopf
und den größten Theil des Leibes mit einem großen
ſchwarzen Schleyer, und ihre reiche Kleider ſind gemei-
niglich mit einem Ueberrocke von gemeiner Leinwand be-
deckt, den ſie abwerfen, ſobald ſie in den Zimmern ih-
rer Freundinnen angelangt ſind. Ich verweiſe auf
die ſchönen Briefe der Mylady **Montagu**, welche durch
ihren freyen Zutritt in mehrere Harems in den Stand
geſetzt wurde, die Frauenzimmer mit ihrer Kleidung
und ihren Zeitvertreiben zu beſchreiben. Ich will hier
bloß dasjenige erzählen, was Reiſende in den niedrigen
Ständen an dem Frauenzimmer geſehen, und anzumer-
ken gefunden haben.

Im ganzen Morgenlande, ſelbſt in denen Gegenden, wo die Mannsperſonen keine Beinkleider haben, trägt das Frauenzimmer Unterhoſen. Die gemeinen Weiber ziehen über dieſe ein langes blau gefärbtes Hemd an, werfen einen Schleyer über den Kopf, und ſind ſo völlig angekleidet; überhaupt ſcheint der Schleyer ihr wichtigſtes Kleidungsſtück, und das Beſtreben, ihr Geſicht zu verbergen, ihre erſte Sorge zu ſeyn. Man hat Beyſpiele, daß Frauenzimmer, die unvermuthet und ganz nacket von einer Mannsperſon überraſcht wurden, vorerſt für die Umſchleyerung des Geſichts Sorge trugen, und um das übrige unbekümmert waren. Die ägyptiſchen Bäurinnen geben ihren Töchtern vor dem achten Jahre keine Hemden; und Reiſende haben oft ganze Truppe angetroffen, die herbey liefen um ſie zu ſehen, die alle ſplinternacket giengen, aber ſorgfältig das Geſicht mit einem Schleyer bedeckt hatten. Dieſer dem ſchönen Geſchlechte dieſer Gegenden ſo weſentliche Schleyer beſteht aus einem langen dreyzipfeligen Tuche, und wird auf allen Seiten über den Kopf herab geſchlagen, daß man nur die Augen ſehen kann, und es verunſtaltet die ganze Perſon.

In einigen andern Provinzen, beſonders in Syrien, tragen die Weiber eine Art Hüte von Silber oder Meſſing, welche die Geſtalt eines Zuckerhutes, eines flachen Tellers, oder ſonſt einen ſeltſamen Schnitt haben. Die Araberinnen in Aegypten und in der Wüſte, beladen ſich mit einer Menge ſonderbarer Zierrathen, mit großen metallenen Ringen in den Ohren, zuweilen an den Naſenläppchen, über dem Knöchel der Beine und an den Armen; mit Korallen rings um das Geſicht gehängt; mit Fingerzierrathen von unbedeutendem Werthe; mit Halsſpangen von den ſchlechteſten Metallen, u. ſ. f. Nicht ſelten hängen ſie Schellen in ihre geflochtene Haare, und die jungen Mädchen

chen tragen dieſelben an den Füßen. Die meiſten ätzen ſich ſchwarze oder blaue Zeichnungen in die Haut, und bringen ſie an dem Kinne, auf den Lippen, und zwiſchen den Brüſten an; auch färben ſie oft ihre Hände und Füße gelb, und die Nägel roth, und glauben dadurch ihre Reitze zu verſchönern.

Da in der Levante viele Europäer ſich mit Griechinnen verheurathen, ſo iſt es eben nicht ſchwer, mit Frauenzimmern dieſer Nation Bekanntſchaft zu machen; und da ihre Kleidung von der türkiſchen nicht weſentlich unterſchieden iſt, ſo kann man auch aus ihrem Putze auf den Putz der türkiſchen Damen vom Range ſchließen. Alle Griechinnen tragen lange Beinkleider, welche bis auf die Füße reichen, und mit Socken von dünnem Leder in weiten Pantoffeln ohne Abſätze verſehen ſind. Ueber den Beinkleidern haben ſie ein Hemd von feiner Leinwand, und über dieſem eine Weſte mit langen Aermeln, die mit einem breiten Gürtel zugeſchnürt, und über welche ein Talar oder ein Pelz mit kurzen Aermeln angezogen wird. Ihr Kopfputz ändert ſich mit dem Eigenſinne der Mode ab; indeſſen muß man geſtehen, daß ihre Kleidung und ihre Friſuren ſich ſehr gut ausnehmen, und die ganze Bildung verſchönern, wenigſtens ſo lange ſie auf ihrem Sopha hingegoſſen liegen; denn da ſie gewohnt ſind, beſtändig mit untergeſchlagenen Beinen zu ſitzen, und in weiten dünnen Pantoffeln zu gehen, ſo ſind ſie auch ſchlecht zu Fuße, und verlieren ihre Grazie und Hoheit, ſobald ſie aufſtehen. Einige Abkömmlinge der Europäer, die ſich übrigens wie die Griechinnen kleiden, tragen zwar europäiſche Schuhe; allein man unterſcheidet aus ihrem Gange ſehr bald, ob ſie nach europäiſcher oder morgenländiſcher Sitte zu ſitzen pflegen. Fig. 2152, ſtellt eine Griechin in ihrem vollen Putze vor, welche Hr. **Baurenfeind** in Alexandrien gezeichnet hat.

Was insbeſondere die Nationaltracht der Araber betrifft, ſo iſt die Kopftracht der Araber vom Mittelſtande ſehr unbequem und koſtbar. Oft ſind ihnen 15 Mützen kaum genug, ihr Haupt zu decken; eine liegt über der andern; die unterſten ſind zwar nur von Leinwand, die folgenden aber von Tuch, oder mit Baumwolle ausgenäht; die oberſte iſt allemal mit Gold geſtickt, gemeiniglich mit einem Spruche aus dem Koran. Um dieſe Menge von Mützen wird ferner ein feines Neſſeltuch oder ein Saſch gewickelt, welches mit beyden Enden, wo es mit goldenen oder ſeidenen Franſen geziert iſt, auf die Achſeln hängt. Da nun dieſe Laſt in einem ſo heißen Lande unerträglich wäre, wenn ſie den ganzen Tag auf dem Kopfe ruhete, ſo legen die Araber dieſelbe zu Hauſe, oder bey ihren Freunden, bis auf die zwey letzten Mützen, ab, und ſetzen beym Aus- oder Weggehen das Abgelegte wieder auf. Vor einem Vornehmern aber darf Niemand ohne dem ganzen Turban erſcheinen, welches denn den Gelehrten, die ſich durch einen größern Turban auszuzeichnen ſuchen, bisweilen ſehr zur Laſt fallen mag. Leichter, aber eben ſo unnöthig, iſt das Stück feine Leinwand, welches die vornehmen Araber gegen die Sitte aller übrigen Morgenländer über die Schultern werfen, wenn ſie außer Hauſe gehen, und welches vermuthlich in ſeinem Urſprunge dichter und gröber war, und alſo gegen den Regen ſchützte, wozu es, ſeiner Feinheit wegen, nicht mehr dienen kann.

Der gemeinere Araber trägt nur 2 Mützen, und einigen nachläßig umgewundenen Saſch. Einige tragen Beinkleider und ein Hemd, die meiſten hingegen halten Arme und Beine nackend, haben keine Strümpfe und Schuhe, werfen ein großes Stück Leinwand über die Achſeln, wickeln ein anderes um die Hüften, verbergen ihren Jambea darin, und hüllen ſich noch in Schafpelz, wenn die Kälte mehr Bedeckung erfodert, wie

wie z. B. in den Gebirgen. Dieſe Tracht brauchen ſie nicht nur bey Tage, ſondern machen ſich auch des Nachts ein Bett daraus. Pelz oder Hülftengürtel dienen ihnen als Matratze, und das Achſeltuch als Oberdecke, doch mit dem Unterſchiede, daß die Bergbewohner in einen Sack kriechen, um ſich gegen die bey Nacht ſehr häufigen Inſecten zu bewahren. Statt der Schuhe tragen die Mannsperſonen vom Mittelſtande, hölzerne oder lederne Sandalen, die aus einer dünnen Sohle beſtehen, und mit Riemen über dem Fuße gebunden werden. Die Reichern bedienen ſich der Babuſchen, oder der platten ledernen Pantoffeln, die im ganzen Orient, und auch vom Frauenzimmer getragen werden.

Zwar iſt der Schnitt der gewöhnlichen arabiſchen Kleidung ſehr einfach; allein ihre Abbas oder Oberkleider ohne Aermel, welche in Jemen nur der Reiſende, in der Provinz Lachſa hingegen beyde Geſchlechter in der Stadt tragen, ſind ſo ganz ohne Kunſt, daß ſie einem oben und unten offenen Sacke gleichen, und daß ſogar blinde Schneider ſie verfertigen können. Zu einer vollſtändigen arabiſchen Kleiduug, Fig. 2153, gehören: weite Beinkleider von Leinwand, über welche das Hemd herab hängt; eine Weſte mit engen Aermeln, ein weiter Oberrock; ein großer Gürtel, in welchem ein gebogenes Meſſer (Jambra) ſteckt; kleine Strümpfe, Pantoffeln oder Halbſtiefel, und ein großer auf die Schultern hängender Turban. Die Schnur, welche an dem Jambra gebunden iſt, iſt nicht der Roſenkranz, nach welchem die Muſelmänner beten, ſondern ein Spielzeug, welches die Araber beſtändig in den Fingern herum drehen.

Auch die Kleidung der Weiber des gemeinen Standes erfodert wenig Kunſt. In den Gebirgen beſteht ſie aus Beinkleidern und einem Hemde von blau gefärbter Leinwand. In dem Tehama verſtecken ſie das

Hemd in den Hüftengürtel, und wiſſen nichts von Beinkleidern. In der Landſchaft Hedſias fügen ſie der letztern Tracht noch eine Art von Schleyer bey, welcher wegen ſeiner Schmäle nur die Naſe, den Mund und das Kinn deckt, aber Augen und Wangen frey läßt. In Jemen iſt dieſer Schleyer groß genug, das Geſicht ſo zu verhüllen, daß nur ein Auge zu ſehen iſt. Zu Sana, Taâs und Mockha hängt ein Flor von Gaze über das ganze Geſicht des Frauenzimmers, und iſt oft mit Gold geſtickt. So elend und armſe⸗lig übrigens dieſe Kleidung iſt, ſo zieren ſich doch alle mit Ringen an Fingern, Armen, Naſe und Ohren, mit Glasperlen um den Hals, und mit roth gefärb⸗ten Nägeln, und mit braungelb geſchminkten Händen und Füßen; eine Farbe, die ſie aus dem Kraute El⸗henna zubereiten. Sie verlängern ihre Augenbraunen, und ſchwärzen die innere Seite der Augenlieder oder andern Theile des Geſichts mit Köchhel, welcher aus Bleyerze verfertigt wird. Damit aber dieſe Zierrathen nicht verlöſchen, ſo tâtoniren ſie ſich wie die Otahei⸗ten, d. h. ſie ſtechen ſich in die Haut, bringen die Far⸗be hinein, und beſchmieren die Wunden mit Kräuter⸗ſafte, welcher die Farbe in das Fleiſch frißt, und auf lebenslang unvertilgbar macht.

Der Turban der Banianen in Arabien hat einen eigenen Schnitt. Ueber den Achſeln tragen ſie ein lei⸗nen Tuch, und ein anderes um die Hüften geſchlungen. Beinkleider haben ſie nicht, wohl aber Pantoffeln. Ueber die leinenen Tücher werfen einige noch einen wei⸗ten Talar von gleichem Zeuge, welcher über den Hüf⸗ten in Falten liegt, und ſich an den Armen anſchmiegt. Vormals war die Farbe dieſes Anzuges ganz weiß; ſeit einigen Jahren aber muß er, auf Befehl von Sa⸗na aus, roth gefärbt ſeyn. Fig. 2154, ſieht man die Kleidung der Banians zu Mockha. Das Tuch um

die

die Lenden iſt mit einem dünnen Seile gebunden, an welchem vorn ein ſilbernes Rohr feſt gemacht iſt.

In der Stadt Dsjidda und der umliegenden Gegend, kleiden ſich Männer von Anſehen ungefähr wie die Türken in Kahira; der gemeine Mann aber trägt nur ein Hemd ohne Beinkleider. Die Beduinen in der umliegenden Gegend haben anſtatt des Hemdes einen Ihhram, den ſie um die Hüften ſchlingen. Die Weiber des gemeinen Mannes gehen ungefähr wie alle Araberinnen mit weiten Beinkleidern, einem langen fliegenden Hemde, und einem langen über das Geſicht hängenden Schleyer. Fig. 2155, ſtellt eine gemeine Araberin aus Jehama, welche Brod verkauft, vor. Ihr Fächer beſteht aus einem Gewebe von geſchlungenen Palmblättern, welches ſie auch zu ihren Sonnenſchirmen gebrauchen.

Zu Loheya tragen die Frauenzimmer auf den Straßen ſehr große Schleyer, womit ſie das Geſicht ſo gut zu bedecken wiſſen, daß man kaum das eine ihrer Augen bemerken kann; wenn ſie aber ſchön ſind, oder es zu ſeyn ſich einbilden, oder glauben dürfen, von ihren Mitbürgern nicht geſehen zu werden, machen ſie ſich kein Bedenken, ihren Schleyer zu entfalten, und ſich den Fremden zu zeigen. Eine ſolche, die ſich entſchleyerte, hat Baurenfeind gezeichnet; Fig. 2156 a).

Fig. 216 b), iſt ein Arabermädchen in den Kaffegebirgen, welches weiß und blau geſtreifte Beinkleider, und ein Hemd von gleichem Zeuge trägt, die beyde oben und in der Mitte vielfarbige eingenähte Zierrathen haben.

Die *aſtrachaniſchen* Armenianer, Fig. 2157, bedecken ihr Haupt mit einer runden, aus Tuch oder Sammet verfertigten, und mit ſchwarzem Lämmerfell bebrämten Mütze, welche ſich von den tatariſchen Mützen darin unterſcheidet, daß ſie nicht ſo hoch, und um die Hälfte ſchmäler bebrämt iſt. Ihre Oberröcke und

Pelze ſind viel länger, als die zwey Unterröcke, denn ſie reichen bis über die Waden, werden vorn nicht übereinander geſchlagen, ſondern gehen nur dicht zuſammen; am vordern und obern Theile des Leibes ſind ſie auf der einen Seite mit einer Reihe dicht an einander geſetzter zinnerner oder ſilberner Knöpfe beſetzt, die Aermel unter den Armen nicht aufgeſchnitten, ſondern ganz zu, weit über die Hände herunter hängend, und an ihrem Ende aufgeſchlitzt, damit ſie über die Hände zurück geſchlagen werden können. Längs dieſen offenen Aermeln, die gemeiniglich mit einem reichen oder ſeidenen Zeuge gefüttert ſind, ſind ſie auf der einen Seite, wie auf der Bruſt, mit einer ähnlichen Reihe Knöpfe verſehen. Der zweyte Oberrock iſt ganz tatariſch, mit dem Unterſchiede, daß er auf der Bruſt nicht zuſammen geht, am Unterleibe über einander geſchlagen, und auf beyden Seiten, von den Hüften an, bis unten zu aufgeſchlitzt wird. Ueber ihr bringt man den Gürtel an. Die Unterröcke aber, ſtatt welcher ſich auch einige Armenianer gewiſſer aus Seidenzeuge verfertigter, mit Baumwolle ausgeſtopfter, auf den Seiten mit Bändern beſchloſſener, und mit keinen Aermeln verſehener Bruſttücher bedienten, ſind ganz tatariſch. Die Oberröcke ſind meiſtens violet, die Mützen aber entweder roth oder pomeranzengelb. Sie tragen entweder lange, von den Hüften bis an die Haken herunter hängende weite Hoſen; kurze, nur bis an die Schenkel gehende Strümpfe von Wolle oder Zwirn; und rothe, gelbe, grüne oder ſchwarze Frauenzimmerpantoffeln; oder ſie bedienen ſich der europäiſchen Beinkleider, Strümpfe und Schuhe, oder Stiefeln. Ihre Hemden ſind entweder die gewöhnlichen morgenländiſchen, oder europäiſch. Wenn ſie ſich mit letztern bekleiden, ſo binden ſie auch ein ſeidenes oder baumwollenes Tuch um den Hals, ſonſt aber tragen ſie ſolchen bloß.

Das

Das armenianiſche Frauenzimmer, Fig. 2158, trägt einen aus Kammertuch oder Batiſt verfertigten Schleyer, deſſen Enden bis auf die Mitte des Rückens herunter hängen, und mit ſeidenen oder goldenen Franſen verſehen ſind. Vorn an der Stirn bindet daſſelbe ein ſchmal zuſammen gelegtes ſeidenes Tuch über den Schleyer um den Kopf; zu beyden Seiten des Geſichts werden ſchwarze, aus Menſchen= (gemeiniglich Kalmücken=) Haaren verfertigte, von den Augen bis an die untere Kinnlade ſich erſtreckende, die Ohren bedeckende dicke Locken angebracht; und hinten läßt es vom Haupte bis an die Haken reichende, ebenfalls ſchwarze, ausgekämmte, oder in Zöpfen zuſammen geflochtene andere Haare herunter hängen. Um den Hals tragen ſie aus Gold, Edelſteinen und Perlen verfertigte Esclavagen, und befeſtigen überdies an denſelben viele goldene und ſilberne Münzen, welche zuweilen die ganze Bruſt bedecken. Die Oberröcke, Pelze und Unterröcke ſind von denjenigen, deren ſich das männliche Geſchlecht dieſer Nation bedient, nur darin unterſchieden, daß der oberſte und unterſte nur bis an die Kniee gehen, der mittlere hingegen bis an die Füße reicht, und daß der erſtere nicht aus Tuche, ſondern aus reichen und andern Zeugen verfertigt, auch an der Bruſt auf beyden Seiten mit goldenen oder ſilbernen Litzen verſehen iſt. Die Hemden unterſcheiden ſich von der Männer ihren in der Länge, und die Hoſen in der Weite. Im Winter tragen die Armenianer europäiſche wollene, gemeiniglich rothe, und im Sommer ſchwarze lederne, nur bis an die Schenkel gehende Strümpfe, jederzeit hingegen ſeidene und lederne Pantoffeln. Auch bey ihnen wird der Gürtel über den zweyten Oberrock angebracht, und entweder aus maſſivem Golde oder Silber verfertigt, und mit Edelſteinen beſetzt, oder aus Seide zuſammen gewirkt. Wenn ſie ſich außerhalb ihrer Wohnungen befinden, bedecken ſie ſich vom

Kopfe bis auf die Füße mit einem großen weißen Schleyer von Batiſt oder Kammertuch, deſſen zwey Enden über dem Kopfe auf der Bruſt über einander geſchlagen ſind, die zwey andern über den Rücken herunter hängen, und bey dem Unterleibe gleichfalls mit einander verbunden werden.

Die heutigen Perſer tragen gemeiniglich 3 bis 4 leichte Kleider, die ihnen entweder bis an oder unter die Kniee gehen. Vornehme tragen ſeidene, mit Baumwolle ausgeſtopfte Unterkleider. Das Oberkleid iſt von Goldſtoff, über welches ſie einen Zobelpelz hängen Mittlere und gemeine Leute tragen Kleider von Seide und Kattun. Die Röcke ſind ganz einfach, und nach der Natur gemacht; ſie haben eine gehörige Länge, und ſind an den Hüften mit einem Haken befeſtigt. Um die Lenden wird ein ſeidenes Band geſchnallt, über dieſem aber tragen ſie einen Gürtel. Ihre Hoſen ſind weit, und wegen der Sonnenhitze bequem. Vornehmere tragen Strümpfe; alle aber Pantoffeln mit hohen Abſätzen, welche ſie, wenn ſie in ihre oder andere Zimmer gehen, ablegen. Ihre Hemden ſind von Kattun, oder Seide, aber nicht ganz von Seide; denn das Geſetz verbietet ihnen, in einem ſolchen ihr Gebet zu verrichten. Sie lieben beſonders große Mäntel, und wählen ſich dazu das dickſte rothe Tuch.

Das perſianiſche Frauenzimmer umwickelt den Kopf mit großen ſeidenen Tüchern, die von verſchiedenen Farben ſind. Ihre Röcke ſind viel kürzer als der Männer ihre, enge, unter den Aermeln aufgeſchlitzt, und die Aermel ſelbſt nahe an den Händen, ſo wie bey den Männern, mit Knöpfen verſehen. Sie tragen auch Gürtel. Ihre Hoſen unterſcheiden ſich dadurch, daß ſie enger um die Füße ſind. Anſtatt der Strümpfe, umwickeln ſie die Füße bis an die Kniee mit weißen baumwollenen Tüchern, und damit ſie recht dick wer-

den, legen ſie auch noch Baumwolle dazwiſchen. Die Schuhe ſind Pantoffeln ohne Quartiere mit hohen Abſätzen. Wenn ſie ausgehen, umhüllen ſie ſich mit großen, aus weißem Kattune verfertigten Schleyern, welche vom Kopfe bis auf die Erde herab hangen. Ihre Haare hängen in Locken ohne viele Ordnung. Ihre Arme ſind mit Armbändern von Perlen, und ihr Haupt iſt mit Juwelen geziert. Sie tragen große Ohrringe. Oft ſchlitzen ſie, nach tatariſcher Art, ihre Naſenlöcher auf, um in denſelben ſilberne und andere metallene Ringe als einen beſondern Zierrath zu tragen.

Die Kleidung der Indier, Fig. 2159, paßt vollkommen zu dem Lande, welches ſie bewohnten. Dieſelbe beſteht aus einem Stücke Leinwand, womit ſie die Lenden umſchürzen, und welches ihnen bis an die Kniee reicht. Mit einem andern, ungefähr 4 Ellen langen Stück umwinden ſie den Leib auf verſchiedene Art, wie es jedem gefällt. Auch den Kopf wickeln ſie in feine Leinwand. Viele, beſonders die Küſtenbewohner, tragen große weite Hoſen, welche ihnen bis an die Knöchel reichen; und nach mohriſcher Art einen langen Rock von weißer Leinwand, welcher kreuzweiſe über die Bruſt geheftet iſt. Die Reichen tragen dieſen Rock oft aus Muſſeline, zuweilen ſogar mit goldenen Blumen geſtickt, binden ihn mit einer Schärpe über den Hüften enge zuſammen, und bedecken ihr Haupt mit einer Mütze, die eine Art von Turban iſt. Dieſer Putz, welcher wider die ehmalige Gewohnheit läuft, iſt erſt ſeit der Herrſchaft der Mogolen eingeführt worden. Indeſſen kann man doch die Indier ſelbſt leicht von den Mogolen unterſcheiden; denn die Röcke der erſtern ziehen ſich von der linken Seite, die der letztern hingegen von der rechten Seite her kreuzweiſe über die Bruſt. Die meiſten gehen barfuß; viele tragen Sandalen; einige auch Pantoffeln aus Corduan von verſchiedener Farbe, oder aus Gold- und Silberſtoffen,

ſen, die ſich mit einer langen und krumm gebogenen Spitze endigen. Ihre Ohren ſind durch die Schwere der daran hängenden ungeheuer großen goldenen Ringe entſetzlich in die Länge gezogen; dieſe Ohrringe ſind oval; und in der Mitte mit einer Perle oder einem Diamante geſchmückt. Zuweilen iſt ihr Anzug noch weit ſimpler. Man ſieht überall Indier, deren ganzes Kleid in einem Stücke Leinwand beſteht, womit ſie die geheimen Theile bedecken.

Der ganze Anzug der Weiber beſteht in einem ſimpeln Stücke Leinwand, welches ſie Schürze (Pagne) nennen; dieſe ſchlingt ſich 2 oder 3mal um den Leib, und bedeckt ihn dadurch von den Lenden bis an die Füße; das eine Ende davon windet ſich über die Schultern und über den Kopf, und fällt dann auf die Bruſt zurück. Oft ſind ſie aber auch von den Lenden bis auf den Kopf ganz nacket; Fig. 2160 a). Auf der Küſte Orixa tragen ſie überdies noch ein kleines Corſet, deſſen Aermel nicht über den Elbogen reichen; es wird auf der Rückſeite zugeſchnürt, und bildet ſich ſo nach dem Umriſſe des Buſens, daß es ihn unterſtützt, ohne ihn zu drängen; der übrige Leib iſt von dort an bis auf den Nabel nacket. Einige Damen tragen ihre Schürzen von gemalter Leinwand, und die Reichſten nehmen dazu Wollenzeuge von den Hämmeln aus Tibet; dieſe Zeuge heißen Schalles (im Engl. Shawl, ſ. oben, S. 127), ſind feiner als unſere ſchönſten Seidenzeuge, und es giebt welche darunter, die 1000 franz. Livres koſten. Die meiſten Weiber tragen an jedem Arme auch über dem Knöchel an den Füßen, 10 bis 12 Ringe von Gold, Silber, Elfenbein oder Korallen. Die Ringe ſchaukeln an dem Beine hin und her, und machen während dem Gehen ein Geklingel, welches den Damen ſehr wohl gefällt. Auch an die Finger und Zehen ſtecken ſie gewöhnlich große Ringe. Die flache Hand und die Fußſohle färben ſie mit dem Safte

von eingeweichten Rindiblättern roth, ſo wie ſie dagegen einen Kreis um die Augen ſchwarz malen, um denſelben mehr Lebhaftigkeit zu geben. In gewiſſen Stämmen reiben ſie ſich den Leib und das Geſicht mit Saffrau. Goldene und ſilberne Halsketten hängen ihnen bis auf die Herzgrube herunter. Ihre Ohren ſind an vielen Orten durchſtochen und mit Edelſteinen geſchmückt; ja, ſie treiben ihren Hang zu dieſem theuern Spielzeuge ſo weit, daß ſie daſſelbe auch an die Naſe hängen. Ihre Haare ſalben ſie mit Cocosöhl, und tragen ſie theils geflochten, theils hinten am Kopfe, nach Art der Chineſer, um eine goldene oder ſilberne Haarnadel gewunden. Die Wittwen legen ihre Juwelen ab, und tragen bloß eine weiße Leinwand, die ſich um den Leib windet, und wovon das eine Ende von der rechten Seite ſich auf die linke ſchlingt, den Schooß deckt, ſich über den Kopf zieht, und dann wieder auf die rechte Schulter herab fällt; Fig. 2160 b).

Dieſe Art des Anzuges muß natürlicherweiſe Ausſchweifungen veranlaſſen, die ohnehin bey einem weichlichen und weibiſchen Volke eine alltägliche Sache ſind, beſonders da dieſe Leute ſchon von Kindheit an dazu gewöhnt werden, Anſtand und Schamhaftigkeit zu verachten; denn die Kinder beyderley Geſchlechts laufen bis in ihr mannbares Alter ganz nacket umher.

Fig. 2161, ſtellt einen oſtindiſchen Nabob, mit ſeinem Hukadabar oder Pfeifenträger hinter ſich, dar. Es iſt auf dem Wege in ſeinen Garten, der ſich ſchon im Hintergrunde durch eine Cocospalme und durch Piſangbäume zeigt. Das Oberkleid des Nabob, welches ihm faſt bis auf die Füße geht, iſt vom feinſten weißen Muſſeline, oberhalb am Leibe und Aermeln knapp anliegend, unterhalb des Gürtels aber ſo weit und faltenreich, als ein Weiberrock. Die Unterkleider beſtehen aus außerordentlich weiten und langen Hoſen, welche bis übrr die Knöchel herab gehen, und oben über den Hüften mit einer langen Binde von ſei-

ſeidenem Filet befeſtiget werden. Sie ſind gemeiniglich von einem reichen Zeuge, welcher in der Landesſprache Gingap heißt. Das Oberkleid hat über den Hüften einen breiten und langen Gürtel, meiſtens von koſtbarem Schaul, oder einem andern reichen Zeuge. In dieſem Gürtel ſteckt linker Hand ſein Kriß oder Dolch, deſſen doppelter Griff von vergoldetem Silber, und mit bunten Edelſteinen beſetzt iſt. Die Pantoffeln, in welchen er mit bloßen Füßen geht, ſind gleichfalls von einem Goldſtoffe, und haben vorn in die Höhe gebogene Schnäbel. Der Turban iſt ſehr flach, gewöhnlich von den feinſten weißen, oder bunt auch reich geſtickten Muſſeline, mit einer Schnur von Perlen und bunten Steinen, und über der Stirn mit einer krumm gebogenen Schmuckfeder von Rubinen und Smaragden geziert. Hinter derſelben iſt in der Faſſung eine Hülſe angebracht, in welche ein Paar lange ſchöne Hahnenfedern, an deren Spitzen goldene Quäſtchen hangen, geſteckt werden. Um den Hals trägt er gleichfalls ein Gehänge von Perlen und bunten Steinen, meiſtens Smaragden und Rubinen, zuweilen aus Diamanten, welche hier aber nicht, wie in Europa, gefaſſet, ſondern wie Perlen gebohrt und angedrehet werden. Die Armbänder, welche er um den Oberarm trägt, ſind beynahe handbreit, und meiſtens mit rothen und grünen Steinen reich, aber ohne Geſchmack, beſetzt. Der gerade Säbel, an welchem er ſtatt eines Stockes geht, iſt von Silber und vergoldet, und ſowohl Gefäß als Scheide mit buntem Schmucke beſetzt. Die krumme Spitze, welche er auf dem Knopfe hat, giebt ihm eine ſonderbare Form.

Der Hukadabar, oder Pfeifenträger, der dem Nabob die Huka oder Tobackspfeife in den Garten nachträgt, gehört unter den vorzüglichſten Luxus der vornehmen Morgenländer, und iſt eine der erſten Leibdienerſtellen, die immer Anſprüche auf das Ver-

trauen des Herrn giebt. Gewöhnlich wird dazu ein ſchöner Jüngling gewählt, den ſie außerordentlich reich kleiden. Der gegenwärtige trägt Kleider vom feinſten und koſtbarſten Muſſeline, zum Mantel ein koſtbares Schaul, welches wohl 600, 800 bis 1000 Rupien oder deutſche Gulden koſtet, über den Kopf einen Schleyer, und in den Ohren ſehr große goldene Ringe mit bunten Steinen beſetzt iſt. Sein ganzes Geſchäft iſt, die Huka ſeines Herrn, d. i. die Maſchine zum Tabackrauchen, die ich an ſeinem Orte beſchreiben werde, zu beſorgen.

Fig. 2162, eine vornehme Bengaleſerin, in ihrem Zimmer. Das Zimmer einer bengaliſchen Dame übertrifft alles, was man ſich von Reinlichkeit nur denken kann. Die Decke iſt mit einer Art von buntem Moſaik gemalt und lackirt. Im Zimmer ſtehen zwey freye Reihen gerade runde Säulen, ungefähr 2 Schritt von den Wänden ab, welche die Decke tragen. Innerhalb derſelben hält ſich die Dame auf, und in den Gängen zwiſchen den Säulen und der Wand ſtehen oder ſitzen ihre weibliche Bedienten. Wände, Säulen und Fußboden, iſt mit weißem Muſſeline behangen, falbalirt und belegt; und bey vielen geht der Luxus ſo weit, daß das Zimmer täglich morgens friſch behangen ſeyn muß. Die Dame ſelbſt, welche ſich hier von einer ihrer Kammerdienerinnen, auf einer Schale von vergoldetem Blech, mit Filigranarbeit geziert, Betel mit Aracanüſſen, und ein Fläſchchen Roſenwaſſer reichen läß, iſt in der wahren Landestracht. Sie hat ſehr weite Hoſen vom feinſten weißen Muſſeline, unten mit bunter oder reicher Kante, und oben mit einem reich geſtrickten Gürtel befeſtigt. Vom Gürtel bis zur Bruſt herauf, iſt der Leib, ſo wie die Arme, bloß. Sie trägt die Brüſte, nach Landesart, in Futteralen von proportionirter Größe, welche von ſehr leichtem Holze gemacht, und in einem halben Leibchen von Goldſtoff mit halben Aermeln, daß bloß die

Bruſt und weder Rücken noch Unterleib bedeckt, angebracht ſind. Ihre glänzend ſchwarze Haare ſind auf der Scheitel getheilt, glatt geſtrichen, und hängen hinten in lange Zöpfe geflochten herab. Ein ſehr langer Schleyer von feinem Flor, der gemeiniglich über den einen Arm geſchlagen wird, bedeckt den Kopf. Um Hals, Arme, Hände und Füße, hat ſie Perlenſchnüre; auf der Stirn, einen Schmuck von bunten Steinen; in den Ohren, die rund herum durchlöchert ſind, viele Ohrringe; und ſowohl an den Fingern, als Zehen, eine Menge Ringe von bunten Juwelen. Der Anzug der Kammerdienerin iſt von dem Anzuge ihrer Gebieterin faſt in nichts unterſchieden; denn es gehört zur Sitte, dieſe ſehr reich zu kleiden. Eine bengaliſche Dame hat, ſo gut wie ihr Gemahl, ihren weiblichen Hukadabar, und eine Menge anderer Dienerinnen, davon jede ihr eigenes Geſchäft bey ihrem Anzuge und Putze hat; denn ſie pflegt täglich eine außerordentlich ſorgfältige Toilette zu machen, an welcher inſonderheit die äußerſte Reinlichkeit einen großen Antheil hat.

Die Siamer gehen beynahe ganz nackend. Sie gehen mit bloßem Kopfe und Beinen; nur um des Wohlſtands willen tragen ſie ein Stück gemalte Leinwand von etwa $2\frac{1}{2}$ E. lang, um die Lenden und Schenkel. Zuweilen nehmen ſie, ſtatt der gemalten Leinwand, Seidenzeug, entweder ſchlechten, oder mit Gold und Silber geſtickt. Die ſiamiſchen Mandarinen, Fig. 2163 a), tragen, nebſt dieſem Pagne, auch ein Hemd von Muſſelin, welches ihnen ſtatt der Weſte und des Rockes dient. Wenn ſie mit einem Mandarin von einem höhern Range ſprechen, ziehen ſie das Hemd aus, und wickeln es um den Leib, um damit anzuzeigen, daß ſie bereit ſeyn, ſeine Befehle zu vernehmen. Gedachte Hemden haben keine Halskragen; ſie ſtehen vorn offen, daß man die Bruſt ſieht.

Die Aermel hangen bis an die Hand herab, haben etwa 2 Schuh im Umkreiſe, und ſind weder oben noch unten gefaltet. Des Winters hängen die Großen zuweilen ein Stück Zeug oder gemalte Leinwand, wie einen Mantel, um die Schultern, oder auch wie eine Binde, und ſtecken die Enden mit vieler Artigkeit unter den Armen durch. Der König von Siam trägt eine Weſte von ſchönem Brocate mit ſehr engen Aermeln, die bis an die Hand reichen. Ueber der Weſte hat er ein Hemd mit europäiſchen genäheten oder gewirkten Spitzen beſetzt. Kein Menſch darf eine ſolche Weſte tragen, wenn er ſie nicht von dem Könige ſelbſt verehrt bekömmt, welche Gnade aber nur den vornehmſten Herren wiederfährt. Zuweilen ſchenkt ihnen der König auch eine ſcharlachene Weſte, die bis an das Knie reicht, vorn 8 bis 10 Knöpfe hat, und nur im Kriege, oder auf der Jagd getragen wird. Sie hat ſehr weite Aermel, aber ohne weitern Zierrath; ſie reichen auch nicht einmal bis an den Ellbogen. Es iſt in Siam der durchgängige Gebrauch, daß der König nebſt ſeinem ganzen Gefolge im Kriege oder auf der Jagd roth gekleidet geht. Sogar die Hemden, die man unter die Soldaten austheilt, ſind roth gefärbt. Wenn eine beſondere Feierlichkeit vorgeht, erſcheinen ſie mit denſelben im Gewehre. Die weiße hohe und ſpitzige Mütze wird ſowohl von dem Könige, als auch von den Vornehmen getragen, doch nur zum beſondern State. Des Königs ſeine iſt mit einem Kranze oder einer Krone von Juwelen geziert, hingegen der Vornehmſten ihre mit Gränzen von Golde, Silber, oder vergoldetem Schmelze, woran man ihre Würde kennt. Sie tragen dieſe Mütze nur in Gegenwart des Königs, oder wenn ſie zu Gerichte ſitzen, oder auch zur auſſerordentlichen Pracht. Dieſe Mütze wird mit einem Bande unter dem Kinne angebunden, und von niemanden abgenommen. Die Weiber, Fig. 2163 b), wickeln ihre

Pagne ebenſowohl um den Leib, als die Mannsperſonen; allein ſie laſſen die Leinwand nach ihrer ganzen Breite herab hangen; ſolcher Geſtalt wird ein enges Röckchen daraus, welches bis an die Wade reicht, da hingegen die Mannsperſonen ein Ende der Leinwand, welches länger iſt als das andere, zwiſchen den Beinen durchziehen, und hinten in den Gürtel ſtecken. Das andere Ende hängt vorn herab; und weil ſie keine Taſche haben, binden ſie gemeiniglich ihren Beutel mit Betel daran. Die vornehmern Weiber tragen zwey Pagne über einander, damit der untere rein bleibe. Den Pagne ausgenommen, gehen die Frauensperſonen ganz nackt. Sie tragen keine Muſſelinhemden, wohl aber die Vornehmen ein großes Halstuch, oder eine Binde, deren Enden ſie zuweilen um die Arme wickeln. Wollen ſie es aber artig machen, ſo hängen ſie es mitten vor den Buſen, drücken die Falten etwas zuſammen, und laſſen die Zipfel hinten über die Schultern herabhängen. Die Kinder laufen bis in das 4te oder 5te Jahr ohne Pagne herum; ſobald ſie aber dieſe Kleidung tragen, werden ſie bey der Züchtigung nicht mehr entblößt. Die Siamer kleiden ſich nicht einmal beym Schlafengehen aus, ſondern nehmen nur einen andern Pagne um, wie ſie bey dem Baden ebenfalls thun. Koſtbare Pagnes, d. i. von geſtickten Seidenzeuge, oder von ſehr feiner gemalter Leinwand, darf niemand tragen, als wer ſie von dem Könige bekömmt. Gemeiniglich beſteckt man die drey letzten Finger an der Hand mit ſo vielen Ringen, als man will. Halsbänder und Halsgehänge ſind in Siam nicht gebräuchlich; hingegen Ohrgehänge bey Frauensperſonen und Kindern von beyderley Geſchlechte. Sie ſind gemeiniglich in Geſtalt einer Birn, auch von Golde, Silber, oder vergoldetem Schmelze. Die Jungen und Mädchen von vornehmer Familie, tragen Armbänder; doch nur bis in das 7te oder 8te Jahr.

Auch haben ſie an den Armen und Beinen goldene oder ſilberne Ringe.

Von der Kleidung der Katſchinzen, oder katſchinziſchen Tataren, ſ. im XXXVI. Th. S. 56, f. und die dazu gehörige Abbildung eines katſchinziſchen Tatarenweibes, Fig. 1969.

Die oſtiakiſche Manns- und Weibskleidung hat viel eigenthümliches, und beſteht größten Theils aus Thierhäuten und Pelzwerke, welche ſich ſelbſt bereiten. Hemden ſchaffen ſich nur die Reichſten an, und der gemeine Haufe trägt die lederne Kleider auf der bloßen Haut.

Der männliche Anzug beſteht erſtlich aus einem engen Unterpelze mit Aermeln, welcher kaum bis über die halben Lenden reicht, oben mit einer Oeffnung, wo man mit dem Kopfe durchfahren kann, hinten und vorn aber geſchloſſen. Dieſes Stück wird gemeiniglich aus Rennthierhäuten, die im Frühlinge fallen, gemacht, und mit dem Haare einwärts angezogen. Der gewöhnlichſte Oberpelz, welcher auch wohl im Sommer bey kalter Luft angezogen wird, iſt aus jungen Rennthierhäuten genähet, und wird mit dem Haare auswärts getragen; hinten hat er eine runde Kappe, welche ſtatt der Mütze den Kopf genau einſchließt, und feſt angenähet iſt. Der Saum dieſer Kleidung iſt mit Hundsfellen bebrämt; Fig. 2164 b). Die gewöhnlichen Beinkleider ſchließen genau, reichen nicht bis an das Knie, und ſind aus ſämiſch gegärbten Rennthierhäuten 2c. gemacht. An die Füße ziehen ſie kurze Strümpfe von jungen kurzhaarigen Rennthierfellen, und darüber Stiefel aus riemenweiſe zuſammengeſetzten Rennthierpfoten, an welchen die borſtigen Haarfleckchen zwiſchen den Klauen des Rennthieres anſtatt der Sohle zuſammen geſtückelt werden, weil ſie dauerhaft ſind, und das Gleiten auf dem Schnee durch ihre ſtraubige Richtung verhindern. Derglei-

chen oſtiakiſche Stiefel werden auch von ruſſiſchen Kaufleuten verführt, und ſowohl in Sibirien, als Rußland, auf Winterreiſen getragen.

Die oſtiakiſchen Weiber, Fig. 2164 b), tragen auf der bloßen Haut weite, vorn herunter ganz offene Pelzſchlafröcke, welche zwar nicht ſehr weit, aber doch ſo eingerichtet ſind, daß ein Vordertheil über das andere ſchlägt, in welcher Lage es mit Riemen zugebunden wird. Mit dieſem einzigem Kleide bedecken ſie ihre Blöße, und wiſſen ſich wohl in Acht zu nehmen, daß der Pelz niemals vorn aufſchlägt, ob ſie gleich keinen Gürtel oder Leibbinde tragen dürfen. Beinkleider tragen ſie nicht; und weil ſie im Sommer auch barfuß gehen, ſind ſie unter dieſen Pelzen ganz nacket. Im Winter tragen ſie zu Hauſe Strümpfe von ſämiſchem Leder. Die Haare flechten ſie hinten in zwey Zöpfe, welche auf dem Rücken herunterhängen, und durch eine Querſchnur zuſammen gehalten werden. Auſſerdem befeſtigen Reiche hinten am Haare zwey lange Streifen von guten Tuche, die bis in die Gegend der Kniekehle reichen, und mit Meſſing- und Kupferblechen, die kleine Pferde, Rennthiere, Fiſche und andere Figuren vorſtellen, beſetzt ſeyn müſſen. Mädchen tragen um den Kopf einen mit Blech beſetzten Kranz, an welchem hinten lange durch ein Querband verbundene Streifen befeſtigt ſind. Das Weibsvolk überhaupt bedeckt den ganzen Kopf mit einem Schleyer von Leinwand, ſobald nur Fremde, ſelbſt von der Verwandſchaft, in die Jurte kommen, und bleiben vor niemand als ihren leiblichen Müttern unbedeckt.

Als eine Zierde betrachten die oſtiakiſchen Weiber, ſich die Haut, wenigſtens auf dem Rücken der Hände, dem Vorderarme und an den Scheinbeinen herunter, mit allerley bläulichen punctirten Figuren einzuätzen. Sie machen in dieſer Abſicht nur die Zeichnung der verlangten Figuren mit Ruß auf der Haut, und zerſtechen dieſelben darauf mit Nadeln bis auf das Blut, da denn die in der Ruß-

figur

figur begriffenen Stiche einen blauen Punct nachlaſſen. Mannsperſonen pflegen nur oben auf dem Handgelenke dasjenige Zeichen einätzen zu laſſen, mit welchem ſie in den Tributbüchern angeſchrieben ſind, und welches, wie bey andern ſchriftkundigen Völkern Sibiriens, auch gerichtlich, als ihre Unterſchrift gilt. Gelegentlich aber laſſen auch Mannsperſonen auf den Schultern, und an andern Stellen des Leibes, wo ſie, um Krankheitwillen, ſich mit Nadelſtichen ſchröpfen, zugleich allerley Figuren einbeitzen.

Von der Kleidung der Jakuten, ſ. im XXVIII. Th. S. 696, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1632.

Die Kleidung der Samojeden, iſt in den verſchiedenen Stämmen nicht ſehr verſchieden, und der oſtiakiſchen, theils auch der jakutiſchen ſehr ähnlich. Die Winterkleider ſind gewöhnlich von Rennthierfellen, Fuchs= und anderm Pelzwerke, meiſtens mit weißem langhaarigen Pelzwerke von Hunds= oder Wolfsbäuchen verbrämt, theils auch von Bäuchen der Taucher (Colymbus *Linn.*) und anderer Waſſervögel immer übereinander geſchlagen, die Haare oder Federn nach auſſen, die mit einem Gürtel um den Leib befeſtigt. Die Federkleider ſind, ſo wie die Pelzkleider einiger, oft nach jakutiſcher Weiſe mit gefärbten langen Haaren befranſet, und auf den Näthen beſetzt. Von Hemden wiſſen ſie nichts, ſondern tragen die Röcke auf dem bloßen Leibe. Die Sommerkleider ſind von Fiſchhäuten, welche die Frauensperſonen, ſo wie das Pelzwerk ſehr gut zu gärben wiſſen, vorn offen, und kurz; Ränder und Näthe ſind zierlich benähet und befranſet. Des Sommers gehen ſie mit bloßem Haupte, und des Winters mit Pelzkappen, die auch bisweilen am Rocke ſelbſt befeſtigt ſind. In Fig. 2165 a) ſieht man die Abbildung einer Mannsperſon.

Bey den Weibern iſt der oſtiakiſche Schleyer unbekannt. Sie gehen, auſſer auf Winterreiſen, immer mit unbedecktem Haupte und Geſichte, ſind auch

ſonſt ziemlich ſchamlos. Das Hauptħaar iſt in zwey Zöpfe geflochten, welche hinten herunter hangen, und nie aufgelöſet werden. In den Ohren tragen ſie kurze Gehänge von Korallen. Am Kleide pflegt das Bruſt- und Rückenſtück aus jungen Renuthierfellen, das übrige aus zuſammengeſtückten Tuchlappen zu ſeyn. Vorn und hinten werden auch noch zur Zierde einige Tuchlappen angehängt. Unten herum hat das Oberkleid eine dreyfache Bebrämung von gutem Pelzwerke, und wird vorn nicht zugebunden, ſondern übereinander geſchlagen, und mit einem Gürtel befeſtigt, an welchen vorn, ſtatt der Spange, ein großer eiſerner Ring, woran beyde Enden des Gürtels feſt geknüpft ſind, getragen wird. Die ſamojediſchen Weiber tragen auch Beinkleider von ſämiſch gegärbten Rennthierfellen. In dieſen Kleidern bleiben ſie Tag und Nacht; die Mannsleute aber pflegen in ihren Jurten bis auf die Beinkleider nacket zu ſchlafen. Eine Abbildung ihrer Sommerkleidung, ſieht man Fig. 2165 b), und der Winterkleidung, Fig. 2165 c).

Bey den Tunguſen, nähen ſich einige, inſonderheit diejenigen, die in Wäldern ziehen, blaue Figuren in das Geſicht, die ſie überhaupt Huldir nennen. Sie beſtehen in 1 oder in 2 einfachen oder gezähnten, bogenförmigen Linien auf jeder Wange, und wenn es recht vollſtändig iſt, auch auf der Stirn und dem Kinne. Sechs = bis achtjährigen Kindern beyderley Geſchlechtes, nähet man einen mit Speichel benetzten, und an einem Keſſel von Ruß geſchwärzten Faden von Zwirn, oder eine Sehne, durch die Haut, und ſchwärzet ihn bey jedem dritten Striche. Die Linien erſcheinen recht blau, und verwachſen nimmer. Hemden ſind bey ihnen nicht üblich. Die Hoſen ſind des Sommers, ſo wie alle Kleider, meiſtens von ſämiſchen Leder, und des Winters von Pelz. Vorn hangen, 1 Spanne lange, Franzen von ledernen Riemen, die mit einem zierlichen

Saume

Saume verſehen ſind, welcher auch wohl mit Korallen bedeckt iſt. Des Sommers tragen viele Hoſen und Strümpfe von Fiſchhaut. Die Halbſtiefel ſind meiſtens von der rauchen Beinhaut der Rennthiere oder Elenne gemacht, und haben geräucherte Sohlen. Der Rock iſt ziemlich nach europäiſcher Art, hat enge Aermel, ſitzt feſt um den Leib, und hat ſo kurze Schöße, daß er nicht immer bis an die Kniee reicht. Weil er auch vorn nicht recht zuſammen reicht, ſo tragen ſie ein Bruſtſtück, welches ein, oben eine Hand, unten eine Spanne breiter Latz von Länge des Rockes iſt, der um den Hals hängt. Die Sommerröcke von ſämiſchem Leder haben oft 2 Theile des Schooßes, oder auch den ganzen Schooß, von rothem, blauem und anderm Tuche. Die Winterkleider ſind von ſchneeweißen Rennthierfellen, und eben ſo gemacht. Der Hals iſt ſtets bloß. Alle Nähte der guten Kleider ſind, ſo wie die Falten und Ränder, oder Säume, mit Nähewerke und zum Theil mit Korallen gleichſam bordirt. Sie befranſen auch den Rand aller Kleider, des Bruſtlatzes, die Falten am Rocke, und die Nath, welche die Aermel an den Rock befeſtigt, mit weißen oder rothen, auch wohl ſchwarzen, bis 6 Z. langer Haaren, ſo, daß die Farben abwechſeln. Auf die Hüften heften ſie bis 2 Spannen lange Haarbüſchel, daher bey mäßigem Winde alles flattert und ſich bewegt; welches dieſen muntern Leuten ein flüchtiges und wildes Anſehen giebt. Den ganzen Sommer, und geputzt, gehen ſie mit bloßem Haupte; des Winters und auf der Jagd aber, tragen ſie Mützen, welche aus der rauchen Haut von Rehköpfen, an denen die Ohren aufgerichtet ſind, und wenn ſie junge Hörner haben, auch dieſe ſtehen, gemacht ſind. Fig. 2166, ſtellt einen ſolchen Tunguſen vor.

Die weibliche Kleidung gleicht der männlichen ganz; die Weiber bedecken aber nicht nur alle Theile des Lei-

des ſorgfältiger, und machen deswegen ihre Kleider etwas vollkommener, ſondern ſie ſind auch meiſtens mit mehr Zierrathen verſehen. Viele tragen Fingerringe, oder kleine Korallenmuſter, breiten Halsbinden gleich, die auf die Bruſt hangen.

Von der Kleidung der Kamtſchadalen, ſ. im XXXIV. Th. S. 100 ſgg. und die dazu gehörige Fig. 1838 a) und b).

Die Kleider der Chineſer ſind mehr einförmig, und nach den Jahrszeiten eingerichtet, ſo, daß ſie beſondere Kleider für den Winter, beſondere für den Sommer, und noch andere für die Mittelzeit, haben. Vornehmlich iſt dieſer Unterſchied an den Mützen und Hüten zu bemerken. Im Frühlinge und Herbſte tragen ſie kleine runde Deckel, die nur eben die Scheitel bedecken, mit einem abgeſchrägeten Rande, der mit Seehund- oder Seebärenfelle, oder auch mit Sammet überzogen iſt, oben mit einem Knöpfchen und rothen aus Seide gedreheten Quaſte, welcher die ganze Platte bedekt. Im Sommer gehen ſie mit weiten, das Geſicht beſchatteten, ſtürzenförmigen Strohhüten, welche ſehr ſauber geflochten, und oft zu 4 bis 6 Rubel das Stück bezahlt werden; mit einem zierlichen Quaſte aus langen rothgefärbten, glänzenden Haaren, die von wilden tangutiſchen Kühen (Bos grunniens L.) genommen ſind. Im Winter bedienen ſie ſich platter, mit Fuchs bebrämter Mützen, welche aber die Ohren nicht bedecken, und wiederum ſeidener Quaſte. Nach chineſiſchem Gebrauch iſt es eine Unhöflichkeit, bey einem Vornehmern die Mütze abzunehmen.

Die Kleider unterſcheiden ſich, nach der Verſchiedenheit der Jahrszeiten, nur in der Dicke des Unterfutters und der Materie. Vornehme und geringere Kaufleute ſind gleichförmig gekleidet, und zwar vom Frühlinge bis in den Herbſt, meiſt in baumwollenen Glanzzeugen (Kitaika ſ. im XXXIX Th. S. 215, ſgg.

ſqq., welche ſie ſogar faſt alle von gleicher Farbe, nämlich ſchwarz, oder ſeltener dunkelblau, wählen. Der chineſiſche Anzug beſteht aus einem bis an die Knöchel reichenden Rocke mit engen Aermeln, welcher hinten bis an das Gefäß ausgeſchlitzt, vorn aber in der ganzen Länge mit Knöpfen verſehen iſt; darüber tragen ſie ein Gewand wie eine lange Weiberjacke, welches keine Aermel, ſondern nur Spalten hat, durch welche die Arme geſteckt werden. Uiber dieſes alles tragen ſie noch ein Koller, oder ein kurzes Kamiſol mit Aermeln, die nicht weiter als zum Ellbogen reichen, welches entweder von Seidenzeuge und durchnähet, oder mit Pelz gefüttert, oder auch aus Zobelpfoten, Fuchspfoten, Seebärenfell, und bey ganz gemeinen aus Reh- oder Pferdehaut, das Rauche auswärts gekehrt, genähet wird. Vornehme tragen ſolche Koller von ausgeſuchten krauſen und ſchwarzen Schaffellen, Zobel-oder kamtſchatkiſchen Seebiberfellen, wovon deswegen auch ein ſo ſtarker Abſatz nach China iſt, weil der ganze Pekingiſche Hof ſich vorzüglich damit kleidet. Die Stiefel der Chineſer ſind weit, mit ſchwarzen Seidenzeuge überzogen, und mit mehr als Fingersdicken, ſchweren Sohlen verſehen, welche aus zuſammengeklebtem groben Baumwollenzeuge (Daba) verfertiget werden, und einige Jahre dauern ſollen. Am Leibgürtel, womit ſie nur das Unterkleid befeſtigen, tragen ſie beſtändig lange ſeidene, ſchön ausgenähete Tobacksbeutel mit Pfeifen, auch wohl ein Futteral, worinn Meſſer, und die Stöckchen, deren ſie ſich beym Eſſen bedienen, befindlich ſind. In dieſer ganzen Kleidung ſieht man ſie im Hauſe, ſo wie auf der Straße.

Bey den Einwohnern der maldiviſchen Inſeln, bekommen die Knaben die erſten Kleider im 7ten Jahre, d. i. wenn ſie beſchnitten worden ſind. Die Mädchen tragen bis in das 8te oder 9te Jahr nur eine Pagne oder Tuch. Die gewöhnliche Kleidung der Maldiver, iſt

eine Gattung Hoſen von Leinwand, welche vom Gürtel bis unter die Kniee reichen, und worüber ſie ein Pagne von Seide oder anderm Zeuge tragen, welche mit mancherley Zierrathen verſehen iſt, nach der Beſchaffenheit ihres Ranges oder Vermögens. Der übrige Theil des Leibes iſt nackend. Weil ſie wegen der großen Hitze ſehr haarig werden, ja ſogar glauben, die Natur bezeige ſich grauſam gegen ſie, wenn ſie nicht über und über mit Haaren bewachſen ſind: ſo ſcheren ſie ſolche an der Bruſt und am Bauche weg, doch ſo, daß hier und dort einige ſtehen bleiben, welches von fern das Anſehen hat, als wenn ſie ein ausgeſchnittenes Wamms am Leibe hätten. Die Frauensperſonen tragen Leibröcke von leichtem Seiden- oder Baumwollenzeuge, und müſſes ſich des Wohlſtandes wegen, den Buſen ſorgfältig bedecken.

Bey den Einwohnern der Inſel Sumatra, beſteht die Kleidung des männlichen Geſchlechts aus folgenden Stücken. Eine enge Weſte ohne Aermel, die aber einen Hals wie ein Hemd hat, und bis oben hinan mit Knöpfen, die oft von Goldfaden ſind, zugeknöpfet wird. Dieſes iſt den Malayen eigen. Hierüber tragen ſie den Badjuh, welcher einem Schlafrocke gleicht, am Halſe offen iſt, an der Handwurzel aber und um die Mitte des Armes mit 9 Knöpfen an jedem Aermel feſt zugeknöpfet wird. Der Badjuh, welchen junge Mannsperſonen tragen, iſt vorn nur bis auf die Bruſt offen, und iſt nicht länger als die Weſte, dagegen die andern bis auf die Kniee offen ſind, und oft bis auf die Knöchel der Füße reichen. Sie ſind gemeiniglich von blauem oder weißem baumwollenen Zeuge. Vornehmere haben ſie von Zits, und die Vornehmſten von geblümter Seide. Der Cayen Sarrong, iſt dem Mantel der Bergſchotten ähnlich, indem er aus einem Stücke bunten Zeuges, 6 oder 8 Fuß lang, und 3 bis 4 F. weit, beſteht, an den Enden zuſammen genä-

genähet iſt, und einen weiten Sack ohne Boden vorſtellt. Dieſer wird zuweilen zuſammen gefaſſet, und über die Schulter geworfen, oder auch und die Hüften aufgeſteckt, bey völliger Kleidung aber wird er mit dem Degengehenke von karmeſinrother Seide gegürtet, welches einigemal um den Leib geht, um am Ende ein Loch hat, worin die Scheide des Crihſe oder Dolches hängt. Sie tragen kurze Beinkleider, welche bis auf die Hälfte der Dickbeine reichen, und gemeiniglich von rothem oder gelbem Taffet ſind. Schenkel und Füße bleiben unbekleidet. Um den Kopf befeſtigen ſie ein feines gefärbtes Schnupftuch auf eine beſondere Art, ſo, daß es einen kleinen Turban vorſtellt. Die Einwohner im Lande wickeln, ſtatt deſſen, ein Stück weißen oder blauen Zeuges um den Kopf. Die Scheitel bleibt unbedeckt, auſſer an denjenigen Tagen, da ſie einen Tudong oder Schattenhut tragen, welcher ſie hinlänglich vor der Witterung beſchützt.

Die Frauensperſonen tragen eine Art Leibchen, oder vielmehr ein kurzes Mieder, welches die Bruſt bedeckt, und bis auf die Hüften reicht. Der oben beſchriebene Cayen Sarrong geht bis unter die Arme, und reicht bis auf die Füße, und wird bloß dadurch befeſtigt, daß man ihn zuſammen faltet, und über die Achſel wirft, auſſer wenn der Tallich pending, oder Gürtel um das Mieder getragen wird, welcher ihn hinlänglich befeſtigt. Dieſer beſteht gemeiniglich aus geſticktem Zeuge, und zuweilen aus einem 2 Z. breiten Gold- oder Silberbleche, und wird vorn mit einem breiten Haken von gravirter Arbeit, welcher in der Mitte einen Edelſtein oder etwas ähnliches hat, befeſtigt. Das Badjuh oder Uiberkleid, iſt von dem männlichen wenig unterſchieden, und wird auf eben dieſelbe Art um die Handwurzel zugeknöpfet. Quer über den Nacken wirft man ein Stück feinen, blauen baumwollen Zenges, Salendáng, ungefähr 5 F. lang,

welches

welches an jedem Ende geſtickt oder mit Franſen verſehen iſt, und vorn herunter hängt, wobey es vornehmen Frauenzimmern zugleich zu einem Schleyer dient, wenn ſie ausgehen. Das Schnupftuch trägt man entweder, in kleine Falten gelegt, in der Hand, oder man hat es, der Länge nach, quer über die Schulter hängen.

Unter dem Landvolke, beſonders in den ſüdlichen Provinzen, unterſcheiden ſich die Mädchen durch eine Binde, welche quer über das Stirnhaar geht, und hinten befeſtigt wird. Dieſe beſteht gemeiniglich aus einem dünnen Silberbleche, ½ Z. breit; die Vornehmen haben es von Gold, die Aermſten aber nehmen dazu das Blatt des Nipahbaumes. Auſſer dieſem ihren eigenen Putze wird ihr unverheuratheter Stand auch durch goldene und ſilberne Ringe oder Armbänder um die Hand- und Fußwurzel angedeutet. Auf Schnüre gezogene Münzen werden gemeiniglich nur von Kindern um den Hals getragen; und ehe die Mädchen ſo alt ſind, daß ſie bekleidet werden, tragen ſie vorn an dem Mutterleibe ein ſilbernes Blech, in Geſtalt eines Herzens, welches an einer ſilbernen Kette um die Hüften hängt. Die Mädchen auf dem Lande verfertigen ſich den Zeug zu ihrer vornehmſten, und oft einzigen Kleidung, dem Cayen Sarrong, welcher ihnen von der Bruſt nur bis auf die Kniee reicht, ſelbſt. Diejenigen, welche die malayiſchen Männer und Weiber tragen, kommen von den Bygguesinſeln weiter oſtwärts, und reichen ihnen bis auf die Füße.

Die Einwohner in Macaſſar, ſind weit beſſer gekleidet, als irgend eine andere indiſche Nation. Die Kleidung der Vornehmen iſt eine lange Weſte, welche ihnen faſt bis auf die Kniee reicht, gemeiniglich von goldenem oder ſilbernem Stücke, oder einem ſchönen Scharlache, den ſie von den Holländern kaufen. Die Knöpfe, womit ſie ſolche vorn zumachen; ſind Goldſchmiedarbeit. Die Aermel daran ſind enge, und wer-

werden bis an die Knöchel zugeknöpfet. Die Hoſen, welche ſie darunter tragen, gleichen den unſrigen; ſie ſind aber von einem dünnen ſeidenen Zeuge, und bunt geſtreift. Ihr Gürtel iſt von Brocat, von einer andern Farbe als die Weſte. Er iſt ſehr breit, und die beyden Enden, welche man bis über die Kniee hinab hängen laſſet, ſind reich mit Gold und Silber geſtickt, faſt $\frac{1}{2}$ E. hoch. Wenn ſie öffentlich erſcheinen, nehmen ſie einen kleinen muſſelinen Mantel nachläſſig darüber. Der Kries (Cri), oder Säbel, ſteckt an der rechten Seite in dem Gürtel. Das Gefäß und die Scheide deſſelben ſind gemeiniglich von gediegenem Golde. Auf der andern Seite tragen ſie in ihrem breiten Gürtel ein kleines Meſſer, Toback, Betel, und ihren Geldbeutel, weil ſie keine Taſche haben. Im Felde haben ſie nebſt dem Kries, auch einen Säbel auf der rechten Seite, deſſen Gefäß gemeiniglich von Gold oder Silber iſt. Der gemeinen Soldaten ihre ſind von Elfenbein, oder koſtbarem Holze. Die gemeine Gewohnheit des Landes iſt, daß ſie barfuß gehen; indeſſen ziehen doch vornehme Perſonen, welche die Beſchwerlichkeit der Hitze nicht ſo ſehr ſcheuen, als daß ſie den Sand fühlen möchten, kleine mohriſche Sandalen an, die mit Golde und Silber geſtickt ſind, faſt wie unſere Frauenzimmerſchuhe. Der Hut iſt bey den Macaſſaren ein Abſcheu; und ihre Ehrerbietung gegen den Turban geht ſo weit, daß ſie ſich deſſen nur an Feſttagen und bey öffentlichen Luſtbarkeiten bedienen. Sie tragen aber beſtändig eine kleine Mütze, in Geſtalt eines Hutes, und von einem weißen Zeuge, welches nach dem Range oder Vermögen der Perſon mehr oder weniger koſtbar, und mit einem kleinen Aufſchlage von Golde oder Silber beſetzt iſt. Ihr Turban iſt nicht, wie der Türken ihrer, geſtaltet; er iſt nur eine breite Binde von Zeuge oder Leinwand, die ſie ſich ſehr geſchickt um den Kopf winden. Der Prieſter und Alten

ihr

ihre iſt weiß; junge Leute aber haben ſie von allerley Farben, meiſtens roth, grün oder geſtreift.

Die Frauensperſonen haben noch mehr Neigung zum Putze, als die Mannsperſonen; ſie ſind aber nicht ſo prächtig. Sie tragen Hemden von ſchönem Muſſeline, welche ihnen bis auf die Kniee gehen. Die Aermel ſind daran enge, und kurz, daß ſie nicht über den Ellbogen gehen. Der Hals daran iſt hoch genug, die Bruſt ganz zu bedecken. Sie tragen darunter Hoſen von goldenem oder ſilbernem Stücke, die von der Männer ihren nur darin unterſchieden ſind, daß ſie länger ſind, und ſtets meiſt über das Bein gehen. Die Gold- oder Silberſtickerey, womit dieſe Hoſen an den Enden beſetzt ſind, iſt überaus ſchön. Sie tragen ein Röckchen darüber, wie die franzöſiſchen Frauenzimmer ihre ſind, welches im Hauſe nur von Leinwand oder einem leichten Zeuge iſt. An Feſttagen aber haben ſie einen Rock von geſtreiftem Muſſeline, durch welchen die Hoſen von goldenem oder ſilbernen Brocat, deren Boden gemeiniglich roth iſt, in ihrer ganzen Schönheit durchſchimmern. Ihre Haare ſind ihr einziger Kopfputz, und hinten zierlich zuſammengebunden. Sie haben ſolche von Natur ſehr ſchwarz; und da ſie dieſſelben mit wohlriechendem Waſſer benetzen, welches den Glanz noch mehr erhebt, ſo macht die Art, wie ſie ſolche in Locken legen, einen angenehmen Putz. Man ſieht wenig Ringe und Edelſteine an ihnen; das iſt der Männer Zierrath. Zu ihrem Halsbande haben ſie nur eine kleine goldene Kette, welche ihre Männer ihnen den Morgen nach der Hochzeit geben, damit ſie ſich erinnern, daß ſie die oberſten unter ihren Sclaven ſind.

Bey den Bewohnern der moluckiſchen Inſeln, tragen nur die Prieſter und Weiber Kleider. Die Männer bedecken ihr Haupt mit einem bunt bemalten Hute aus den Blättern des Latanus. Ein ſchmahles Stück

Stück Leinwand zur Bedeckung der Scham ausgenommen, iſt der übrige Leib ganz nacket. Die Weiber kleiden ſich in einem langen Rock, oder eigentlich eine Art von Sack ohne Falten, welcher ſich vorn zuſchließt; auch tragen ſie ungeheuer große Hüte, welche 7 bis 8 F. im Umfange haben; dieſe Hüte ſind oben platt, und mit Muſchelwerke und Perlmutter verziert; unten dient ein 3 Z. hoher Zirkel, ſtatt des Hutkopfes, und hilft ihn feſt auf dem Kopfe halten. Dieſe Weiber gehen niemals aus, ſondern leben ſtets in ihren Häuſern verſchloſſen. Die Prieſter tragen ebenfalls lange Röcke, wie die Frauen, unterſcheiden ſich aber durch ihre Mützen, welche oben ſpitzig zulaufen. Beyde Geſchlechter tragen an ihren Armen Ringe von einer Gattung Porzellanmuſcheln, die ſie durch langes Reiben auf einem Steine in die gehörige Form ſchleifen.

Die Kleidung der Bewohner der philippiniſchen Inſeln, beſteht aus einem Hemde von Leinwand, die aus Fäſerchen vom Abaka, einer Art von Piſangbaum verfertigt iſt. Dieſes Hemd iſt ſehr kurz, und wird über große ſehr weite Hoſen getragen. Ein großer Luxus aber, der in Manilla bey Kleidungen gemacht wird, beſteht in gewiſſen rothen Schnupftüchern, die man von der Küſte Coromandel kommen läſſet. Es giebt ſehr prächtige darunter, und ihre Koſtbarkeit beſteht hauptſächlich in der reichen Stickerey, die wirklich von der ſchönſten Arbeit iſt, und in den Philippinen verfertigt wird. Bey manchen dieſer Schnupftücher koſtet die Stickerey über 50 Thlr. deutſchen Geldes. Die Damen pflegen von dieſen Tüchern eines um die Haare, eines um den Hals, und eines in der Hand, zu tragen. Das Hemd hängt ſehr loſe, iſt oben am Halſe offen, und bedeckt kaum die Hälfte des Buſens. Den übrigen Theil des Leibes wickeln die Meſtizinnen in eine Decke von Seide, die nur bis auf die Wade geht, durchaus gleich weit iſt, und durch Steckung des einen

Zipfels

Zipfels in den Gürtel, befeſtigt wird. Dieſe Decke, oder ſo genannter Teppich, iſt ein ſehr weſentliches Kleidungsſtück; denn man ſieht Damen, welche Ueberröcke von indiſchem Zeuge tragen, die faſt ſo in Falten gelegt ſind, wie unſere Weiberröcke, allein ſie gehen niemals aus, ohne den Teppich darüber zu ziehen. Die Farbe deſſelben iſt Kaſtanienbraun, zuweilen ganz ſimpel, zuweilen auch mit ſchmahlen oder breiten rothen Streifen, ja ſogar mit geſtickten Querbanden geziert. Auſſer dieſem Anzuge tragen ſie noch eine Art ſpaniſche Mäntel, womit ſie den ganzen Leib vom Kopfe bis zu den Füßen behängen. Ferner beſtecken ſie Hals, Bruſt, Arme und Finger, mit Juwelen und goldenen Ringen; denn dasjenige Frauenzimmer, welches keine trägt, muß ſehr arm ſeyn. Wenn ſie ausgehen, ſtecken ſie ihre Füße in ſehr ſaubere, mit Gold oder Silber geſtickte, Pantoffeln; dieſe ſind ſo enge und kurz, daß nur die vier Vorderzehen darin Raum haben, der kleine aber, ſo wie der ganze Haken, immer hervor raget, ſo, daß man nicht begreiffen kann, wie ſie damit fortkommen. Die Haare ſind auf der Scheitel in einem Knoten gebunden, und es wird durch dieſelben eine ſehr lange und dicke, goldene oder ſilberne, Haarnadel geſteckt.

Dieſe Tracht iſt unſtreitig eine der wollüſtigſten, und ſo gefährlich als die Kleidung der indiſchen ſo berufenen Bajadern. Man denke ſich eine ſchöne, ſchlanke, wohl gewachſene Meſtizinn, mit ſchönen ſchwarzen, in einen Knoten geſchlungenen Haaren, von dem das prächtige geſtickte Schnupftuch herausbängt: dazu ein offenes dünnes Hemd, welches Schultern und Buſen faſt ganz frey läſſet, und worüber ſie zwar ein geſticktes Tuch tragen, welches aber vorn nicht zuſammen geſteckt wird, ſondern deſſen beyde Enden nachläſſig herabhängen: ferner den Teppich, welcher nur bis an die Waden reicht, und dicht am Leibe anliegt, daß man den ganzen Wuchs deſſelben ſieht; und dann einen Gang, der aus Zwang der Pantoffeln, oder aus Koketerie, ſehr geziert iſt, und ihnen einen unnennbaren, verfüh=

führeriſchen Reitz, zumal unter einem Himmelsſtriche giebt, wo auf alle Sinnen die Eindrücke ſchneller, als in unſerm kalten Norden wirken.

Die Spaniſchen Damen zu Manilla, kleiden ſich etwas anders, als die Meſtizinnen. Sie tragen ein ziemlich ſchlecht gemachtes Leibchen, lange Röcke, ein weißes Halstuch, und ein geſticktes Schnupftuch um den Kopf, faſt wie die Meſtizinnen; dieß iſt ihr ganzer Putz. Sie tragen ferner einen dicken breiten Gürtel, auch ſehr ſchöne Stoffe, welche ſie um die Bruſt winden, und Rebozo nennen. Ohne dieſen gehen ſie nie aus. An Gallatagen binden ſie eine Schürze vor, Delantar genannt. Da zu Manilla ſowohl Frauens = als Mannsperſonen Toback rauchen, ſo begegnet man ſelten einem Frauenzimmer, ſonderlich von den Meſtizen, das nicht einen Tabaco im Munde haben ſollte.

Dieſe Tabacos ſind kleine feſt gedrehte Tobacksſtangen, 5 bis 6 Z. lang, und ungefähr ½ Z. dick, die an dem einen Ende angeſteckt, und mit dem andern, gleich einer Pfeife, in den Mund genommen und geräuchert werden. Die Herren, welche einen Rendez-vous wünſchen, haben auch einen Tabaco im Munde, welcher aber nicht angeſteckt iſt. Begegnet ihnen nun eine Dame, die ihnen gefällt, ſo bitten ſie um Erlaubniß ihren Tabaco anſtecken dürfen. Dieſe nimmt den Tabaco des Herren, und zündet ihn an dem ihrigen an; während der Zeit fängt ſich ein Geſpräch unter beyden an, welches die Dame ſo lange dauern läſſet, als es ihr beliebt. Gegen dieſe Mode, ſo wie gegen die Tracht der geſtickten Schnupftücher, eifern die Prediger in Manilla ſehr heftig.

Seit der letzten Einnahme von Manilla durch die Engländer, haben ſich, durch ihren Aufenthalt daſelbſt, verſchiedene Gebräuche und vornehmlich die Kleidung verändert. Die Mannsperſonen trugen vormals, z. B. keine weiße Weſten, weil man mit Fingern auf ſie gewieſen haben würde; jetzt tragen die vornehmſten Leute von Stande weiße Weſten, und Röcke von buntem Kattun.

III. In Afrika.

Faſt ganz Afrika, die Barbarey, Aegypten und Abyſſinien ausgenommen, kleidet ſich in Pflanzenzeuge, z. B. feine und bunte Matten aus Stroh, Palmblättern, Schilf und Baſt geflochten. Der Kunſtfleiß der Einwohner hierinn iſt nicht weniger bewundernswerth, als ihre Verſuche die Textur der europäiſchen Zeuge nachzuahmen. Die Vornehmen derjenigen Nation aber, welche die Küſten bewohnen, und ſich durch den Handel europäiſche ſeidene und wollene Zeugen verſchaffen, oder die baumwollenen, welche auch in verſchiedenen Reichen gemacht werden, bezahlen können, kleiden ſich darein.

Die Mauren, in den marokaniſchen Ländern, verändern ihre Kleidertracht niemals, und wiſſen nichts von der Mode. Der Schnitt iſt bey allen einer und eben derſelbe; und es findet ſich nur bey den ſo genannten Kaftanen, daß ſie eine verſchiedene Farbe haben. Die Vornehmen unterſcheiden ſich ganz allein durch Feinheit und Reinlichkeit. Auf dem Kopfe haben die Unverheuratheten nichts, als eine kleine Haarlocke auf der einen Seite, von der einige glauben, daß die beyden Engel, welche ſie Munkir und Guaniker nennen, ſie dabey nach ihrem Tode in das Paradies ziehen. Aber die vernünftigen Mauren belachen eine ſolche Fabel. Sogar die Prinzen gehen mit bloßem Haupte. Die Verheuratheten tragen zum Theil bloß eine rothe wollene Mütze, Seſia genannt, die bey den Mauren eine ſo beſondere Wirkung hat, daß ſie, wenn ein Chriſt oder ein Jude dergleichen auf ſein Haupt ſetzen, oder aufbehalten würde, wenn ein Maur ſie aufgeſetzt hat, ſolches für eine Erklärung anſehen würden, daß er die muhamedaniſche Religion angenommen habe, und er würde ſich ſchwerlich gut herausziehen können. Ein Scherife, Haſgh, Kaid, Reis, und ein

ein Talb, tragen einen Sched oder Amama (*), welcher darin beſteht, daß man Neſſeltuch, oder andern feinen weißen Zeug zuſammen gewickelt, und auf eine künſtliche Art ſchlangenweiſe um die rothe Mütze gelegt hat, und deſſen Koſtbarkeit ſich von 5 Mark bis zu 5 Dukaten erſtrecken kann. Zunächſt am Leibe tragen ſie eine Kamiſa (**), oder ein Hemd, deſſen Queder (Kragen) um den Hals gemeiniglich mit gelber Seide ausgenähet iſt. Die Aermel ſind offen, wie bey uns an den Frauenhemden, und jeder iſt öfters 5 E. lang. Beyde werden häufig auf dem Rücken zuſammen gebunden, ſo, daß alsdann die bloßen Arme hervor ſtehen. Ueber dem Hemde haben ſie einen Kaftan, oder eine Weſte, zuweilen mit Aermeln, die ſie entweder kurz, oder lang, tragen, und zuweilen ohne Aermel. Die meiſten ſind von einem rothen, blauen oder grünen Tuche; einige ſind ſogar aus allen dieſen Farben zugleich zuſammen geſetzt, entweder in Würfeln, oder in Streifen. Verſchiedene haben eine Goldbroderie darauf, ob es gleich gegen die Grundſätze ihrer Religion läuft. Er reicht nur ein wenig über die Kniee, und iſt nicht ſo lang, als ein türkiſcher Dolman. Vielleicht iſt zwiſchen ihm und der römiſchen Tunica eine Aehnlichkeit. Die kleinen Knöpfe deſſelben ſitzen dicht zuſammen. Eine Vorſtellung davon iſt in Fig. 2167 und 2169 a) zu ſehen. Ueber den Kaftan ha-

(*) Es iſt ſelbiger der Turban der Türken, welcher in Jemen Saſch heißt, ohne welchen in der Levante niemand vor ſeinem Obern anſtändig erſcheinen kann. Aber hier bindet man öfters ein Schnupftuch um die Mütze, und es wird auch in Gegenwart des Königs die bloße Mütze von denen gebraucht, die auf andern Stellen den Turban tragen.

(**) Dieſes Wort iſt eigentlich ſpaniſch; woraus man abnehmen kann, daß ſie auch den Gebrauch der Sache von den Spaniern angenommen haben. Eben ſo nennen ſie auch einen Hut Sombrero, und Strümpfe Medias. Denn die alten Mauren trugen weder Hut noch Strümpfe.

ben ſie entweder eine Hazem, d. i. eine breite ſeidene Schärpe, dergleichen in Fez fabriciret, und für 20 bis 100 Mark verkauft werden; oder auch einen Modhema, d. i. einen ledernen Gürtel mit einer Schnalle, welcher von Hofleuten wohl zur Zierde getragen wird, wie in Fig. 2169 a) vorgeſtellt iſt; er dient aber den meiſten vorzüglich zum Nutzen, weil ſie die Kleider damit aufbinden, die ihnen ſonſt im Wege ſeyn würden. Anſtatt des Kaftan haben einige einen Keſib, oder ein wollenes Hemd ohne Aermel, an, wie in Fig. 2170 vorgeſtellt iſt. Darüber haben ſie eine Haik, d. i. ein Stück weißen wollenen Zeug, welches gemeiniglich 7 E. lang und breit iſt, worin ſie ſich, Hohe und Niedrige, einhüllen, und zwar auf verſchiedene Weiſe; die gewöhnlichſte aber iſt, ſie über den Kopf zu legen, und die Enden derſelben über die linke Schulter zu werfen, wie in Fig. 2167. Wenn der König zugegen iſt, müſſen ſie dieſelbe von dem Kopfe abnehmen, und einen Knoten darein machen. Dieſe Tracht iſt für die Armen inſonderheit nützlich. Denn auſſerdem, daß ſie nichts weiter auf dem Leibe zu haben bedürfen, bedienen ſie ſich derſelben auch anſtatt Bettzeuges, um darauf zu ſchlaffen (*); ferner anſtatt eines Sackes, wenn ſie etwas zu tragen haben; anſtatt eines Schnupftuches, um die Naſe zu reinigen und zu wiſchen; und endlich noch für eine Wildbahn, worin ſie zum Zeitvertreib einige Stunden öffentlich jagen, ohne daß ſie ſich dabey ſcheuen. Hingegen iſt ſie für diejenigen unbequem, die arbeiten wollen, denn ſie fällt ihnen alle Augenblicke über die Hände, und geräth in Unordnung; daher legen ſie dieſelbe auch gemeiniglich bey ſolcher Gelegenheit ab, theils, damit ſie ihnen nicht im Wege ſey, und theils damit ſie nicht unrein werde, indem ſie von

(*) Dergleichen 5 Moſ. 24, 13. erwähnt wird, damit er in ſeinem Kleide ſchlafen könne.

von weißer Wolle, und alſo nicht ſo leicht wieder zu reinigen iſt. Sie haben deswegen auch beſondere Morgaſel, oder Haikwäſcher, welche dieſelben gut mit Seife oder Seifenerde einſchmieren, und ſie alsdann mit den Füßen waſchen, womit ſie dieſelben auch ohne groſſe Mühe nach Belieben wenden, und zurecht legen können, und ſie dabey ab und zu mit Seifenwaſſer begießen, bis ſie ſo weiß, wie Schnee werden. Sie ſuchen ſich zu dieſer Arbeit gern eine Stelle mit großen Steinen neben einer Mauer, oder doch ſo aus, daß ſie etwas haben, um ſich daran zu ſtützen. In Fig. 2170 iſt ein ſolcher Wäſcher vorgeſtellt.

Ueber den Haik haben einige einen Zolham, von demſelben Zeuge, wie die Haik. Daran befindet ſich eine Kappe, die ſie bey ſchlimmen Wetter über den Kopf ziehen. Aus der Kappe hängt ein ſeidener oder wollener Quaſt längſt auf dem Rücken herab. Vorn haben ſie auch bisweilen Quaſte auf türkiſche Art, die unten mit kurzen Franſen umgeben ſind; ſ. Fig. 2169 a) und b). Die das Vermögen haben, tragen Beinkleider von weißen Leinen, Serual genannt, welche oft ſehr weit ſind. Die Seeleute haben ſie gewöhnlich von Tuch; Fig. 2168. Keiner auch nicht einmal der König, trägt Strümpfe, es wäre denn, daß ſolches auf einer langen beſchwerlichen Reiſe, in einem ſehr kalten und ſchlimmen Wetter geſchehen möchte. Sie haben aber insgeſammt Bambuſen oder Saffianpantoffeln an den Füßen, welche Scherbil heißen. Der Mannsperſonen ihre ſind gelb, und die Frauenzimmer haben rothe. Beyde ſind ohne Abſätze.

Ob nun zwar die meiſten, bey dem erſten Anblicke, einerley Tracht zu haben ſcheinen, ſo kann man ſie doch vermittelſt einiger kleinen Veränderungen, ziemlich von einander unterſcheiden. So hat z. B. ein Kaid oder Gouverneur einen Sched, und einen Chenſgher (Dolch), und trägt gemeiniglich einen Stock in der

Hand, wovon das dicke Ende allemal unten iſt; ſ. Fig. 2167. Ein geringerer Kaid, oder Officier, hat über den Schultern eine zuſammen geflochtene lederne Schnur, von der Dicke eines Fingers, hangen, die man Asfil nennt, und deren er ſich in vorkommenden Fällen bedient, ſeine Untergebene damit zu ſtrafen; ſein Dolch iſt eine Romia (*). Ein Hofmann hat gern einen Zolham über den Kaftan, einen Modhemma, und ein darin hangendes Schnupftuch, einen Chenſgher, große leinene Serual und einen bloßen Kopf, und in Gegenwart des Königs bloße Füße, und die rechte Hand in dem Zolham eingewunden, wie Fig. 2169 a). Ein Geiſtlicher hat eine kleine Klappe an ſeinen Pantoffeln, ſo groß als ein Ducaten, einen Roſenkranz in der Hand, und hält gemeiniglich Mund und Naſe zu, wenn er einem Chriſten nahe kömmt, und geht übrigens gekleidet, als ein Kaufmann, den man an einer ſaubern Haik, einem ſchönen Kaftan, und einem breiten ſeidenen Hazem darüber erkennt. Ein Kapercapitän hat einen Sched von rother oder anderer Farbe, einen mit Gold geſtickten Kaftan, welcher nach türkiſcher Art nur bis an den Gürtel reicht, große rothe oder blaue Beinkleider von Tuch, eine große Hazem, worin ein großes Meſſer ſitzt, auſſer dem noch einen über den einen Schulter hängenden Chenſgher, und über den andern liegt ein Regentuch; worin er bisweilen den Kopf einwickelt; ſ. Fig. 2168. Die Matroſen haben faſt dieſelbe Tracht, nur von geringerm Werthe, und am Borde ſind ſie eben ſo ſchmutzig, als unſere Matroſen. Ein Scherife trägt brandgelbe Pan-

(*) Man hat zwey Arten von Dolchen: Chenſgher und Romia. Erſtere werden von Gouverneurs und Hofleuten an einer rothen ſeidenen Litze getragen. Das Gefäß und die Scheide ſind von einerley Metall, Meſſing, Silber, vergoldetem Silber, oder auch von purem Golde. Romia iſt die geringere Art Dolche, in ledernen Scheiben, welche von allen getragen werden.

Pantoffeln, und bisweilen einen grünen Sched, den ſonſt niemand tragen darf. Die Verheuratheten laſſen den Bart in die Länge wachſen. Die Unverheuratheten haben ihn ſelten über einen Daumen lang, und gehen gemeiniglich mit bloßem Haupte.

Das Frauenzimmer trägt ebenfalls Haiken, aber auf eine andere Art, als die Mannsperſonen. Sie befeſtigen dieſelben über den Brüſten mit ſilbernen Haken an einander, die ſie Beſim und Chetſia nennen, zwiſchen welchen eine kleine Kette iſt. Die meiſten tragen dieſe Haik auf dem bloßem Leibe; andere haben ein Hemd darunter ohne Aermel. Die Oeffnungen ſind in den Seiten; und wenn ſie die Bruſt geben, ziehen ſie dieſelbe bey der Seite hervor, welches auch das bequemſte für das Kind iſt, das die Mutter gemeiniglich auf den Rücken gebunden hat, zumal da ſie, ſo lange ſie jung ſind, große Brüſte haben. Manche haben Hemden mit großen weiten Aermeln, und mit Broderien von Gold und Seide auf der Bruſt. Noch andere haben eine Art von Kaftanen über dem Hemde, welche faſt von derſelben Beſchaffenheit iſt, wie der Mannsperſonen ihre; darüber tragen einige eine Monſoria, oder einen Ueberzug von dünnem Leinen; endlich kömmt die Haik, um welche ſie eine Hazem binden, die einiger maßen eine Taille hervor bringen. Die Verheuratheten dürfen ihr Haar nicht ſehen laſſen, ſondern binden einen ſeidenen Schleyer darum, welcher Abruk heißt, deſſen Enden längſt dem Rücken herunter hangen, und welcher nach vorn in der Geſtalt von einem Sched gelegt iſt, worüber ſie öfters eine Kopfbinde, (Azeba) haben, die mit ächten Perlen und Golddukaten beſetzt iſt. Einige haben auſſerdem noch zwey andere dergleichen Arten von Schmuck, die Slifa und Sualf genannt werden. Oben in den Ohren haben ſie Ringe, worin Steine oder Glas eingefaßt ſind; ein ſolcher Ring heißt Amara. Aber un-

ten in den Ohren tragen ſie ungewöhnlich große Ringe mit Diamanten und andern Steinen darinn; ein ſolcher Ring macht am Ohre ein anſehnliches Gewicht aus, und iſt ſo dick als ein guter Pfeifenſtiel; man nennt ſie Cherſa. Um den Hals haben ſie 1, 2 oder mehr Perlenſchnüre, woran Dukaten oder Silberplatten hängen, worauf eine Schrift ſteht; dieſer Schmuck heißt Tezra. Unter demſelben iſt noch ein anderer, Cordon genannt, vorhanden, welcher aus Schnüren von Korallen beſteht, die mit Stücken von Silber abgetheilt ſind, und an deſſen Ende ein Ring hängt, der voll von Schnurrpfeifereyen iſt, als: Muskatnüſſen, Elennsklauen, u. d. gl. Um die Arme haben ſie verſchiedene Arten von Ringen. Siehe Fig. 2171 a). Die Ringe an den Händen heißen Chelchal, Deblis, Mokies und Kukus. Auf den Fingern haben ſie auch goldene und ſilberne Ringe, beſonders auf dem Zeigefinger. Ja ſie haben Chelchal um die Beine, und tragen an den Füßen rothe Bamschen. Die Unverheuratheten laſſen ihre Haare in Flechten, jede von 3 Strängen, zugleich mit einigen ſeidenen Schnüren über den Rücken herab hängen, an deren Enden ſilberne Doppen und Quaſten ſind, die bey jedem Schritte ein Geläut verurſachen, und Naſia genannt werden; ſ. Fig. 2171 b). Dieſe werden auch bisweilen von verheuratheten Maurinnen, und am gewöhnlichſten von den Jüdinnen, getragen. Wenn eine Maurinn ausgeht, windet ſie ſich dergeſtalt in den Haik ein, daß man nicht mehr als ein Auge von ihr ſieht, welches inſonderheit eine vortheilhafte Mode für die häßlichen und armen iſt, die auf ſolche Weiſe mit den ſchönen und reichen einerley Achtung genießen; ſ. Fig. 2171 c).

Die Jaloffen (Jalofer), gehen meiſtens nacket, nur daß ihre Scham mit einem Ziegenfelle, welches wie ein Paar Hoſen gemacht iſt, bedeckt wird; Vornehme und Reiche aber tragen kattunene Hemden, wel-

che

che aus den Gewächſen ihres Landes von ihren Weibern geſponnen werden. Sie weben Stücke Kattun, aber nur eine Spanne weit, weil ſie, weitere Weberſtühle zu machen, nicht wiſſen, und daher, wenn ſie etwas großes machen wollen, 5 oder 6 ſolche Stücke zuſammen zu nähen, genöthigt ſind. Ihre Hemden reichen bis an die Hälfte ihrer Hinterbacken, und haben weite Aermel, die aber nur den halben Arm bedecken. Sie tragen kattunene Hoſen, welche bis auf die Schienbeine herunter hängen, und auſſerordentlich weit ſind, weil ſie 30, 35 bis 40 Händebreiten im Umfänge haben, ſo daß ſie voll Falten ſind, und von vorn wie ein Sack ausſehen, hinten aber einen langen Schwanz auf der Erde nachſchleppen. Die Frauensperſonen, ſie mögen verheurathet oder ledig ſeyn, gehen vom Nabel abwärts bloß; unterwärts haben ſie ein Stück Kattun bis auf die Hälfte der Schenkel. Beyde Geſchlechter gehen barfuß, und mit bloßem Haupte; ihr Haar aber flechten ſie in Zöpfe zuſammen, welche ſie in verſchiedene Knoten binden, ob es gleich kurz iſt.

Fig. 2172, ſind drey Afrikanerinnen aus dem Königreiche Whidah oder Juda, auf der Küſte von Guinea; nämlich eine von den Weibern des Königs, eine Frau von Stande, und eine gemeine Frau.

Die Weiber des Königs gehen bis auf die Hüften nacket, um welche ſie 2 bis 3 Pagnes von Baumwolle oder Seide tragen, wovon der längſte bis auf die Füße geht, die andern aber kürzer ſind. Dieſe Pagnes, welche beynahe wie Weiberröcke gemacht ſind, ſind ſehr weit, und formiren um die Lenden eine Art von Wulſt. Ueber die Schultern wird ein Streifen ſeidener Zeug wie ein Mantel geſchlagen. Sie tragen um Hals, Arme, Knöchel, und inſonderheit um den Bauch, mehrere Schnüre von rothen Korallen, Perlen, auch wohl goldene Ketten. Ihr Kopfpuß iſt ein coniſcher

ſpitziger Korb, von feinem Rohre und Schilfe artig geflochten, und bunt gemalt, der wie ein Bienenkorb oder wie die päbſtliche Krone ausſieht. Ihre Haare ſchmieren ſie mit Palmöhle, daß ſie in lauter kleine Locken laufen, die ſie dann mit mit allerley goldenen Schmuckbändern und bunten Glaskorallen auspuzen.

Die Weiber der Vornehmen, wie hier eine in der Mitte ſteht, tragen 3, 4 bis 6 Pagnes von Seide, Baumwolle, oder auch feiner Strohmatte, mit Franſen beſetzt, über einander, wovon immer einer unter dem andern hervor geht, und keiner über 1 Elle lang iſt. Den oberſten binden ſie über den Brüſten, ſo, daß er über dieſe herab hängt, und ſie bedeckt. Auf dem Kopfe tragen ſie eine flache Mütze in Form eines Barretes von weißem Kattun. Sie gehen barfuß.

Die gemeinen Weiber tragen bloß ein langes Stück Leinwand um die Hüften geſchlungen, welches bis auf die Füße herab geht. Um den Leib und über die Bruſt wickeln ſie ein Stück Zeug, und über den Kopf, auf welchem die Haare meiſtens glatt geſchoren ſind, ſchlagen ſie ein weißes baumwollenes Tuch, welches über den Rücken wie ein Schleyer herab hängt. Dieſe Tracht, welche einige recht zierlich anzulegen wiſſen, giebt ihnen oft ein ganz reitzendes Anſehen. Die Sclavinnen haben meiſt nur einen kurzen ſchlechten Pagne um die Lenden, und gehen übrigens mit ganz bloßem Kopfe und Leibe.

Fig. 2172 iſt ein Vornehmer aus Sogno, im Königreiche Congo. Er trägt einen weiten Mantel von Scharlachtuche, oder buntem ſeidenen Zeuge, welcher immer über den linken Arm geſchlagen wird, und den rechten frey läſſet; ein Hemd von weißer Leinwand oder Kattun, welches über den Hüften befeſtigt wird, und bis auf die Füße herabreicht; darüber eine Art Rock von ſeidenem Damaſte, welches bis auf die Kniee reicht, kurze halbe Aermel, und unten eine reiche

Vor-

Bordüre hat; an den Füßen Pantoffeln von leichtem Holze, mit Seide überzogen; auf dem Kopfe eine faltige Mütze von weißem Kattun; um den Hals eine lange Schnur hochrother Korallen, und an der Seite einen kurzen Säbel. Sein Sclave, der ſonſt nur einen Schurz von Palmblätterzeuge um die Lenden, hier aber einen Mantel von Strohmatte hat, trägt ihm einen Sonnenſchirm von Stroh, zuweilen auch von Pfauenfedern gemacht, ohne welchen kein Vornehmer dort ausgeht, nach.

Im Hintergrunde jenſeit des Fluſſes, zeigt ſich die Art zu reiſen, die in Afrika, und inſonderheit in Congo gewöhnlich iſt. Da es hier keine Pferde giebt, ſo läſſet man ſich von ſeinen Sclaven, oder gedungenen Trägern, die man in den angelegten Poſthäuſern findet, in einem Hamak, über welchen ein anderer den Sonnenſchirm hält, auf den Schultern tragen. Will man geſchwinder reiſen, ſo nimmt man mehrere Sclaven mit, die einander im Tragen ablöſen, und dann ſo ſchnell gehen, als ein Pferd traben kann. Der Hamak ſelbſt, iſt eine 7 F. lange, und 12 bis 14 F. weite Hängematte von ſtarkem baumwollenen Zeuge oder Netzwerke von Baſt, die oben und unten an einem ſtarken Bambusrohre hängt, und in welcher man ſchräg oder die Quere ſo bequem, wie in einem Bette, liegt. Will man des Nachts reiſen, ſo ſchlägt man, um ſich vor den Thau zu verwahren, welcher in dieſem Lande gefährlich iſt, eine mit Gummi und Palmöhle getränkte Leinwand über den ganzen Hamak; und ſo kann man ſicher und bequem darin ſchlafen. Ein mehreres von den Hamaken, und der Art darin zu reiſen, findet man im XX. Th. S. 696, fgg.

Bey den Hottentotten gehen ſowohl Männer, als Weiber, faſt ganz unkleidet, und, ich möchte beynahe ſagen, nacket, indem die geringe Bedeckung ihrer Schamtheile unmöglich als Kleidung in Anſchlag kommen kann. Bey dem männlichen Geſchlechte, beſteht dieſe Bedeckung in einem weit offenen, herab hangenden ledernen Beutel, Fig. 2174, deſſen Höhlung zwar dazu beſtimmt zu ſeyn ſcheint, dasjenige, was die

Scham=

Schamhaftigkeit zu verhüllen beſiehlt, einzuſchließen, welcher aber dieſes ſehr wenig erfüllt. Dieſen Beutel nennen ſie mit dem orientaliſchen Namen Schakal, welcher ſonſt einer auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung befindlichen Gattung Füchſe gehört, weil die Beutel faſt durchgängig von dem Leder dieſes Thieres, die rauche Seite auswendig, verfertiget ſind. Als eine andere Bedeckung, welche die Anſtändigkeit von den Männern erfordert, kann man die beyden ledernen Riemen anſehen, die gewöhnlich vom Ende des Rückrathes tief auf die Lenden herab hängen, und die Geſtalt eines gleichſchenkeligen Dreyeckes haben, wovon die Spitzen an den Gürtel befeſtigt ſind. Dieſe Riemen ſind nur wenig bereitet, und verurſachen daher, wenn der Hottentotte läuft, ein gewiſſes Geklapper oder Geraſſel, und durch ihr Flattern eine ihm vielleicht nicht unnütze Kühlung. Doch ſoll der einzige und eigentliche Zweck derſelben ſeyn, dem Hottentotten beym Niederſetzen die Vertiefung des Hintern auszufüllen. Sie werden alsdann hervor gezogen, ſo, daß ſie auch vorwärts bedecken, und zu beyden Seiten an dem beſchriebenen ledernen Beutel anſchließen.

Die Hottentottinen bedecken ſich mit weit größerer Sorgfalt, als die Mannsperſonen. Selten begnügen ſie ſich mit einer, ſondern faſt durchgehends haben ſie 2, und ſehr oft 3 Bedeckungen. Dieſe beſtehen aus bereitetem und wohleingeſchmiertem Leder, und ſchließen, mit einem Rieme befeſtigt, beynahe wie die Schürzen der europäiſchen Frauensperſonen an. Die äuſſere iſt allzeit die größte, und hält $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Elle ins Gevierte; ſie iſt gemeiniglich mit Glaskorallen und allerley Figuren geſchmückt. Sie dient bloß zum Putze, und geht ungefähr auf die halbe Lende herab. Die mittlere iſt etwann um die Hälfte kleiner, und dient als eine anderweitige Decke deſſen, was die Züchtigkeit verbergen heißt, wenn die Prachtdecke abgelegt wird,

oder

oder ſich durch einen Zufall aufſchlagen ſollte. Die dritte oder innere iſt kaum größer, als eine Hand, und ſoll bey der monatlichen Reinigung, welche indeſſen für die Frauensperſonen in dieſem Lande mit weit weniger Beſchwerde, als in Europa, verbunden iſt, gute Dienſte thun. Alle dieſe Schürzen, ſogar die mit Korallen beſetzte, ſind eben ſo eingeſchmiert, als beſudelt, als der Körper ſelbſt (*). Eine davon, inſonderheit die inwendige, ſcheint es indeſſen zu ſeyn, wodurch der würdige Jeſuit **Tachart** verführt worden iſt; denn er iſt derjenige, der die Fabel vor dem natürlichen Vorhange der Hottentotinnen in Europa zuerſt erzählt hat. Als ein weſentliches Stück der Wohlanſtändigkeit beobachten die Weibsleute auch den Umſtand, daß ſie die Schürzen dicht andrücken, ſo, daß ſie auch, wenn ſie ſich niederſetzen, unter das Geſäß zu liegen kommen.

Die

(*) Die Hottentotten beyderley Geſchlechts, beſchmieren ſich mit einer Art Wolluſt, den ganzen Körper mit Fett, und reiben darauf etwas Ruß ein. Dieß waſchen ſie nie ab; auch thun ſie, um ihre Haut zu reinigen, nie etwas anders, als daß ſie, z. B. wenn beym Schmieren des Wagens, Theer oder Pech ſich an den Händen feſt ſetzt, ſolches mit Kuhmiſt ohne Mühe abreiben, und überdieß noch wohl mit dieſem Reiben den ganzen Arm hinauf bis an den Ellbogen fortfahren. Da alſo Staub und anderer Schmutz an der mit Ruß vermiſchten Schmiere, und ſogar an ihrem Schweiße, beſtändig feſt kleben muß, wenn gleich vieles davon bey der Arbeit oder ſonſt wieder abgeht; ſo wird doch dadurch die natürliche Farbe ganz unkenntlich, und verwandelt ſich aus einem glänzenden Nußbraun in ein ſchmutzig dunkles Braungelb. Einige wenige zärtlichere Bauerfrauen laſſen einige ihrer hottentottiſchen Mägde rein ſcheuern, damit ſie nicht zu unſauber ſeyn, ihrer Kinder zu warten, oder andere Reinlichkeit erfordernde Geſchäfte zu verrichten. Indeſſen behaupten viele Coloniſten, daß dergleichen Waſchen das Anſehen der Hottentotten im geringſten nicht beſſere. Sie halten dafür, die gelbbraune Farbe ſey wohl ſo leidlich, als die hellgelbere, ein eingeſchmierter Hottentotte ſehe nicht ſo nackt, und dabey völliger aus, und eine ungeſchmierte Hottentottenhaut ſcheine, wie ungeputzte Schuhe, eine Nachläſſigkeit, einen Mangel an Putz, zu verrathen.

Die übrige Kleidung der Hottentotten beſteht in einem Pelze, oder vielmehr kleinen Pelzmantel oder Schaffell, deſſen rauhe Seiten einwärts gekehrt iſt, und den ſie vorn auf der Bruſt zuſammen knüpfen. Wenn es nicht ſehr kalt iſt, laſſen ſie ihn loſe und nachläſſig über die Schultern hangen, da er bis auf die Waden reicht, und den untern Theil der Bruſt, den Unterleib und den vordern Theil der Lenden und Beine ganz nacket läſſet. Bey regneriſchem und kalten Wetter hingegen wickeln ſie ihn um, ſo, daß dadurch auch der vordere Theil ihres Körpers ungefähr bis auf die Knie bedeckt wird. Wenn ein Schaffell allein zu dieſem Zwecke nicht hinreicht, ſtücken ſie einen Lappen an, der mit einem Riemen, einer Sehne, oder einer Darmſchnur, daran befeſtigt wird. Bey warmer Witterung haben ſie bisweilen die rauche Seite dieſes Pelzes, oder (wie er in verdorbenem Holländiſchen heißt,) Kroß, auswendig, noch öfter aber nehmen ſie ihn alsdann ganz ab, und tragen ihn auf dem Arme. Ueberhaupt aber giebt ſich der Hottentotte ordentlicher Weiſe die Mühe nicht, damit abzuwechſeln, ſondern begnügt ſich damit zur Kleidung und zum Bette, indem er des Nachts auf dem bloßen Felde liegt, und wenn es kalt iſt, ſo dicht zuſammen kriecht, daß ſein ſo genannter Kroß oder Karoß ihn völlig bedeckt. Fig. 2175 b), iſt ein Hottentotte, in ſeinen Kroß gekleidet, Toback rauchend, einen Wurfſpieß (die Haſſagay) in der Hand. Derjenige Pelzmantel oder Karoß, den das Weibsvolk in gleicher Abſicht gebraucht, unterſcheidet ſich von der Kleidung der Mannsperſonen, durch weiter nichts, als daß die Frauen hinten am Halſe einen langen Kragen haben, den ſie ſo zuſammen wickeln, daß er einen kleinen Beutel bildet, deſſen rauche Seite nach inwendig gekehrt iſt. In dieſem tragen ſie ihre kleine Kinder, denen ſie, wie auch bey gewiſſen andern Nationen zu

ge=

geſchehen pflegt, bisweilen über die Schultern die Bruſt reichet. ſ. Fig. 2175 a).

Der Kopf hat bey den Männern ſelten eine nationelle Bedeckung. Einige tragen eine eingeſchmierte lederne Mütze, wovon die Haare durch Bereitung weggeſchaffet ſind. Die, welche den Coloniſten benachbart ſind, bedienen ſich europäiſcher Hüte, die ſie entweder ganz niedergeklappt, oder nur auf einer Seite aufgeſchlagen, tragen. Die Hottentottinen gehen ebenfalls ſehr oft mit bloßem Haupte. Setzen ſie etwas auf, ſo iſt es eine kurze Mütze von kegelförmiger Geſtalt; dieſe iſt aus einem Segmente des Magens eines Thieres, und zwar ohne Nath, verfertigt, und hat alle die Schwärze, welche Ruß und Fett ihr geben kann. Zuweilen iſt ſie ſo bereitet, daß ſie ganz zottig manchmal ſammetartig und ziemlich hübſch läſſet; ſ. Fig. 2175 a). Oben auf einer ſolchen Mütze tragen ſie bisweilen einen andern Kopfſchmuck, der in einem ovalen Kranze, oder, wenn man es ſo nennen will, einer Krone beſteht, welche aus Büffelkuhhaut ſo verfertigt iſt, daß die braunen Haare nach auſſen ſtehen; ſ. Fig. 2176, Dieſer Kranz iſt ungefähr 4 Finger breit hoch, und umgiebt den Kopf ſoweit, daß er etwas über die Stirn, und eben ſo tief nach dem Nacken herab, geht, ohne jedoch die Spitze der oben beſchriebenen Mütze unſichtbar zu machen. Die Ränder, ſowohl der untere, auf dem die Krone ruhet, als auch der in die Höhe ſtehende, ſind ganz eben und ſehr artig mit einer Reihe kleiner Schnecken, etwann 30 an der Zahl aus dem Geſchlechte der Porzellanen, beſetzt. Dieſe ſind ganz dicht und dergeſtalt neben einander gereihet, daß ſie auswendig ihren weißen Schmelz oder Glanz nebſt ihrer Oeffnung zeigen. Zwiſchen dieſen Schneckenreihen laufen 1 oder 2 andere parallel, oder wellenförmig, in verſchiedenem Geſchmacke. Man ſtellt ſich kaum vor, wie artig dieſe Schnecken auf dem braun-

haa-

haariger Büffelkuhleder abſtechen, und wie dieſe ganze lederne Krone in ihrer Art wirklich eine ſonſt ſchmutzige hottentottiſche Dame ſchmücken und erhöhen kann.

Die Ohren pflegen die Hottentotten mit Gehängen und Ringen nicht zu zieren; die Naſe auch nicht, wie verſchiedene andere Wilde thun. Indeſſen iſt, um mehrern Prunkes willen, die Naſe bey einigen mit einem von Ruß gemachten dunkeln Rande, oder zuweilen mit einem Flecken von Röthel bezeichnet, oder eben ſo häßlich, ein Theil des Geſichtes oder der Kinnbacken damit bemalt.

Der Hals iſt bey Mannsperſonen bloß; die Frauensperſonen aber zieren ihn mit einem ihrer Meinung nach ſehr ſchätzbaren Geſchmeide. Dieſes beſteht aus 8 bis 10, an einem ledernen Riemen aufgereiheten Schneckenhäuſern, die ungefähr ſo groß als Bohnen ſind, und einen weißen Glanz, wie Glaſur oder Emaille, mit etwas großen unebenen ſchwarzen Flecken haben. Als ein Halsband zuſammengeſetzt, zieren ſie in der That, wiewohl vielleicht nicht im Verhältniß zu dem Preiſe, um den ſie verkauft werden, denn gemeiniglich kömmt ein Stück davon nicht wohlfeiler als ein Schaf, weil ſie nur an einer entlegenen Küſte im Lande der Kaffern zu finden ſeyn ſollen; ſiehe *Fig.* 2177.

Der Unterleib iſt derjenige Theil, den jedes Geſchlecht am ſorgfältigſten ſchmückt, um die Aufmerkſamkeit des andern auf ſich zu ziehen. Denn ob ſie gleich auf europäiſchen Glaskorallen, beſonders blaue und weiße, von der Größe einer Erbſe, vielen Werth ſetzen, und ſie ſich auch anſchaffen, ſo gebrauchen doch die Männer ſolche niemals, und die Weiber ſelten zu Halsgeſchmeiden, dagegen aber beyde Geſchlechter, neben dem Gürtel, an welchem ihre Schürzen oder Jacken befeſtigt ſind, eine oder mehrere Schnüre ſolcher Korallen mitten um den Leib wickeln.

Ringe

Ringe an den Armen und Beinen, ſind ebenfalls Theile ihres Schmuckes, bey beyden Geſchlechtern. Die meiſten dieſer Ringe werden aus dickem Leder gemacht, und gewöhnlich rund ausgeſchnitten. Sie nehmen durch Schlagen und Feuer eine ſolche Härte an, daß ſie jede Beugung behalten. Dieſe Ringe haben die Meinung veranlaſſet, als wänden die Hottentotten Därme um die Beine, um im Nothfalle davon eſſen zu können. Die Mannsperſonen tragen bisweilen 5 oder 6 an den Armen, unmittelbar über der flachen Hand; an den Beinen aber findet man bey ihnen dies Geſchmeide ſelten. Ehrwürdige Matronen tragen deren oft eine beträchtliche Anzahl ſowohl an den Armen als Beinen, vornämlich aber an letztern, und zwar ſo, daß dieſe vom Fuße bis an das Knie damit bedeckt ſind; ſ. Fig. 2175 a). Die Ringe ſind übrigens von ungleicher Dicke, wie ein Gänſelkiel, bisweilen 2 oder 3 mal ſo dick. An den Beinen ſitzen ſie eben nicht regelmäßig, ſondern große und kleine unter einander. Sie ſitzen auch gar nicht feſt, ſondern bewegen und drehen ſich beym Gehen auf allerley Art. Man ſieht leicht ein, daß ſowohl die Verfertigung, als auch der Gebrauch dieſer Ringe den hottentottiſchen Frauen viel Mühe und eine wirklich nicht geringe Laſt und Unbequemlichkeit verurſachen, mehrerer andern Ungemächlichkeiten nicht zu gedenken. Aber ſo ſonderbar iſt der Geſchmack der Menſchen, daß, von den rohen Hottentotten an, bis zu denen Völkern, bey welchen Künſte und Wiſſenſchaften blühen, alle zur Zierde ihrer Geſtalt auf dasjenige verfallen, was nicht nur unnütz iſt, ſondern auch zum Theil den ganzen Körper, oder einzelne Gliedmaßen, in Feſſeln legt. Eiſerne, kupferne, vornämlich aber meſſingene Ringe, von der Dicke eines Gänſekieles, werden für vornehmer und koſtbarer, als die ledernen, gehalten. Bisweilen werden ſie auch mit dieſen zugleich, insonderheit am Arme, getragen.

Die Mädchen dürfen keine Ringe gebrauchen, ehe ſie mannbar ſind.

Die Kleidung der Madegaſſen (oder der Einwohner auf der Inſel Madagascar) iſt bloß eine 3 Ellen lange Schürze (*), welche ſie über die Schultern werfen, ſo, daß beyde Enden vorn hinunter hangen. Die Vornehmern tragen dieſelbe aus Seide oder Baumwolle, an dem Saume mit Franſen und gläſernem oder zinnernem Spielzeuge beſetzt. Das Haupt bedecken ſie mit einem Käppchen aus Binſen. Die Weiber bekleiden den untern Theil des Leibes mit 3 bis 4 Ellen blauer Leinwand, welches die Dienſte eines Unterrockes thut; und unter demſelben tragen ſie dann noch, der Reinlichkeit wegen, ein größeres oder kleineres Stück weißer Leinwand. Ueberdieß haben ſie noch eine Art von Wämmschen oder Halbhemde von blauer Leinwand, welches aber nur bis an die Hälfte des Buſens hinunter reicht, und vorn, ſtatt der Agraffen, mit einigen goldenen oder ſilbernen Platten geſchmückt iſt. Sie tragen auch Ohrgehänge, ſilberne und gläſerne Armbänder, und am Halſe goldene oder ſilberne Ketten, die im Lande ſelbſt verfertigt werden.

IV. In Amerika.

In Virginien, verſchneiden ſich die Mannsperſonen die Haare auf mancherley Art, und reiſſen ſich mit einer Muſchelſchale die Haare aus dem Barte; die Angeſehenſten aber behalten eine lange Flechte hinten am Kopfe. Der gemeine Gebrauch der Frauensperſonen iſt, daß ſie ihre Haare ſehr lang tragen, die ihnen über

(*) Sie beſteht aus Zeuge, der aus den Blättern des Raphia oder Muphia, einer Art von Palmbaum, verfertigt wird, (welcher vielleicht mit dem Sagu auf den Molucken einerley iſt). In Europa ſind dieſe Zeuge unter dem Namen der Baumrindenzeuge (Baumbaſt, ſ. Th. III. S. 590) bekannt, und einige davon ſind feiner, als unſere ſchönſte Camelote.

über den Rücken hin flattern, oder mit einem Kornfaden in einen einzigen Zopf zuſammen gebunden ſind. Bey beyden Geſchlechtern erſcheinen die Oberhäupter niemals ohne eine Art von Krone, 5 oder 6 Z breit, oben offen, und aus Muſchelſchalen und Beeren gemacht, die durch eine ſonderbare Miſchung derſelben und der Farben vielerley Geſtalten bilden. Sie tragen auch zuweilen um den Kopf ein Stück von gefärbtem Pelzwerke. Die gemeinen Indianer gehen in bloßem Kopfe, ſchmücken ihn aber ohne andere Regel, als nach ihrer Phantaſie, mit großen Federn. Die Kleidung der Häupter, iſt eine Art von ſehr weitem Mantel, worin ſie nachläſſig den Leib einhüllen, und den ſie zuweilen mit einem Gürtel um die Lenden feſt binden. Der Obertheil geht gerade über die Schultern, von da das Uebrige bis unter die Knice herab hängt. Unter dieſem Mantel haben ſie ein Stück Leinwand oder ein kleines Fell unten um den Bauch herum feſt gemacht, welches ſich bis mitten auf die Hüfte erſtreckt. Das gemeine Volk hat nur einen Strick um die Lenden, und zieht zwiſchen die Schenkel einen Streifen Leinwand oder von einem Felle, deſſen beyde Enden hinten und vorn von dem Stricke gehalten werden. Diejenigen, welche Schuhe tragen, machen ſie von Hirſchleder, und ſetzen noch ein anderes Stück darunter, um die Sohle deſto dicker zu machen; dieſe Beſchuhung wird oben auf dem Fuße mit Schnüren zugezogen, ſo wie man einen Beutel zuzieht, und die Schnüre oder Riemen werden um den Knöchel feſt gebunden.

Die Wilden in Acadien oder Neufrankreich, bedecken ihre Blöße allein mit Häuten von wilden Thieren, oder mit gewiſſen Decken, welche man ihnen für ihr Pelzwerk gibt, und darin ſie ſich einhüllen. Unter den Kleidern der Manns- und Weibsperſonen iſt faſt gar kein Unterſchied. Der Weiber ihre hängen, ſo wie die Unterröcke unſers Frauenzimmers, ganz bis

zu den Füßen herunter, da hingegen der Männer ihre nicht über die Kniee gehen; denn dieſe wollen die Beine frey behalten, damit ſie deſto beſſer auf der Jagd fortkommen können. Im Sommer tragen einige Mannsperſonen nur ein bloßes Hemd, welches noch dazu ſo kurz iſt, daß ſie ſich eines Gürtels bedienen müſſen, woran ein Stück Zeug oder Haut befeſtigt iſt, um dasjenige, was man aus Schamhaftigkeit verbirgt, damit zu bedecken. Dieſes Hemd verfault ihnen auf dem Leibe; denn wenn ſie es einmal angelegt haben, ziehen ſie es niemals eher wieder aus, als bis es ganz zerriſſen iſt. Sowohl Weibs- als Mannsperſonen gehen faſt beſtändig mit bloßem Haupte. Zuweilen ſetzen ſie eine kleine von Zeuge gemachte Plattmütze auf, welch nur die Scheitel bedeckt. Einige tragen auch Schuhe und Strümpfe. Die Strümpfe ſind aus zwey Stücken Zeug, Mazamet genannt, gemacht; dieſe nähen ſie auswendig zuſammen, und es ſind daran allemal zwey Flügel, die 4 Z. breit über die Nath hervor gehen. Ihre Schuhe werden aus Fellen von Seewölfen, wie Tanzſchuhe, verfertigt, und ſind flach und bequem; ſie kommen mehr unſern Socken gleich, weil ſie ohne Abſätze ſind; man befeſtigt dieſelben mit Riemen, welche, wie die Schnüre an einem Beutel, durch Löcher, die in den Quartieren gemacht ſind, gezogen werden. Sie verfertigen dieſelben auch wohl von Elennleder, welches ſie mit Farben bemalen, und mit Haaren von weißen und rothen Stachelſchweinen beſetzen; ſolche aber werden nur zum Verkauf für diejenigen gemacht, welche ſie als eine ſehenswerthe Seltenheit mit nach ihrem Lande nehmen wollen. Man trifft nichts deſto weniger unter dieſen lumpig einher gehenden Leuten zuweilen einige Stutzer an, welche ein franzöſiſches Weſen annehmen. Wenn ſie im Winter verſchiedene Thiere fangen, bereiten ſie deren Häute im Frühlinge, und vertauſchen dieſelben gegen Kleider, wo-

womit ſie ſich vom Kopfe bis zu den Füßen ordentlich ausputzen.

Die Wilden in dem Lande Guiana, gehen ganz nacket, und ſind in den Wäldern zerſtreuet. Einige an dem Amazonenfluſſe wohnende Nationen ſehen es ſo gar als ein ſicheres Zeichen eines künftigen Unglückes und des noch in eben demſelben Jahre bevorſtehenden Todes an, wenn jemand die Schamtheile bedecken wollte. Diejenigen hingegen, welche es für nöthig halten, dasjenige, was der Sittſamkeit zuwieder iſt, dem Auge zu entziehen, bedecken ſich vorn mit einer Camiza, oder einer baumwollenen Binde, worauf ſie mit Roucou, oder dem Safte eines andern Gewächſes verſchiedene viereckige Figuren gemalt haben. Dieſe Binden ſind 4 bis 5 Sch. lang, und 7 Z. breit. Sie binden ſolche als einen Gürtel mit einem baumwollenen Bande an, und laſſen ſie zwiſchen den Schenkeln hängen. Die Männer glauben, daß ſie galant ausſehen, wenn ſie dieſelben bis auf die Ferſen herunter hängen laſſen. Die Weiber gebrauchen eine Schürze, welche faſt dreyeckig, und oben beynahe 1 Sch. breit, ſonſt aber mit gläſernen Korallen beſezt iſt. Die entfernten Völker, welche nicht leicht Gelegenheit haben mit den Europäern zu handeln, bedecken ſich mit einer Muſchel, oder mit einem Stücke Schildkrötenſchale, die ſie mit einem Faden um den Leib binden. Eine Abbildung einer Indianerinn und eines Indianers in Guiana, ſieht man Fig. 2178.

Die Patagonier kleiden ſich in die Haut der Guanicos, welches eine Art von Reh iſt. Sie nähen ſie in große Stücke, ungefähr 6 F. lang und 5 F. breit, zuſammen, die ſie ſodann mit der rauchen Seite einwärts um den Leib wickeln, und mit einem Gürtel befeſtigen. Ihre Schenkel ſind nacket. An den Füßen haben die Männer eine Art von Halbſtiefeln, die von der Wade bis unter die Ferſe gehen, und unten am

Abſatze einen langen hölzernen Sporn haben. Es ſind aber keine Schuhe daran. Alles geht übrigens mit bloßem Haupte. Die Männer haben kurze Haare wie Sauborſten, die Weiber aber flechten ſie in Zöpfe, und hängen Glasknöpfe daran.

Die Grönländer ſind, nach Verhältniß, von der Natur beſſer in Anſehung der Kleidung, als Nahrung, verſorget, und die Haut der Thiere fehlt ihnen weniger als das Fleiſch. Sie haben Pelzwerk von allerley Art. Ihr Oberkleid iſt wie eine Mönchskutte auf allen Seiten zugenähet, ſo, daß ſie erſt die Arme hinein ſtecken, und dann den Rock wie ein Hemd über den Kopf herab ziehen müſſen. Er iſt vorn nicht offen, ſondern bis an das Kinn zu, und oben mit einer Kappe verſehen, die man bey kaltem und naſſem Wetter über den Kopf zieht. Dieſer Rock geht den Mannsperſonen nur bis auf den halben Schenkel, und liegt nicht feſt an, läſſet aber, weil er vorn zu iſt, keine Luft durch. Statt der Hemden haben ſie Vogelpelze, mit den Federn einwärts gekehrt. Sie tragen auch wohl Rennthierpelze, über welche ſie noch einen andern von dünnhärigen Rennthieren ziehen; es ſind aber ſolche jetzt ſchon ſo ſelten, daß nur die reichſten Frauensperſonen damit prangen können. Die Seehundpelze ſind die gemeinſten; das Rauche an denſelben iſt meiſtentheils auswärts gekehrt. Der Saum und die Nath ſind mit zarten Streifen von rothem Leder und weißen Hundsfellen zierlich beſezt. Doch tragen die meiſten wohlhabenden Mannsperſonen jetzt Oberkleider von Tuche, blau geſtreifter Leinwand oder Kattune, wiewohl nach grönländiſcher Mode gemacht. Ihre Beinkleider ſind von Seehund- und dünnhärigen Rennthierfellen, und oben und unten ſehr kurz. Ihre Strümpfe ſind von Fellen ungeborner Seehunde, und die Schuhe von ſchwarz gegärbtem glatten Seehundleder. Sie werden oben mit einem durch die Sohlen gezogenen Riemen

zuge=

zugeſchnüret. Die Sohlen ſtehen hinten und vorn 2 Finger breit herauf, und ſind mit vielem Fleiße gefaltet, aber ohne Abſätze, und ſo ſind auch ihre Stiefeln. Wohlhabende Leute tragen nun auch wollene Mützen, Hoſen und Strümpfe.

Wenn ſie zur See fahren, ziehen ſie über ihre Kleider einen Tuelik, oder ſchwarzen glatten Seehundpelz, welcher das Waſſer abhält, und darunter noch wohl ein Hemd von Därmen, damit ſie die natürliche Wärme deſto beſſer bey ſich erhalten, und die Näſſe mehr abhalten. Dieſes Seekleid iſt eine Art von Jacke, woran das Leibkleid, die Hoſen, Strümpfe und Schuhe nur Ein Stück ausmachen. Es iſt von glatten Seehundfelle ohne Haare, und ſo dicht genähet, daß das Waſſer nicht durchdringen kann. Vor der Bruſt iſt ein kleines Loch, wodurch ſie ſo viel Luft einblaſen, als ſie für dienlich erachten, ſich über dem Waſſer zu erhalten, damit ſie nicht ſinken, und ſie ſtopfen es mit einem Pfropfe zu. So wie ſie nun die Luft in dieſem Kleide vermehren oder vermindern, ſenken ſie ſich auch, und kommen wieder herauf, wie es ihnen gut dünkt. Es ſind wirkliche Ballonen, die auf dem Waſſer laufen, ohne unter zu ſinken.

Die Kleidung der Frauensperſonen iſt von der Mannsperſonen ihrer wenig unterſchieden. Die Achſeln und Kappen daran ſind nur etwas höher, und ſie iſt unten nicht abgeſtutzt, ſondern hinten und vorn, von den Hüften an, mit einem langen runden Zipfel verſehen, welcher bis über die Kniee hängt, und mit rothem Tuche bebrämt iſt. Sie tragen ebenfalls Beinkleider mit einem Gurte darunter, und machen ihre Schuhe und Stiefeln gern von rothem oder weißem Leder, deren Naht, welche vorn iſt, ſie ſauber ausnähen und bebrämen. Die Mütter und Kinderwärterinnen tragen einen Pelz, der auf dem Rücken ſo weit iſt, daß ſie das Kind darin tragen, welches gemeiniglich ganz nacket

darin ſteckt, und keine andere Windeln noch ſonſt eine Wiege hat; damit es aber unten nicht durchfalle, binden ſie dies Kleid über die Hüften um den Leib mit einem Gurte feſt, welcher vorn zugeſchnallet oder zugeknöpfet wird. Ihre Alltagskleider ſind voll Fett und Läuſe, welche ſie mit ihren Zähnen zerknicken; doch halten ſie ihre neue und Statskleider ſehr ſauber.

Die Mannsperſonen tragen ihre Haare kurz, von der Scheitel auf allen Seiten herab hängend, an der Stirn aber ſind ſie abgeſchnitten und wohl bis an die Scheitel abgeſchoren, damit ſie ihnen nicht bey der Arbeit hinderlich fallen. Bey den Weibern würde es eine Schande ſeyn, die Haare abzuſchneiden, welches ſie nur in der Trauer thun, oder wenn ſie nicht heurathen wollen. Sie binden dieſelben zwey mal über dem Kopfe zuſammen, ſo, daß über der Scheitel ein langer breiter Zopf, und darüber noch ein kleiner, ſteht. Dieſe werden mit einem ſchönen Bande abgebunden, welches zuweilen mit Glasperlen geſchmückt iſt. Dergleichen tragen ſie auch in den Ohren, um den Hals und die Arme, ingleichem auf dem Saume der Kleider und Schuhe. Sie fangen auch an, ein und anderes in ihrer Tracht zu ändern. Die Reichſten binden ein buntes ſeidenes oder leinenes Tuch um die Stirn, doch ſo, daß der Haarzopf dadurch nicht verdeckt werde, welchen ſie für die größte Zierde halten. Diejenigen, welche recht ſchön ſeyn ſollen, müſſen am Kinne, auch wohl an den Backen, an Händen und Füßen, mit einem von Ruſſe geſchwärzten Faden durchnähet ſeyn, wovon die Haut ſo ſchwarz bleibt, als ob ſie einen Bart hätten, wenn der Faden heraus gezogen worden iſt. Die Mütter nehmen dieſe ſchmerzliche Verrichtung bey ihren Töchtern ſchon in der Kindheit vor, aus Furcht, ſie möchten ſonſt keinen Mann bekommen. Cranz ſagt, die getauften Grönländer hätten dieſe Gewohnheit als eine alberne, aber doch zur ſünd-

ſündlichen Reizung abgeſehene Eitelkeit längſt verlaſſen. Vielleicht ſollten die Frauensperſonen anderswo dieſe Mode als ein Verwahrungsmittel wider die Verſuchungen annehmen!

Die Kleidung der Grönländer beyderley Geſchlechtes, ſtellt Fig. 2179 dar.

Fig. 2180, ſieht man Einwohner von Unalaſchka, in ihrer Jurte, abgebildet. Unalaſchka iſt eine von den ſo genannten Fuchsinſeln an der nordöſtlichen Küſte von Amerika, die durch Cook's dritte und lezte große Entdeckungsreiſe, ſo wie der ganze nördliche Archipelagus zwiſchen Aſia und Amerika nun bekannter geworden iſt. Cook war im Oct. 1778 in Unalaſchka, und ging von da gerade zurück nach Owyhee zu ſeinem unglücklichen Tode. Faſt alle dieſe Inſulaner und Küſtenbewohner vom nördlichen Amerika und Aſia ſind Fiſcher, und leben wie die Kamtſchadalen in Wintergruben oder Jurten unter der Erde, welche innerhalb Sparrwerk von Treibholz haben, außerhalb aber mit Gras und Erde bedeckt ſind, ſo, daß ſie wie ein Miſthaufen ausſehen. Oben im Dache iſt ein Loch, durch welches Licht herein fällt. In demſelben ſteht ein Baum, worein Stufen gehauen ſind, um daran aus und ein zu ſteigen. Kurz, man ſieht hier das Innere eines ſolchen Prunkzimmers, mit ſeinen Bewohnern und ganzen Ameublement, nach Cook. Männer und Weiber haben ſchwarze Augen und Haar, welches die Männer kurz ſchneiden und fliegen laſſen, die Weiber aber über den Augen wie eine Kolbe ſtutzen, und auf der Scheitel in einen Knopf aufbinden. Der Mann, der in der Mitte ſteht, hat einen kurzen Schnurrbart, und ſowohl in der durchbohrten Ober- als Unterliope Stückchen Knochen zur Zierde ſtecken. Die Frau iſt auf den Backen leicht tätowirt, welches die Männer nie thun, und hat in der Unterlippe gleichfalls ein Stück Fiſchgrätheſtecken. Oft hängen ſie auch

Schnüre von Knochen in die Naſe. Männer und Weiber tragen einen Rock, welcher rund herum zu, ungefähr wie unſere Fuhrmannskittel gemacht iſt, und nicht viel über die Kniee geht. Der Rock des Mannes iſt von Vogelhäuten, davon die Federn innerhalb auf dem bloßen Leibe liegen, der Rock der Frau aber von Seekalbhaut, zuſammen geſetzt. Beyde ſind zierlich mit Läppchen und Streifen von ſeidenem Zeuge und Tuche, welches ſie durch Tauſchhandel von den Ruſſen erhalten, die auch hier ſo gar Etabliſſements haben, beſetzt. Ueber dieſem Rocke tragen die Männer oft auch noch einen ähnlichen von Fiſchdärmen, mit einer Kappe, zuweilen auch, wie hier, die Kappe allein, die ſie über den Kopf ziehen, weil ſie, ſo wie der Rock, kein Waſſer durchläſſet. Auf dem Haupte trägt er eine Art von Hut ohne Kopf, oder einen Schirm von leichtem Holze. Er iſt grün oder bunt gemalt, und rund um das Haupt mit langen Borſten und Barthaaren von Seethieren, woran kleine Glaskorallen ſtecken, geziert; und vorn darauf über der Stirn ſitzt gewöhnlich ein kleines Götzenbild von Knochen. Die meiſten Männer tragen eine Art unförmlicher Stiefel, wie dieſer. In der rechten Hand hat er ein Canotruder, und in der linken einen Fiſchkorb von Binſen.

Die Frau trägt um den Hals eine Knochenſchnur. Ihr Rock iſt bis unter die Bruſt aufgeſchlitzt, um ihr Kind ſäugen zu können, welches in einem Binſenkorbe vor ihr liegt, und gleichfalls mit einer Knochenſchnur behangen iſt. Neben ihr liegt ihr dreyeckiger Sommerhut, welcher von Leder gemacht, und mit Borſten, kleinen Federn und Stickerey von geſpaltenen Sehnen geziert und ſehr künſtlich gemacht iſt. Des Winters tragen die Weiber Mützen von der Haut der Taucher, die ſo abgezogen wird, daß ſie den Kopf in den Bauch des Vogels ſtecken, und Hals, Flügel und

Schwanz

Schwanz daran bleiben. Dieſe Federmützen wiſſen ſie oft mit Pelzwerke und fingerlangen Haarfranſen ſo ſchön zu ſchmücken, daß ſie wirklich recht prächtig ausſehen.

Das ganze Ameublement einer ſolchen Jurte, beſteht in Binſen und Grasmatten, hölzernen Trögen, geflochtenen Binſenkörben, ſteinernen Thranlampen, und Gefäßen von Rinde und Leder. Von der Unſauberkeit, die darin herrſcht, hat man keinen Begriff.

V. In Auſtralien, oder den Inſeln der Süd-See.

Das milde, zum Theil auch heiße Klima, welches durch die ganze neue ſüdliche Inſelwelt herrſcht, macht Kleidung bey dieſen noch halb rohen Kindern der Natur mehr zu einem Gegenſtande der Bequemlichkeit, und ſelbſt des Luxus, als des erſten Bedürfniſſes. Ihr Kunſtfleiß iſt ſo entfernt von dem europäiſchen, als ihr Land. Von Verarbeitung und Zubereitung der rohen Materialien, die ihnen die milde Hand der Natur ſo reichlich gibt, wiſſen ſie wenig, oder nichts. Ihre Werkzeuge ſind elend und ungeſchickt, und nur in Neuſeeland, wo die Witterung ſchon rauher, als in den andern Inſeln, iſt, findet man einige Spuren von einer höchſt mühſeligen Art von Weberey. Faſt alle übrige Einwohner der Südſee-Inſeln, welche nicht ganz nackt gehen, wie die von Neuholland, der neuen Hebriden, und zum Theil der Sandwichinſeln, kleiden ſich in eine Art von dickern oder dünnern Papierzeuge, welcher aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes, Brodfruchtbaumes, und einer Art Feigenbaumes, ohne Textur, gemacht wird. Ich werde daher Kleidungen aus Neuſeeland, Otaheite, und den Freundſchafsinſeln, beſchreiben, weil dieſe die intereſſanteſten ſind.

Fig. 2181, Neuſeeländer vor ihrer Wohnung; einer Hütte von Rohr und Schilf, die gewöhnlich nicht

nicht über 6 F. hoch iſt, ſo, daß man nicht aufgerichtet darin ſtehen kann; und ſtatt der Thür nur das 1 Elle große viereckige Loch hat, durch welches ſie hinein kriechen. Die Kleidung eines Neuſeeländers iſt gewiß für das Auge eines Europäers auf den erſten Anblick die roheſte, die man ſich nur denken kann. Sie beſteht aus einer Art von Mantel, der aus den Blättern der Schwertlilie gemacht iſt. Dieſe Blätter werden in 3 oder 4 Streifen geſpalten, und dieſe, wenn ſie dürr ſind, dergeſtalt zuſammen geknüpfet und verbunden, daß ein Zeug daraus entſteht, der ein Mittelding zwiſchen Netz und Baſtmatte iſt. Alle die Spitzen dieſer Blätter, die 8 bis 9 Z. lang ſind, hängen am äuſſern Theile zottig herab, ſo, daß es fürchterlich wild ausſieht. Dieſe Mäntel, welche ſie als Oberkleider tragen, ſind zwar häßlich, taugen aber ſehr gut für Leute, die oft ohne allen Schutz gegen Regen, unter freyem Himmel ſchlafen. Wenn ſie darin, wie gewöhnlich, auf ihren Ferſen ſitzen, wie die hinterſte Figur hier vor der Hütte, ſehen ſie von fern wie kleine Strohhütten oder Heuhaufen aus. Der hier ſtehende Mann hat einen ſolchen Schilfmantel um, welcher oben mit einer Schnur feſt gebunden, und mit einer daran hangenden großen Nadel von Knochen zuſammen geſteckt wird. Darunter iſt er ganz nacket, und hat nichts um den Leib als einen Gürtel, der ihnen, ſo wie den Männern in den Sandwichsinſeln, zu einem ganz ſonderbaren Gebrauche dient. In dem Gürtel ſteckt auch gewöhnlich das ſteinerne Pätuhpätuh, ihr Handgewehr, worauf ſie ſich am meiſten verlaſſen, und es zum State, ſo gut als der Südaſiate ſeinen Dolch, immer in dem Gürtel tragen. In der Hand hat er eine hölzerne Streitaxt, davon der untere Theil zugleich eine Lanze iſt. Am Halſe hat er auſſer der krummen Nadel noch einen geſchnittenen Fiſchzahn zum Zierrath hängen. Auſſer den zottigen Schilfmänteln

tra=

tragen ſie auch, wie die hier ſitzende Figur, zuweilen ein Unterkleid, welches wie ein Hemd gemacht, bunt geſtreift, und aus den Fäden einer Pflanze, die man Seidenflachs nennen könnte, gewebt, oder vielmehr in einem Rahmen geflochten iſt. Sie beſetzen dieſe Kleider mit ſchmahlen Streifen von Hundsfell, und ſticken die Säume davon ſehr zierlich bunt.

Ihr Haar iſt ſchwarz und ſtark, meiſtens hinten abgeſchnitten, und das übrige auf der Scheitel in einen Knopf zuſammen gebunden, unter welchen ſie Vogelfedern und gewöhnlich einen hohen hölzernen oder beinernen Kamm, mit Muſchelſchalen geziert, ſtecken. In ihren geſchlitzten Ohren tragen Männer und Weiber zum Putze, Knochen, Muſchelſchalen, grünen Talkſtein, Tuchlappen, und oft ganze Büſchel weiße Albatroßenfedern, die ihnen Fauſt groß neben den Backen liegen, und ein ſonderbares Anſehen geben. Der ſitzende Mann hat eine 30 F. lange Lanze in der Hand, welche ſie in der Mitte anfaſſen, und damit in einer großen Entfernung werfen und ſehr ſicher treffen können. Sonderbar iſt es, daß ſich, der allgemeinen Gewohnheit des ſchönen Geſchlechtes zuwieder, hier die Weiber weniger aus Putz und Kleidern machen, als die Männer. Sie ſind dabey überaus ſchamhaft.

Fig. 2182, ein vornehmer Mann aus der Inſel Otaheite, in ſeiner eigenthümlichen Tracht. Die Kleidung der Otaheiten beſteht durchaus in einer Art von Papierzeuge oder Tuche, ohne Textur, welches aus den Rinden des chineſiſchen Papiermaulbeerbaumes, des Brodfruchtbaumes, und eines wilden Feigenbaumes, durch Maceration, Einweichen und Schlagen mit gekerbten Hölzern, gemacht wird. Sie hat keine beſtimmten Form noch Schnitt, und eben ſo wenig ſind ein Paar Stücke von ihrem Zeuge zuſammen genähet; ſie

beſteht

beſteht in mehrern, oft 30 bis 40 F. langen Stücken von dieſem Papiertuche, die ſie nach eigener Phantaſie um den Leib wickeln, bald als einen kurzen Rock, bald als ein Stückchen Schurz nur vorn herab hangen laſſen, oft auch einen weiten Mantel um ſich ſchlagen, oder wie ein Scapulier über den Kopf und Schultern hängen. Der vornehme Mann hier trägt dergleichen lange Binde von weißem feinen Papierzeuge, welcher ſo fein als Muſſelin iſt, um die Lenden, ſo wie um den Kopf gewickelt, und einen weiten Mantel von etwas ſtärkerm Papiertuche. In der Hand hat er einen weißen Stab, als das Unterſcheidungszeichen ſeines Standes. Im Hintergrunde zeigt ſich ſeine kleinere Privatwohnung, die von dem offenen Hauſe, worunter ſeine ganze Familie wohnt, lebt und ſchläft, unterſchieden iſt. Sie iſt von Rohrſtäben, und mit Cocospalmenblättern gedeckt und behangen, und er ſchläft, als ein Oberhaupt, mit ſeiner Gemahlinn allein darin. Sie können leicht abgenommen, und in Kähnen transportirt werden. Da der Papierzeug kein Waſſer hält, ſo tragen die Otaheiten bey Regenwetter über dieſe Kleider, Mäntel von fein geflochtenem Baſte oder Binſen, welche das Waſſer abhalten, und die ſie überaus ſchön und geſchickt zu flechten wiſſen.

Um auch eine weibliche Figur von Otaheite zu liefern, hebe ich die Figur eines jungen Mädchens, als eine ſo genannte Atee, oder Geſchenkträgerinn, gekleidet, Fig. 2183, aus Cook's letzter Entdeckungsreiſe aus. Sie bringt dem C. Cook Geſchenke vom Könige Otto. Dieſe beſtanden in einem ungeheuer langen Stücke von feinem Papiertuche, womit man den Leib des Mädchens unter der Bruſt ſo lange umwickelte, bis der Wulſt 6 bis 7 Ellen im Umkreiſe dick, und ſo ſchwer war, daß ihn das Mädchen kaum noch tragen konnte. Alsdann behing man ihn noch mit ver-

ſchie-

ſchiedenen Stücken von dergleichen gelben und rothen Zeuge, welches dem Ganzen völlig das Anſehen eines großen runden Reifrockes gab. Vorn daran werden gewöhnlich 1 oder 2 Taames oder Bruſtſchilder, die man im Kriege trägt, und von bunten Federn, Hunds-haaren, Netzwerke und feiner Stickerey, gemacht ſind, gehangen, welche das Geſchenk koſtbar machen. In ihrem ſchwarzen krauſen Haare hat dies liebliche Mädchen, Blüthen von weißem Capjasmin ſtecken, welchen ſie immer bey ihre Wohnungen pflanzen, weil es faſt ihr einziger Putz iſt.

Fig. 2184, **Poulahoo**, König von Tongataboo und den andern Freundſchaftsinſeln, Audienz gebend. Er ſitzt auf der Erde mit untergeſchlagenen Beinen, innerhalb eines Halbzirkels von einer ſehr zierlich geflochtenen Schilfmatte, die ſeinen Thron vorſtellt, unter einem kleinen artig gebaueten Hauſe, deſſen Fußboden, wie gewöhnlich, mit Matten belegt iſt. Sein Kopfputz beſteht in einer Mütze, deren Vorderſchild in einem Halbzirkel, von 18 bis 20 Z. hoch, von einem Ohre zum andern und den Kopf läuft, und ſehr ſchön aus den Schwanzfedern des tropiſchen Vogels und rothen Papageyenfedern zuſammen geſetzt iſt. Um den Hals hat er eine doppelte Schnur von bunten Federn geknüpft, und um die Lenden, nach Landesart, ein langes Stück Papierzeug in Form eines Weiberrockes geſchlagen. Rund um ihn her ſitzen in einer kleinen Entfernung ſeine Verwandte und Diener, die ihm den beliebten Kavatrank bereiten. Der eine preßt den Saft der Kavawurzel in eine Schüſſel aus; ein Anderer präſentirt ſitzend dem Könige eine Schale davon, während ein Dritter, der eben hinzu gekommen iſt, ihm knieend ſeine Ehrfurcht bezeigt, und ſowohl mit Stirn als Händen ſeine Füße berührt. Hinter ihm ſitzt eine alte Frau mit einem Fliegenwedel. Das Haus iſt, wie in den Geſellſchafts- und Freundſchafts-

inſeln

inſeln überhaupt gewöhnlich iſt, unten rund herum offen; das Dach und innere Gebälk aber ſehr zierlich mit bunten Flechten von Binſen, Baſt und Weiden, verbunden.

Ueber die Verſchiedenheit unſerer Kleidertrachten. Nos *ajuſtemens* ne ſont pas *Nous*. Lpz. 1775, 8. 5. B.

Ein zünftiger Handwerker, welcher allerley Kleidungsſtücke aus gewebten Zeugen verfertigt, wird der Kleidermacher, und mit einer von einem Theile ſeiner Arbeit, nämlich dem Zuſchneiden, entlehnten Benennung, der Schneider genannt, von deſſen Profeſſion ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln, und wo ich auch eine Methode anzeigen werde, wonach man ſich richten kann, wenn man von den gelieferten Zuthaten zu einem oder dem andern Kleidungsſtücke ſich verſichern, und wiſſen will, ob ſelbige insgeſammt zu dem gemachten Stücke gekommen seyn.

Wenn ich, wie im Vorhergehenden gezeigt worden iſt, auf Gottes Erdboden ſo unzählige Völker, das eine bis über die Naſe in Pelz und Thierhäute verhüllt, das andere, ſo wie es von der Mutter kann, nackt und bloß; das eine zum alleinigen Schutze wider Sonne, Kälte, Regen oder Wind, mit einfachen Decken überhängt, das andere mit bunten Federn, mit ſchimmernder Seide, glänzendem Golde, mit Steinen, Perlen, Muſcheln und Schellen ꝛc. ausgeziert; das eine mit ſeiner dem Klima eigenen Farbe, das andere bemalt, den ganzen Körper mit Oehl und Thran getränkt, mit unausſprechlichen, geheimnißvollen, oder auch unbedeutenden Zügen das Geſicht beſchmiert, oder wohl gar zerſchnitten, und einer gewirkten Tapete gleich gemacht; endlich, wenn ich, unter ſo vielen Völkerſchaften, die eine wieder bequem und zierlich zugleich angezogen, die andere zum Nachtheil ihrer körperlichen guten Beſchaf-

fenheit wie eine ägyptiſche Mumie eingewickelt, oder, wie die morduaniſchen Weiber, unter einer Kleidertracht, die ſo ſchwer als ein Pferdegeſchirr iſt, bald erſtickt, auf dem großen Klotze herum kriechen, und dann wieder oft, wegen des bloßen Unterſchiedes in Farbe oder Schnitt der Kleidung, einander im Ernſt haſſen und ſelbſt erwürgen ſehe: ſo fühle ich immer die Verſuchung, das königliche Thier, in dieſem Stücke, nicht ſo ſehr über ſeine Mitgeſchöpfe erhaben, und, durch lächerlichen Stolz, oft weit unter dieſe herab geſetzt, zu denken. Die Natur nahm ſich mitleidig der übrigen Thiere an, verſah ſie mit einer behaarten, weniger empfindlichen Haut, und ließ ihnen größten Theils für den Winter einen eigenen Pelz wachſen, womit ſie der Kälte meiſtens Trotz biethen mögen. Der Menſch erſcheint nacket und bloß auf die Welt, und ſelbſt in ſeinem wilden Zuſtande ſchützen ihn nur wenig Haare vor Kälte und Näſſe. Zum Glück gab ihm der Schöpfer die Anlage, unter einer angemeſſenen Erziehung, zum dauerhaften Bewohner ſowohl des kalten Nordens, als auch des heißen Erdgürtels, gebildet werden zu können, ohne daß er dieſe Fähigkeit vorzüglich ſeinem Kleidererfindungsgeiſte zu verdanken hätte.

Ob Schamhaftigkeit, oder andere Empfindungen die erſten Menſchen dahin verleitet haben, ihre Blöße zu bedecken, und ſo den erſten Grund zu allen künftigen Kleidertrachten zu legen, ſolches iſt hier eine ganz gleichgültige Sache. [Noch in unſern Tagen gehen unzählige Völker, ohne jene Empfindungen von Schamhaftigkeit, nacket, und ſelbſt die verſchiedene Temperatur der von ſolchen bewohnten Weltgegenden, lehrt uns, daß auch Kälte und Hitze nirgends die Art der Kleidung allein beſtimmt habe. Man gehe in der Geſchichte aller bekannten Völker, ſo weit es möglich iſt, zurück, und es wird ein Stück Kleidung nach dem an=

dern, ſelbſt von dem Einwohner kälterer Gegenden, abfallen, bis wir den Menſchen höchſtens mit einer Thierhaut bedeckt, auf Schnee und Eis die Güte der Schöpfung rechtfertigen ſehen, welche uns, nur dem Scheine nach, bey der Geburt dasjenige entzieht, aber durch Gewohnheit und Sitte in Uebermaß gewinnen läſſet, was die übrigen Thiere einer rauhen Witterung entgegen zu ſetzen haben. Und warum, ſagt **Montaigne**, ſollten unſere Decken nicht hinreichen, gleich andern erſchaffenen Weſen, auch uns zu ſchützen, oder, da unſer Geſicht der Kälte wiederſteht, warum ſollten wir nicht ganz Geſicht werden können?

Das vorzüglichſte Kleid der alten Römer war ein weiter Ueberrock (Toga); ihren Leib trugen ſie noch lange unter dieſem bloß und ohne Unterkleid (Tunica) **Cato** behielt dieſen Gebrauch ſeiner Voraltern noch bey; und **Plutarch** ſagt von ihm, er ſey nach dem Eſſen meiſtens mit ſeinen Freunden ohne Schuhe und ohne Unterkleid herum gegangen. In ſeinem hohen Alter, und nachdem er die größten Würden im Staate bereits bekleidet hatte, ging der große Mann in einer engen und nur bis unter die Schultern reichenden Tunica herum, und im Sommer arbeitete er mit ſeinen Knechten auf dem Lande nacket und bloß. Von den alten Deutſchen ſagt **Cäſar**, ſie badeten ohne Unterſchied in Flüſſen, und ihre Kleider waren Häute, die einen großen Theil des Körpers nacket lieſſen (*); und noch die Franken haben ſich nicht viel mehr bedeckt getragen (**). Die Jugend ging bey den mehreſten Völkern bloß (***); und noch bey uns ſehen wir halb gewach=

(*) De bello gallico, L. 6. c. 21.

(**) Nuda ſunt pectora ac terga, ad lumbos vſque, inde braccis, alii lineis alii coriaceis tecti crura obtegunt. *Agathias* de Francis, L. 2.

(***) *Lazarus Bayſius*, de re veſtiaria, L. 12.

wachſene Knaben und Mädchen bey Schnee und Regen, in Hemden, halb nacket in Dörfern herum laufen, ohne durch Schamhaftigkeit, oder Empfindlichkeit der Haut, ſich nach mehrerer Kleidung umzuſehen. So dauerte auch einſt bey unſern Vätern das Knabenalter, in welchem ſie nacket und ohne Schamhaftigkeit herum liefen, beſonders lange (*); und, nach dem ein Volk die natürliche Lebensart weniger verlaſſen hat, ſehen wir auch dieſe Sitten mehr beybehalten.

Die phyſiſche und moraliſche Wirkung der nach und nach geſtiegenen Kleidungsſtücke auf diejenigen, die das Kleid der Natur mit einem künſtlichen Ueberzuge beynahe ihres ganzen Körpers verwechſelt haben, wäre ein ſchönes Feld philoſophiſcher Betrachtungen; ich wähle aber nur diejenigen darunter, welche auf die Volksgeſundheit, und auf die Beſchaffenheit unſerer Nachkommen, eine unmittelbare und wichtigere Beziehung haben. Der Reitz, welchen die Blöße des einen Geſchlechtes auf die Augen des andern macht, iſt unſtreitig da am gröſten, wo man gewiſſe Theile vorzüglich dem Blicke des intereſſirten Theiles durch Decken entzieht. Dieſer Satz iſt ſo wahr, daß die Abſicht, natürliche Reitze dem forſchenden Auge des Jünglinges zu verbergen, und denſelben etwas errathen zu laſſen, was man eben nicht für verloren wiſſen will, zur Kunſt des ſchönen Geſchlechtes, und zu einem Netze, geworden iſt, in welchem wir früh oder ſpät gefangen werden. Die Geſchichte jener Bethſchweſter, welche ihrem Beichtvater ihr tägliches Aergerniß wehmüthig klagte, das ihr ein, vor einer Schenke, wobey ſie zur Kirche vorüber gehen mußte, hängendes Bild eines nackten wilden Mannes, wider ihren Willen verurſachte, und das, da es jetzt, durch Vermittelung des Seelſorgers, mit einer bemalten Schürze verſehen wor-

(*) *Mela*, L. 3, c. 3. *Tacitus*, de Germaniae populis, c. 17.

ſehen worden, die gute Bethſchweſter immer mit dem Gedanken: was mag wohl unter der Schürze verborgen ſey? zu martern pflegte, iſt die Geſchichte des nach langem Bloßgehen endlich in Kleider verhüllten menſchlichen Geſchlechtes. Die älteſten Bildniſſe des Heilandes ſtellen denſelben, wie bey jenen, die hingerichtet wurden, üblich war, nacket und bloß vor; und **Molanus** (*) ſagt: die Bildniſſe des Heilandes, welche bloß um die Lenden mit einem Tuche umwunden ſind, erweckten mehr die Andacht, als die mit Kleidern; ein Beweis, daß man in Zeiten anfing, an den alten Malereyen ſich zu ärgern. Gregorius Turonenſis (**) erzählt von einem Geiſtlichen, dem Chriſtus im Schlafe befohlen habe, er ſollte ſein, in der Kirche, bloß um die Lenden umwundenes Bild, damit der Gekreutzigte von dem Volke nicht nacket und bloß geſehen würde, mit Leinwand ankleiden. Zu Regensburg auf dem Hochaltare, bey St. Emeran, ſah **Gretſer** einen Chriſtus, der wie ein Prieſter angezogen war (***); und noch hängen die ſchwäbiſchen Bauern ihren auf dem offenen Felde aufgeſtellten Chriſtusbildern ein Hemd um.

Eine afrikaniſche große Regentinn, da ſie ihre junge Mannsperſonen gegen das weibliche Geſchlecht erkalten und auf abſcheuliche Leidenſchaften verſinken ſah, ſteuerte dem faſt unheilbaren Uebel dadurch glücklich, daß ſie ihrem Geſchlechte kurze Röckchen anwies, welche gewiſſe Theile, die vorhin dem Auge bloß lagen, bedeckten, und nur unter größern Bewegungen verſtohlner Weiſe ſehen lieſſen. Bey verſchiedenen indianiſchen

(*) De picturis, c. 79.

(**) L. 7. de glor. Martyr.

(***) *Gretſerus*, de cruce, L. 1, c. 22, p. 77. L. 2, c. 3, p. 356. *Otto Chr. Coch*, de eo quod iuſtum eſt circa nuditatem, (Jen. 1692) §. 5.

niſchen Völkerſchaften gehen die Mädchen und Weiber nacket; und bloß die feilen Dirnen verhüllen einen Theil ihres natürlichen Reizes, damit ſie das Landvolk zu deren Genuß anlocken.

Dank ſey es alſo dem ehrbarkeitlichen Schleyer, der, an ſtatt Triebe, die von dem Schöpfer unſerm Baue einverleibet werden wollten, zu erſticken, unſere Sinne vielmehr auf eine Art zu beſchäftigen wußte, die uns in der Wirkung des Schönen auf unſer Herz, die Erwartung noch über den Genuß ſelbſt ſetzen, und ſo die wechſelſeitige Neigung durch jede neue Kleidungsart, und durch jede neue Darſtellung des Verborgenen, ſichern ließ. Ich rechne dieſen Vortheil der Kleidung, aus triftigen Urſachen, hoch an, und ſehe mit zufriedenem Herzen den ſchon gefühlloſen verbühlten Hageſtolz, da, wo er die Natur zu verlaſſen und in ihrem feilen Reitze einen Ekel zu finden dachte, auf einmal durch den verrätheriſchen, einen halbverhüllten jungfräulichen Buſen ſchützenden Flor zu geſunderem Gefühle und zu einer glücklichen Verbindung zurück ziehen.

Möchten doch dieſe Wirkungen der Kleider, nicht mit andern begleitet werden, deren Folgen unſere geſunde Beſchaffenheit, die Schönheit unſers Wuchſes, und unſere Fähigkeit zu anhaltenden, oft unvermeidlichen Bewegungen, zerſtören! Aber ſo iſt es, leider! die tyranniſche Zunft franzöſiſcher Modehändlerinnen und Schneider hat es beſchloſſen, daß wir Deutſche, in ihren engen Feſſeln, Geſundheit und alle Vorzüge unſerer männlichen Gliedmaßen verlieren ſollen. Man betrachte nur den Zwang unſerer heutigen Kleidungsart; man ſehe, wie von dem Kopfe an, bis zur Spitze unſerer Füße, alle Theile unſers Körpers eingezwänget und zu allen freyen Bewegungen unfähig gemacht werden, wenn indeſſen der ſclaviſche Muſelmann, in deſſen Augen unſere kurze und enge Kleidung für einen

ehrbaren Mann höchſt unanſtändig ſcheint, eine beneidenswerthe Freyheit in ſeinem einfachen und ehrbaren Anzuge genießt. Entweder binden wir unſere Haare enge an dem Haupte zuſammen, oder wir ſchnallen unter einer Perrücke alle unſere Kopfadern enge ein; unſern Hals umgibt ein elender Strick, den nur ein Wundarzt, der die Droſſeladern ungeſchickt binden, und dann öffnen wollte, erfunden haben kann; unſere Hemden umgürten Hals und Vorderarme; ein enges Wamms umpanzert unſern Rumpf; ein Paar Beinkleider umſpannen unſere Lenden; Riemen umgürten unſere Kniee, und unſere Füße zwingen wir in Schuhe, welche, nebſt allem Gefühle, beynahe alle Bewegung erſticken.

Die Natur hat die größern Schlagadern, deren Verwundung leicht tödtlich werden könnte, tief gelagert, die zurück führenden Gefäße hingegen in großen Stämmen unter der bloßen Haut laufen laſſen, wo ſie, ohne allen andern Druck, als jenen der allgemeinen Decke, ihr Geblüt dem Herzen zuführen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Lage der größern Blutadern an unſerer äuſſern Oberfläche, dieſelben von der kühlen, ihre Federkraft merklich unterſtützenden, äuſſern Luft, und vielleicht von einer nähern Wirkung von dieſer auf die Maſſe des Blutes ſelbſt, einen beträchtlichen Nutzen ziehen mache; und man darf nach Arbeiten, die den Kopf erhitzt, und den Zufluß des Blutes zu demſelben allzu ſehr befördert haben, den günſtigen Einfluß einer etwas kühlen Luft auf das entblößte und gleichſam in ein Luftbad geſetzte Haupt nur ein mal empfunden haben, um ſich von der günſtigen Wirkung der Atmoſphäre auf unſere entblößte Oberfläche zu überzeugen. Unſere Haut wird bey einiger Kühle der Luft um ein Merkliches geſpannter; die unter ihr liegenden Theile werden dadurch geſtärket, und die Bewegung der Säfte zu dem Herzen befördert. Die neuern Entdeckungen

gen haben uns auch gelehrt, daß die Luft für unſere einſaugende Gefäße etwas mehr ſey, als bloße Luft, und daß verſchiedene in derſelben enthaltene Theilchen, die keine Luft ſelbſt ſind, durch dieſes Mittel unſern einſaugenden Gefäßen, ſo wie jenen der Pflanzen, beygebracht werden müſſen, welche letztere in einem engen Raume und ohne eine freye Bewegung vergeilen, und nie recht gedeihen. Dieſe Theilchen ſind aber nicht gemacht, immer durch einen Schwamm durchgeſeihet werden zu können, und unſere Kleider halten ſo, eben ſo ſehr manches Nützliche von unſerer Oberfläche ab, als die Ausdunſtungen, welche bey unbedecktem Leibe ſogleich in die Luft verfliegen, ſich an dieſelben anhängen, und unter Verunreinigung der Haut zum Theil wieder eingeſogen werden. Daher ſind die Hautkrankheiten überhaupt bey denjenigen Völkern am ſeltenſten, welche ſich am reinſten halten, und durch öfteres Baden ihre Haut von dem unter den Kleidern ſich anſetzenden Schmutze fleißig abſpühlen. Je mehr wir uns aber in Tücher und Zeuge einwickeln, um ſo ſchwerer kömmt es uns an, uns mit Abwaſchung unſers Körpers abzugeben, welcher überdieß unter den warmen Decken ſo empfindlich wird, daß wir bey der geringſten Entblößung ſogleich ſchaudern, und vor jedem nicht vorher wohl gewärmten Tropfen Waſſer zuſammen fahren. Daher können wir von mancher unſerer Schönen, mit **Martialis**, ſagen:

Formoſam faciem nigro medicamine velas:
  Sed non formoſo corpore laedis aquas!
Ipſam crede Deam verbis tibi dicere noſtris
  Aut aperi faciem, vel tunicata laua!

Und wir, die wir, eines geringen Fleckens wegen, unſern Rock von uns legen, die wir unſere Hemden nicht ohne Ekel acht Tage lang tragen können, wir mö-

gen Jahre lang uns mit Abwaſchung unſerer Hände, des Geſichtes, und mit einigen Fußbädern begnügen laſſen, und mit einer Haut umher gehen, welche, wie die Schweizeralpen, mit Schnee, mit einem vieljährigen Kleiſter überzogen iſt, und einem rohen Volke aneklen würde, welches an ſeinen täglichen Bädern durch keinen beſchwerlichen Putz verhindert wird.

Auf einer andern Seite betrachtet, ſind die Kleider bey den Menſchen eines der gewöhnlichſten Mittel zur Fortpflanzung anſteckender Krankheiten geworden. Ich werde an ſeinem Orte zeigen, daß die Peſt und bösartigen Faulfieber, gar häufig durch dieſen Weg von einem Lande in das andere übergegangen ſind; und bey dem Schluſſe des gegenwärtigen Artikels werde ich die Bedenklichkeit des Trodelkrames bey Seuchen unter dem Volke zu beweiſen ſuchen.

Die Muskeln, welche unſern Körper fort zu bewegen, ſeine Theile einander zu nähern, oder von einander zu entfernen, beſtimmt ſind, liegen, ſo lange ſie unthätig ſind, geſchmeidig und eben an dem Theile an, den ſie bewegen ſollen, und laſſen ſolchen, unter den allgemeinen Decken verborgen, das Sanfte und Runde, welches uns der Zeichner vorzüglich an dem weiblichen Körper ſo lieblich darzuſtellen weiß. Bey jeder Bewegung des Körpers hingegen, ſehen wir jeden dazu behülflichen Muskel in ſeinem Fleiſchklumpen nach Verhältniß anſchwellen, und die mehr beweglichen Theile dem feſten Puncte näher bringen oder andrücken. Daher zerſpringt oder trennt ſich ein zu enges Kleid, in welches wir uns, der Mode wegen, gedränget haben, ſo bald wir unſere Kräfte anſtrengen, oder wir finden uns in allen ſolchen Verrichtungen gehemmt. Wer lange in einer ſo engen Hülle eingeſchnürt lebte, verlöre endlich alle Muskelkraft, und würde zur Puppe, wie unſere meiſten Stadtſchönen und Stutzer ſind.

Aus allem dieſen läſſet ſich der phyſiſche Einfluß jeder Kleidertracht auf unſere Geſundheit leicht erklären. So bald der Menſch aus den Kleidern mehr, als ein Mittel wider Blöße und unangenehme Witterung, machte, ward ihr Anzug zu einem Geſchäfte, welches einer öftern Reinigung der Haut ſelbſt meiſtens im Wege ſtehen mußte. Vormals behielt lange jedes Land ſeine eigene, dem Klima angemeſſene Kleidung; ſeit dem aber die Franzoſen in dem Beſitze einer uneingeſchränkten Herrſchaft über die Kleidertracht aller europäiſchen Nationen, wenigſtens aller Leute von Erziehung, geworden ſind, ſehen wir den kalten Norden in ſeidenem Gewande, ſich beynahe ſeiner urſprünglichen Nacktheit nähern; und nachdem wir uns, von unſerer Jugend an, als Fremdlinge, gegen unſere vaterländiſche Luſt verwahret, und mitten in Deutſchland die Zärtlichkeit einer afrikaniſchen Haut angenommen haben, ſetzen wir unſern Leib auf ein mal, wenn es der Kalender befiehlt, dem Einfluſſe aller unſerm Klima eigenen Veränderungen einer rauhern Witterung bloß, und ziehen uns durch die lächerliche Caprice, in einer kalten Gegend, durch leichte Kleidung den Sommer erzwingen zu wollen, tauſend Uebel auf den Hals.

Dergleichen Wirkungen der Kleider verdienen gewiß die Rückſicht der Polizey, welche ſich bisher immer mit bloßer Mäßigung des verderblichen Aufwandes in der Kleidertracht beſchäftigt hat, ohne das Wichtigſte bey den ganzen Gegenſtande, nämlich den Einfluß der verſchiedenen Kleidungsarten auf die Geſundheit der Bürger, ihrer Aufmerkſamkeit zu würdigen. Die alten Römer haben nicht nur jedem Geſchlechte, ſondern auch jeden Stande und jedem Alter, ſeine eigene Kleidung angewieſen, und die Cenſoren wachten lange ſorgfältig auf die Beybehaltung dieſer Sitte. Bey uns trägt ſich ein jeder wie er will; und wenn eine unſinnige Mode unſere Jugend zu Krüppeln bildet, un-

ſere Schwangere haufenweiſe mißgebären, und unſere Töchter zu lungenſüchtigen Geſchöpfen macht: da beobachten die Geſetze ein tiefes Stillſchweigen.

Von der Kleidung der Kinder in Abſicht auf ihre Geſundheit, ſ. im XXXVII. Th. S. 638, fgg.

Wie gut es ſey, zu allen Jahrszeiten einerley Art von Kleidung zu tragen, ſ. im XI. Th. S. 355, fgg.

J. P. Frank Syſtem einer medicin. Policey, 3 B. (Mannh. 1783, 8.) S. 718, fgg.

Diſſ. de veſtitu. Præſ. *Jo. Jac. Baier.* Reſp. *Jo. Fr. Schwarz.* Altd. 1704, 4. 2 B.

Diſſ. de morbis a veſtitu. Præſ. *Aug. Quir. Rivinus.* Reſp. *Jo. Polyc. Kiesling.* Erford. 1721, 4. 3 B.

Ein Auszug aus derſ. u. d. T. Abhandlung von einigen gefährlichen Krankheiten, die ſich ſowohl das ſchöne Geſchlecht, als die Mannsperſonen, durch verſchiedene Arten der Kleidungstrachten zuziehen kann, ſt. im 51 und 52 St. der hannov. nützl. Samml. v. J. 1756.

Diſſ. de veſtitus vitiis morborum cauſis, Præſ. *Mich. Alberti.* Reſp. *Caſp. Gottl. Schlegelmilch.* Hal. 1729, 4. 3 B.

Diſſ. de veſtitus ratione ad valetudinem, Præſ. *Jo. Henr. Schulze,* Reſp. *Chr. Lud. Wegener,* Hal. 1737, 4. 3 u. e. h. B.

Reflexions anatomiques ſur les incommodités, infirmités, inconvenients et même maladies conſiderables, qui arrivent au corps humain à l'occaſion de certaines attitudes et de certains habillements, par M. *Winslow,* ſt. in den *Memoir. de Par.* 1740, S. 59, fgg.

D. überſ. u. d. T. Anatomiſche Betrachtungen über Beſchwerungen, Krankheiten, u. d. gl. die man ſich durch gewiſſe Kleidungen und Stellungen des Leibes zuzieht, ſt. im 6 St. des 2 B. des Hamb. Magaz. 1748, 8. S. 620—628.

Ein Auszug davon u. d. T. Obſervations ſur certaines habitudes et certains habillemens qui peuvent nuire à la ſanté, ſt. im *Journ. oecon.* Juin 1759, S. 278 — 280; und im *Nouvelliſte oecon. et litter. To.* 33. *p. l. m. d'Avr. M. et J.* 1760, S. 66—70.

Diſſ. de morbis ex varia conditione veſtimentorum oriundis, Præſ. *Andr. El. de Büchner,* Reſp. *Godofr. Henr. Beyer,* Hal. 1750. 4. 6. B.

Gedanken eines Arztes über die Kleidung, ſt. im 3 Theil der geſellſchaftl. Erzähl. Hamb. 1754, gr. 8. 56 St. S. 49—64; 59 St. S. 97—112, und 62 St. S. 145—160.

Anmerkung von den Fehlern der Kleidung, in Abſicht der Geſundheit, ſt. im 29 St. der hannov. nützl. Samml. d. J. 1755, S. 451.
Chr. Tob. Ephr. Reinhards ſatyriſche Abhandlung von den Krankheiten der Frauensperſonen, welche ſie ſich durch ihren Putz und Anzug zuziehen, 2 Theile, Glog. und Berl. 1756, 1757, 8. 20 u. e. h. B. n. 1 B. Kupf.
Von den Kleidermoden, ſ. Hrn. D. Unzer's Arzt, 1 Th. Hamb. 1759, gr. 8. 12 St. S. 177—192.
Diſſ. de valetudine hominis nudi & cooperti, Præſ. *Ge. Gottl. Richter*, Reſp. *B. A. Schloſs*, Gott. 1763, 4. 6 B.
Extrait d'une Théſe de Medecine, l'homme nud et couvert; ſoutenue à Gottingue ſous la préſidence de M. *Richter*, par Mr. *Schloſs*, ſt. in No 50 der Gazette ſalut. d. J. 1763.
Der Putz und Anzug der Frauensperſonen, als eine Urſache vieler Krankheiten, ſt. im 31—34 St. des Stuttg. allg. Magaz. 8. J. 1768.
Recherches ſur les habillemens des femmes & des enfans, ou Examen ſur la maniere dont il faut vêtir l'un & l'autre ſexe, par Mr. *Alphonſe le Roi*, à Par. 1772.

Die Pracht, ſo fern ſie ſich durch die Kleider an den Tag legt, oder in Kleidern beſteht, wird die Kleiderpracht genannt. Dieſe kann kaum höher ſteigen, als ſie zu unſern Zeiten geſtiegen iſt. Meiſtentheils iſt es ein Uebel, wozu die Frauen ihre Männer verführen, die am Ende beyderſeits dadurch geſtürzet werden. Die Kleiderpracht ſcheint dem ſchönen Geſchlechte eigenthümlich zu ſeyn, daß ſie durch alle Lebensumſtände darin den Vorzug behaupten wollen. So gar ein Tagelöhnerweib muß ein ſeidenes Kleid haben, wenn auch gleich der Mann in einem groben Tuche neben ihr her zieht. Die Pracht fängt von dem Kaufmanne an, und geht ſtufenweiſe herab. Der Kaufmann und ſeine Gemahlin zeigen ſich im fürſtlichen Aufzuge; der etwas minder vornehme Bürger und ſeine Frau gehen wie Adeliche; der ordentliche Bürger, wie ein Kaufmann; die Dienſtbothen und gemeinen Leute, wie ſonſt der Bürger. Nur wenige Vernünftige richten und tragen ſich nach ihrem Stande, und dieſe redliche Leute ſind alsdann in den Augen ſolcher Windmacher aufs höchſte verachtet. Was kann aus einer ſolchen Kleiderpracht anders, als Man-

Mangel und Armuth, entſtehen? Jeder erſchöpft ſein Vermögen, und borgt noch dazu, um entweder mehr oder eben ſo viel Staat zu machen, als andere ihres gleichen. Im Kleide ſcheint Mancher ein Mann von vielen tauſend Thalern zu ſeyn, und bey einiger Nachforſchung iſt er ſo viel tauſend ſchuldig, als man ihn reich ſchätzte. In ſo glänzendem State, als dieſe Leute einher ziehen, klagen ſie doch über ſchlechte Zeiten. Die Klagen aus dem Munde ſolcher Leute kommen mir immer weit lächerlicher vor, als ein witziger Einfall eines Bauern. Spricht man zu ihrem Troſte: Sie ſollen nicht ſo viel auf Kleidung wenden; ſo bekömmt man die Antwort: Ich kann meinem Stande nichts „ vergeben, und ſchlechter hergehen, als andere.“ Gleich als ob der Stand, der Rang und das Anſehen eines Mannes, oder einer Frau, von ſeinem Rocke und von ihrem Schlumper abhinge.

Das heißt wahrhaftig ſchön und bündig ausgedacht.
Sonſt hatte nie das Kleid, Mann und Verſtand gemacht.
Glück zu, o Welt! daß du den großen Geiſt geboren,
Der jetzt ſo edel denkt! = = Lacht Freunde, lacht der Thoren.

Die Mode in der Geſtalt und Art der Kleider, wird die Kleidermode genannt. Die Kleidermode iſt nur ein Rad, welches ſich um ſeine eigene Achſe dreht. So manche Trachten, die es jetzt wieder in die Höhe gebracht hat, trifft man vor 3 bis 400 Jahren an. Moden in Kleidern ſind nichts; allein, wenn ſie unſchuldig ſind, ſo müſſen wir ſie beobachten; und es wird genug ſeyn, wenn wir weder die Erſten noch die Letzten darin ſind, uns weder zu geringe noch zu koſtbar kleiden, und den männlichen Wohlſtand nicht mit einem weichlichen und weibiſchen Putze verwechſeln. Denn ſonſt fallen wir in einen andern Fehler; und eine übertriebene Galanterie iſt eben ſo lächerlich, als eine cyniſche Sauerey.

Man

Man wird, was die geſammte Kleidung betrifft, eine Kleinigkeit bemerken, die zwar an ſich ſelbſt nicht viel zu bedeuten hat, die aber deswegen ſehr merkwürdig iſt, weil man aus derſelben entweder auf die Nachläſſigkeit eines Menſchen, oder auf ſeine Neigung zur Accurateſſe, ſchließen kann. Ich meine die genaue Sorgfalt, oder die Nachläſſigkeit, die eine Perſon in ihrem ganzen Anzuge von ſich blicken läſſet. Es kömmt hier gar nicht auf die Koſtbarkeit der Kleider, und aller dazu gehörigen Stücke, an. Die ordentlichſten Gemüther, die in allen ihren Sachen im höchſten Grade accurat und ſorgfältig ſind, ſind nicht allemal reich; und es iſt ihnen daher unmöglich, viel auf ihre Kleidungen zu wenden. Allein, man wird Perſonen genug von beyderley Geſchlechte kennen, welche dem Werthe nach ganz ſchlechte Kleider tragen, ſie ſitzen ihnen aber ſo ordentlich, nett und knapp am Leibe, daß es eine Luſt iſt, ſie anzuſehen. Es gibt aber auch Perſonen, die ſich in die reichſten Zeuge kleiden, und mit Gold, Silber und Edelſteinen überall prangen; allein, ſie kriechen mit einer ſo erſtaunlichen Nachläſſigkeit und Sorgloſigkeit in ihre Kleider, daß nichts an ihrem Leibe feſt ſitzt, und eine ſolche Perſon iſt zuweilen nicht beſſer, als ein Nagel in einem Kleiderſchranke, an welchem die Kleider ſchlaff herunter hängen.

Es iſt wahr, man kann ſehr leicht einen kleinen und kindiſchen Geiſt verrathen, wenn man mit einer gar zu großen Sorgfalt und Aemſigkeit ſich ankleidet, und wenn man gar zu viel Zeit darauf verwendet; denn dieſe Sache gehört zu der allergeringſten Gattung der menſchlichen Verrichtungen. Es kann auch ſowohl ein Frauenzimmer, als auch eine Mannsperſon, in ein gezwungenes und affectirtes Weſen fallen, und ſich dadurch lächerlich machen. Allein, um der Ausſchweifungen in dieſer Sorgfalt willen, muß man ſie ſelbſt nicht ganz

verdammen. Wo iſt ein menſchliches Verhalten zu finden, in welchem nicht viele Menſchen ausſchweifen ſollten? Die Putznarrheit pflegt ſich auch dadurch zu äuſſern, wenn man ſich mit gar zu vieler Sorgfalt und Accurateſſe kleidet.

Weil es unter beyden Geſchlechtern Perſonen gibt, welche glauben, es gehöre dieſe Sache unter die Kleinigkeiten, um welche ſich nur müßige Leute, kindiſche Gemüther und Putznarren, bekümmern: ſo entſchuldigen ſie ihre gar zu große Nachläſſigkeit in ihrer Kleidung damit, daß ſie zu viel zu thun hätten, daß ſie keine Zeit übrig behielten, auf dieſe Poſſen zu denken. Große Gelehrte ſind oft auf das Studiren ſo erpicht, daß ſie ſo gar oft vergeſſen, ihre Kleider dergeſtalt zu zuknöpfen, daß ſie ihre Blöße hinlänglich bedecken. Manche Hausmutter glaubt berechtigt zu ſeyn, nicht die geringſte Sorgfalt auf ihre Ankleidung zu wenden, weil ſie, ihrem Bedünken nach, zu viel in ihrem Hausweſen zu thun hat. Sie hält ſich wohl gar über andere Frauen auf, und hält ſie für Müßiggängerinnen und ſchlechte Haushälterinnen, welche allemal nett einher gehen. Das Laſter ſucht ſich allemal zu rechtfertigen; und die Erfahrung lehrt, daß es nur auf die Gewohnheit ankömmt, daß ein Frauenzimmer ſowohl als eine Mannsperſon ſich in der Geſchwindigkeit ſo ordentlich, als möglich, ankleide.

Wenn man nun dieſen Fehler, von dem ich jetzt geredet habe, bloß vor ſich betrachtet, ſo ſcheint er freylich ſehr wenig zu bedeuten. Es ſcheint allerdings nicht viel auf ſich zu haben, ob ein Frauenzimmer ſich enge oder weitläuftig ſchnürt. Allein, wenn man auf die Quelle deſſelben ſieht, ſo iſt er ein Beweis einer ſehr großen Unvollkommenheit, gleichwie die entgegen geſetzte Tugend und Zeichen einer ſehr großen Vollkommenheit des Gemüthes iſt. Alle menſchliche Handlungen, alle Tugenden, alle Hausgeſchäfte, alle Werke

der Kunſt, alle Thaten, wenn ſie anders in der gehörigen Vollkommenheit verrichtet werden ſollen, erfordern, daß man einen gehörigen Fleiß auf ſie wende. Dieſer Fleiß ſchließt ſehr vieles in ſich. Man muß alle ſeine Gedanken zuſammen faſſen; man muß auf alles Achtung geben; man muß ſeine Kräfte in dem gehörigen Grade anſtrengen, und mit der nöthigen Munterkeit anwenden. Verſicht man es in einem dieſer Stücke; denkt man nicht genug auf die Sache, die man unter Händen hat; überſieht man vieles bey der Verrichtung der Sache; iſt man nicht geſchäftig genug: ſo verrichtet man die Sache nur ſo obenhin, und man begeht viele Fehler, man unterläſſet vieles, was man thun ſollte, und verrichtet vieles ganz anders als man ſollte. Und man kann leicht erachten, wie viel Schade und Nachtheil ſowohl für uns ſelbſt, als auch für Andere, daher entſtehen kann. Es iſt demnach eine der größten Vollkommenheit des Menſchen, wenn man keine nachläßige Gemüthsart hat. Nun kann man mit Recht behaupten, daß ein Menſch, der ſo erſtaunlich nachläſſig in ſeiner Ankleidung iſt, dadurch verrathe, daß er ein nachläſſiges Gemüth beſitze. Geſchäftige und accurate Leute überſehen nichts, und ſie richten ihre ſorgfältige Aemſigkeit auch auf alle Kleinigkeiten. Man wird daher auch meiſtentheils, ja allemal, finden, daß z. B. eine Hausfrau, die ſo nachläſſig in ihrer Kleidung iſt, auch eben ſo nachläſſig in ihrer ganzen Wirthſchaft iſt. Wenn hingegen ein Menſch ſich gewöhnet, in ſeiner Kleidung und in andern Kleinigkeiten accurat zu ſeyn, ſo erlangt er auch überhaupt die Fertigkeit, in allen ſeinen Verrichtungen ſorgfältig und accurat zu ſeyn. Wer im Kleinen nicht treu iſt, der iſt auch im Großen nicht treu. Wenn man alſo eine Perſon gewahr wird, die in ihrer Kleidung ſo viel Nachläſſigkeit blicken läſſet, ſo kann man unmöglich das Vertrauen zu ihr faſſen, daß ſie in wichtigern Ge-

ſchäften accurater ſeyn werde. Ein Frauenzimmer, und eine Mannsperſon, die in der Welt noch erſt ihr Glück machen wollen, empfehlen ſich ſehr ſchlecht, und legen ihrem Glücke große Hinderniſſe in den Weg, wenn ſie ſich in ihrer Kleidung ſo nachläſſig beweiſen. Sie ſind ſelbſt Schuld daran, daß man es ihnen nicht zutrauet, daß ſie in wichtigen Geſchäften accurat und ſorgfältig genug ſeyn werden. Und um dieſer Urſachen willen iſt es eine wahre und große Zierde für einen jeden Menſchen, wenn er ſich beſtändig mit der nöthigen Accurateſſe und Sorgfalt ankleidet, zumal da der Wohlſtand, die guten Sitten, und das ſo genannte Decorum, dieſe Sache ohnedieß fordern.

Ich halte es für ein wichtiges Stück der Kinderzucht, daß man die Kinder bey Zeiten zu dieſer Sorgfalt gewöhne. Viele Aeltern ſind darin ſo nachläſſig, daß ſie ihre Kinder den ganzen Tag in der nachläſſigſten und liederlichſten Kleidung herum laufen laſſen. Die Kinder gewöhnen ſich dieſes nachläſſige Weſen an, und werden mit der Zeit in wichtigern Dingen eben ſo nachläſſig. Wenn man aber bey Kindern dergleichen Unordnung nicht duldet, ſo werden ſie es endlich gewohnt, und ſie bekommen dadurch eine Fertigkeit, wichtigere Sachen mit der größten Sorgfalt zu thun.

Eine obrigkeitliche Verordnung in Anſehung der Kleider, worin beſonders der Kleiderpracht Gränzen geſetzet werden, und, in dieſer Abſicht, jedem Stande und jeder Claſſe der Einwohner eines Staates vorgeſchrieben wird, was für Kleider ſie tragen ſollen, wird die Kleiderordnung, L. Lex ſ. Ordinatio veſtiaria, genannt. Ehedem waren dieſe Kleiderordnungen ſehr gebräuchlich. Man hielt ſie für einen ſehr ernſtlichen Gegenſtand der Polizey, ja für ein ſo wichtiges Geſchäft, daß der ganze Reichstag in Deutſchland ſich mehr als ein mal damit beſchäftigt, und

und Reichskleiderordnungen verfertigt hat (1). Allein, heut zu Tage hat man ganz andere Grundſätze in der Polizey angenommen, und man wird, außer der churf. ſächſiſchen (2), wenige neuere Kleiderordnungen, in welcher die Einwohner des Landes wegen der Kleidertracht, die ihnen verſtattet oder verboten ſeyn ſoll, in gewiſſe Claſſen vertheilet werden, in Deutſchland mehr antreffen.

Man glaubt heut zu Tage, und zwar mit gutem Grunde, daß der Luxus in der Kleidertracht dem Nahrungsſtande ſehr zum Vortheil gereiche, indem ſowohl der Abſatz der Manufactur und Fabrikwaaren dadurch befördert, als auch der Fleiß und die Arbeitſamkeit ermuntert wird, damit man es andern in Kleidern gleich thun könne. Man hält daher die Kleiderordnungen für ſchädlich, und nimmt den Grundſatz an, daß man einem Jeden die Freyheit laſſen ſolle, Kleidungen zu tragen, welche er will, wenn nur keine ausländiſche, ſondern inländiſche Waaren dazu genommen werden (3). Dieſer Grundſatz iſt nun zwar an ſich

(1) S. die Reichsabſchiede, de an. 1500, §. 22; de a. 1530, §. 98, 99. Reform. guter Polizey, de a. 1530, §. 9—27. Reform. guter Polizey zu Augſpurg 1548, §. 9, 10.

(2) Vom 21. Febr. 1750. Sie befindet ſich im 7. B. der Leipziger Samml. S. 466, fgg. und in Gottfr. Schmieders des Churfürſtenthums Sachſen allgemeinen und der Reſidenzſtadt Dresden beſondern Polizeyverfaſſung, 1. Th. (Dresd. 1774, gr. 8.) S. 45, fgg. Das Reſcript, deren eingeſchärfte Beobachtung betreffend, d. d. Dresd. d. 28. Apr. 1756, ſt. in Schmieders 2. Th. (Dresd. 1783) S. 695, f.

(3) S. v. Juſti Polizeywiſſenſchaft, 2. B. §. 289. Eb. Deſſ. Grundſätze der Polizeywiſſ. (3te Ausg. mit Verbeſſer. und Anmerk. von Hrn. Hofr. Beckmann, Gött. 1782, gr. 8.) §. 322, S. 277, f. Philippi vergrößerter Staat, 12. Cap. S. 312. Freyherrn v. Schrödern fürſtl. Schatz- und Rentkammer, Cap. 56, und Supplem. ad Cap. 56, S. 389. Zink in ſeinen, im 7. B. der Leipz. Samml. S. 427, fgg. befindlichen Gedanken von Kleiderordnungen, ſcheint dieſelben eher

ſich richtig, er iſt aber nicht allgemein, ſondern findet nur in einem ſolchen Lande ſeine Anwendung, welches ſich in den glücklichen Umſtänden befindet, daß es mit guten Manufacturen und Fabriken hinlänglich verſehen iſt. Wie aber, wenn das Land keine feine Tuch- und Zeugmanufacturen, keine Gold- und Silberfabriken, keine Sammet- und Seidenmanufacturen ꝛc. hat, und wenn für dergleichen fremde Waaren jährlich viel Geld aus dem Lande geht; in welchen Umſtänden ſich die meiſten kleinern deutſchen Staaten befinden; ſollte in einem ſolchen Lande eine Kleiderordnung nicht nützlich und nöthig ſeyn? Ich meine allerdings, wofern nämlich die Einwohner von den unterſten Ständen und Claſſen ſo thöricht ſeyn ſollten, es in Tragung des Sammtes, der Seide, des Goldes und Silbers, den andern von den höhern Claſſen nachzumachen. Außerdem aber würde ich auch hier zu keiner Kleiderordnung anrathen, wenn gleich die Einwohner der höhern Claſſen für ſolche Waaren ihr Geld außer Landes ſchicken müßten. Denn in dieſem Falle würde man bedenken müſſen, daß die Tragung ausländiſcher Kleiderwaaren ein nothwendiges Uebel ſey, wo allemal genug gewonnen ſeyn würde, wenn man dieſes Uebel bey den niedrigen Claſſen der Einwohner verhindern könnte. Dieſe niedrige Claſſen begreifen aber auch das männ- und weibliche Geſinde in ſich, welches bey den Einwohnern der höhern Stände dient. Es würde alſo in ſolchem Falle auch dieſem Geſinde die Tragung der Livree, oder Kleider, wozu die Sammet- und Seidenwaaren, oder Treſſen, außerhalb Landes fabricirt und gekauft werden, nicht zu geſtatten ſeyn, obgleich, ſolche Waaren zu tragen, den Herrſchaften ſelbſt

eher zu vertheidigen, als zu mißbilligen; doch will er, daß dabey auf die Umſtände des Landes geſehen werden müſſe; und hierin hat er Recht.

ſelbſt erlaubt iſt. Man ſollte nicht einmal die Ausnahme gelten laſſen, welche ſich in der churſächſiſchen Kleiderordnung findet, daß nämlich diſtinguirte Hausofficianten, Kammerjungfern, Kammermädchen ꝛc. die ihnen ſonſt nicht erlaubten Kleidungen alsdann zu tragen befugt ſeyn ſollten, wenn ihnen dieſelben von ihrer Herrſchaft geſchenkt würden; denn dieſe Ausnahme, ſo billig ſie auch ſcheint, kann zu vielen Unterſchleifen, wodurch die Kleiderordnung beſtändig übertreten wird, Anlaß geben, und würde der Polizey ſehr viele verdrüßliche Unterſuchungen verurſachen.

Daß beſonders dem Geſinde eine Kleiderordnung vorzuſchreiben nöthig ſey, erhellet daraus, daß, wenn ſolches nicht geſchieht, ſondern man demſelben hierin alle Freyheit geſtattet, zu ihrer Untreue und unordentlichem Leben nur noch mehr Anreizung und Gelegenheit gegeben, und in dieſem Stücke die Geſindeordnung faſt ganz unwirkſam gemacht wird. Letztere ſchreibt dem Geſinde den jährlichen Lohn vor; dieſer iſt auch bey einer ordentlichen und vernünftigen Lebensart zureichend. Wenn aber die Mägde ſeidene Kleidungen, oder goldene und ſilberne Spitzen und Treſſen auf ihren Hauben, Schuhen und Pantoffeln ꝛc. tragen dürfen, will es immer eine der andern hierin gleich thun. Weil nun die Mägde ſolchen Aufwand von ihrem Lohne nicht beſtreiten können, die Polizey aber ihnen ſolchen, wegen ihres Luxus und ihrer Thorheit, nicht erhöhen will, ſo iſt Untreue und Hurerey der gemeine Weg, welchen die Mägde, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, einſchlagen; trotz aller Strafe, welche die Polizey darauf geſetzt hat. Dieſem Uebel abzuhelfen, ſollte man dem Geſinde allemal und ohne Unterſchied, es mögen die Kleiderwaaren im Lande ſelbſt fabriciret werden, oder nicht, eine Kleiderordnung vorſchreiben, wenn man auch alle übrige Stän-

de und Claſſen der Einwohner damit verſchonen wollte. Durch ſolche Kleiderordnung würde die Geſindeordnung ungemein unterſtützet werden; und darin beſteht hauptſächlich die Güte der Polizeygeſetze, wenn ſie ſo eingerichtet ſind, daß eines dem andern die Hand bietet, und zur Beförderung dient.

In Frankreich hat der Luxus, welcher daſelbſt zu allen Zeiten herrſchte, eine Menge Geſetze wider denſelben veranlaſſet. Das erſte dieſer Art iſt von Carl dem Groſſen. Als dieſer Monarch das erſtemal nach Italien zog, brachten ſeine ſiegreichen Truppen aus dieſem Lande den Geſchmack an der Kleiderpracht mit ſich, und breiteten ihn unter der Nation aus. Man ſahe bald nichts anders, als ſeidene Kleider mit dem koſtbarſten Pelzwerke, welches die Venetianer aus dem Orient brachten, geziert. Der Kaiſer, ein Feind aller Pracht, ſchwieg Anfangs dazu ſtill, und glaubte, wie ich weiter unter erzählen werde, ſeine Unterthanen durch ſein Beyſpiel wieder zur Simplicität zurück zu führen; da er aber, ſtatt der gehofften Verringerung, die Vermehrung des Uebels gewahr wurde, bediente er ſich der Gewalt, die fernern Progreſſen deſſelben zu hemmen. Es ergieng daher eine Verordnung, daß Niemand das beſte doppelte Unterkleid höher, als mit 20 Sols, bezahlen ſollte; der Preis des einfachen war 10 Sols, und die übrigen verhältnißweiſe; das beſte Oberkleid mit Marder- oder Fiſchotterhäuten gefüttert, war auf 30, und ein mit Katzenfellen gefüttertes auf 10 Sols feſtgeſetzt. Wer dieſe Beſtimmung überſchritt, mußte eine Geldbuſſe von 40 Sols an den König, und 20 an den Angeber erlegen. Der Sol betrug damals ſo viel, als 46 der heutigen.

Ludwig der Gütige machte auch Prachtgeſetze für die Geiſtlichen und Soldaten. Beyden wurde verboten, ſeidene Kleider, wie auch goldene und ſilberne Zierrathen zu tragen. Beſonders wurden den gemeinen Geiſtlichen die Ringe mit koſtbaren Steinen unterſagt, und bloß Prälaten erlaubt; auch wurden alle mit Gold und Steinen gezierten Gürtel, Schuhe und Meſſer, wie auch vergoldete Zäume an den Pferden und Mauleſeln allen Geiſtlichen verboten, und dieſes bloß vornehmen Militärperſonen und Rittern bewilliget. Von vorbeſagter Regierung an, bis zu Ludwig dem Heiligen, findet man keine neue Prachtgeſetze. Selbſt Ludwig machte eigent-

eigentlich deren keine; er war für ſeine Perſon ſehr mäßig; aber es gab zu ſeiner Zeit Männer und Weiber, die ſehr ausſchweifend in ihrem Putze waren, dieſe wurden von dem Könige nur mit Sanftmuth getadelt. „Ein Mann, pflegte „er zu ſagen, muß ſauber gekleidet ſeyn, wäre es auch nur „ſeiner Frau zu gefallen; er muß ſo in ſeinen Kleidern ge„hen, daß die vernünftigen Leute nicht ſagen können, daß „er zu viel, noch die jungen Leute, daß er zu wenig thue.“

Philipp der Schöne, ſein Enkel, begnügte ſich nicht mit bloßen Worten, ſondern machte ſtrenge Geſetze gegen den Luxus. Im J. 1294 wurde gegen die Kleidertracht eine große Verordnung bekannt gemacht. Es wurde den Bürgern verboten, Grauwerk und Hermeline zu tragen, Zierrathen von Gold und Edelſteinen zu haben, auch den Weibern wurden die goldenen und ſilbernen Kronen unterſagt. Kein Geiſtlicher, der nicht Prälat war, oder ſonſt eine Würde hatte, durfte koſtbares Pelzwerk tragen, außer zur Bedeckung ſeines Hauptes. Die Herzogen, Grafen und Barone von 6000 Livres Einkünfte, wie auch die Ritter, durften allein jährlich vier Kleider haben, ihre Stallmeiſter und Knappen aber nur zwey. Dieſes galt auch von den Prälaten und ihren Almoſeniren, Secretären und Aſſiſtenten. Wer 3000 Livr. Einkünfte beſaß, hatte die Erlaubniß zu drey Kleidern jährlich; wer 2000 hatte, zu zwey, und ſo verhältnißmäßig. Jungen Leuten und unverheuratheten Frauenzimmern wurde nur Ein Kleid erlaubt; auch wenn leztere verheurathet waren, mußten ſie wenigſtens 2000 Livr. Renten haben, um mehr als Ein Kleid tragen zu dürfen. Der Preis der Zeuge wurde feſtgeſezt; für die vornehmſten Herren und Damen, 25 Sols die Pariſer Elle; für den niedern Adel, 18; für den Stallmeiſter und Knappen, 6 bis 7; für die angeſehenſten Bürger, 15 bis 16; und für die geringern 10; für ihre Weiber, nur 12 Sols, u. ſ. w. Auf die Uebertretung dieſer Verordnungen wurden ſtarke Geldſtrafen geſezt. Der Sol der damaligen Zeit galt 12 der jezigen, und der Livre ungefähr 12 der heutigen. Dieſes Prachtgeſez aber wurde weder lange Zeit, noch genau, beobachtet.

Carl VII., nachdem er die Engländer aus Frankreich vertrieben hatte, machte auch dergleichen Geſetze, die ebenfalls wenig befolget wurden. Obgleich **Ludwig IX.** im-

 mer

ner ſehr ſchlecht gekleidet gieng, liebte man doch die Pracht unter ſeiner Regierung. Dieſem Uebel wollte Carl VII. dadurch abhelfen, daß er alle reiche Stoffe in ſeinem ganzen Königreiche verbot; die ſeidenen Zeuge waren bloß dem vornehmſten Adel erlaubt. Ein Geſetz, wodurch die Tuchmanufacturen in Languedoc ſehr empor kamen! Der gute König Ludwig XII. ließ den Luxus unangetaſtet, obgleich er und Anna von Bretagne das Beyſpiel zur Simplicität gaben. Franz I. aber, welcher Anfangs die Pracht begünſtigt hatte, war gezwungen, dem großen Mißbrauche Einhalt zu thun. Er machte ein Geſetz, wodurch allen Unterthanen, ſelbſt den Prinzen, verboten wurde, ſich in Gold- oder Silberſtoff zu kleiden, reiche Stickerey zu tragen, auch Pferdegeſchirr mit Gold und Silber zu zieren, bey 1000 Sols Strafe, die jetzt 7 bis 8000 Livr. betragen würden. Von dieſem Geſetze war bloß die königliche Familie ausgenommen. Es wurde aber ſehr durch die Erlaubniß geſchwächt, die den Cavaliers und Damen ertheilt wurde, ihre prächtige Kleider abzutragen. Unter dieſem Vorwande blieb es beym Alten, bis eine Gelegenheit ſich ereignete, wo der Luxus ſeine völlige Gewalt wieder erlangte. Dieſes war die Zuſammenkunft Franz I. und Heinrich VIII. Königs von England, zwiſchen Guignes und Calais, wo beyde Könige ſich einige Tage lang mit unſäglicher Pracht einander Feſte gaben, daher auch dieſes Feld das goldene Lager genannt wurde. Der Wunſch des Königs von Frankreich, ſich daſelbſt in ſeinem ganzen Glanze zu zeigen, verurſachte, daß ein Jeder, bis auf die geringſten Hofbedienten, Gefahr lief, ſich durch einen ausſchweifenden Aufwand zu ruiniren; „auf eine ſolche Art, ſagt du Bellai: daß „viele ihre Waldungen, Mühlen und Wieſen auf ihren „Schultern trugen.“

Heinrich II. und ſeine Maitreſſe hatten auch einen Hang zur Pracht; man bewies aber dem Könige durch Gründe, daß der Luxus dem Staate ſchädlich ſey, daher er ihn 1549 durch ein neues Geſetz mäßigte. Da die Stände zu Orleans 1560 verſammelt waren, entwarf man vortreffliche Geſetze über allerley Gegenſtände, wovon aber ſehr wenige wegen der darauf folgenden bürgerlichen Kriege ausgeführet wurden. Der Kanzler de l'Hopital ließ 1565 ein Geſetz gegen die Vertugaden ergehen; eine Mode, die von den ſpaniſchen Damen herkam, und welche die franzöſiſchen

bis

bis zur Leidenſchaft liebten; auch verbot er, mit ſilbernen Agrafen, und überhaupt mit Goldſchmiedearbeit, die Kleider und Gürtel zu zieren. Alle dieſe Geſetze aber hatten keinen Beſtand. Sogar noch in demſelben Jahre wurden die Vertugaden den Damen von Toulouſe wieder erlaubt. Carl IX. machte auch Prachtgeſetze 1567 und 1573; imgleichen Heinrich III. 1583, die ſo wenig, wie alle vorige, befolget wurden.

Heinrich IV. konnte ſich mit dieſem Gegenſtande nicht eher beſchäftigen, als bis die Ruhe in ſeinem Reiche wieder hergeſtellt, und ſein Thron befeſtigt war. Dieſes war 1604. Allein, geleitet durch die Rathſchläge des weiſen Sully, hütete er ſich ſehr, ſeinen Unterthanen irgend etwas zu verbieten, was in Frankreich fabricirt wurde. Er gab alle Aufmunterung zum Seidenbau, und zu allen Manufacturen, die ſich der franzöſiſchen Zeuge bedienten; nur die fremden Zeuge wurden ſtrenge verboten, ſo wie alle auswärtige Producte, die zum Luxus gehörten, als: Spitzen, Perlen, Diamanten, u. ſ. f. In dieſem Edicte, welches 1604 bekannt gemacht wurde, erklärte der König, daß dieſes Verbot nur die rechtſchaffenen Leute beyderley Geſchlechtes angienge, daß er aber den Huren und Spitzbuben die Freyheit ließe, ſich nach Gefallen zu kleiden. Nach dem Tode Heinrich VI. verbot Maria von Medicis alle Stickereyen und Treſſen auf Kleidern und Hüten, wie auch alle Degen und Stockbänder.

Im J. 1625 gab das Parlament zu Dijon ein ſonderbares Geſetz, worin, außer der Kleiderordnung, die Wappen und Titel des Adels, wie auch die Titel aller andern Perſonen beyderley Geſchlechts feſtgeſetzt wurden. Durch die Bemühungen des großen Colbert wurden nachher alle Arten von Manufacturen in Frankreich vervielfältigt und in Flor gebracht, die Prachtgeſetze wurden aufgehoben, oder blieben unbeobachtet; denn man nahm den Grundſatz in Frankreich an, daß man daſelbſt den Luxus leiten, aber nicht unterdrücken müſſe.

In Conſtantinopel ſind den Chriſten und Juden nicht allein alle lebhafte Farben zu ihren Kleidern verboten, ſondern wenn ſie ihre Häuſer auswendig anſtreichen laſſen wollen, ſo muß dieſes gleichfalls mit einer dunkeln Farbe geſchehen. In Aegypten kann ein

Jeder die Farbe ſeiner Kleider nach eigenem Gefallen wählen, wenn er nur nicht grün nimmt; denn dieſe Farbe haben die Muhamedaner unter der türkiſchen Regierung bloß ihren Glaubensgenoſſen vorbehalten. Man hat darüber vielleicht kein ausdrückliches Geſetz von der Obrigkeit; man könnte aber von dem Pöbel inſultirt werden, wenn man ſich grün kleidete.

Die ſchwarze Kleidertracht der Geiſtlichen rührt von Kaiſer Carl V. her, der ſie aus Spanien nach Deutſchland brachte, wo ſie Hofetiquette wurde, dann ſich auf den Kanzeln und in den Gerichtsſtuben bis auf unſere Zeiten, wiewohl nicht ohne einige Modificationen erhalten hat.

Auszug der dresdenſchen Kleiderordnung, v. J. 1482, ſt. in Jo. Aug. Schlettweins Archiv für den Menſchen und Bürger ꝛc. 5. B. (Lpz. 1782, gr. 8.) S. 505, fgg.

Aeltere pfälziſche geiſtliche Kleiderordnungen, d. d. Heidelberg, d. 24. Jul. 1600; 12. Jan. 1613, und 9. Dec. 1619, ſt. im Journ. von und für Deutſchl. 2. Jahrg. 1785, 7. St. S. 76—79.

Polizey und Ordnung, wie es mit Koſt, Tracht, Kleidungen, und etlichen andern Sachen hinfüro, in Unſern beyden Städten, Berlin und Cölln an der Spree, ſoll gehalten werden, Frf. a. d. O. 1604, ſt. auch in Mylius Corp. Conſt. March. 5. Th. 1. Abth. Col. 71.

Conſtitution und Ordnung, wie es hinfüro ſowohl in Kleidungen und Livreen, als bey den Gaſtereyen ꝛc. in der Chur und Mark Brandenburg gehalten werden ſolle, v. 28. May 1696, eb. daſ. No. 10, Col. 89.

Edict, daß nach Verlauf 6 Monate die Dienſtmägde und ganz gemeinen Weibsleute, ſowohl Chriſten als Juden, keine ſeidene Röcke, Camiſöler und Lätze ferner tragen ſollen, d. d. Berl. 6. Nov. 1731, eb. daſ. No. 22, Col. 111, ſt. auch nebſt Hrn. v. Ludwig Erläuterungen darüber, in Deſſen gelehrten Anzeigen, 1. Th. Halle 1743, 4. S. 325, fgg.

Hildesheimiſche Kleiderordnung, d. d. 13. Dec. 1779, ſt. in Schlözers Briefwechſel, 47. und 48. Heft, S. 321—323.

Antwort auf verſchiedene Vorſchläge wegen einer Kleiderordnung, ſt. in J. Möſers patriot. Phantaſien, 1. Th. (Berl. 1778, gr. 8.) S. 149—153.

Von der Aufmerkſamkeit des nürnbergiſchen Raths auf den Luxus und beſonders die Kleiderpracht, kommen in den Jahrbüchern Nürnbergs verſchiedene Beyſpiele vor, welche man im Journal von und für Deutſchl. 5. St. v. J. 1784, S. 501, f. angeführt findet.

Verantwortung bey Gelegenheit einer übertretenen Kleiderordnung des vorigen Jahrhunderts, ſt. im 3. St. der Olla Potrida, v. J. 1786, S. 51—63.

Im Nov. 1786 kam zu Wien folgendes Projekt einer neuen Kleiderordnung in Wien, welche künftiges Jahr 1787 beobachtet werden ſoll, im Drucke heraus.

„Zuförderſt ſcheint mir nöthig zu ſeyn, dem Adel einige beſondere Vorzüge zu beſtimmen, aus der Urſache, weil bey verſchiedenen Stellen Männer von verſchiedenem Adelſtande dienen. So z. B. giebt es unter den Hofräthen Grafen, Baronen, Ritter; unter den Regierungsräthen Grafen, Baronen, Ritter und Räthe, die nicht von Adel ſind. Und ſo auch bey andern Stellen. Alle Hofräthe z. B. ſollen einer wie der andere an ihrer äußerlichen Tracht zu erkennen ſeyn, und doch ſoll man auch kennen, welcher von ihnen ein Graf, ein Baron, oder ein Ritter iſt. Ferner ſtehen viele Adelsperſonen in keinem öffentlichem Amte, welche doch auch nothwendig ein Unterſcheidungszeichen haben müſſen, weil ſie durch die Tracht, welche die, ſo in öffentlichen Aemtern ſtehen, kennbar macht, nicht zu unterſcheiden wären.

Der Adel beſteht aus Fürſten, Grafen, Baronen und Rittern.

Das beſondere Unterſcheidungszeichen des Adels können, nach meinem Dafürhalten, in den Federn auf dem Hute beſtehen.

Was die Fürſten betrifft, deren ohnehin nicht viele ſind, ſollten ſie auf ihrem Hute weiße mit einigen ſchwarzen vermengte Federn tragen. Dieſe würden das Zeichen des Hermelins ſeyn, welcher die Fürſtenmütze und den Fürſtenmantel ſchmücket. Die Fürſtinnen ſollten gleichfalls entweder auf ihrem Kopfputze ſtatt des Poutets, oder im Som-

mer auf ihren Hüten nur weiße mit einigen ſchwarzen vermengte Federn haben. Die eben alſo das Sinnbild des Hermelins ſind. Dieſe weiße mit ſchwarzen vermengte Federn darf kein Graf, keine Gräfin, und folglich noch weniger ein niedrigerer Stand, tragen. Uebrigens mögen ſich dieſe hohe Perſonen einer Kleidungsart der Mode bedienen, welche ihnen beliebt. Weil aber im Winter auch Fürſtinnen Pelze zu tragen pflegen, (ich verſtehe hier Pelze ohne Kapuze, denn ſonſt würde ich Pelzmäntel, oder Salope mit Pelz gefüttert, ſagen) ſo ſollen nur die Fürſtinnen goldene, mit ſogenannten goldenen Flinderln geſtickte Schnüre und Quaſten daran tragen dürfen. Was das äußere Pelzwerk betrifft, ſo ſteht es ihnen nur allein zu, Hermelinpelz zu gebrauchen. Man will ihnen hiemit nicht ſowohl etwas vorſchreiben, als vielmehr einen Vorzug einräumen.

Die Grafen ſollen ganz weiße Federn auf dem Hute tragen. Diejenigen, welche in keinem Amte ſtehen, und die alſo keine beſtimmte Kleidungsart zu tragen haben, mögen bordirte oder geſtickte, ſammetne oder ſeidene Kleider tragen, welches ſich auch von ihren Söhnen verſteht. Die Gräfinnen ſollen auf ihrem Kopfputze und Sommerhüten ganz weiße Federn haben. Uebrigens als Damen vom hohen Adel gleichfalls Kleider von was immer für beliebigem Stoffe, und nach was immer für einer Mode, tragen dürfen. Die Quaſten und Schnüre an den Pelzen, ſollen allein von mattem Golde oder Stickwerk mit Flinderln, die Pelze aber, was für eine ſie wollen, nur nicht nach Art der Hermelin, ſeyn.

Den Baronen oder Freyherren ſind zum Unterſcheidungszeichen weiße mit rothen vermiſchte Federn auf dem Hute beſtimmt. Jene, die in keiner

Hofbedienung ſtehen, und alſo keine beſtimmte Kleidertracht beobachten müſſen, ſollen keine geſtickte, wohl aber bordirte Kleider tragen dürfen. Der Kleidungsſtoff mag Sammet, Seide, oder ſonſt eine Gattung ſeyn, was es für eine wolle. Dieß verſteht ſich gleichfalls von ihren Söhnen. Die Baroneſſinnen ſollen gleichfalls weiße mit rothen Federn auf ihrem Kopfputze und ihren Hüten tragen. Daß es ihnen verboten ſeyn ſoll, ſich nur weißer, wie die Gräſinnen, zu bedienen, darf ich wohl nicht erſt erinnern. Die Kleidungstracht und die Stoffe, woraus ſie beſteht, mag ebenfalls nach beliebiger Mode ſeyn. Die Schnüre und Quaſten an den Pelzen ſollen von Silber, mit ſilbernen Flinderln geſtickt ſeyn.

Die Ritter dürfen auf ihren Hüten nur ganz ſchwarze Federn tragen, und die Kleider jener, die in keinem öffentlichen Amte ſtehen, dürfen mit keinen andern Borten, als die nur 1 Zoll breit ſind, verbrämet ſeyn. Die Ritterfrauen tragen auf ihrem Kopfputze und Sommerhüten gleichfalls ganz ſchwarze Federn; die Quaſten und Schnüre an den Pelzen dürfen nur von mattem ungeſtickten Silber ſeyn.

1. Anmerkung. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Herren eben nicht geſtickte oder bordirte Kleider tragen müſſen; denn wenn ſie auch in ganz glatten Kleidern ausgehen, fahren oder reiten wollen, ſo unterſcheiden ſie die Hutfedern. Wenn ſie gewiſſer Urſachen wegen incognito ausgehen, und auch das Unterſcheidungszeichen, die Federn, weglaſſen, ſo müſſen ſie ſichs aber auch gefallen laſſen, wenn ſie allenfalls für Handwerker gehalten, und auch als ſolche behandelt werden. Die Weſten von reichem Goldſtoffe ſollen nur Fürſten, Grafen und Freyherren, die vom Silberſtoffe aber nur die Ritter tragen dürfen. Die rothen Mäntel gebühren nur dem Adel.

2. Anmerkung. Was die Frauen betrifft, a) nur dieſe vom Adel lange Mäntel oder ſogenannte Salopen tragen. Die Salopen der Fürſtinnen, Gräfinnen, Baroneſſinnen können von ſchwarzer, weißer, grauer, oder einer andern Farbe ſeyn, (außer es wäre der Fürſtin beliebig, ſich eine von den Farben, die ſchwarze ausgenommen, für ſich beſtimmt zu wählen) die Ritterfrauen aber dürfen nur ſchwarze lange Mäntel oder Salopen tragen. b) Weil die kurzen ſchwarztaffetenen Mäntelchen für Frauen, die nicht vom Adel ſind, beſtimmet worden, ſo iſt es gleichfalls nur den Adelichen erlaubt, ſich im Sommer der geſtrickten Mäntelchen zu bedienen. Die Ritterfrauen dürfen nur ſchwarz geſtrickte tragen. c) Nur den Frauen vom Adel iſt es erlaubt, Perlenſchnüre in den Ohren und Handbraſeletten zu tragen.

Nachdem nun dem Adel beſondere Vorzüge beſtimmt worden, ſo folgt die Ein- und Abtheilung der verſchiedenen Stände in folgende Claſſen. 1. Die Staatsbeamten, vom Präſidenten bis zum Kanzliſten. 2. Die Profeſſoren der Univerſität. 3. Die Doctoren der Rechte. 4. Die Doctoren der Medicin. 5. Die Apotheker. 6. Die Chirurgi. 7. Die Künſtler. 8. Die Wechsler, Kaufleute und Fabrikanten. 9. Die Bürger. 10. Diejenigen Handwerker und Gewerbtreibende, die keine Bürger ſind, aber eine beſondere Freyheit, Decret oder Schutz haben. 11. Die unbefugten Handwerker oder Stöhrer, und die Handwerksburſche. 12. Die übrige Gattung der Mannsperſonen.

Hierauf folgt ein beſonderer Artikel für die herrſchaftlichen 1) Kanzleydirectoren, Secretairs, Caſſier, Haushofmeiſter, Verwalter, u. ſ. w. 2) Kanzliſten, Hausinſpector, Stallmeiſter, Kammerdiener, dann 3) für die Livereyleute.

Anmerkung. Das weibliche Geſchlecht wird nachher gleichfalls in Claſſen eingetheilet, und jeder derſelben ihre Kleidertracht angewieſen werden.

Erſte Claſſe.

Was die Staatsbeamten betrifft, ſo iſt ſchon lange der Wunſch geäußert worden, der nunmehr erfüllt werden ſoll, daß eine Uniform eingeführet werde. Nichts iſt leichter, als dieſes. Denn ſo wie man z. B. alle preußiſche Regimenter von den kaiſerlichen unterſcheiden kann, ſo wird man dann auch die Beamten der verſchiedenen Stellen erkennen und unterſcheiden können. Die Präſidenten ſollten die Generalsuniform, die Räthe jene der Stabsofficiere, nämlich eine mit breiten Borten verbrämte Weſte, diejenigen Beamten, welche ihnen am nächſten ſind, als: die Secretairs, Expeditoren ꝛc. 1 Zoll breite Borten, und die Kanzliſten die ſimple Uniform tragen. Die Knöpfe ſollen von eben ſolcher Art ſeyn, wie die beym Militär, nämlich von Metall oder mit Metall überzogen, doch nach Verſchiedenheit der Stellen und Uniform von verſchiedener Gattung. Da es ganz wohl angeht, ſo vielerley Uniformen als kaiſerliche Hauptſtellen zu machen, ſo könnten alle dieſe durchaus gelbe Borten und Knöpfe, der Stadtmagiſtrat aber und die Beamten, welche unter demſelben ſtehen, weiße Borten und Knöpfe haben. Die Amtsgerichtskanzleydiener, Hausinſpectoren oder Haushofmeiſter ſollen zwar eben die Uniform haben, wie die Kanzliſten, aber neue tuchene Knöpfe von der Farbe der Uniform. Die Adeliche tragen ihre Federhüte, die übrigen aber Hüte ohne Federn. Die Hausknechte bey den Aemtern und Kanzleyen haben ohnehin Hoflivereyen.

Die jubilirten Beamten tragen die Uniform der Stelle, wo ſie beſtanden, fort; ſie ſollten aber auch Klappen am Rocke haben, wie die Officiere, die keine Dienſte mehr thun. Die Quiescenten tra-

tragen gleichfalls die Uniform ſo lange fort, bis ſie wieder in ein anderes Amt eintreten.

Zweyte Claſſe.

Univerſität. Da die geiſtlichen Profeſſoren keiner Uniform oder beſonderer Kleidungsart bedürfen, außer man wollte ihnen ein beſonderes Zeichen geben, daß ſie, wie z. B. die Geiſtlichen von St. Peter, an der Bruſt tragen ſollten: ſo iſt hier nur die Rede von den Weltlichen. Dieſe ſollen Kleider von Tuch, Seiden- oder anderm Zeuge von was immer für einer Farbe tragen; ihre Rockärmelaufſchläge ſollen mit drey Reihen neben einander aufgenähter Gold- $\frac{1}{4}$ Zoll breiten Borten beſetzt ſeyn; dabey aber dürfen ſie bordirte oder geſtickte Weſten tragen.

Dem Hrn. **Rector Magnificus** kann ein beſonderes Zeichen, gleich einem Orden, zwiſchen die Knopflöcher der linken Bruſt einzuhängen, und den Decanen ein dergleichen die Facultät bezeichnendes, gegeben werden, welches ſie bey Abtretung ihren Nachfolgern zu übergeben haben. Das **Univerſitätskanzleypersonale**, wie auch der **Pedell**, kann eine Gattung von Uniform haben.

Die Gelehrten. Es giebt wohl gar keine Gelehrten, die nicht ohnehin, zu einer oder der andern Claſſe gehören, oder ihr Unterſcheidungszeichen hätten. Die Gelehrten der k. k. Büchercenſur, die der k. k. Hof- und jene der Univerſitätsbibliothek, gehören unter die Räthe und Beamten der Stelle, unter welcher ſie ſtehen, und haben alſo die Uniform. Ein und anderer iſt von Adel, und viele haben auch ihr beſonderes Ehrenzeichen; andere ſind ſonſt angeſtellt. Und jeder Scribler iſt ja nicht ein Gelehrter.

Dritte

Dritte Claſſe.

Die Doctoren der Rechte, Advocaten, Notarien. Dieſe dürfen eben die Kleidungstracht haben, wie die Vorhergehenden; nur tragen ſie nur zwey Reihen eben ſo breite goldene Borten auf den Rockärmelaufſchlägen. **Die Sollicitatoren** ſollen auf ihren Rockärmelüberſchlägen zwey Reihen Goldſchnüre zu tragen befugt ſeyn, die **Schreiber** aber müſſen nur gelbſeidene zwey Reihen Schnüre eben daſelbſt aufgenäht haben. Den Sollicitatoren iſt nicht erlaubt, Seidenzeuge zu ihren Kleidern (auſſer allein zu den Beinkleidern) zu wählen, wohl aber dürfen ſie Halbſeidenzeuge dazu nehmen. Die Schreiber dürfen nur Tuch und Wollenzeug zu ihren Kleidern nehmen.

Anmerkung. Die Grundgerichtsſchreiber ſollen durchaus ſchwarze Knöpfe auf ihren glatten, von allem Golde und Silber entblößten Kleidern, aber auf ihrem Hut auf der linken Seite einen ſilbernen Quaſt tragen. Die übrigen Schreiber, ſie ſeyn der Grundgerichtsſchreiber Gehülfen, oder ſie nähren ſich ſonſt, ohne irgend einem Herrn zu ſeyn, mit Schreiben, wie auch jene, die die Kinder im Leſen, Schreiben, Rechnen und der Sprache unterrichten, haben durchgehends ſchwarze Knöpfe auf den ſimpeln Kleidern zu tragen.

Vierte Claſſe.

Die Doctoren der Medicin und Chirurgie eben ſo, wie die Doctoren der Rechte, nur mit dem Unterſchiede, daß die zwey Reihen Borten auf den Ueberſchlägen Silber ſind.

Anmerkung. Ich war lange im Zweifel, welche Claſſe man der andern vorſetzen, und welcher man Gold, welcher aber Silber geben ſollte, aus Furcht, es möchte unter denſelben des Vorranges wegen ein Streit entſtehen. Man ſagt wohl, die Welt könne ohne Advocaten ſeyn, aber die Aerzte ſind wegen der Geſundheit der Menſchen nö-

nöthig. Aber die Welt kann nicht ohne Rechtsgelehrte ſeyn; und die Aerzte könnten wir größtentheils erſparen, wenn wir unſerer Geſundheit ſelbſt beſſer ſchonten. Ueberhaupt iſt es hier ſchwer zu entſcheiden. Dieſe Herren ſollten ſich lieber in der Güte mit einander verſtehen. Auch könnten die Doctoren der Rechte ganz ſchwarze Kleider, oder ſchwarze Weſten und Beinkleider, weil ſie mit Tinte umgehen, die Doctoren der Medicin und Chirurgie aber rothe tragen, weil ſie öfters mit Blut zu thun haben. Ein anderer ſagt dagegen: die Letztern ſollten vielmehr immer ſchwarz gehen, und ihre verſtorbene Patienten betrauern. Ich weiß hier nicht zu entſcheiden. Unterſchieden müſſen ſie doch ſeyn.

Fünfte Claſſe.

Die Apotheker. Die Kleidertracht derſelben iſt wie in der vorhergehenden Claſſe; das beſondere Unterſcheidungszeichen nur 1 Zoll breiter goldener Borten auf den Rockärmelüberſchlägen. Die Apothekergeſellen ſollen nur $\frac{1}{4}$ Zoll breite Börteln eben daſelbſt haben.

Sechste Claſſe.

Die Chirurgi ſind den Vorſtehenden gleich. Zum beſondern Unterſcheidungszeichen haben ſie Silber. Die Geſellen, wenn ſie nicht die Feldſcheruniform tragen dürfen, haben, wie die Apothekergeſellen, $\frac{1}{4}$ Zoll breite Börteln, aber von Silber.

Siebente Claſſe.

Die Künſtler. Dieſe theile ich ab in Tonkünſtler, Schauſpieler, Feuerwerker, Buchdrucker, Bildhauer, Kupferſtecher, Maler, Steinſchneider, Erzſchneider, Stempel- und Petſchierſtecher.

1. Die Muſici. Dieſe muß man in drey Abtheilungen bringen. Zu der erſten Abtheilung gehören die Tonkünſtler im eigentlichen Verſtande, wel-

welche Compoſitores, Chorregenten ꝛc. ſind. Dieſen iſt erlaubt, bordirte, oder mit Gold oder Silber geſtickte Weſten zu tragen; zu ihren Kleidern mögen ſie ſich Tuch, Seiden- oder Wollenzeug wählen, doch ſollen ſie auf den Rockärmelüberſchlägen drey Reihen goldene Schnüre zum beſondern Unterſcheidungszeichen tragen. Zur zweyten gehören die Kirchenmuſici, und welche in der Muſik als Lehrer unterrichten. Dieſe dürfen nur $\frac{1}{4}$ Zoll breite goldene Börteln auf der Weſte tragen, die drey Reihen goldene Schnüre aber haben ſie mit der erſten Abtheilung gemein. Die übrigen geringern ſollen nur drey Reihen gelbſeidene Schnüre auf den Rocküberſchlägen haben.

Anmerkung. Es iſt nöthig, daß ein Ausſchuß von der erſten Abtheilung erwählet werde, welcher den zwey letztern Abtheilungen wegen unparteyiſch entſcheide.

2. Die Schauſpieler müſſen wir in zwey Abtheilungen bringen. Zur erſten Abtheilung gehören jene des Nationaltheaters, und diejenigen, welche ihrer Kunſt wegen zu dieſen gerechnet werden können, als: berühmte Balletmeiſter, Bereiter, und fremde berühmte Schauſpieler, die in den Vorſtädten ſpielen, oder ſonſtige Truppen. Die von der erſten Abtheilung haben die Leibskleidung, außer den drey Reihen der goldenen Schnüre, mit der erſten Abtheilung der Tonkünſtler gemein, nur daß ſie, anſtatt der drey Reihen Schnüre, Federhüte mit hellgrünen Federn tragen ſollen. Die zweyte Abtheilung iſt der zweyten Abtheilung der Tonkünſtler gleich, und trägt, anſtatt der drey Reihen Schnüre, Federhüte mit dunkelgrünen Federn.

3. Die übrigen Künſtler ſind theils Bürger, theils keine. Sie tragen durchgehends Kleider von Tuch oder feinen Zeugen; ihre Weſten können auch bor-

bordirt, oder mit Seide geſtickt ſeyn. Ihr beſonderes Unterſcheidungszeichen iſt: Rockermelaufſchläge mit einer Reihe ſilberne Schnüre verſehen. Diejenigen, welche Bürger ſind, können ſich zugleich des bürgerlichen Ehrenzeichens bedienen. Einige dieſer Künſtler haben Geſellen, als: die Buchdrucker, Bildhauer; dieſe tragen Reihen weiſſe Schnüre, welches auch von den Kupferdruckern zu beobachten iſt.

Achte Claſſe.

Wechsler, Kaufleute, Fabrikanten. Die Wechsler ſind zwar gewöhnlich Adelsperſonen; iſt dieſes nicht, ſo gehören ſie zu dieſer Claſſe. Es hat aber dieſe Claſſe der Bürger dieſes voraus, daß ſie bordirte oder geſtickte Weſten und bordirte Hüte tragen dürfen. Zum beſondern Unterſcheidungszeichen haben ſie auf der linken Seite des Hutes an einer goldenen Hutſchnur einen goldenen Quaſt. Die **Kaufmannsdiener** dürfen weder Gold noch Silber auf dem Kleide tragen; nur haben ſie zum Unterſchiede eine goldene Schnur, oder ein ſehr ſchmales goldenes Börtlein, ohne Quaſten, inwendig um den Hutkopf. Die **Officianten der Schreibſtuben der Wechsler** ſind als herrſchaftliche Beamte zu betrachten, wovon unten in einem beſondern Artikel geredet wird. Doch ſollen ſie zugleich, als Beamte des Handelsſtandes, inwendig um den Hutkopf, die höhern Beamten drey, die mindern zwey, goldene Schnüre, oder ſehr ſchmale Börteln haben. Die mindeſten Schreiber können auch allenfalls den Kaufmannsdienern gleichgehalten werden.

Anmerkung. Unter den Fabrikanten verſtehe ich jene, die eine anſehnliche Fabrik im eigentlichen Verſtande haben, nicht aber z. B. leoniſche Bortenmacher, welche etwa ein Paar Weibsbilder und ein Paar Lehrmädel auf dem

Stuhle ſitzen haben. Gehören unter die befreyten Handwerker; oder ſie ſollen ſich um die bürgerlichen Ehrenzeichen bewerben. Allenfalls könnte man dieſen eine Roſe von rother Seide mit Gold auf den Hut, eben wo die Hutſchlinge iſt, erlauben.

Neunte Claſſe.

Die Bürger. Da die bürgerlichen Compagnien beſtehen, ſo ſcheint es ganz leicht zu ſeyn, den Bürgerſtand zu bezeichnen, indem nur jeder ſeine Uniform tragen dürfte. Weil ſich aber dieſes bey dieſen Handwerksleuten und Profeſſioniſten nicht allezeit oder täglich thun läßt, ſo mögen ſie, um ſich als Bürger zu zeigen, ihre Uniformhüte oder ſimple Hüte mit den Uniformroſen geziert tragen. Gold oder Silber wird von den bürgerlichen Profeſſioniſten, Handwerkern, Wirthen ꝛc. auf den Kleidern nicht getragen. Diejenigen bürgerlichen Profeſſioniſten, welche bisher nicht zu den bürgerlichen Compagnien eingetreten ſind, müſſen ſich dahin einſchreiben laſſen, um ihre beſtimmte Uniformen, Regimentshüte, oder wenigſtens Quaſte oder Roſen, auf den Hüten tragen zu können. Auch der Stock mit den Stockquaſten, welche dem *Port d'epée* gleich kömmt, gehört nicht zu den Unterſcheidungszeichen.

Zehnte Claſſe.

Diejenigen Handwerker und Gewerbtreibende, die keine Bürger ſind, aber eine beſondere Freyheit, Decret oder Schutz haben. Dergleichen ſind einige Profeſſioniſten, welche die Erlaubniß haben, auf ihre Kunſt zu arbeiten, oder auch einen oder zwey Geſellen zu halten, aber keinen Jungen zu lehren. Desgleichen gewiſſe Gewerbtreibende auf den Freygründen, Krämer ꝛc. Dieſe

ſollen zum Unterſchiede, daß ſie weder Bürger, noch Unbefugte oder Stöhrer ſind, eine ſchwarze Maſche auf der linken Seite des Hutes, bey dem gewöhnlichen Hutknopf, und eine goldene Hutſchleife tragen, ſonſt aber weder auf dem Hut, noch ſonſt, einiges Gold oder Silber tragen. Dieſen aber ſoll anbey erlaubt ſeyn, Stockquaſte von ſchwarzer Seide zu haben.

Anmerkung. Die Lotteriekollekteurs und die Tabacktraffikanten, die keine Bürger ſind, gehörten auch unter dieſe Claſſe; ſie müſſen auch dabey bleiben, wenn nicht das k. k. Lotterieamt und die k. k. Tabackgefällsadminiſtration ihnen eine beſtimmte Kleidung giebt.

Eilfte Claſſe.

Die **unbefugten Handwerker** oder Stöhrer, weil ſie nur verheurathete Geſellen ſind, haben vor den Handwerksgeſellen gar keinen Vorzug. Die **Handwerksgeſellen** müſſen die ſimpelſte Kleidertracht, ohne alles Gold und Silber, Maſchen, oder ſonſtigen obangeführten Unterſcheidungszeichen haben. Hauptſächlich iſt es den **Friſeurs** und einigen andern verboten, ſogenannte Modegalantons in ihren Aufzug zu affectiren. Die Friſeurs ſollen nur weiße oder weißgraue Kleider mit weißen Hüten tragen.

Den Stöhrern und Handwerksgeſellen, welchen es vermöge ihrer Profeſſion erlaubt iſt, Stöcke zu tragen, iſt nicht erlaubt, andere Stockquaſten, als von ſchwarzem Leder, zu haben. Auch iſt ihnen das Haarpuder verboten.

Die **Lehnlackeyen** gehören auch zu dieſer Claſſe. Doch mögen dieſe auf ihren Livereyen etwas Silber oder Gold haben, und ſich etwas einpudern. Desgleichen mögen die **Lehnkutſcher** und **Fiacker** bordirte Hüte haben.

Zwölf-

Zwölfte Claſſe.

Die übrige Gattung der Mannsperſonen, als: **Träger, Wäſcher, Taglöhner.** Dieſe müſſen ebenfalls bey der ihnen angemeſſenen ſimpelſten Kleidungsart verbleiben, dürfen nichts von Silber oder Gold, auch keine Stöcke, noch weniger Haarpuder tragen.

Anmerkung. Es giebt noch ein und andere Menſchen, die theils vormals Kaufmannsdiener, theils Livereybediente oder dergleichen, geweſen, die ſich mit Negoziren, und weiß mit was alles, abgeben. Dieſe müſſen ſich bey Behörde melden, und gewärtig ſeyn, was ihnen für eine Claſſe angewieſen werd.

Nun haben wir noch von der Dienerſchaft der Herrſchaften zu reden. Dieſe wird füglich in 3 Claſſen abgetheilt, nämlich:

1. **Kanzleydirectoren, Secretairs, Caſſier, Hausmeiſter, Verwalter,**
2. **Kanzliſten, Hausinſpectoren.**
3. **Livereybediente.**

Der erſten Claſſe ſoll erlaubt ſeyn, mit 1 Zoll breiten Borten verbrämte, oder auch geſtickte Weſten zu tragen, und zu ihren Kleidern Tuch, Seiden- oder Wollenzeug zu nehmen. Ihr beſonderes Unterſcheidungszeichen beſteht in dem vergoldeten Wappenſchild der Herrſchaft, welche ſie in den Knopflöchern der linken Seite an einem Bande tragen müſſen, deſſen Farbe die Herrſchaft beſtimmen mag.

Anmerkung. Die Hofräthe oder Kanzleydirektoren in fürſtlichen Häuſern können zu einem andern Unterſcheidungszeichen den vergoldeten Wappenſchild in einer mit weiſſen, rothen, grünen und beſetzten Einfaſſung tragen.

Die zweyte Claſſe iſt nur befugt, $\frac{1}{2}$ Zoll breite Borten auf den Weſten zu tragen, und ſich zum

Kleidungsſtoff Tuch, Halbſeiden= oder Wollenzeug zu wählen. Ihr Unterſcheidungszeichen beſteht in dem verſilberten Wappenſchilde an eben dergleichen Bande, wie die erſte Claſſe.

Anmerkung. Ob dieſe zwey Claſſen ſilberne oder goldene Borten auf den Weſten tragen ſollen, hat die Herrſchaft zu beſtimmen.

Die dritte Claſſe hat die gewöhnliche Liverey der Herrſchaft. Es iſt ihnen aber ausdrücklich verboten, in andern Kleidern ſich irgend wohin zu begeben.

Anmerkung. Die durch den Tod ihrer Herrſchaft dienſtlos gewordenen Hausofficiere ſollen ſo lange, bis ſie nicht irgend wo angeſtellt worden, den Wappenſchild ihrer Herrſchaft an einem ſchwarzen Bande tragen dürfen. Jene aber, welche aus andern Urſachen dienſtlos geworden, ſollen nur das vorige Band tragen, deſſen unterer aus dem Knopfloche heraus hängender Theil, worin vorher der Wappenſchild gehangen, offen iſt, bis ſie wieder irgendwo angeſtellet werden, oder einen andern Stand angetreten haben. Dieſe Erlaubniß aber ſoll nicht länger als ein halbes Jahr dauern, wornach ſie ſich, wenn ſie in dieſer Zeit nicht in einen andern Dienſt eingetreten, bey der Polizeyinſtanz zu melden haben, die ihnen ſodann, dem Befinden nach, die Claſſe anweiſen wird, welche ihnen gebührt.

Kleidungsordnung für das weibliche Geſchlecht.

Erſte Claſſe.

Die Frauen der Herren Hof= Regiments= und Landräthe, die, oder deren Herren nicht von Adel ſind, dürfen ſich eben ſo tragen, wie die Frauen vom Ritterſtande; nur iſt es ihnen nicht erlaubt, ſich der Federn auf dem Kopfputze oder der Sommerhüte zu bedienen. Auf den Hüten ſollen ſie, anſtatt der Federn, ſchwarze Bänder mit einer

einer angeſpannten Maſche, und an den Pelzen ſeidene Schnüre und Quaſten mit einer goldenen ſogenannten Eichel, welche die Schnüre zuſammen hält, tragen, welches nur ihnen allein eigenthümlich ſeyn ſoll; auch iſt es nur noch den Frauen dieſer Claſſe erlaubt, goldene kettenartige Ohrgehänge zu haben.

Zweyte Claſſe.

Die Frauen der Titularräthe, der Magiſtratsräthe, der Hoffecretaire, Regierungsſecretaire, Regiſtratoren, und überhaupt derjenigen höhern kaiſ. Beamten, welche auf ihrer Uniformweſte den ſchmalen Borten tragen dürfen; den Frauen der Univerſitätsprofeſſoren, der Doctoren, und endlich der fürſtlichen Räthe und Kanzleydirectoren iſt es allein erlaubt, die kurzen ſchwarztaffeten Mäntelchen zu tragen. Auf den Sommerhüten ſollen ſie gefärbte Bänder mit ausgeſpannter Maſche, und auf den Pelzen ſeidene Schnüre mit einer ſilbernen Eichel haben.

Dritte Claſſe.

Die Gattinnen der k. k. Kanzliſten, und jene der höhern Magiſtratsbeamten, welche auf ihrer Uniform den ſchmalen Silberborten tragen dürfen, wie auch jene der Tonkünſtler erſterer Abtheilung, ſollen ſchwarz oder weißtaffetene, oder muſſelinene Halstüchel mit einer kleinen Kapuze, zum Unterſcheidungszeichen tragen dürfen. Auf den Sommerhüten haben dieſe nur eine kleine ſimple unangeſpannte Maſche. Auch ſind nur noch dieſer Claſſe die ſogenannten Boufants, und eine Haar = oder ſogenannte Ohrwuckel auf jeder Seite zu tragen erlaubt. Auf den Pelzen haben ſie vorn zwey goldene Spangen, und rückwärts pur ſeidene Schnüre und Quaſten.

Vierte Claſſe.

Die Gattinnen der Magiſtratskanzliſten, der übrigen Unterbeamten, derjenigen, die auf den Wechſelſtuben dienen, (die mindern Schreiber ausgenommen) der Sollicitatoren und der Gerichtsſchreiber, tragen entweder lange oder kurze Kleider mit Falten oder ganzem Leibe, ohne eine Einfaſſung mit Taffet oder Bänder von einer andern Farbe; lange ſchwarz taffetene oder weiß muſſelinene oder leinwandene Fürtücher mit Dünntuch oder Spitzen garnirt. Die Haare dürfen keine Ohrwuckeln, wohl aber einen mäßigen Toupee haben. Die Hauben ſind von Dünntuch geheftet, mit Bändern. Auf den Sommerhüten ſollen ſie gefärbte Bänder mit einer ſimpeln Maſche, und auf den Pelzen vorn eine ſilberne Spange, rückwärts aber ſeidene Schnüre und Quaſten tragen.

Die Gattinnen der Schreiber bey den Advocaten, jene der Gehülfen, der Gerichtsſchreiber, und der übrigen Schreiber und Inſtructoren dürfen zwar auch Kleider, wie die vorigen, aber keine garnirte Fürtücher, und keinen Toupee oder tappirten Haare, und auf ihren Hauben nur vorn und rückwärts eine Bandmaſche tragen.

Fünfte Claſſe.

Die Gattinnen der Schauſpieler und die unverehlichten Schauſpielerinnen mögen lange oder kurze Kleider tragen. Ihr beſonderes Unterſcheidungszeichen beſteht darin, daß ſie kurze gelbe, rothe, grüne oder blaue Fürtücher, und auf dem Kopfputze und den Sommerhüten graue Federn tragen. Die hellere oder dunklere Farbe mag ſich nach dem Vorzug richten, der bey den Mannsperſonen angemerkt worden. Auf den Pelzen haben ſie eine goldene

Spange,

Spange, aber rückwärts keine Schnüre und Quaſten. Sie werden aber wohl ſelbſt nicht ermangeln, ſich durch einen ſtarken Anſtrich zu unterſcheiden.

Sechste Claſſe.

Die Gattinnen der herrſchaftlichen Hausofficiere, wie auch die Kammerjungfern. Deren ihre lange und kurze Kleider ſollen mit Taffet oder Bändern von einer andern Farbe eingefaſſet, ihre kurze, ſchwarz taffetene, weiß muſſelinene oder leinwandene Fürtücher aber mit Dünntuch oder Spitzen, oder auch Muſſelin oder Leinwand garnirt seyn. An ihren Pelzen dürfen ſie eine ſilberne Spange, aber keine Schnüre und Quaſten, tragen.

Siebente Claſſe.

Die Gattinnen der Kaufleute, oder der Fabrikanten im eigentlichen Verſtande, tragen lange offene Kontuſchen oder Schaketkleider, lange Fürtücher von mauſe = oder ſilberfarbenen Taffet, oder von weißen Muſſelin, wie auch geheftete Dünntuchhauben mit Bändern. Die Haare können einen mäßigen Toupee, und die Pelze ſeidene Schnüre und Quaſten, aber vorn keine Spangen, haben. Auch tragen ſie keine Hüte. Die wirklichen Modehändlerinnen mögen auch zu dieſer Claſſe gerechnet werden. Verſchiedene Weiber aber, die Hauben heften und Mäntel machen, gehören unter die Claſſe, welche ihnen nach dem Stande ihrer Männer angewieſen iſt.

Achte Claſſe.

Die Gattinnen der Künſtler tragen gleichfalls lange offene Kontuſchen oder Schaketkleider, lange

ſchwarze taffetene Fürtücher, und geheftete Hauben mit Bändern. Die Pelze haben weder Spangen, und ſeidene Schnüre oder Quaſten. Keine Hüte, aber im Winter *Capeauçons* welche auch die vorhergehenden Claſſen tragen mögen.

Neunte Claſſe.

Die **Bürgerinnen** ſollen durchaus ohne allen Unterſchied in der gewöhnlichen Tracht einher gehen, welche in langen, zugebundenen Kontuſchen, von was immer für einem Stoffe, einer goldreichen Schlepphaube, und langen ſchwarztaffetenen, kattunenen oder weißen Fürtüchern, beſteht. Ihre Pelze ſind ihre lange Kontuſchen mit Pelz ausgeſchlagen, oder auch damit gefüttert. Andere Pelze, wie in den vorigen Claſſen, welche man gewöhnlich Schliefpelze nennt, ſollen ſie nicht tragen. Schöpfe d. i. geheftete Hauben, ſind ihnen durchgehends verboten. **Weibern der Handwerker** und der übrigen Gewerbtreibenden der zehnten Claſſe, iſt eben dieſe Kleidertracht erlaubt. Die Hüte ſind die gewöhnlichen Strohhüte, keine *Capeauçons*.

Zehnte Claſſe.

Die **Weiber der Livereyleute** ſollen künftig nur Röckeln, und weiße oder Schlepphauben, wie die Köchinnen, tragen dürfen. Die **Stubenmädchentracht** bleibt, wie ſie gewöhnlich bekannt iſt. Nur ſollen ſie künftig auf ihren Hauben keine goldene, ſondern allezeit ſchwarze Spitzen und Spitzborten haben. Die **Köchinnen** ſollen Röckeln und Schlepphauben zwar mit goldenen Spitzen, aber übrigens von puren Sammet oder Seidenzeuge, tragen. Die **Kuchelmädchen** endlich ſollen nur Schlepphauben von Sammet,

Sammet, oder Seidenzeuge mit ſchwarzen Spitzen und Spitzborten tragen dürfen. Die Kindsweiber tragen ſich nach der Claſſe, in welche ihre Männer gehören oder gehört haben.

Eilfte Claſſe.

Die **Weiber der Stöhrer und Handwerksgeſellen, der Hausmeiſter, der Lehenlackeyen, Lehenkutſcher**, tragen Röckel und Schlepphauben, wie oben die Köchinnen. Doch mögen ſich dieſe eine kleine Blume von Silber oder Gold in den Sammet oder Zeug der Hauben einſticken laſſen.

Zwölfte Claſſe.

Die **Weiber** der übrigen Gattungen, als: **der Träger, Wäſcher, Taglöhner**, dürfen zu ihren Röckeln keine andere Hauben, als wie eben die Kuchelmägde, tragen.

1. Anmerkung. Daß die Töchter eben jene Kleidertracht haben, wie die Mütter, ſo lange ſie ihren Stand nicht durch eine Dienſt, oder eine Heurath verändern, verſteht ſich von ſelbſt.
2. Anmerkung, Es giebt eine Gattung Weibsperſonen, auf welche die Polizey wegen der Kleidertracht ein ſehr wachſames Auge haben muß.

Im Meklenburgiſchen erſchien im J. 1786, eine Kleiderordnung, die mit dem 1778ſten Jahre ihren Anfang nimmt. Für die Mannsperſonen wird alles Gold und Silber, alle Stickereyen, ſeidene und ſammtene Kleider, Spitzen, Manſchetten, und dem Frauenzimmer alle reiche und ſchwere bunte Stoffe, alle Spitzen und alle Juwelen, auſſer den Ringen, unterſagt werden.

Wollte man in einem Lande, welches mit eigenen Manufacturen und Fabriken verſehen iſt, zu dem Ende Kleiderordnungen einführen, um eines Theils das

fü-

für die darin verbotenen ausländiſchen Waaren ſonſt ausgegangene Geld im Lande zu behalten, andern Theils aber durch Kleidungen die verſchiedenen Stände und Claſſen der Einwohner von einander zu unterſcheiden: ſo wird man bey näherer Unterſuchung finden, daß die Kleiderordnungen überflüſſig, ohne alle Wirkung, und ſelbſt von ſchädlichen Folgen ſeyn.

Um das Geld für ausländiſche Kleiderwaaren im Lande zu erhalten, darf man nur einen hohen Impoſt auf dieſelben legen, oder deren Einfuhre zur Conſumtion des Landes ganz und gar verbieten. In dieſer Abſicht ſind alſo die Kleiderordnungen gar nicht nöthig; ſie würden vielmehr den Abſatz der inländiſchen Manufactur- und Fabrikwaaren verringern, und den Fleiß und die Arbeitſamkeit der Manufacturiers und Fabrikanten danieder ſchlagen, welches dem Nahrungsſtande offenbar zum Schaden gereicht.

Die verſchiedenen Stände und Claſſen der Einwohner durch die Kleidungen zu unterſcheiden, iſt ebenfalls keine unumgängliche Nothwendigkeit, zugleich aber vielen Schwierigkeiten und ſchädlichen Folgen unterworfen. Denn wollte man in der Kleiderordnung die Arten der Zeuge nach ihrer Koſtbarkeit und ihrem Werthe vorſchreiben, die ein jeder Stand und Claſſe des Volkes tragen ſoll; ſo findet dieſes deshalb große Schwierigkeiten, weil die Menſchen von einerley Stande nicht einerley Vermögen haben; und es kann daher keine andere Folge daraus entſtehen, als daß entweder die Aermern von jeder Claſſe und Stande mit ihrer großen Beſchwerde ſich den Reichern gleich kleiden, oder ſich für geringer und verächtlicher gehalten ſehen müſſen, indem ſie dadurch ihre Armuth gleichſam öffentlich bekennen. Ganz anders aber verhält ſich die Sache, wenn gar keine Kleiderordnung vorhanden iſt. Denn alsdann ſteht es in eines Jeden Willkür,

für, ſich zu kleiden, wie er will; und man findet eben ſo viele, die aus Sparſamkeit und Beſcheidenheit ſich wenig koſtbar kleiden, ungeachtet ſie das Vermögen dazu haben, als ſolche, die hierin dem Luxus folgen. Folglich iſt hier eine ſchlechte, aber reinliche, Kleidung kein Zeichen der Armuth. Wollte man die Kleiderordnungen dergeſtalt einrichten, daß die geringern Stände ſich gewiſſer Moden und Faßons von Kleidungen nicht bedienen dürften, ſo müßte alle 3 Jahr eine neue Kleiderordnung gemacht werden. So lange man die Veränderung in den Moden geſtattet, iſt es ungereimt und widerſprechend, in Anſehung der Faßon der Kleider, Ordnungen und Reglements zu geben. Wenn man hierin wirkſame Geſetze geben wollte, ſo müßte man alle Moden verbannen, und jedem Stande und jeder Claſſe des Volkes ſeine beſondere und unveränderliche Tracht vorſchreiben; dieſes würde aber bey dem jetzigen Zuſtande der Welt ſchlechten Nutzen haben.

Der Luxus in Kleidungen iſt für die menſchliche Geſellſchaft nie ſchädlich, ſo lange nicht dabey Gold und Silber, als die Materie des Geldes, verwendet und der Circulation entzogen wird. (Eine Unterſuchung, ob das Tragen des Goldes und Silbers auf den Kleidern, für den Staat nachtheilig ſey, iſt im XIX Th. S. 492, f. vorgekommen.) Aller übrige Aufwand bey Kleidungen geht in die Hände der nützlichſten Claſſen der Menſchen, nämlich der Haus- und Landwirthe, der Handwerksleute, Fabrikanten, Künſtler, Kaufleute ꝛc. und hat alſo die heilſamen Wirkungen, daß die Induſtrie, und die Cultur der Grundſtücke erhalten, und in beſſern Stand geſetzt werden. Was helfen willkürliche Kleiderordnungen? Wer der Eitelkeit ergeben iſt, der findet, wenn er auch ſolche Ordnungen beobachten muß, hundert Gegenſtände, um große Depenſen für ſeine Eitelkeit zu machen. Unter-

richt,

richt, Beyſpiel, väterliche Warnung, Hervorziehung derer, die ſich von dem Luxus entfernen, und ihre Depenſen auf eine fruchtbare und nützliche Art machen, und beſonders gute Erziehung der Jugend; dieß ſind die Mittel, die allein zur Unterdrückung einer herrſchenden Eitelkeit und Luxus gebraucht werden müſſen.

Da die **Kleiderordnungen** zu den politiſchen Seltenheiten gehören, ſo kann man daraus ſchon die Muthmaßung ſchöpfen, daß die klügſten Staatsmänner dabey erhebliche Bedenklichkeiten müſſen gefunden haben. Und in der That ſind die Schwierigkeiten, welche dergleichen Einſchränkung der Kleiderpracht auf dem Fuße folgen, zahlreich und wichtig genug. Man kann ſich faſt keine Kleiderordnung vorſtellen, wenn nicht entweder eine Rangordnung vorhergegangen, oder doch damit verbunden iſt. Nicht nur die Billigkeit, ſondern ſo gar die Nothwendigkeit erfordert es, daß einem Jeden, ſich nach ſeinem Stande zu kleiden, erlaubt ſey. Es müſſen alſo die Standesſtufen ſowohl für die Bedienten des Staates, als auch für die, Gewerbe und Nahrung treibende Bürgerſchaft, feſtgeſetzt und beſtimmet werden. Würde es nicht die größte Unbilligkeit ſeyn, wenn man einen angeſehenen und reichen Kaufmann, mit einem Handwerker, der im Keller zur Miethe wohnt, der Kleidung nach, in eine Claſſe ſetzen wollte? Ein Landesherr beſitzt freylich die Macht, allen ihr Recht wiederfahren zu laſſen, oder auch ſo gar das äuſſerliche Anſehen eines jeden ſeiner Unterthanen durch dergleichen Ordnung zu erheben und zu erniedrigen; es würde daher auch, durch eben dieſe unumſchränkte Gewalt, die Kleiderordnung in den Gang gebracht werden können. Geſetzt nun, ein Fürſt bediente ſich in dieſem Falle ſeiner Herrſchaft, was würde daraus entſtehen?

1. Ein allgemeines Murren des Volkes. Man mag nun daſſelbe für ſo ohnmächtig erklären, als man will, ſo iſt es doch ſtets einem unterirdiſchen Donner ähnlich, worauf eine Erſchütterung zu erfolgen pflegt. Eine weiſe Regierung ſucht daher eine ſolche Unzufriedenheit des großen Haufens, ſo viel irgend möglich iſt, zu verhüten. Unter dem großen Haufen muß man ſich nicht bloß die niedrigſte Claſſe von Menſchen, welche einen Staat bevölkern, vor-

ſtellen. Auch diejenigen, welche, ihres Verſtandes und ihrer Verdienſte wegen, von dem gemeinen Manne einen Vorzug behaupten, würden ſich mehrentheils durch eine ſolche Einrichtung für beleidigt halten. Denn unter allen Tändeleyen der Welt, haben die eingebildeten Zeichen der Ehre, die größte Gewalt über die Gemüther der Menſchen. Daher kömmt es, daß man unter allen Tauſenden kaum einen findet, welcher großmüthig genug iſt, den hämiſchen Stolz desjenigen zu verachten, von dem man glaubt, daß er ohne Würdigkeit ſey erhoben worden. Wir ſind insgeſammt geneigt, uns von unſerm Werthe vortheilhaftere Begriffe zu machen, als wir billig thun ſollten; und unſere Beruhigung beſteht darin, wenn ſolchem Irrthume keine deutliche Gränzen geſezt werden. Die politiſche Erſchütterung, deren ich vorhin erwähnt habe, darf man aber nicht in dem Ausbruche eines öffentlichen Aufruhres und Empörung ſuchen. Dergleichen iſt, nach den regelmäßigen Verfaſſungen, worin wir leben, nicht leicht zu befürchten. Ein gemeines Weſen leidet aber ſchon Gewalt, wenn das gute Vernehmen der Bürger ſich in eine feindſelige Gährung verwandelt; ja, wenn einige ſich gar durch ihren Unwillen ſo weit treiben laſſen, einen andern Wohnplatz zu ſuchen. Doch bey dem allen wendet man ein: daß es beſſer ſey, das Volk auf wenige Zeit murren, und einige überflüſſige Thoren fahren zu laſſen, als einer eindringenden allgemeinen Armuth den freyen Lauf zu verſtatten. Recht gut! Wird denn aber dieſes durch eine Kleiderordnung ausgerichtet, oder wirkt dieſelbe gerade das Gegentheil? Ich behaupte das leztere; oder, welches einerley iſt, es folgt daraus:

2. Eine beſchleunigte Armuth des Staates. Denn wenn eine Ordnung dieſer Art von einiger Bedeutung ſeyn ſoll, muß ſie mit einer unverbrüchlichen und dauerhaften Strenge begleitet werden. Verſtattet man Ausnahmen, gebraucht man Nachſicht, ſo iſt es in wenigen Wochen eben ſo viel, als wenn man an die Einſchränkung der Kleiderpracht nie gedacht hätte. Es müſſen alſoen ſchlechterdings die allzu koſtbaren und von fremden Zeug verfertigten Kleider abgeſchaffet, und den Beſitzern alle Hoffnung benommen werden, ſolche jemals wieder gebrauchen zu dürfen. Man zieht aber den Leuten die Kleider, womit ſie ſich bisher geſchmückt und geziert hatten, aus, ohne daran zu denken,

ihnen andere wieder zu geben. Es iſt ſo gar nicht einmal möglich, die theuern Trachten mit wohlfeilern zu vertauſchen. Denn kein Trödeler wird eine alte Waare eines Hellers werth achten, wovon er weiß, daß er ſie nicht wieder werde verhandeln können. Auf ſolche Weiſe wird der größre Theil der Bürgerſchaft in die unvermeidliche Nothwendigkeit geſetzt, neue Geldſummen auf die Kleidung zu verwenden. Dieſe Verlegenheit iſt um ſo viel nachtheiliger, wenn die inländiſchen Manufacturen und Fabriken noch nicht im Stande ſind, die große Menge der Waaren, welche alsdann erfordert würden, herbey zu ſchaffen, und man alſo gezwungen wäre, Auswärtigen den größten Theil des Gewinnes zu zuwerfen. Dazu kömmt noch, daß der herrſchende Geſchmack, oder die überhand genommene Thorheit der Menſchen, ſich durch kein Geſetz auf einmal wieder vertreiben läßt. Wer gewohnt iſt, ſich in ſeidenen und andern köſtlichen Zeugen über ſeinen Stand zu kleiden, der wird es für ſchimpflich halten, auf einmal ſo tief herab zu ſinken. Lieber wendet er den letzten Nothpfennig an, um in den unerlaubten Kleidungsſtücken noch eine Art der Pracht zu beweiſen. Es iſt alſo offenbar, daß die Geldausgaben vervielfältiget werden, und die Armuth, welche man zu meiden ſuchte, deſto ſchneller ausbricht.

Schon der Freyherr von Schröder brachte in Vorſchlag, die verſchiedenen Stände durch ein zu tragendes Kleinod, oder anderes Zeichen, kennbar zu machen. Nach des Hrn. Marquis Caraccioli Vorſchlage (*), ſollen alle Stände gewiſſe Achſelbänder tragen, um ſie unterſcheiden zu können; auch die Frauen ſollen ähnliche Kennzeichen des Standes tragen; und dann, meint er, würde es Niemand der Mühe werth halten, es dem Andern in der Kleiderpracht zuvor zu thun, weil keiner ſeinen Stand verläugnen könnte.

Nach

(*) In ſeiner praktiſchen Landökonomie der Alten, Augsburg 177., 8.

Nach dem Vorſchlage des Verf. der Einfälle eines Kammeraliſten (*), ſollen diejenigen, die ſich beſſer kleideten, als es in ihrer Claſſe erlaubt iſt, etwas verhältnißmäßiges zur Armencaſſe opfern. Der Vorſchlag iſt nicht übel; allein, der ſtärkſte Damm gegen dieſe Thorheit und die beſte Kleiderordnung; iſt wohl das Beyſpiel des Fürſten und ſeines Hofes. So wie ein jeder dem Hofe in der verſchwendriſchen Kleidertracht nachzufolgen trachtet: ſo wird auch ein jeder folgen, wenn der Hof eine vernünftige und dem Staate vortheilhafte Tracht wählt.

Bis zu den Zeiten Carl's des Großen, hatte ſich, oben erwähntermaßen, unter den Deutſchen und Franken die alte einfache Kleidertracht erhalten; aber bey Gelegenheit einiger Heerzüge nach Italien, brachten ſeine Hofleute und Officiere italiäniſche Moden in ihr Vaterland zurück. Sie trugen ſeidene Kleider, und fütterten ſie mit weichlichen und feinen Fellen, welche die Venetianer aus der Levante brachten, anſtatt der Lamm- Fiſchotter- und Katzenfelle, deren ſie ſich bis dahin bedient hatten. Dem klugen und patriotiſchen Kaiſer mißfiel dieſer verſchwenderiſche Luxus. Er gab verſchiedene Geſetze dawieder, welche ſich unter ſeinen Capitularien finden, deren eins auch das allzu theure fremde Tuch, womit man ſich kleidete, betrifft. Eines Tages im Winter ritt er auf die Jagd, in ſeinem Schafpelze, den er ſo am Halſe befeſtigte, daß er ihn gegen alle Winde und Regengüſſe wenden konnte. Seine Hofleute, die er mit dieſer Jagdpartie überraſchte, mußten ihn in den ſeidenen, mit leichtem und feinem Pelze gefütterten, Kleidern, womit ſie bey Hofe erſchienen waren, begleiten. Das Wetter war höchſt elend, ſtürmte und regnete. Was nun von dieſen Kleidern nicht in den dichten Gebüſchen hängen blieb, wurde durch den Schnee und Regen verdorben. Da ſie, nach ihrer Rückkehr, nach Hauſe eilten, ſich umzukleiden, erlaubte es ihnen der Kaiſer nicht, ſondern befahl, daß ſie ſich gleich mit ihm bey dem Feuer trockneten. Hiedurch ſchrumpften die ſeidenen Kleider und die fei-

(*) Im 4 St. des 1 B. der Heſſiſchen Beytr. zur Gelehrſamkeit und Kunſt.

ſeinen Pelze ſo zuſammen, daß ſie des Nachts, als die Hofleute ſich auskleideten, auf allen Seiten Riſſe bekamen. Den folgenden Morgen mußten ſie wieder, auf Befehl, mit eben denſelben Kleidern bey Hofe erſcheinen. Da ſie nun mehr zerlumpten Masken, als hofmäßigen Kleidungen, ähnlich ſahen, und man in des Kaiſers tuchenen, mit Widderfellen gefütterten Mantel keine Aenderung wahrnahm, verwies ihnen der Kaiſer ihre Thorheit, und bewirkte ſo viel, daß der deutſche und fränkiſche Adel zum Gebrauch der inländiſchen Tücher und Felle zurück kehrte.

Ein Geſetzgeber alſo, welcher ſeine Unterthanen aufrichtig liebt, welcher bloß darauf denkt, ſie von allen Feſſeln zu befreyen, und ihre beſondere Oekonomie nach der Betrachtung des öffentlichen Nutzens einzurichten, ſucht ihren Geſchmack nicht durch Autorität und Gewalt, ſondern durch Ueberredung und Beyſpiel zu verbeſſern, damit ein Jeder ſich ſelbſt ein Geſetz mache, welches er dem allgemeinen Wohl am gemäßeſten findet. Eine ſolche in dieſem Theile der Geſetzgebung völlig neue Methode, wird den Einſichten und Tugenden des Großherzoges von Toſcana ewig Ehre machen. Sie iſt in einem Schreiben enthalten, welches Se. kön. Hoheit im J. 1781 an den Repräſentanten des Adels, wie auch an die Gouverneurs der Städte in ihren Staaten haben ergehen laſſen, um es dem Adel bekannt zu machen. Der Inhalt dieſes Schreibens iſt folgender.

„Se. kön. Hoheit ſieht mit einem lebhaften Misvergnügen den ausſchweifenden Luxus, der ſich ſeit einiger Zeit in die Kleidungen, beſonders der Frauenzimmer, eingeſchlichen hat, und fürchtet ſo gar die traurigſten Folgen davon.

„Die Damen, welche von ihrem eigenem Vermögen, oder von der Gefälligkeit und dem Reichthume ihrer Männer, große Summen empfangen, haben, ſtatt ſolche zu ſo vielen andern nützlichen und edlern Gegenſtänden anzuwenden, die Schwachheit, ſie durch dieſe lächerliche Art von Eitelkeit zu verſchwenden.

Die

Diejenigen, welche von gleichem Stande ſind, glauben, wenn ſie gleich nicht ſo viel Vermögen beſitzen, aus einem falſchen Point d'honneur, ſie müßten ſich auf eben den Ton, wie jene, ſtimmen. Die Frauenzimmer von jedem andern Range beſtreben ſich zu ihrem Unglück, vermöge einer gewiſſen, ihrem Geſchlechte eigenen Nacheiferung, es denen, welche mehr als ſie ſind, gleich zu thun; und dieſer koſtbare Eigenſinn, den die Mode in der Hauptſtadt eingeführt hat, verbreitet ſich bald in die Provinzen, und ſelbſt nach Proportion, aber mit weit größerm Schaden auf das Land. Daher entſtehen: die ſo große Schwierigkeit der Heurathen in allen Geſellſchaften, der Mangel an Fonds zur Erziehung der Knaben und Mädchen, der Defect in der Caſſe der Rechnungsführer, ihre Schulden und oft ihre Untreue, die Seltenheit der Capitalien in dem Handel, die geringe den Ackerleuten bewilligte Beyhülfe, welche von der Zeit an das Land weniger beſtellen, überhaupt das Unglück der Familien, ihre innerliche Uneinigkeiten, und ſo viel üble Gewohnheit. Dieſes Uebermaß von Eitelkeit, welches bey wenigen Frauenzimmern bloß eine verachtungswürdige Schwachheit ſeyn würde; iſt bey den andern, welche glauben, ſie müßten jene nachahmen, und die weſentlichſten Pflichten eines Hausvaters und einer Hausmutter nicht mehr erfüllen, ein Verbrechen.

„S. K. H. hat zu Folge dem Syſtem, welches Sie angenommen, die Freyheit ihrer Unterthanen in ihren Handlungen ſo wenig als möglich einzuſchränken, kein Geſetz gegen den Luxus machen wollen, indem Sie an Sich ſelbſt gar wohl empfindet, wie ſchwer es iſt, eine Materie Geſetzen zu unterwerfen, die ſo viele Geſtalten anzunehmen fähig iſt, beſonders was auf den Putz der Frauenzimmer Beziehung hat, deſſen Uebermaß in der vorigen Zeit ſowohl als jetzt, nicht in der Qualität, ſondern in der Quantität und in dem Mißbrauche beſteht, und Se. kön. Hoheit wird dieſe Geſetze, welche nicht weniger die Quelle aller Uebertretungen, als Bedrückungen, ſind, als mit Ihrer Gnade ſtreitend, allezeit anſehen.

„Aber der Großherzog ſetzt ſo viel Zutrauen in die Achtung Seiner Unterthanen für Ihn, daß Er

nicht zweifelt, ſie werden ſich, da ſie Seine väterliche Abſichten kennen, beſtreben, ihren Souverain in dieſem Stücke, daß Ihm ſo ſehr am Herzen liegt, zu unterſtützen.

„Da es nothwendig iſt, daß dieſe Reform bey dem adelichen Stande ihren Anfang nehme, und daß ſie ſich nach deſſen Beyſpiele auf alle andere Stände verbreite: ſo werden Ew. ꝛc. ꝛc meine königliche Geſinnungen der Verſammlung des Adels bekannt zu machen haben. Dem zu Folge wird es Ihren königlichen Hoheiten angenehmer ſeyn, in den Apartements des Hofes und an den Gallatagen den Adel von bey den Geſchlechtern, in ſimpeln und ſelbſt ſchwarzen Kleidern zu ſehen, da die größte Simplicität im Anzuge dem Anſtande und der Reinlichkeit gemäßer iſt, als aller überladene und theatermäßiger Putz.

„Ihre Unterthanen müſſen verſichert ſeyn, daß J. K. H. zu viel Verſtand haben, als daß Sie den Adel nach den reichen Kleidern ſchätzen, und vergeſſen ſollten, daß die von Adel ſich durch erhabene Geſinnungen, ein weiſes Betragen, den guten Gebrauch ihrer Güter, und eine kluge Freygebigkeit von andern unterſcheiden müſſen.

„Im Gegentheil wird Se. K. H., der Großherzog, auf die Mäßigung oder das Uebermaß in den Kleidungen ſowohl der Mannsperſonen, als ihrer Ehegattinnen und Töchter aufmerkſam ſeyn, und ſolches wird für Ihn die ſtärkſte Vermuthung ihres guten oder ſchlechten Betragens, und ihrer geſetzten oder ſchwachen Denkungsart ſeyn; auch dürfte dieſe Vermuthung leicht einen großen Einfluß auf die Austheilung Seiner Gnadenbezeigungen haben, vornämlich bey Aemtern, worin eine richtige Urtheilskraft und eine Gewißheit erfordert wird, daß die Umſtände derer, die darum anſuchen, ſich in keiner Verwirrung befinden.“

Vorſtehendes Schreiben des Großherzoges von Toſcana an den florentiniſchen Adel, um Abſtellung des Luxus, beſonders in der übertriebenen Kleiderpracht, hat vortrefflich gewirkt. „Unſere Damen „vom erſten Range,“ ſchrieb man im J. 1782, aus

Flo=

Florenz: „tragen weder Edelſteine, noch goldene und „ſilberne Stoffe, keine Federbüſche mehr, keine mehr „von dieſen Straußenfedern, die ehemals beſtimmt „waren, die Helme der Helden zu zieren. Nur die „Köpfe der Laïden ſind noch mit Federbüſchen geſchmückt. Die Röcke, die Unterkleider, die Man„tillen ſind äußerſt modeſt; und um das gute Bey„ſpiel zu beſtärken, haben die Herren von Stande „ſich in trauriges Schwarz gehüllt, ohne Spitzen, „ohne Mußeline, ohne Kammertuch, und ſo gar ohne „ſeidene Strümpfe. Das Misvergnügen der Kauf„leute darüber geht bis zur Verzweiflung. Aber ihr „Verluſt iſt bloß vorübergehend, und kann durch wei„ſe Anſtalten und Beyſpiele zum Beſten der innern „Betriebſamkeit geleitet werden.“

Ich komme zur Betrachtung der *Landesuniform, Nationalkleidertracht, Nationalkleidung*, oder *Provinzialtracht*, deren Einführung man als ein Mittel wider die Kleiderpracht vorgeſchlagen, und zum Theil auch wirklich angewendet hat.

Als in Schweden faſt alle ſo genannte Standesperſonen ſich wenigſtens in engliſche Tücher oder andere ausländiſche Zeuge kleideten, deren heimliche Einſchleppung zugleich den Staat um die dafür zu erlegenden Zollgebühren brachte, verfiel endlich die ſchwediſche patriotiſche Geſellſchaft, im J. 1773, auf den Gedanken; daß vielleicht dem Luxus in Kleidern, und dem Schleichhandel, durch die Einführung einer Nationalkleidertracht noch am leichteſten Einhalt gethan werden könnte. Sie gab daher als eine Preisfrage auf: *Ob es nicht zur Verminderung der häufigen Abwechſelungen in den Moden, und zur Abſtellung des Contrabandhandels, für Schweden vortheilhaft ſeyn dürfte, eine nationale, dem*

ſchwediſchen Klima angemeſſene, und von anderer Nationen ihrer verſchiedene, Kleidertracht einzuführen? (1) Dieſe Frage erweckte überall eine allgemeine Aufmerkſamkeit. Viele Einheimiſche und Fremde ſelbſt ſuchten ſogleich die Möglichkeit und den Nutzen, ja ſelbſt die Nothwendigkeit davon zu beweiſen (2). Manche hielten indeſſen dafür, daß dieſes Unternehmen ſelbſt ein Beweis von der herrſchenden Liebe zu Neuetungen ſey, und den Contrabandhandel um ſo weniger mindern könnte, da dieſe Frage ja nur eigentlich die Veränderung des Schnittes ꝛc. nicht aber die erforderlichen Zeuge, zum Gegenſtand zu haben ſchiene (3). Einige äußerten ihre Beſorgniß, daß der Hof nicht allein die Guſtavianiſche (4), oder ſo genannte burgundiſche Kleidertracht überhaupt einführen, ſondern auch ſo gar jeden Stand durch die Verſchiedenheit der Farben unterſcheiden wolle (5). Die Gedanken eines Patrioten von Torneo (6) verwarfen dieſen Vorſchlag geradezu, und fanden beſonders in den Provinzen vielen Beyfall. Indeſſen waren 1774 an die patriotiſche Geſellſchaft allein 65 größtentheils bejahende

(1) Dagel. Alleh. eller Tidn. 1773, No. 244.

(2) En Landmans Bref til ſin Væn i Stockholm ang. den nationelle Klædedrægten, Stockh. 1773, 4. 2 B.

Et Folk, en Drægt? Ja. Stockh. 1774, 8. 20 S.
Dagel. Alleh. 1774. Bih. til. No. 14.
Gioerv. Samlaren, 3 D. p. 345 — 349, No. 144.

(3) Bref ifron en Landman i en annan Landsort til den Landmannen, ſom ſkriſvit til en Væn i Stockh. angden Nat. Klædedrægten. Stockh. 1774, 4. 2 B.
Svar po den upgifne Froga om den nationelle Klædedrægten, ſoerfattad af B. B. Stockh.. 1773, 4. 2 u. e. h. B.

(4) *Berchs* (Canc. R.) Afhandlingar om Quinno-och Mans-Klæder, ſ. *Gioerv.* Samlaren, No. 129, 133, 135, 164, 166, 168.

(5) Afhandling om Klædedrægten, Stockh. 1773, 4. 3 B.

(6) En Patriots Tankar til Kongl. patriot. Selſkapet vid Frogan om Klædedrægten, Torneo, d. 1 Jan. 1774, Stockh. 4. 2 B.

de Antworten eingeſandt worden. Der königl. Hofprediger Erik Waller erhielt den Hauptpreis, vier andere aber ſilberne Jettons (7).

Die Einführung der Nationalkleidung in Schweden, unter der Regierung Guſtav's III. iſt eines von jenen Monumenten, die den Eindruck der Unſterblichkeit haben, die, indem ſie von einer Generation der andern übergeben werden, einen unvergänglichen Nationalzeitpunct machen. Viel läſſet ſich von denen Gründen ſprechen, die eine Nation bewegen können, eine allgemeine Nationaltracht anzunehmen. Diejenigen, welche Seine ſchwediſche Majeſtät Dero Unterthanen vorzulegen geruhet haben, und die Art, dieſe Neuerung der Nation beyzubringen, erhellen aus folgendem Circularſchreiben, welches der König, von Stockholm d. 18 Febr. 1778, an die Landeshauptleute und Stadtmagiſträte ergehen ließ.

Guſtav. ꝛc. Immer auf dasjenige aufmerkſam, was das Wohl aller und jeder Unſerer lieben getreuen Unterthanen zu befördern vermögend iſt, haben Wir in Erwegung gezogen, daß über gewiſſe Aeſte des Handels mit Rechte Klagen geführet werden, als ob ſie nicht nur unnütz, ſondern auch wegen der großen Menge Geldes, ſo ſie aus dem Reiche ziehen, verderblich wären. Wir haben den Urſachen hievon ſorgfältig nachgeſpüret, ſo wie auch denjenigen, welche die Wirkſamkeit der ſowohl von den Ständen des Reiches, als von Uns, gegebenen Aufwandgeſetze hemmen, nicht nur in Rückſicht auf die Kleiderpracht, ſondern auch auf die Einführung fremder Waaren, durch welche die inländiſchen Manufacturen verhindert werden, die Vollkommenheit zu erreichen, deren ſie fähig ſind. Wir haben gefunden, daß dieſe Urſachen aus der allgemeinen Begierde fließen, ſich vor dem Volke durch die Koſtbarkeit der Kleider ein Anſehen zu geben. Daher kam nothwendig die Abwechſelung in den Kleidun-

(7) Kongl. Svensk. Patriot. Selſkap. Handl. 3 Styck, p. 1—128.

gen, welche inſonderheit ſeit 20 Jahren ungemein zugenommen, und ſowohl in Rückſicht auf den Schnitt, als auf den Stoff, ſehr ſchädliche Veränderungen eingeführt hat. Die ſchwediſche Nation hat die Eitelkeit und den Prunk fremder Völker angenommen. Sie iſt gegen die Aufwandgeſetze ungehorſam geweſen. Dieſer Ungehorſam hat den dem Menſchen natürlichen Hang zur Unabhängigkeit erzeuget. Die Verachtung dieſer Geſetze hat allmählich die Verachtung des Anſehens von der Regierung nach ſich gezogen, und der Monarch iſt genöthigt worden, eine Schärfe zu gebrauchen, welche in gewiſſen Fällen die anſtändige Freyheit verletzt, und welche, indem ſie die Ruhe und Sicherheit ſtöret, wozu jedermann berechtigt iſt, die Empfindungen ſchwächet, welche die Unterthanen mit ihrem Beherrſcher verbinden ſollen. Alle Vorſorge, die man genommen hat, den Prachtwaaren den Eingang zu verſperren, haben viele Unbequemlichkeiten eingeführt, und man ſahe gar oft die Polizey die Ruhe der Bürger ſtören, um die Handhabung der Geſetze zu bewirken.

Ueberzeugt, daß neue Geſetze nicht beſſer würden beobachtet werden, und daß ſie vielleicht größere Uebel veranlaſſen würden, als die, welche man vertilgen will, finden Wir, nach reifer Ueberlegung, nichts kräftiger, um allen Unbequemlichkeiten vorzubeugen, als eine von der Kleidung aller andern Nationen verſchiedene Nationalkleidung einzuführen, welche unſerm Klima anangemeſſen und den Fabriken zuträglich wäre, die bereits in Schweden beſtehen, oder noch da eingeführet werden können. Aber obwohl dieſe Maßnehmung Uns das einzige ſcheint, welches vermögend wäre, der Verwüſtung des Luxus vorzubeugen: ſo halten Wir es doch nicht für ſchicklich, Unſere Unterthanen durch eine Verordnung zu zwingen, eine Kleidung anzunehmen, die vielen unter ihnen mißfallen könnte. Wir denken, Unſer Beyſpiel und die Ueberzeugung des Vortheiles, der denjenigen zuwachſen wird, welche ihm folgen werden, werden mächtig genug ſeyn, die Stelle von Geſetzen zu vertreten, und ihre Wirkung zu thun. Wir ſind deshalb ſowohl als Unſere vielgeliebten Brüder, die Reichsräthe, und die angeſehenſten Unſerer

Hof-

Hofleute, geſinnet, von dem 17ten April an, dieſe Kleidung anzuziehen, ſie beſtändig zu tragen, und Unſern Truppen eine ähnliche zu geben.

Wir theilen Euch dieſen Unſern Entſchluß mit, damit ihr ihn den Rittern und Edelleuten und andern angeſehenen Perſonen Euerer Provinzen eröffnet; und wenn der größere Theil derſelben Unſer Beyſpiel wird angenommen und befolgt haben, alsdann werden Wir durch eine dauerhafte Verordnung den Gebrauch dieſer Tracht befeſtigen. Wir ſchicken Euch ein Muſter davon, und empfehlen ꝛc.

Dieſem Circularſchreiben zu Folge, iſt, bey dem königl. ſchwediſchen Hofe die Mannskleidung weiß, und roth für die Gallatage, ſchwarz und roth aber für die andern Tage: die Frauenzimmerkleidung hingegen weiß für die Gallatage, und ſchwarz für die übrigen Tage. Die Robe de cour iſt, in Anſehung ihrer vorher in Schweden ſowohl, als an andern Höfen, gewöhnlichen Form, wenig abgeändert worden, und darf auch künftighin nur von ſolchen Perſonen getragen werden, welche bey Hofe vorgeſtellet worden ſind. Ueberhaupt können alle andere Frauenzimmer, ſelbſt nach der vorläufig angekündigten königl. Verordnung (8), noch ferner alle einfarbige Zeuge, als: Moires, Pou-de-Soyes, Taffete, broſchirte, einfache und doppelte, achtfadige, Gros de Tours ꝛc. zu ihren Kleidungen gebräuchen. Es ſollen dagegen alle ſchielige (brokuga) Zeuge zu tragen verboten ſeyn. Von allen vorbeſagten und ähnlichen Zeugen können daher auch noch künftighin Saloppen, Pelze, Mantillen ꝛc. gemacht und getragen werden. Es ſoll jedoch keine andere Garnirung, als nur auf dem Kleide ein ſchmahler Streifen, und auf dem Rocke eine ſo genannte Falbala, beydes von eben dem Zeuge, wovon das Kleid iſt, erlaubet, folglich alle Verzierungen von Blonden, Flor, Blumen, Pompons ꝛc. verboten,

(8) *Guſtafs* III. (Konung) Reflexioner (die in Schweden einzuführende Nationalkleidertracht betreffend) Stock. 1778, 4. 2 B. Dieſe Reflexionen ſind in das Protokoll des Reichsrathes eingerückt worden.

Transſumt af Protocollet po Stockholms Rodhus d. 12 Mart. 1778. ang den Svenska Nationelle Klæde drægten, Stockh. 1778, 4, 1 u. ½ B.

ten, und überhaupt nur 4 Schleiſen, zur Aufbindung des Kleides, verſtattet ſeyn.

Fig. 2185 a), zeigt das Modell, welches dem ſtockholmer Schneiderhandwerke wegen dieſer Frauenzimmertracht zugeſtellet worden iſt (9).

Die Mannsperſonen können, außer dem Hofe, alle ihnen ſelbſt beliebige Farben tragen. Wer ſich aber, in Anſehung der Form, nach dem Hofe richten, und alſo dieſe Nationaltracht annehmen will, der ſoll ſeine Kleidung entweder nur von einer Farbe, oder, wenn er zwey Farben gebraucht, den Rock und die Beinkleider von der einen, hingegen die Weſte, das Rockfutter, die Garnirung, die Schärpe über der Weſte, die Bandroſen an den Knieen und Schuhen, insgeſammt von der andern, nach Maßgebung des Fig. 2185 b) abgebildeten Modelles der Hofkleidung, machen laſſen. Die Mäntel, wenn man dergleichen gebraucht, werden auf den Achſeln mit Band oder Haken befeſtiget. Die Hoftracht kann ganz von Seide ſeyn. Es darf auch außerdem jedermann das Unterfutter und die Schärpe von inländiſchen Seidenzeugen tragen. Alle Arten von einfarbigen Tüchern, Cameloten und Stoffen, ſind erlaubt, aber keine ſeidene Zeuge zum Ueberzuge, noch geſponnene Gold- und Silberknöpfe. Bey der Hofkleidung ſind die Knöpfe überzogen oder geſponnen, und von der Farbe des Unterfutters. Der Hut iſt (à la Henri IV.) rund, mit ſchmahlen Krämpen, und nur auf einer Seite aufgeſteift. An ſtatt der ſo genannten Kjänger (Halbſtiefel), können auch, wie die Figur zeigt, Schuhe gebrauchet, und dieſe mit Bandroſen gebunden werden. Die Hoflivree iſt es bereits, jedoch, außer den Kutſchern, ohne Mäntel. Mit den bisher in Schweden gebräuchlichen Mänteln, Surtouts und Pelzen ſoll keine Veränderung vorgenommen werden.

Der Entwurf des Königs erreichte ſeine Vollkommenheit. Am 22 Apr. 1778 erſchienen der König, die königlichen Brüder, der Herzog von Südermanland und der Herzog von Oſtgothland, die Reichsräthe,

(9) Naturens och Konſtens Skodeplats, (eine Wochenſchrift) Stockh. 1778. 4. No. 25

the, die Großen des Hofes, und ein Theil der Armee, zum erſtenmal in der Nationaltracht. Sie iſt aus dem Coſtume der Zeiten Guſtav's Waſa, eines der glorwürdigſten Stifter der Nation, genommen. Das ganze Reich fiel ihr alſo bey.

Seit dem Jahre 1783, iſt in den ehemaligen ingermannländiſchen, eſthländiſchen und liefländiſchen Generalgouvernements, jetzigen St. petersburgiſchen, revaliſchen und rigiſchen Statthalterſchaften, auf ausdrücklichen Befehl Ihrer Maj. der ruſſiſchen Kaiſerinn, **Katharina II.**, folgende Provinzialtracht eingeführt worden.

1. Die Männertracht der St. petersburgiſchen Statthalterſchaft, beſteht in einem blauen Rocke mit ſchwarzen ſammetnen liegenden Kragen, eben ſolchen Revers, und einem glatten vergoldeten gewöhnlichen Uniformknopfe. Die Aufſchläge an den Aermeln ſind, wie der Rock, von blauem Tuche, mit 2 Knöpfen, welche frackmäßig angebracht ſind. Weſte und Beinkleider ſind von weißem Tuche; die Knöpfe hingegen ſind, wie die vom Rocke, nur etwas kleiner. Die Tracht der Damen beſteht in einem blauen Kleide, welches wie ein franzöſiſches Fourreau gemacht iſt; dazu tragen ſie einen weißen Rock.
2. Die Männertracht der revaliſchen Statthalterſchaft, iſt einfacher. Der Rock iſt von blauem Tuche ohne Revers, eben mit einem liegenden Kragen und Aufſchlägen von demſelben Tuche. Das Rockfutter, wie auch Weſte und Beinkleider, ſind gelb. Die Knöpfe ſind ebenfalls, wie die der St. petersburgiſchen Statthalterſchaft. Die Damen tragen ein blaues Kleid, en Fourreau, und dazu einen gelben Rock.

3. Die

3. Die Tracht der rigaiſchen Stadthalterſchaft, iſt eben wie die revaliſche; nur mit dem Unterſchiede, daß alles das, was bey dieſer gelb iſt, bey der rigaiſchen weiß ſeyn muß. Selbſt die Knöpfe ſind weiß.

Die blaue Farbe der Röcke, in allen drey Statthalterſchaften, iſt eigentlich gleich. Sie ſollte, nach der Vorſchrift, das Mittel zwiſchen hell- und dunkelblau halten. Doch tragen die meiſten hellblau. Dieſe eingeführte Nationaltracht erſtreckt ſich bloß auf den Adel; und alle diejenigen, welche kaiſerliche Landesbedienungen, die mit Offiziersçharacter verbunden ſind, bekleiden. Der Theil der Bürgerſchaft, welcher keine Bedienung oder ſonſt irgend einen Rang hat, geht in beliebiger Kleidung, oder auch in der Landestracht, die aber zum Unterſchiede überzogene Knöpfe haben muß, die ſich noch der Farbe des Rockes und der Weſte richten. Bey Hofe darf Niemand von Adel anders, als in der Provinzialtracht, erſcheinen, er müßte denn bey dem Militär engagirt ſeyn. Dieſes wird auch bey jeder andern Feyerlichkeit, da man ſich in Galla zeigen muß, beobachtet.

Von der *in Weſtphalen* eingeführten ritterſchaftlichen Uniform, ertheilt Hr. D. **Vogt**, in **Weddigen's** weſtphäl. Magaz. 9 Heft, (Bückeb. 1787, 4.) S. 415, f. folgende Nachricht.

„Schon lange hört man die Klagen über öftere Veränderung der Kleidungsſtücke, in deren Hervorbringung die pariſer Erfindungskraft ſo unerſchöpflich iſt. Sie wird immer eine Laſt denen, welche nicht eben ſo viel Vermögen als Hang zur Eitelkeit, beſitzen. Beſonders aber drückt ſolche den Theil des Adels, der ſeine Lebenszeit gewöhnlich auf dem Lande hinbringt, und daher, bloß des veränderten Geſchmackes wegen, die beſten Kleider, weniger getragen als von Städtebewohnern, auch um ſo viel mehr mit Schaden vertauſchen muß. Thut er es nicht, und erſcheint ein ſolcher Edelmann etwa bey Höfen, oder in gro-

ßen Städten, in einer Tracht, die zwar vor kurzem noch üblich war, jetzt aber nicht mehr zum guten Tone gehört: ſo heißt er ein Original vom Landjunker, ſo viel Verdienſte er auch ſonſt haben mag.

„Bey ſo bewandten Umſtänden, iſt alſo gewiß nichts beſſer, als eine dem Wankelmuthe der Mode nur wenig unterworfene Uniform; welche denn dieſes Gute auch noch mit ſich führt, daß man deren nur eine, oder höchſtens zwey, bedarf, wenn man einmal aus ſeinem engen häuslichen Zirkel ſich zu entfernen, und in dem größern der feinen Welt blicken zu laſſen, Beruf oder Luſt hat; da im Gegentheil ein halbes Dutzend mit nicht weniger Koſten, als mühſamer Auswahl, neu angeſchafte Kleider, kaum hinreicht, um darin nur mit einigem Anſtand ſich ſo öffentlich vorzeigen zu können. Und ſollte es auch bloß der Landtag nur ſeyn, um deſſen willen der Edelmann ſeinen ländlichen Sitz einmal im Jahre verließe: ſo gereicht ihm auch hier ſchon ſeine allein mitgebrachte ritterſchaftliche Kleidung zu großer Gemächlichkeit und wahrem Vortheil.

„Betrachtungen, welche denn gewiß mehr, als Abſicht gegen andere Menſchen ſich auszuzeichnen, den weſtphäliſchen Landſtänden Anlaß gegeben, eine minder koſtbare als wohlkleidende Uniform ſich zuzulegen. Sie haben dabey die Farbe der Röcke faſt durchgehends gleich gewählt, und bey jedem einzelnen Kreiſe ins beſondere einen Unterſchied in den Aufſchlägen, Unterkleidern, oder Art der Beſetzung, angenommen. So iſt die

- Cölln Weſtphäliſche ein blauer Rock, phirſichblaue Aufſchläge, weiße Unterkleider, und Gold;
- die Hovaiſche, roth, ſchwarz, Strohfarbe, und Gold;
- die Lippiſche, roth, roth, himmelblau, und Gold;
- die Münſterſche, roth, grün, Strohfarbe, und Gold;
- die Osnabrückſche, roth, dunkelblau, Strohfarbe, und Gold; und
- die Paderborniſche, roth, himmelblau, weiß, und Gold.

„Zu

„Zu wünſchen wäre es, daß der ſo in Weſtphalen als andern deutſchen Landen, in neuern Zeiten entſtandene Geſchmack an Uniformen, nicht bloß ſich auf Höfe und Ritterſchaften einſchränkte; ſondern daß er auch übrigens noch über die erſten Claſſen des gelehrten und bürgerlichen Standes verbreitet würde! Wie vortheilhaft wäre ſolches nicht manchem, mehr an Titeln als an Beſoldung reichen Civilbedienten, bey einer oft zahlreichen Familie! und wie wohl befindet ſich nicht ſchon dabey unſere Geiſtlichkeit! der Officier! der Forſtmann! Anſehnlich iſt es, was jeder von ihnen in einem Jahre ſo erſparet; und in welchem Maße würde ſich nicht mit mehrerer Ausbreitung einförmiger Kleidungen, der Gewinn des Staates vervielfältigen, beſonders desjenigen, dem es an Werkſtätten zur Erzeugung der Dinge, welche Modeſucht anzuſchaffen uns auflegt, noch mangelt!

Im 8 St. des 2ten Jahrg. 1785, des Journals von und für Deutſchland, werden folgende Vorſchläge zu Einführung einer deutſchen Nationaltracht (*) bekannt gemacht.

„Es wird in unſern Tagen, und das mit Recht, ſehr oft darüber geklagt; daß wir Deutſche, in Kleidertracht, Umgang und Sitten, ſclaviſche Nachahmer der Franzoſen ſind, und daß wir dadurch nicht nur täglich ſichtbarer an Originalität und Gepräge verlieren, ſondern auch, daß dieſe Nachahmung der Ausländer einen unſerer Moralität, unſern Finanzen und unſerer Handelsbilanz gleich ſchädlichen Luxus bey uns immer allgemeiner macht.

„Schon oft haben deswegen Patrioten den Wunſch geäußert, daß es doch möglich ſeyn möchte, eine Nationalkleidung in Deutſchland einzuführen. Dadurch würde die Urſache zu einem großen Theile jener Klagen gehoben werden, und wir würden beſſer, dauerhaft

(*) Man findet ſie auch im Journ. der Moden, v. Febr. 1786, S. 72, fgg. und im 16 St. des hannov. Magaz. v. J. 1786, Col. 245, fgg.

haft gearbeitet, und dennoch um geringern Preis, unſere Tücher und Stoffe von den Kaufleuten geliefert bekommen, wenn nicht mehr der Eigenſinn der Mode die Fabrikanten bewöge, ihre Waaren liederlich, für kurze Zeit haltbar zu verfertigen, indem ſie jetzt nicht gewiß ſind, wie lange ein Artikel Abgang finden wird, und daher jeder von dem Augenblicke Nutzen zieht; mancher andern, der Sittlichkeit nicht gleichgültigen Umſtände zu geſchweigen.

„Allein, wie wäre es anzufangen, eine ſolche Nationalkleidung allgemein zu machen, in Deutſchland, wo ſo viele Oberherrſchaften, ſo viele Intereſſen ſich durchkreuzen? Man wird es nicht der Mühe werth halten, die Sache auf dem Reichstage zu verhandeln; und geſchähe das auch, ſo würde jeder deutſche Fürſt, jeder freye deutſche Staat, dieſe Kleidung nach ſeiner Idee, nach ſeinem Eigenſinne, nach ſeinem Geſchmacke, und nach dem Intereſſe ſeiner Fabriken eingerichtet wiſſen wollen; die höhern Stände würden zu viel Einfluß auf die Wahl dieſer Kleidung haben; und endlich, wenn alles dieſes gehoben wäre, ſo würde man dennoch nur ungern ſich etwas aufdringen laſſen, was man bis jetzt nach Willkür hat einrichten und wählen dürfen. Zwang gefällt nie, auch dann nicht, wenn man zu einer nützlichen Sache gezwungen wird; und bey dem täglich mehr einreiſſenden Despotismus, faſſet man nur zu leicht Vorurtheil und Verdacht gegen jede neue Veränderung, ja, es wäre eine Frage, ob einmal der Staat das Recht hat, in dergleichen Dingen Vorſchriften zu geben, welche die natürliche Freyheit einſchränken.

„Viel beſſer wäre es daher, wenn eine ſolche Kleidung freywillig durch Sammlung der Stimmen in allen Provinzen Deutſchlandes gewählet, und dann auf einmal eingeführet würde.

„Allein,

„Allein, hiebey äußern ſich wieder neue Schwierigkeiten. Denn wie ſchwer würde es nicht ſeyn, über Farbe und Form einig zu werden, und wie viel Menſchen ſind nicht, durch Dienſt und andere Verhältniſſe, außer Stand geſetzt, ſich nach Willkür kleiden zu dürfen!

„Dennoch giebt es in unſerm Vaterlande eine Menge von Leuten, die von ſich ſelbſt abhängen, als: Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Künſtler, Advocaten, Landedelleute, Familien die von ihren Renten leben, Aerzte, Wundärzte, Gelehrte, u. d. gl; Die Anzahl derſelben erſtreckt ſich gewiß auf viel Tauſende; und mancher, der freylich nicht den Muth haben würde, der erſte zu ſeyn, der ſo etwas allein, oder mit einigen guten Freunden anfinge, würde ſich gern dazu verſtehen, wenn er wüßte, daß in Deutſchland zugleich mit ihm auch nur ein Paar tauſend Menſchen ſich über thörichtes Vorurtheil hinaus ſetzten. Und ſollte ſich denn nicht ein ſolches Paar tauſend, von Vorurtheil und Zwange freye, patriotiſche Menſchen in unſerm Vaterlande finden? Pfui! es wäre Beleidigung, ſo etwas zu denken! — Hätten nun aber dieſe die Bahn gebrochen, ſo würden gewiß viele, ſehr viele nachfolgen, die zu furchtſam ſind, die erſten zu ſeyn. Mancher jetzt gegen die Neuheit der Sache eingenommene Vater, Ehemann und Herr, würde den wichtigen Nutzen dieſer Anſtalt einſehen, und den von ihm Abhängenden erlauben, dem Beyſpiele zu folgen; ja, wer weiß, ob nicht biedre, edle Fürſten dieſe Einrichtung gut finden, und in ihren Staaten durch Beyſpiel und Rath allgemein zu machen ſuchen würden? Welch eine Ehre dann für die, welche die Bahn gebrochen hätten! Gewiß, ſie würden unſerm Vaterlande eine Wohlthat erzeigt haben, welche der Unſterblichkeit werth wäre, und die ſegnenden Folgen für die Nachkom-

kommenſchaft würden der Preis ihrer Verwendung ſeyn.

„Es käme alſo nur auf zwey Puncte an: 1. Auf die Wahl der Kleidung; und 2. auf die Art, über dieſelbe einig zu werden und ſie einzuführen.

„Was den erſten Punct betrifft, ſo glaube ich folgende Grundſätze annehmen zu dürfen. Die Kleidung muß ſeyn: a) wohlfeil; b) von Farben, die nicht leicht Schmutz annehmen, dauerhaft, leicht zu waſchen, und von dem Eigenſinne der Moden weder erfunden, noch von demſelben abhängig ſind; c) für jedes Alter paſſend; d) vom Vornehmen wie vom Geringern, vom Reichen wie vom Armen, leicht anzuſchaffen und zu tragen; e) unſerm Klima angemeſſen; f) nicht phantaſtiſch; g) unſern Körper nicht entſtellend; h) das Gepräge von Deutſchheit tragend; i) in allen Jahreszeiten brauchbar.

„Für den zweyten Punct wage ich nachſtehende Vorſchläge. 1. Ich werde Sorge tragen, dieſen Plan in einigen deutſchen periodiſchen Schriften, Journalen, Zeitungen ꝛc. bekannt zu machen, und bitte die die Herausgeber derſelben, auch die, welchen ich, denſelben zu ſenden nicht Gelegenheit haben ſollte, wenn er ihnen zu Geſichte kömmt, ſolchen in ihre Blätter einzurücken. 2. Ich erſuche angelegentlichſt alle patriotiſche Biedermänner, dies nützliche Unternehmen, ſo viel möglich, bekannt zu machen, insbeſondre aber alle Herausgeber periodiſcher Schriften, Poſtämter, Collegien, öffentliche und geheime Geſellſchaften ꝛc. in den Städten, Flecken und Dörfern ihrer Gegend einen ſichern Mann zu bewegen, daß er ſich der Subſcription, wovon hernach die Rede ſeyn wird, großmüthig annehme; in einigen Gegenden Deutſchlandes habe ich dergleichen ſchon gefunden. 3. Ich bitte diejenigen, welche meinem Antrage Gehör gegeben haben, zu der Zeit der Frühjahrsmeſſe 1786,

in Leipzig, an das hochlöbl. churſächſiſche Oberpoſtamt, poſtfrey, einen Zettel abzugeben, und darauf zu ſchreiben: Wir haben in folgenden Städten, Flecken und Dörfern, ſichere Männer gefunden, welche ſich der Unterzeichnung zu Einführung einer deutſchen Nationalkleidung unterziehen wollen, nämlich in *** u. ſ. w. Die Namen der Oerter müßten genannt ſeyn, die Namen der Perſonen aber brauche ich nicht zu wiſſen. 4. Fände ich, daß eine hinlängliche Anzahl deutſcher Männer mein Unternehmen begünſtigen wollte: ſo würde ich dafür ſorgen, daß durch eben die Wege, durch welche ich dieſe Vorſchläge bekannt mache, in der leipziger Herbſtmeſſe 1786, unentgeldlich eine Zeichnung von einer männlichen und einer weiblichen Kleidung, nebſt einer Beſchreibung derſelben, in die Hände des Publicum geliefert werden ſollte. 5. Alsdann fiengen die gütigen Bemühungen der Herren Collecteurs an; ſie machten nämlich einen Aufſatz folgendes Inhaltes: Wir, Endes Unterſchriebene, verbinden uns, im Fall ſich in Deutſchland eine Anzahl von 2000 Perſonen unſers Geſchlechtes finden ſollte, welche gleichen Entſchluß mit uns gefaßt hätten, am erſten Oſtertage des Jahres 1788, in der uns vorgeſchlagenen Nationalkleidung, genau nach der uns mitgetheilten Zeichnung, öffentlich zu erſcheinen. Dieſer Aufſatz würde von den Theilnehmern unterzeichnet, ſodann in einen verſiegelten Umſchlag gelegt, und darauf geſchrieben, z. B. 87 Perſonen männlichen, und 31 Perſonen weiblichen Geſchlechts, in Hamburg, verbinden ſich, am erſten Oſtertage 1788 in der vorgeſchlagenen Nationalkleidung zu erſcheinen. Dieſe verſiegelten Briefe aber würden in der Frühjahrs-Meſſe 1787 wieder an das hochlöbliche Ober-Poſt-Amt in Leipzig poſtfrey eingeſchickt. 6. Fände ich die Summe der auſſen bemerk-

merkten Theilnehmer, entweder von männlichem Geſchlechte, oder vom weiblichen, oder von beyden Geſchlechtern 2000 ſtark: ſo würde ich in der Herbſtmeſſe 1787 bekannt machen, daß nun der Plan zu Stande gekommen ſey. Wo nicht, ſo würde ich in eben dieſer Meſſe die Nachricht geben, daß jeder ſeinen Brief unentſiegelt wieder abfordern könne, weil die Sache nicht geglückt ſey; und ſo würde dann auf dieſe Art keines Menſchen Name compromittirt.

„Es giebt, leider! Leute, welche alle Dinge in das Lächerliche ziehen; es giebt andere, die in allem etwas Gefährliches oder Hinterliſtiges ſehen; es giebt endlich noch andere, welche nichts gut finden, als was ſie, oder irgend eine von den Parteyen, zu welchen ſie gehören, erfunden oder vorgeſchlagen haben. — Das iſt traurig, und von dieſen muß ich freylich erwarten, daß ſie meinem Vorſchlage, von irgend einer Seite, keine Gerechtigkeit werden widerfahren laſſen. Allein, das beunruhiget mich nicht. Ich bin mir bewußt, aus guter, ehrlicher, patriotiſchdeutſcher Abſicht, dieſen Vorſchlag zu thun. Ich gehöre zu keiner Partey, habe mir das Ding ſelbſt ſo ausgedacht, und würde mich herzlich freuen, ohne weiter Ehre davon haben, auch je meinen Namen nennen zu wollen, wenn die Sache gelingen ſollte.

„Alſo bitte ich inſtändigſt, gar keine Rückſicht darauf zu nehmen, wer etwa die Perſon ſey, die ihnen dieſen Vorſchlag thut. Es iſt vernünftiger Männer würdig, ohne Vorurtheil, nur zu überlegen, ob die Sache an ſich gut iſt, und dann zu wählen. Unwichtig aber kann ſie gewiß Niemand ſcheinen, der bedenkt, welchen Einfluß Mode, Kleiderluxus und Nachahmung der Franzoſen auf unſere Sitten in allen Ständen haben.“

Ueber dieſen Vorſchlag zu einer deutſchen Nationalkleidung, findet man, im Journal von und für

Deutſchland, 3. Jahrg. 1786, 2. St. S. 126, folgende Abhandlung von Hrn. Goekingk.

„Es gehört unſtreitig mehr Muth dazu, ſich durch die in Vorſchlag gebrachte Nationalkleidung an ſeinem Wohnorte, unter ſeinen Mitbürgern, zuerſt auszuzeichnen, als, ſich nach ſeinen Vermögensumſtänden und nach eigenen Grundſätzen, ſimpel und einförmig in ſeiner Kleidung zu tragen. Das letztere thun ſchon jetzt viele vernünftige, von ihren Mitbürgern hochgeſchätzte Männer, die eben den Zweck, welchen der Verfaſſer des Vorſchlages vor Augen hat, auf eine kürzere Art faſt eben ſo gut erreichen. Ihre Kleidung koſtet ihnen nicht mehr, iſt ihnen ebenfalls bequem, hängt eben ſo wenig vom Eigenſinn der Mode ab, und doch fällt ſie ihren Mitbürgern bey weitem nicht ſo auf, als die Nationalkleidung ſchon deshalb auffallen wird, weil ſie eine Nationalkleidung, d. i. eine unterſcheidende, ſeyn ſoll, oder doch iſt. Wer die Menſchen kennt, und um ſeiner Ruhe willen ihrer Schwachheit gern ſchont, der wird gewiß an ſeinem Wohnorte nicht den Anfang machen, die Nationalkleidung zu tragen, (wenn er auch von ihrer Nützlichkeit noch ſo ſehr überzeugt wäre) bloß um ſich nicht vor ſeinen Mitbürgern zu unterſcheiden, oder auszuzeichnen. Man könnte mir zwar einwerfen: daß ein vernünftiger Mann ſich um der Vortheile anderer willen, nicht abhalten laſſen müſſe, etwas zu thun, das in ſeinem freyen Willen ſteht, ſein Verſtand für gut erkannt hat, ihm Nutzen und Niemanden Schaden bringt. Er müßte alſo Muth genug haben, zu denken: die Leute reden, mögen ſie doch reden! Was kümmert's mich? Allein, kann es mir gleichgültig ſeyn, ob meine Mitbürger mich hinter dem Rücken verſpotten? ob ſie denken, ich allein mit einigen andern, welche die Nationalkleidung tragen, wolle klüger ſeyn als ſie, oder ſuche etwas darin, das meiner Eitelkeit ſchmeichle? 's iſt'n Genie! würde man ſagen. Wer ſeiner Sache ſo gewiß iſt, daß er nur von den Narren ſeines Wohnortes ſolche Urtheile zu beſorgen hat, und noch dazu von dieſen Narren unabhängig iſt, der mag immer thun, was er will. Aber wer unter ſeinen Mitbürgern ſelbſt von ſolchen, an deren Urtheil ihm etwas gelegen iſt, zu befürchten hat, ſie möchten ihn für einen Sonderling halten, im Fall er den Anfang machte,

in deutſcher Nationalkleidung aufzutreten, der warte lieber noch ein Weilchen. Es gehört nur wenig Menſchenkenntniß dazu, um zu wiſſen, daß ſolche Urtheile auf unſre Ruhe, Glück und Vergnügen, nicht geringen Einfluß haben. Wer macht gewöhnlich an einem Orte mit einer neuen Mode den Anfang? Entweder der unter den Vornehmſten des Ortes, welcher den Ton unter ihnen angiebt, wenn er auch nicht im Range der erſte iſt; (und nach dieſem Muſter modeln ſich denn bald die übrigen;) oder ein Petitmaitre oder Petitemaitreſſe, denen höchſtens andre Kleinmeiſter und Coketten nachfolgen, aber von denen verſpottet werden, welche den guten Ton zu haben glauben.

„Wenn, glücklicher Weiſe, der Vorſchlag des Ungenannten, dem Tonangeber der Vornehmen, an dieſem und jenem Orte gefiele, ſo würde die Ausführung wenige oder gar keine Schwierigkeiten haben, und die übrigen Claſſen der Einwohner bald von ſelbſt nachfolgen. Allein ich fürchte, dieſes wird ſelten oder nie der Fall ſeyn. Dieſe Herren und Damen ſind gewöhnlich von dem Schlage, daß ſie etwas darin ſuchen, mit der neueſten Mode des Hofes oder der Hauptſtadt bekannt zu ſeyn; ihre Vermögensumſtände erlauben ihnen gewöhnlich, alle Abwechſelungen mitzumachen, und die Eitelkeit miſcht ſich, zumal bey dem ſchönen Geſchlechte, ſo gewaltig mit ins Spiel, daß von daher kein Beytritt zur Nationalkleidung zu erwarten ſteht.

„Die Petitmaitres werden, aus Urſachen, die in ihrer Natur liegen, die letzten ſeyn, welche die Nationalkleidung anlegen. Auf ſie wird aber auch wohl der Verfaſſer des patriotiſchen Vorſchlages am wenigſten Rückſicht genommen haben.

„Die neue Kleidertracht wird alſo an jedem Orte von andern zuerſt eingeführet werden, als denen, welche bisher eine neue Mode zuerſt einführten. Dieß iſt ſchon ein böſer Umſtand. Fallen nun, unglücklicher Weiſe, ein Paar Menſchen darauf, die ſchon vorher irgend etwas komiſches in ihrem Character, etwas auffallendes in ihrer Art ſich zu kleiden, etwas ſonderbares in ihren Manieren, hatten, ſo iſt das Schickſal der Nationalkleidung an dem Orte entſchieden; man wird ſie auslachen, und kein Menſch darin nachfolgen. — So hing gewöhnlich die Einführung des neuen Geſangbuches im Preußiſchen an jedem Orte von dem Gra-

de der Achtung und Liebe ab, welche der Prediger bey ſeiner Gemeinde hatte.

„Tauſend und aber tauſend werden wünſchen, daß ein ſolcher Vorſchlag zu Stande kommen möchte, aber keiner wird gern der erſte ſeyn wollen, weil er es nicht füglich ſeyn kann. Wer es allenfalls ſeyn könnte, (wenn er gleich an ſeinem Orte den Ton nicht angiebt,) der wird wieder andere Bedenklichkeiten haben. Er wird z. B. ſagen: wenn die Nationalkleidung im Schnitt von der, welche wir jezt tragen, ſehr abweicht, ſo mag ich mich nicht lächerlich machen; weicht ſie davon nicht viel ab, ſo iſt es auch nicht ſo nöthig, daß ich deshalb von meiner jezigen Mode abgehe. — Der Mann kann gewiſſermaßen Recht haben, wenn er z. B. einen ſchlichten perlfarbenen Rock bisher zu tragen gewohnt geweſen iſt, alle 3 oder 4 Jahre ſich einen neuen hat machen laſſen, und dann jedesmal nach dem Schnitte, der gerade Mode war; denn der Schnitt koſtet nichts mehr. Er könnte ferner ſagen: wenn ich auch den Anfang machen wollte, und Ihr mit mir, wer iſt mir gut dafür, daß Ihr nicht einer nach dem andern wieder abtretet, wenn Ihr finden ſolltet, daß das Ding keinen Fortgang hat? Ich fürchte aber, den wird es unter uns nicht haben, weil bald einer den Ton angeben und die Nationalkleidung lächerlich machen wird, damit ſich alles kleiden ſoll, wie er; und wenn vollends die Weiber der Vornehmſten die Naſen darüber rümpfen, ſo wird alles wieder den Krebsgang gehen. Rechnet aber nicht darauf, daß uns wenigen viele nachfolgen werden. Der eine wird nicht gern ſeine gute Kleider verkaufen wollen, um ein ſchlechteres dafür anzuſchaffen; der andre wagt den Beytritt nicht, aus Furcht vor ſeiner Frau; der dritte, weil er beſorgt, ſeinem Chef zu mißfallen; der vierte, weil er ſich einbildet, man würde ihn für ärmer halten, als er ſcheinen will; der fünfte, weil ihm die Zahl der Subſcribenten noch zu klein iſt, u. ſ. f.

„Kurz, die Sache hat Schwierigkeiten von allen Seiten, ſo bald nicht die Landescollegien, der Adel und die Vornehmſten in der Hauptſtadt einer jeden Provinz, zum größtentheil ſich vereinigen, zu gleicher Zeit den Anfang mit der Nationalkleidung zu machen. Zu wünſchen wäre

dieß

dieß zwar, aber der Ausgang wird, leider! wahrſcheinlich zeigen, daß es in keiner einzigen geſchehen ſey.

„Dennoch kann es leicht ſeyn, daß von 60 Millionen Menſchen, ein Paar tauſend des Verfaſſers Vorſchlag unterzeichnen. Da dieſe aber ſo ſehr zerſtreut ſeyn werden, daß man 20 Meilen wird reiſen können, ehe man einmal eine Nationalkleidung zu Geſicht bekömmt, ſo würde der Vortheil nur ſehr individuel ſeyn. Das thäte indeß nichts, wenn ſich auch nur wenige Individua beſſer dabey ſtänden. Nationalkleidung aber könnte ſie freylich nicht heißen, auch wohl ſchwerlich jemals werden. Und ſollte der größte Theil derer, welche die Nationalkleidung angenommen hätten, aus Perſonen vom Mittelſtande beſtehen, ſo iſt noch überdieß zu befürchten, daß ſie im Publicum kein Anſehen gewinnen, und gar bald wieder auſſer Cours kommen würde.

„Vielleicht unterzeichnen weit mehr Perſonen, als der Hr. Verf. erwartet hat; aber wenn die Zeichnung der männlichen und weiblichen Nationalkleidung zum Vorſchein kommt, ſo wird ſich die Anzahl gewiß wieder vermindern; denn natürlich unterzeichnet doch jeder mit der ſtillſchweigenden Bedingung: wenn ihm die Form der Nationalkleidung gefallen wird. Aber gerade wegen dieſer, wird ein neuer Lärm entſtehen. Tauſend Folianten würden die Kritiken nicht alle faſſen, welche an allen Orten und Enden darüber werden gemacht werden. Unſtreitig wird der Hr. Verf. die Kleidung, der jetzigen Mode, ſo viel als nur immer möglich iſt, anpaſſen. Freylich iſt der franzöſiſche Schnitt nicht der beſte; allein wollte man den morgenländiſchen, oder polniſchen, oder irgend einen andern, in Vorſchlag bringen, ſo würde das ganze Project, ſo wie es jetzt ausgeführt werden ſoll, ganz ſicher ſcheitern, wenn auch 9 Zehntheilen aller Subſcribenten, z. B. die türkiſche Tracht, beſſer als die franzöſiſche, gefiele. Schade, daß alſo (wenigſtens meiner Einſicht nach) einer von den Hauptzwecken der Nationaltracht, auf dieſem Wege nicht erreicht werden kann!

„Auf dieſem Wege halte ich es, nach meiner Menſchenkenntniß, für unmöglich, daß nur der zwanzigtauſendſte Theil der Nation jemals dieſen Vorſchlag annehmen ſollte, die Kleidung mag auch noch ſo bequem und ſimpel ausgedacht werden, und ihre Annehmung noch ſo viel erſparen.

Etwas mehr lieſſe ſich vielleicht davon in einem Lande erwarten, wo nur ein Hof, eine Hauptſtadt den Ton angäbe; aber in Deutſchland! —

„Wenn in Hamburg nicht mehr als 150 Perſonen die Nationalkeidung tragen, und ſich dadurch unter mehr als hundert tauſend andern auszeichnen, ſo fürchte ich, daß jeder von den 150 ſchlimmer daran ſeyn wird, als wenn er die nämliche Kleidung allein getragen hätte, ehe ſie eine Nationaltracht war. Ich ſetze nämlich voraus, daß die Nationalkleidung nicht auffallend verſchieden von der Art ſey, wie man ſich jetzt trägt. Wäre ſie dieſes, ſo werden ſchwerlich in dem großen Deutſchlande auch nur 2000 ſo viel Muth haben, ſie anzunehmen. Freylich, wenn jene 150 Perſonen in Hamburg, aus den Magiſtratsgliedern, den reichſten Kaufleuten und angeſehenſten Gelehrten beſtänden, dann würden in kurzer Zeit 15000 und mehr, die nämliche Kleidung tragen. Aber das iſt es eben, woran ich jetzt noch zweifle.

„Etwas mehr Eingang würde der Hr. Verf. gefunden haben, wenn er es hätte möglich machen können, die Stimmen von zehn der vornehmſten und vom Publicum verehrteſten Staatsbedienten, von eben ſo vielen oder mehrern Perſonen aus dem hohen Adel ꝛc. für ſeinen Plan zu ſammeln und mit ihrer Erlaubniß bekannt zu machen; oder, wenn er ſo glücklich geweſen wäre, in irgend einer namhaften Stadt Deutſchlandes, eine Geſellſchaft von 150 oder 200 Perſonen, die aus den vornehmſten Staatsbedienten, Adelichen, Gelehrten, Kaufleuten, Künſtlern ꝛc. beſtanden hätte, zuſammen zu bringen, deren namentliches Verzeichniß ſeinem Vorſchlage (als Vorſchlage dieſer Geſellſchaft) hätte angehangen werden können; wenn dieſe, wahrhaftig ehrwürdige, patriotiſche Geſellſchaft, ſich vor der Bekanntmachung des Vorſchlages an unſere berühmteſten und populärſten Schriftſteller mit der Bitte gewandt hätte, ihn nach der Bekanntmachung, als Schriftſteller beym Publicum zu unterſtützen, oder der Geſellſchaft ihre Bedenklichkeiten mitzutheilen; wenn endlich die Geſellſchaft einige hundert Thaler auf gutes Glück zu einem ſo patriotiſchen Projecte zuſammen gebracht, und für eine weit ausgedehnte Bekanntmachung des Plans geſorgt hätte; (denn jetzt werden ihn ſchwerlich 200000 Leſer zu ſehen oder etwas davon zu hören bekommen, und was iſt das gegen ſo viele

viele Millionen?) Um wie viel wäre dann der erſte Eindruck verſtärkt worden; und wie viel kömmt auf den nicht an!

So, wie der Plan jezt angelegt iſt — es thut mir leid, nicht das Gegentheil hoffen zu können, — wird es wahrſcheinlich ſcheitern, und dieß ein künftiges Unternehmen von der Art erſchweren. Aber ſelbſt dann, wenn eine Geſellſchaft, wie vorher gedacht, ſich zuſammen fände, und unſere beliebteſten Schriftſteller die Sache empföhlen, ſo daß der Vorſchlag alle die Autorität für ſich hätte, die allein auf eine gewiſſe Claſſe von Menſchen wirkt, und bey dieſem Projecte mir unentbehrlich ſcheint, ſobald die Zahl der Subſcribenten nur einigermaßen beträchtlich werden ſoll: ſelbſt dann wird unter tauſend Deutſchen noch immer nicht einer in Nationalkleidung gehen. Die Sache hat noch andere Schwierigkeiten. Schon vor 15 Jahren hatte ich eine Abhandlung über Einführung einer Uniform für die Civilbedienten in den preußiſchen Landen aufgeſetzt. Ich ſandte ſie dem Hrn. Kammerpräſidenten **von Breitenbauch** in Minden, zur Bekanntmachung zu, der aber aus dem Grunde nicht meiner Meinung war, weil die preußiſchen Fabriken auf einmal zu ſehr dabey leiden würden. Ich ſah ſeine Gründe ein, und verbrannte meinen Aufſaz. Zwar ſind nach der Zeit bey einigen Claſſen der preußiſchen Dienerſchaft, als: den Bergwerks- Poſt- und Forſtbedienten, Uniformen eingeführt worden; allein, ihre Anzahl und ihr Kleideraufwand iſt, gegen den ganzen Civilſtand gerechnet, ſo geringe, daß die Fabriken nichts dabey gelitten haben können. Der Verf. des Vorſchlages zu einer Nationalkleidung könnte zwar den nämlichen Grund auch gegen mich gebrauchen, da ich behaupte, daß nur ſehr wenige die Nationalkleidung annehmen würden. Allein, mehr will ich auch nicht beweiſen, als daß eine ſolche Kleidung niemals eine Nationalkleidung werden kann. Dieſer oder jener Hof, dieſes oder jenes Miniſterium, darf nur äußern, daß ihm die Nationalkleidung mißfalle (und dieß wird geſchehen, ſobald die Landesfabriken darunter leiden, weil man zu einer Nationalkleidung nur wenige, einfache Fabriken gebraucht) ſo werden die Nationalkleidungen bald wieder verſchwinden.

„Die Uniformen haben bey den Mehreſten nicht deßhalb ſo viel Reitz, weil ſie der Mode nicht unterworfen ſind, ſondern weil ſie dem Stolze des Mannes ſchmeicheln, daß er zu einem gewiſſen Corps gehört (*). Dieſe Erfahrung auf die Nationalkleidung angewandt, ſo wird ſie in einem Lande, wo der Herr und ſeine Miniſter die Fabriken begünſtigen, ihr Glück nicht machen. Aus deutſchem Nationalſtolze wird höchſtens ſie ein gutmüthiger deutſcher Cosmopolit, oder ein hochherziger junger Schwärmer, dann noch tragen, wenn ſie in ſeiner Provinz auch kein Menſch trägt. Es iſt etwas eben ſo weſentliches, daß ein Mann ſich nicht zu ſehr von denen in der Kleidung unterſcheide, mit welchen er zunächſt in Verbindung ſteht, (z. B. der, welcher bey einem Collegio angeſtellt iſt) als es überhaupt etwas weſentliches iſt, ſich anſtändig zu kleiden. Anſtändig heißt aber weiter nichts, als ſich ganz, oder doch beynahe völlig ſo zu kleiden, wie die, welche mit uns ungefähr gleichen Rang, gleiche Geſchäfte haben. General Lee, der ſo ſehr nachläßig in ſeiner Kleidung war, daß er einſt von der Köchin des Hauſes, wohin General **Waſhington** ihn zum Eſſen gebeten hatte, für einen Bedienten angeſehen und erſucht wurde, ihr einen Eimer voll Waſſer aus dem Brunnen zu ziehen, welches Lee auch that, ſagte zu **Waſhington's** Adjutanten, der ihn bey dieſer Arbeit antraf: You ſee, young man, the advantage of a fine coat. The man of Conſequence is indebted to it for reſpect; and neither virtue nor abilities without it, will make him look like a Gentleman.

„Ich weiß nicht, ob ſchon Jemand, durch ſeine Art ſich zu kleiden, unmittelbar ſein Glück gemacht habe? Davon ſind mir aber mehrere Beyſpiele bekannt, daß Jemand, bloß um der Art willen, wie er gekleidet gieng, ſein Glück nicht

(*) Aber auch aus der entgegen geſetzten Urſache habe ich ſchon eine Uniforme ſcheitern geſehen. Der Rang war nämlich durch einfache, doppelte oder dreyfache Galonirung beſtimmt. Nun hatten die adelichen geheimen Räthe eine Galone mehr um den Aufſchlag, als die Kammerjunker, welche von den adelichen geheimen Räthen nicht ausgezeichnet, und den unadelichen geh. Räthen nicht gleich ſeyn wollten. So gieng es auch mit den übrigen Claſſen, und die Koſten für eine ziemlich koſtbare Uniform waren verloren. Der Herausg. (Freyh. von Bibra.)

nicht gemacht hat (*). Der Mann, welcher ſeine innere Würde fühlt, iſt allemal über das Kleid hinweg, in ſo fern dieſes Würde geben ſoll, und der Thor im Silberſtoff iſt ihm darum nicht minder ein Thor; allein, wenn jener nur irgend ein Weltmann iſt, ſo wird er ſich auch mit Geſchmack kleiden, wo es nöthig iſt, reinlich und nicht auffallend, aber allemal verdenkt er es dieſem nicht, wenn er einer der letztern in ſeinem Orte iſt, der die Nationalkleidung anlegt. Eine dem Anſcheine nach ganz unbedeutende Sache: die Art, die Haare zu tragen, hat einer gewiſſen berühmten Erziehungsanſtalt mehr an ihrem Credit geſchadet, als der ſich vorſtellen kann, welcher nicht ſo viele Stimmen darüber zu hören Gelegenheit hatte, als ich auf meinen Reiſen durch Deutſchland.

„Es iſt faſt, als hätten die Menſchen in Anſehung der Art ſich zu kleiden, eben ſo gut auf die Fürſten oder ihre Stellvertreter compromittiret, als in Anſehung der oberſten Gewalt. Eine Mode kömmt in dieſem oder jenem Striche von Deutſchland nicht darum in Schwung, weil ſie jetzt in Paris regiert, ſondern weil es dieſem oder jenem Hofe gefallen hat, ſie einzuführen. Zu gleicher Zeit ſind z. B. an den Höfen zu Berlin, Dresden und München drey ganz verſchiedene Moden im Gange, wovon oft keine einzige zu eben der Zeit in Paris üblich iſt. Natürlich beſtimmt dies auch die Tracht der höhern Stände in dem Lande. So kann man jetzt z. B. in Wien faſt ſicher ſchließen, wenn man einen Mann in reich galonirten Kleidern gehen ſieht, daß er ein Haushofmeiſter, oder dergleichen, ſey. Zu München würde man ſich irren.

„Man thut daher den Deutſchen zu viel, wenn man ſie beſchuldigt, daß ſie gleich jede neue pariſer Mode nachäffen. Manche hat wohl nur ihre Exiſtenz der Phantaſie einer pariſer Putzmacherin zu danken, die ihre verlegene Waare gern unter einer andern Geſtalt an Mann bringen will

(*) Als Riedel bey dem Fürſten Kaunitz Audienz haben wollte, hatte er ſich ein mit leoniſchen Treſſen beſetztes grünes Kleid machen laſſen. Dieß mogte nun damals auf den deutſchen Univerſitäten Galla geweſen ſeyn; in Wien war es Livree. Nachdem die Bedienten im Vorſaale ſich genug über ihn luſtig gemacht hatten, ſchickten ſie ihn zurück. Nun erbarmte ſich ein Freund über ihn. Er rieth ihm ſich ſchwarz zu kleiden. Jetzt kam er vor den Fürſten.

will, und denkt: Pour le Nord iſt das gut genug. Wer das Glück hat, in einer mittlern oder kleinern Stadt zu leben, wo die Moden nicht ſo ſchnell abwechſeln, als in den Hauptſtädten, der wird noch allenfalls wohl fertig. Wer aber irgend eine Reiſe von einiger Bedeutung zu machen hat, und Geſellſchaften beſuchen will, der iſt deſto ſchlimmer daran. Freylich kann man in einem ſchwarzen Kleide allenthalben erſcheinen; aber hier iſt jener Schnitt, dort jene Art von Degen ꝛc. Mode, und ſo iſt man immer anders gekleidet, als der Reſt der Geſellſchaft. Der kürzeſte und der beſte Weg iſt, in Uniform zu reiſen. Wer keine Amts halber ſchon trägt, der kann ſich ja nach ſeinem Gefallen eine machen laſſen. Wer kann ihm das, zu dieſem einzigen Zwecke wehren, und wer wird ſich auswärts darum bekümmern! (*). Die Damen ſind in dieſem Falle noch übler daran, als wir Männer. Entweder ſie müſſen eine Trauer vorgeben und ſich ſchwarz kleiden, — und das thun viele, — oder ſie ſind gezwungen, eine Menge von Schachteln, Futteralen ꝛc. bey ſich zu führen, die kaum ein Plätzchen zum Sitzen im Wagen frey laſſen. Die mehreſten Weiber ſind nun einmal ſo, daß ſie eine jede, der Kleidung nach, durch eine ſchärfere Muſterung gehen laſſen, als ſelbſt der Officier ſeine Soldaten. Eben deshalb, weil jede dieß weiß, ſind die mehreſten über ihren Anzug verlegen, ſelbſt die, welche den Putz nicht lieben. Für die Herren hat man an den mehreſten Höfen eine Uniform eingeführt; für die Damen, meines Wiſſens, an keinem (**). Dieſe hätten ihrer aber im Grunde weit nöthiger, als jene. — Wahrſcheinlich! der zehnte junge Mann im Civilſtande kann ſchon deshalb nicht heurathen, weil er das an die Kleidung ſeiner Frau zu wenden gezwungen iſt, wofür er die künftigen Kinder ernähren könnte. Wenn etwas (ſo lange der Luxus ſo bleibt) zu **Voltaire's** ſuperflu ſi neceſſaire gehört, ſo iſt es gewiß der Putz der Frau.

„Ich

(*) In entfernten Ländern könnte ein ſolcher Kunſtgriff vielleicht gelingen, nicht aber in benachbarten. So würde ſich z. B. ein fuldiſcher Rath, der en uniforme zu Würzburg erſchiene, lächerlich machen, weil man allda ſehr gut weiß, daß die fuldiſchen Räthe dermalen keine Uniform tragen. v. B.

(**) Uniform für adeliche Damen ſind an verſchiedenen Orten eingeführt. v. B.

„Ich kehre von dieſer Ausſchweifung noch einmal zur vorgeſchlagenen Nationalkleidung zurück. Es ſcheint mir eine ziemlich ſchwere Aufgabe, die 9 Eigenſchaften, welche der Hr. Verfaſſer angiebt, in einer Kleidung zu vereinigen. Was das heißen ſoll: das Gepräge von Deutſchheit tragend, weiß ich nicht. Kurz, ich bin auf die Auflöſung neugierig. Allein, iſt eine Nationalkleidung überhaupt nöthig? So lange keine Hoffnung da iſt, daß ſie von einem beträchtlichen Theile der Nation werde angenommen werden; (und dieſe fehlt ſchlechterdings;) ſo lange diejenigen Stände, welche am mehreſten von dem eiſernen Zepter der Mode gedrückt werden, ſie nicht tragen, (auch dies wird nie geſchehen) ſo lange ſie mehrern deutſchen Ländern, bey der Verfaſſung, worin ihr Fabrikweſen nun einmal iſt, ſogar ſelbſt ſchädlich werden müßte: ſo lange kann ich mich nicht überzeugen, daß es beſſer ſeyn ſollte, dieſen allgemeinen Vorſchlag zu einer ſehr eingeſchränkten Ausführung zu bringen, als daß vielmehr jedes beſondere Corps (es ſey ſo groß oder ſo klein wie es wolle, es beſtehe aus einem Landescollegio von zehn Räthen, oder aus einer Innung von zehn Handwerkern) an jedem beſondern Orte darauf denke, ſich über eine ihm anſtändige, wohlfeile und unveränderliche einförmige Kleidertracht zu vereinigen. Daß dieſes ſchon geſchehen, und oft in einer Stunde zu Stande gekommen ſey, davon könnte ich Beyſpiele anführen. Aber man wird von ſelbſt, auch ohne Beyſpiele, ſchon einſehen, daß ein ſolcher Vorſchlag weit leichter auszuführen ſey, als daß ſich mehrere Perſonen an einem Orte, die nicht einerley Rang, Geſchäfte ꝛc. mit einander gemein haben, ſich verbinden ſollten, die Nationalkleidung zu tragen. Jene abgeredete einförmige Kleidertracht gewährt alle Vortheile einer Uniform, die der Landesherr zuweilen dieſem oder jenem Stande giebt; ſogar ſchmeichelt ſie faſt eben ſo der Eitelkeit gewiſſer Menſchen. Ein ganzes Corps, das ſich dazu vereinigt hat, iſt nicht den Witzeleyen modiger Spötter ſo ausgeſetzt, als die wenigen, welche an dieſem und jenem Orte die Nationalkleidung tragen würden, vielleicht zu beſorgen haben möchten. Wer wird nicht lieber mit einem halben Dutzend andern, mit welchen er zunächſt in Verbindung ſteht, ſich gleich kleiden wollen, als mit ſo viel Tauſenden, die durch ganz Deutſchland zerſtreut ſind, und ihn gar nichts angehen? „Aber ſo könnten ja,“

wird

wird man vielleicht ſagen: „eben dieſe einzelne Corps, die „Nationalkleidung zu ihrer Uniform wählen?“ Sie könnten es freylich, aber ſie werden es nicht thun, um nicht eine Nationaltracht zu affectiren, die keine Nationaltracht iſt. Wenn ſie übrigens völlig den nämlichen Zweck erreichen: was liegt uns am Schnitt, an der Farbe, und dergleichen Nebendingen?

„Ich bin nicht für Kleiderordnungen. Wenn aber Geſellſchaften in den niedrigern Ständen dergleichen Uniformen unter ſich einführen wollten, ſo fürchte ich, würde in einer Stadt, z. B. unter den verſchiedenen Gilden, bald eine lächerliche und verderbliche Eiferſucht entſtehen, es einander zuvor thun zu wollen. In dieſem Falle müßte alſo die Obrigkeit zutreten, damit der Zweck, Erſparung einzuführen, nicht gerade die entgegen geſetzte Wirkung hervor brächte.

„Daß ſchon irgend eine Geſellſchaft von Frauenzimmern ſich über eine einförmige Kleidertracht, hier oder dort, vereinigt haben ſollte, iſt mir nicht bekannt. (*). Daß eine Florfriſur auf ein Kleid, die heute 20 Thaler gekoſtet hat, in 2 Jahren, wenn die Mode ſich ändert, nicht 20 Groſchen werth iſt, dieß weiß ich zwar. Aber zugleich halte ich es für leichter, zehn Geſellſchaften von Männern zu Einführung einer Uniform zu vereinigen, als eine Frauenzimmergeſellſchaft. Bey dieſem Geſchlechte hat die Erziehung und das Beyſpiel noch zu wenig gethan. Es liegt in Deutſchland, wenig einzelne Städte ausgenommen, mit allen ſeinen Vorurtheilen noch in der Wiege.

„In einem Lande wie Schweden, das ungetrennt ein Ganzes ausmacht, und dem Auslande ſeine Fabrikwaaren größtentheils abkaufen mußte, die Handelsbilanz aber gegen ſich hatte, in einer ſolchen Monarchie war die Einführung einer Nationalkleidung leicht, ſobald Wirkung und Beyſpiel von oben herab kamen. Aber wo beydes, wie bey uns, von unten hinauf wirken ſoll: was läßt ſich da erwarten? Ich erinnere mich nicht, von den Wirkungen, welche die Einführung einer Nationalkleidung

(*) Von einer Damengeſellſchaft in Wien meldeten die Zeitungen etwas ähnliches. v. D.

dung in Schweden gehabt hat, ſchon etwas geleſen zu haben. Dieſe Wirkungen auf Induſtrie, Manufacturen, Handel, herrſchaftliche Einkünfte ꝛc. müſſen doch nun ſchon ſichtbar ſeyn. Es würde höchſt intereſſant ſeyn, von einem ſachkundigen Manne davon unterrichtet zu werden. An lehrreichen Reſultaten könnte es nicht fehlen.“

Bey Gelegenheit der in dem Journal der Moden, Febr. 1786, eingerückten Vorſchläge zu Einführung einer deutſchen Nationaltracht, ſchreiben die Herren Herausgeber gedachten Journales, **Bertuch** und **Kraus**, S. 78, fgg. „Da die Frage, ob „Deutſchland eine Nationalkleidung tragen kann „und ſoll, für die Nation ſelbſt und den Nahrungs„ſtand aller deutſchen Staaten von äußerſter Wich„tigkeit iſt, ſo wollen wir — um auch zur Categorie „der patriotiſchen Biedermänner des Hrn. Verf. mit zu „gehören — ehe wir ſelbſt noch in der Sache ſpre„chen, ihm die Stimmen pro und contra im Publi„ko treulich ſammeln helfen, und ſo wie ſie uns ein„gehen, hier liefern. Ob der Hr. Verf. dieſer pa„triotiſchen Motion daran gedacht habe, auch die deut„ſchen Frauen zuvor darum zu fragen, ehe er ſie „machte, laſſen wir unentſchieden; wir glaubten in„deſſen dieß Zeichen der Achtung dem ſchönen Ge„ſchlechte, als welches in ſolch einer Committee wohl „den erſten Sitz und Stimme haben möchte, ſchuldig „zu ſeyn, theilten daher obigen Vorſchlag einer unſe„rer Freundinnen und Leſerinnen mit, und baten um „ihre Stimme. Sie lebt in der höhern Claſſe des „bürgerlichen Standes, iſt gute Mutter, und eine „patriotiſch deutſche Hausfrau, und wohnt an einem „Orte, wo neue Moden eben kein großes Glück ma„chen, und Schneider und Putzmacherin nicht ca„noniſiren. Dieß iſt zu wiſſen nöthig, um ihre „Meinung in keinem falſchen Lichte zu ſehen; und „hier iſt ihr Brief.

Meine

Meine Herren.

Auf Ihre Gefahr ſey es gewagt, Ihre Auffoderung anzunehmen, und Ihnen meine Meinung über eine einzuführende deutſche Nationalkleidung zu ſagen. Sehn Sie zu, ob ich Recht oder Unrecht, oder wie es manchmal der Fall bey Weibern iſt, vielleicht beydes zugleich habe; machen Sie auch mit meinem politiſchen Gutachten, was Sie wollen und können; nur wenn Sie's zum Beſten der Welt irgend gar wollten drucken laſſen, garantiren Sie mir dann mein ſtrenges Incognito.

Ich glaube herzlich gern, daß der unbekannte Verf. ſeinen Vorſchlag zu einer deutſchen Nationalkleidung aus guter ehrlicher patriotiſch-deutſcher Abſicht, wie er ſelbſt ſagt, that; zu keiner Partey gehört, und ſich das Ding ſelbſt ſo ausgedacht hat: aber daß er ihn vielleicht ohne Welt- und Menſchenkenntniß that, und eben deshalb ſeinen Plan für ausführbar hielt, iſt wohl ſicher. Er glaubt, dem ſchädlichen Luxus durch eine Nationalkleidung zu ſteuern? Nichts weniger als dieß. Seitdem Sie in der Einleitung zu Ihrem Journal der Moden, meine zuvor dunkeln Ideen vom Luxus und ſeinem Nutzen oder Schaden, aufgeklärt und beſtimmt haben, ſehe ich, daß Luxus in der verfeinerten Welt nothwendig, und bey der ungleichen Vertheilung der Glücksgüter dem Staate ſelbſt wohlthätig, ſein Mißbrauch aber, wodurch ſich freylich mancher Narr und Verſchwender ruinirt, eigentlich eine Seelenkrankheit iſt, die weder durch eine Nationalkleidung und Kleiderordnung, noch Geſetze überhaupt, curirt werden kann. Alles dieß ſind nur Palliativen dafür, und der Verſchwender, der nun einmal die Narrheit hat, ſich auszeichnen zu wollen, wird entweder in der Nationaltracht ſelbſt noch den ſchädlichſten Luxus fort treiben, (wie ich dieß Beyſpiel an einem Paar noch in Deutſchland exiſtirenden Provinzialtrachten ſelbſt unter gemeinen Leuten häufig geſehen habe) oder im Eſſen und Trinken, Ameublement, Häuſern, Gärten, Equipage, und an hundert andern Orten deſto mehr verpraſſen, weil er nun eben vor andern geſehen und geachtet ſeyn will. Ich habe

habe gehört, es giebt Schweitzer, die ſich auſſer ihrer erlaubten Landestracht eine eigene koſtbare Reiſegarderob halten, und immerfort modiſch recrutiren und Schweitzerdamen, die oft eine Luſtreiſe über die Gränze machen, um nur ihre Diamanten einmal tragen zu können.

Ich glaube alſo, bey einer einzuführenden deutſchen Nationaltracht würde nicht nur der vernünftige Hauptzweck, die Unterdrückung des ſchädlichen Kleiderluxus (denn die Nationaloriginalität und das deutſche Gepräge ſind doch wohl nur Nebenzwecke des Hrn. Verf.) nicht erreicht werden, ſondern auch ſo gar viel Nachtheil für Deutſchland daraus erwachſen. Ein großer Theil deutſcher Fabriken, deren Arbeiter jetzt alle ihr Brod durch die Mannichfaltigkeit der Fabrikate, Wahl und Geſchmack der Käufer haben, würden auf einmal durch eine Nationalkleidung, die nur einige wenige beſtimmte Zeuge und Farben zulieſſe, auſſer Nahrung geſetzt, und viel tauſend Fabrikanten würden mit einem Federſtriche zu Bettlern gemacht, oder müßten ſogleich aus ihrem Vaterlande auswandern; denn der Sammet-, Taffet- oder Cottonweber kann kein Tuchmacher oder Wollenzeugweber mehr werden. Oder man müßte aus Patriotismus alle deutſche Fabrikate in der neuen Nationaltracht zu vereinigen ſuchen? Aber in dieſem Falle wäre es wieder um unſere Originalität und Deutſchheit geſchehen; und ich fürchte, man möchte uns Schuld geben, wir hätten ein etwas ſüdlicheres Originalmodell kopirt.

Daß unſere Männer und Väter bey einer uniformen Nationalkleidung auch viel gewinnen würden, zweifle ich ſehr. Wenigſtens diejenigen Hausväter von zahlreicher Familie nicht, deren Weiber und Töchter jetzt noch, da die Wahl der Zeuge und Farben willkürlich iſt, durch ihre Spinnräder und den Fleiß ihrer Hände, nicht nur den größten Theil ihrer eigenen Kleidung, ſondern auch welche für ihren Mann und Kinder dazu ſchaffen; welches bis auf die Wäſche, ſodann ganz wegfällt.

Die Gleichförmigkeit der Kleidung bey Armen und Reichen kann auch deshalb nicht anders als nachtheilig

ſeyn, weil ſie dem Aermeren tauſend Gelegenheiten etwas zu verdienen raubt; denn oft iſt Luxus das einzige Mittel, dem Aermern etwas von dem Ueberfluſſe des reichen zu verſchaffen.

Und endlich rechnet uns denn der feine Herr, der Deutſchland eine ewige Uniform geben will, für gar keinen Theil der Nation, daß er uns arme Weiber ſo ganz unbefugt, vielleicht wieder in die Wülſte und Köllerchen unſerer Urältermütter aus dem 16ten Jahrhunderte ſtecken, in ein ewiges Schwarz, Weiß und Grau, wie die Kloſterſchweſtern einkleiden, und uns endlich alles Heil und Troſt rauben will? Bedenken Sie doch um des Himmels willen, meine Herren! wo ſollen wir denn noch Stoff zu Plauddrn bey einer drey- bis vierſtündigen Kaffeeviſite, beym Theetiſche, oder auf einer Promenade, hernehmen, wenn es keine neue Bänder, Hauben, Hüte, Roben und Fourreaux mehr giebt. Zweyerley riſquiren Staat und unſere Männer ſicher dabey; entweder wir werden gelehrt, und disputiren über neue Werke und Seelenfacultäten unſerer und anderer Männer, oder wir miſchen uns in politiſche Händel, und kannegießern, welches doch beydes bisher noch ungeſtörte Vorrechte der Männer waren. Alſo thun Sie was Sie können, jenen Herrn, der uns ſo deſpotiſch an den Kragen will, von ſeinem ſchlimmern Vorhaben abzumahnen, ſonſt prophezeihe ich ihm ſicher eine Weiberrebellion in Deutſchland. Was ich dabey thun werde, können Sie rathen. Ich bleibe indeſſen ꝛc.

Ueber die Nazionaltracht, ſ. Deutſches Muſeum, Aug. 1778. S. 98, f.

Die Vortheile einer allgemeinen Landesuniforme, deklamirt von einem Bürger, ſ. Patriotiſche Phantaſien von Juſtus Möſer, 2 Th. (Berl. 1778. gr. 8.) S. 60 — 69. Nachſchrift, S. 70. Schreiben eines Frauenzimmers über die Nationalkleidung, S. 71 — 75.

Die Vortheile der Landsuniform, ſ. Chronologen von Wekhrlin, 2 B. (Frf. und L. 1779, 8.) S. 8 — 16.

Etwas über Uniformen und Kleiderordnungen, ſt. im 37 St. der gel. Beytr. zu den braunſchw. Anz. v. J. 1780.

Ein mit Schlöſſern und Riegeln verſehenes, und zur Aufbewahrung der Kleider beſtimmtes, hölzernes

Be-

Behältniß, wird ein Kleiderkaſten, oder Kleiderſchrank, im Oberd. eine Kleiderkörbe, in Thüringen und Franken ein Kleiderſpind, im Niederſ. ein Kleiderſchapp, L. Arca veſtiaria, Fr. Armoire, oder le Garde-robe, genannt. Sie haben entweder nur 1 Thür, oder 2 Thüren. Einige werden ſehr prächtig, nach den Regeln der Bauordnung, zumal von einem neu angehenden Meiſter zum Meiſterſtück gemacht. Man bringt gemeiniglich unten Schubladen unter der Thüre, und oben inwendig Fächer, um kleine Sachen darin zu verwahren, an. Die Kleider müſſen in der Kaſten oder Schränken, damit ſie keine unrechte Falten und Brüche, oder Runzeln bekommen, oder ſich abliegen, lieber aufgehänget, als über einander geleget, und wenn dieſelben, der Motten, Schaben und Feuchtigkeit wegen, an warmen Sommertagen ausgelüftet worden ſind, wieder ordentlich zuſammen geleget, und an ihrem gehörigen Orte verwahret werden. Siehe auch Kleiderrahmen.

Die theuern Kleiderſchränke trifft man mehrentheils bey mittlern, die wohlfeilern aber bey vornehmen Perſonen an. Man hat Kleiderſchränke zu folgenden Preiſen.

1. Ein großer eichener Kleiderſchrank mit nußbaumenen Füllungen, 6 Fuß lang, 2 F. tief, 7½ F. hoch, mit Architectur, ſo wie die Tiſchler zum Meiſterſtück machen, nebſt Beſchlag — 60 Thlr.
2. Ein dergleichen mit leichterm Simswerke — 50 Thlr.
3. Ein bloß eichener — 30 Thlr.
4. Ein dergleichen von Eichenholze, 5 F. lang, 21 bis 24 Z. tief, 7 F. hoch — 20 bis 24 Thlr.
5. Von derſelben Größe, Fichtenholz — 11 bis 12½ Thlr.
6. Ein fichtener, mit erhabenem Geſimſe, gebrochenen oder abgerundeten Ecken und nur 1 Thür, 4 F. lang, 2 F. tief, 7 F. hoch, mit Beſchlag und Anſtreichen — 6 bis 7 Thlr.
7. Dergleichen ſimpler — 4½ bis 5½ Thlr.

8. Noch wohlfeiler 4 Thlr.
9. Ein Kleiderſchrank in groſſe Garderoben, 10 F. lang, 2 F. tief, 8 F. hoch, mit 4 Thüren, ohne vieles Sims- oder Leiſtenwerk, Eichenholz 26 bis 28 Thlr.
10. Ein eben ſo groſſer von Kienenholze 18 bis 19 Thlr.

Die Kleiderkaſten, können ſowohl in zierlichen Kleiderkammern, als auch in Toilettecabineten oder Ankleidezimmern, ſtehen. Sie ſind daher entweder von Cedern- Mahagony- oder andern feinen Holze, vom Cabinetmacher ſauber ausgearbeitet, und zuweilen mit metallenen, vergoldeten oder verſilberten Zierrathen verſehen; zum Theil ſind ſie von einländiſchem feſten Holze, ganz geviert, oder geſchweift und gebogen, hienächſt vom Bildhauer decorirt, und nach Maſſgebung der übrigen Meublen eines Zimmers ganz oder ziervergoldet, verſilbert, lackiert, u. ſ. w. und ſtehen auf niedrigern oder höhern Füſſen. Einige haben oben bloſs einen Deckel, andere aber an deſſen Statt an der vordern ſtehenden Seite ein Paar Thüren, und die innern Fachbreter liegen in Nuthen, ſo daſs man die obern heraus ziehen, Kleider einlegen, und ſodann nach und nach wieder einſchieben kann. Noch andere haben oben einen Deckel, und unten Schubkaſten.

Ihre Gröſſe kann z. B. ſeyn: 4 F. lang, 2 F. breit, $2\frac{1}{2}$ F. hoch, mit 5 Z. hohen Füſſen; oder Länge und Breite wie vorher, die Höhe aber nur 2 F. mit 14 zolligen Füſſen.

Garderoben, Engl. Cloth-Preſs, nennt man auch eine Art Schränke von 4 oder mehr Fuſs Länge, deren Untertheil, auſſer 6 zolligen Füſſen, 2 F. hohe Schubkaſten hat, das Obertheil aber, von etwa $3\frac{1}{2}$ F. Höhe, verſchlieſſen zwey Thüren; und in demſelben ſind Fachbreter in Couliſſen oder Nuthen, wie ſchon vorher gedacht worden. Sie werden ebenfalls vom Cabinetmacher allein, oder mit Beyhülfe des Bildhauers und Malers, verfertigt.

1. Ein ſchön verzierter Kleiderkaſten erſterer Art, nebſt der Staffirung und dem Beſchlage, kann gemacht werden für 28 bis 36 Thlr.
2. Einer ohne Bildhauerarbeit von fremdem Holze, mit einigen metallenen Eck- und andern Zierrathen für 18 bis 24 Thlr.

3. Einer von Eichenholze, ohne Zierrathen, doch mit gutem Beſchlage, für 10 bis 12 Thlr.

Anm. Zwiſchen dieſen dreyen finden Abänderungen, und alſo auch andere Preiſe Statt.

Hrn. Oberhofbauraths Manger Entwürfe und Koſtenberechn. zur Meublirung der Wohngebäude ꝛc. (Brandenb. 1783, gr. 8.) S. 297, fgg.

Gemeine Kleiderſchränke ſind bey einem Brandnothfalle gemeiniglich ſchwer zu retten; und man thut daher, wegen der Brandgefahr, beſſer, wenn man ſich, zur Aufbehaltung der Kleider, eine oder etliche Commoden anſchaffet, und die Kleider hinein leget. Wer aber ſchon Kleiderſchränke im Hauſe vorräthig hat, und ſolche nicht gern abſchaffen will, oder ſie vorzüglich, vor den Commoden, liebt, und ſich neue machen läßt, der thut wohl, wenn er ſolche, wo möglich, nicht hoch im Hauſe aufbehält, ſondern lieber, wo es die Gelegenheit geſtattet, im unterſten Stockwerke an luftige, trockne und ſichere Oerter ſtellet, weil ſolchergeſtalt die Kleider bey einer plötzlich entſtehenden Brandnoth, aus den alſo bey Händen ſtehenden Schränken gemeiniglich geſchwinder vor der Gluth gerettet, auch dieſe Schränke ſelbſt, bey etwas mehrern übrigen Rettungszeit, aus dem Hauſe weggeſchaffet werden können, inſonderheit, wenn man ſolche nicht gar groß, ſondern kleiner als gewöhnlich, und lieber einen mehr, und dergeſtalt machen läßt, daß ſie auch bald zerleget, und ohne Schwierigkeiten durch die Thüren, dazu ſie vorher abgemeſſen und eingerichtet werden müſſen, gebracht werden können.

Dieſe geſchwinde Fortſchaffung der Kleider- und anderer Schränke, woran ſonderlich etwas gelegen iſt, wird auch dadurch wohl befördert, wenn man dieſelben an den Seiten mit ein Paar eiſernen Handgriffen verſehen läßt, weil ſie, ohne dieſe, nicht füglich zum Fortheben und Wegbringen feſt anzufaſſen ſind. Arme Leute, denen es an Mitteln fehlt, ſich dergleichen ei-

ſerne Handgriffe machen zu laſſen, können doch wenigſtens von ſtarken Stricken ſich auch nützliche Handgriffe dazu ſelbſt verfertigen.

Nach Hrn. D. Glaſer's Rathe (*), läßt man ſich zwey kleine kaſtenartige Kleiderſchränke machen, und ſtellet ſie, damit ſie unten hohl ſtehen, vermittelſt daran befeſtigter Kugeln, hin. Jeder dieſer 2 Schränke, welche dicht an einander ſtehen, hat unten und oben einen ſtarken eiſernen Handgriff, davon man aber, wenn die Schränke aufgeſtellt ſind, nichts gewahr wird. An jedes Schrankes äuſſerer ſchmalen Seite läßt man 4 ſtarke bewegliche Räderchen, die von feſtem Holze und im Durchſchnitte 3½ Z. groß ſind, und ſtarke eiſerne Stifte zu ihren Achſen haben, befeſtigen. Ein auf beyde beyſammen ſtehende Schränke gelegter und wohl paſſender Kranz, der faſt eben ſo, als andere dergleichen auf die Kleiderſchränke zur Zierde gemachte Kränze, ausſieht, hält nicht allein beyde Schränke oben zuſammen, daß ſie nicht von einander gehen, ſondern giebt ihnen auch das Anſehen, als wenn es nur ein einziger großer Kleiderſchrank wäre. Dieſen Kranz kann eine erwachſene, nur etwas ſtarke Perſon ſchnell abheben oder abwerfen, und jeden Schrank, nebſt den darin befindlichen Kleidern, ohne ſonderliche Mühe, auswärts auf ſeine Räderchen geſchwinde umlegen, und, in Zeit von 1 Minute, leicht in den Keller, oder auf die Straße führen; und von da auch, wenn der Erdboden nicht ſehr kothig, oder nicht mit vielem Schnee bedeckt iſt, auf den Räderchen an einen entferntern ſichern Ort hin führen. Statt der Räderchen möchten wohl ein Paar ſchicklich angebrachte Walzen auch zu brauchen ſeyn. Allein, im Kothe und Schnee

(*) In ſeinen Vorſchlägen, bey heftigen und geſchwinden Feuersbrünſten, Häuſer und Mobilien ſicher zu retten, (Hildburgh. 1764, 8.) S. 29, f.

Schnee können ſie doch nicht, weder auf Räderchen, noch auf Walzen, weit weggeführet werden; daher es noch nützlicher iſt, wenn man an ein ſolches Paar oder andere dergleichen kleine Kleiderſchränke, die man im Brandnothfalle gern geſchwinde retten, und in eine entfernte Gegend in Sicherheit bringen möchte, ſtatt der Räderchen, entweder nur Schlittenkufenartige Leiſten feſt und dauerhaft machen, oder, welches noch beſſer iſt, in ſolche Kufen nur etwas hervor ragende Räderchen (die ich im Art. Lade ausführlicher beſchreiben werde,) anbringen läßt: ſo kann man auch damit ſchwere Schränke ſehr leicht und geſchwinde ſowohl aus dem Hauſe ſchaffen, als auch auf der Straße auf kothigem oder mit Schnee bedeckten Erdboden ungehindert fort bringen.

Die Kleider vor den Motten und Schaben zu verwahren, ſoll man Campher in ein Tüchlein binden und in den Kaſten oder Schrank unter dieſelben an etlichen Orten hinlegen, daß der Geruch davon durchaus geſpüret werde. Einige nehmen wälſches Nußlaub, dörren es, und legen es unter die Kleider, oder getrockneten Wermuth, oder im Anfange des Frühlinges gegrabene Baldrianwurzel, oder auch Weinraute, Farnkraut, oder Stabwurz ꝛc. Man kann auch die Kleider, um ſie vor Motten, Schaben und andern Würmern zu verwahren, und ihnen zugleich einen annehmlichen Geruch zu geben, mit Traubenkraute belegen. Mehrere Mittel werden im Art. Motte vorkommen.

Alte mit Oehl beſchmutzte Kleider können, wenn ſie feſt auf einander liegen, bey mäßiger Wärme bis zur Selbſtentzündung gebracht werden.

Diejenigen Mannsperſonen, welche einen kurzen Hals haben, oder ſich nicht gerade zu halten gewohnt ſind, pflegen auf den Röcken unter dem

Rinne, oft Flecken zu bekommen, wodurch die tuchenen, zeugenen oder ſeidenen Kleider ein höchſt unangenehmes Anſehen erhalten. Man wäſcht die Kleider, welche vom Schweiße ſchmutzig geworden ſind, oder hinten auf dem Rücken, wo der Haarbeutel oder Haarzopf einen ſchwarzen Schmutz hervor gebracht hat, nur mit ungariſchem Waſſer, oder mit reinem ſtarken weißen Kornbranntwein, ſo weit dieſer Schmutz geht. Es reinigt dieſes die Kleider vollkommen, und es werden ſolche wie neu, ohne der Farbe des Kleides Schaden zu verurſachen.

No. 15 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1779, S. 133.

Ein ſauberer Beſen, die Kleider damit abzukehren, wird ein Kleiderbeſen genannt; Fr. Broſſe, Broſſette, Vergette; und wenn er von Sammet iſt, Taupe. Die Kleiderbeſen werden in Frankreich aus den zarteſten Spitzen der Stängel oder Ruthen des Heidekrautes, Erica vulgaris *L.* gemacht; und es macht deren Verfertigung eine beſondere Manufactur daſelbſt aus. Eine Bürſte, ſo fern ſie zur Reinigung der Kleider dient, heißt eine Kleiderbürſte, Fr. Broſſe de toilette; ſ. Th. VII, S. 410.

Bey alten Schriftſtellern kömmt der Name der Kleiderſäuberer öfter vor, als der Name jedes andern Handwerkes; und doch iſt es ſehr ſchwer, die eigentliche Beſchaffenheit dieſes verloren gegangenen Handwerkes aus den zerſtreuten Stellen des Alterthumes zu ergründen. Nicias von Megara hat, nach dem Berichte des Plinius (1), dieſe Kunſt erfunden. Eben dieſer Naturgeſchichtſchreiber gedenkt des Metelliſchen Geſetzes, welches den Kleiderſäuberern vorgeſchrieben war (2). Dieſem Geſetze zu Folge wurden die Kleider

erſt

(1) Hiſt. nat. L. 8, c. 27. *Polyd. Vergilius* de rerum inventoribus, L. 3, c. 6.

(2) Hiſt. nat. L. 35, c. 17.

erſt mit einer gewiſſen Art von Kreide, die aus Sardinien gebracht wurde, gereinigt, ſodann geſchwefelt, und zuletzt mit einer andern Thonart, Cimolia genannt, hell gemacht. Man legte dieſer Thonart beſonders die Eigenſchaft bey, daß ſie die guten und koſtbaren Farben hell und glänzend machte, wenn ſie der Schwefeldampf vorher einigermaßen verdunkelt hatte. In dem 28ſten Geſetze der Pandekten (3) kömmt von den Walkern folgender Satz vor: *Qui habebat Flaccum fullonem et Philonicum piſtorem, uxori Flaccum piſtorem legauerat, qui eorum, & num uterque deberetur? Placuit primo, eum legatum eſſe, quem teſtator ſenſiſſet. &c.* Man ſieht aus dieſem Beyſpiele, welches aus dem **Javolenus** in die Pandekten iſt aufgenommen worden, daß unter den Sclaven auch Kleiderſäuberer geweſen ſeyn, ſo wie es gewiß iſt, daß zuweilen unter den Sclaven auch Aerzte, wenigſtens Wundärzte, geweſen ſind (4). Daß aber nicht alle Kleiderſäuberer Sclaven geweſen ſeyn, ſieht man leicht daraus, weil **Ulpian** die Kleiderſäuberer mit unter die Kaufleute, **Varro** hingegen eben dieſe Handwerker unter die Bauern rechnet. Der Vater des **Cicero** war ein Kleiderſäuberer (5), und **Anaſtaſius**, welcher unter dem **Diocletian** die Märtyrer Krone erlangte, hatte dieſes Handwerk ſelbſt erlernt.

Die Kunſt der Kleiderſäuberer beſtand im Alterthume, wie aus den Schriften deſſelben erhellet, beſonders darin, daß ſie die Wolle reinigten, und den Schmutz und die Flecken aus den Kleidern brachten. Die Römer kleideten ſich meiſt in weiße, lange wollene Röcke; und die gefärbten Kleider, beſonders die pur-

(3) ff. XXXIV. V. 28. de rebus dubiis.

(4) Medicus Romanus ſervus LX. ſolidis aeſtimatus, L. B. 1671, 8.

(5) *Plutarchus*, in Vita Ciceronis.

purpurrothen, waren bloß das Zeichen obrigkeitlicher Perſonen (6). Dieſe Kleider wurden leicht ſchmuzig, und man gab ſie alsdann dem Kleiderſäuberer, der ſie von Flecken zu reinigen, und ihnen ihre vorige Farbe wieder zu geben wußte. Sie räucherten auch, wie ſchon gemeldet worden iſt, und Plinius bezeugt, die Kleider mit Schwefel, wie noch jetzt geſchieht, wenn ſeidene oder wollene Kleider eine blendend weiße Farbe erlangen ſollen. Die ſauern Schwefeldämpfe machen dieſe Kleider ſo weiß, daß auch die purpurfarbene Roſe von den Schwefeldämpfen eine milchweiße Farbe erhält.

Weil aber in Rom ehedem, ſo wie noch jetzt, die Straßen bald kothig, bald aber ſtaubig waren, und die Kleider leicht beſchmutzt wurden, ſo waren zur Reinigung derſelben die Kleiderſäuberer deſto nöthiger. Dieſe reinigten die Kleider erſt mit einer gröbern erdigen Subſtanz, und brauchten nachher eine andere Art derſelben, die Cimolia. So verfährt man auch noch heut zu Tage, wenn ein Kleid mit Fettflecken beſchmutzt worden iſt, indem man den befleckten Theil mit gemeiner oder venetianiſcher Kreide, oder, noch beſſer, mit weißem Töpferthone, bedeckt, welcher das weitere Fortdringen des Oehles hindert, und dann den Thon ſo lange auf dem Flecken liegen läßt, bis es trocken geworden iſt, und von ſelbſt abfällt; ſ. Th. XIV, S. 102, f. Die Kleiderſäuberer gebrauchten auch Menſchenurin, um die Kleider roth zu färben. Die durch dieſen Urin bereitete Farbe muß einen ſehr übeln Geruch verbreitet haben; denn Martialis (7) führt unter verſchiedenen unangenehm riechenden Sachen,

(6) *Laz. Bayſii* de re veſtimentaria, (Baſil. 1531) p. 14.

(7) L. 4, Epigr. 4.

chen, von denen er ſagt, daß die Baſſa noch übler röche, als ſie, auch ein Schaffell an,

quod bis murice — — inquinatum.

Dieſer Dichter hat überhaupt der Kleiderſäuberer, wenn er heftig ſtinkende Sachen recht lebhaft beſchreiben wollte, oft gedacht. So ſagt er (8):

Tam male Thais olet, quam non fulonis auari
Teſta vetus, media ſed modo fracta via.

Ich mag jetzt nicht unterſuchen, woher ein purpurroth gefärbtes Schaffell einen ſo übeln Geruch bekomme, und noch weniger, was die Teſta vetus eines geitzigen Kleiderſäuberers ſey; nur die Meinung des Zarotti (9) will ich hier anführen. Die Kleiderſäuberer, ſagt Dieſer, die Wollbereiter und die Färber brauchen bey ihren Arbeiten Menſchenurin. Plinius (10) ſagt: Menſchenurin diene wider das Podagra, und beweiſet dieſes durch die Erfahrung, welche lehrt, daß die Kleiderſäuberer von dem Podagra nicht befallen werden. Daß die Kleiderſäuberer den Menſchenurin zu ihren Arbeiten gebraucht haben, läßt ſich auch aus dem Galenus beweiſen, welcher die Gedanken des Quintus, eines zu ſeiner Zeit ſehr berühmten Arztes, anführt. Dieſer ſagte, die elenden Künſte der Harnpropheten verachtend, die aus dem Uringlaſe alle Krankheiten zu erkennen ſich rühmen, daß dergleichen Harnbeſchauen mehr den Kleiderſäuberern, als den Aerzten, zukomme (11). Eben dieſes bezeugt auch Mneſitheus, ein Arzt zu Athen, welcher behauptet, der Urin, den ein Menſch, der vielen Wein getrunken hat, läßt, ſey ſchärfer, als der gewöhnliche, und könne

(8) L. 6, Epigr. 92.
(9) De medica Martialis tractatione, c. 24.
(10) Hiſt. nat. L. 28, c. 6.
(11) De ſanitate tuenda, L. 3, c. 13.

könne von den Färbern und Kleiderſäuberern beſſer gebraucht werden (12). Noch jetzt brauchen Handwerker, welche Wolle oder wollene Zeuge reinigen, den Urin zu ihren Arbeiten. In den Werkſtätten der Tuchmacher, wo Wolle gekrämpelt und Tuch gewebet wird, ſtehen Gefäße, in welche die Arbeiter insgeſammt harnen, und den Urin darin ſo lange ſtehen laſſen, bis er fault, wo ſie ihn alsdann erſt gebrauchen. Wenn nämlich das Tuch oder alle wollene Zeuge fertig ſind, nehmen ſie, um ſolche vom Oehle und andern Unrathe zu reinigen, von dem auf gedachte Art aufbehaltenen Urin und laulichem Waſſer gleiche Theile, und etwas venetianiſche Seife. Dieſe Miſchung gießen ſie in ein hölzernes Gefäß, und tauchen das Tuch hinein. Damit das Tuch aber von dieſem reinigenden Mittel vollkommen durchdrungen werde, treten ſie es ſo lange mit Füßen, bis es völlig durchnäßt iſt. Dieſes wiederholen ſie zwey bis dreymal, indem ſie allemal das erſte Waſſer weggießen, und das Gefäß wieder mit friſchem anfüllen. Hernach preſſen ſie die Feuchtigkeit rein aus dem Tuche, und waſchen es hierauf in reinem Waſſer mit venetianiſcher Seife. Auf dieſe Art reinigen die Tuchmacher ihre Tücher, welches ſie beſonders deswegen thun, damit die Tücher andere Farben deſto geſchwinder und leichter annehmen. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Kleiderſäuberer im Alterthume die wollenen Kleider auf eben die Art in Urin getaucht, und hernach mit Füßen getreten haben. Deswegen ſagt vielleicht auch Plinius, die Kleiderſäuberer würden ſelten von dem Podagra befallen.

Es iſt daher leicht möglich, daß die Kleiderſäuberer und Färber in einer ſo volkreichen Stadt, wie Rom war, wo die Leute wenig oder gar keine Seife brauch-

(12) *Athenæus* in Deipnoſoph. II. 10.

brauchten, (denn dieſe ſcheint in Rom, wie Plinius (13) faſt ausdrücklich meldet, auch, nachdem die Bereitung derſelben durch die Gallier daſelbſt bekannt geworden war, nicht allgemein gebraucht worden zu ſeyn; und die alten Deutſchen brauchten die Seife, nach dem Berichte des Plinius, wenigſtens häufiger,) den Urin nicht allein zur Reinigung der Kleider und zum Färben häufig gebrauchten, ſondern daß ſie auch die ſteinernen Gefäße, in welchen ſie den Urin aufbehielten, wenn ſie zerbrochen waren, auf die Straße geworfen haben, und dadurch den Vorbeygehenden durch den häßlichen Geruch beſchwerlich geworden ſind. Wegen dieſes mit ihrer Arbeit verbundenen, großen Geſtankes mußten die Kleiderſäuberer, nebſt andern unreinen Handwerkern, in der Gegend jenſeits der Tiber wohnen (14).

Es iſt auch noch jetzt kein Wunder, wenn die in einem ſolchen häßlichen Urin- und Oehlgeruche in warmen Stuben halb bekleidet arbeitenden Walker und Tuchmacher von mancherley Krankheiten, die von ihren Arbeiten entſtehen, befallen werden. Die meiſten derſelben ſind cachectiſch, ſehen bleich aus, haben ſchweres Athemholen, Huſten und Ekel. Denn wenn die eingeſchloſſene, und mit einem ſo häßlichen Geruche angefüllte Luft in den Körper Eingang findet, ſo müſſen nothwendig die Lungen von ſolchen faulen Theilchen, die mit der Luft durch das Athemholen in dieſelben gebracht werden, Schaden empfinden, mit ſolchem Unrathe angefüllet, und das ganze Geblüt damit angeſtecket werden. Auch die Ausführungsgefäße der Haut werden von dieſer Schmiere verſtopft; und

(13) Hiſt. nat. L. 28, c. 12.

(14) *Platner* de morbis ex immunditiis, §. 7, p. 78 in Opuſc. To. I,

und daher entſtehen alle die Krankheiten, die einen Mangel der Ausdunſtung zum Grunde haben.

Man findet beym Hippokrates verſchiedene Geſchichten von kranken Kleiderſäuberern. In dem 4ten B. von den epidemiſchen Krankheiten (15) ſagt er: Einem Kleiderſäuberer wurde der Kopf und der Hals, und am 7ten Tage die Hand ſteif; am 9ten befiel den Schenkel eine Starrheit, und der Huſten hörte auf. Merkwürdig iſt diejenige Geſchichte, in welcher Hippokrates von einer allgemeinen epidemiſchen Conſtitution, welche die Kleiderſäuberer beſonders befallen zu haben ſcheint, redet. Bey den Kleiderſäuberern, ſagt er (16), entſtanden in den Weichen harte unſchmerzhafte Geſchwulſten; und in der Schamgegend und am Halſe waren ebenfalls große Beulen. Ehe ſie von dieſen Geſchwulſten befallen wurden, hatten ſie ein Fieber mit Huſten. Im 3ten oder 4ten Monate erfolgten abmattende Stuhlgänge. Es entſtand Fieberhitze, die Zunge wurde trocken, die Kranken klagten über Durſt, die Ausleerungen durch den Stuhl waren von übler Vorbedeutung. Die Kranken ſtarben.

Hr. Prof. Schreber, in ſeiner Abhandlung von der Vorſorge der Polizey für Abwendung des Schadens an dem Leben und der Geſundheit der Menſchen (*), giebt unter andern auch die Regel: Man gebe den Todten keine Kleidungsſtücke mit in den Sarg, die noch lebende Perſonen am Leibe getragen haben, und er erzählt folgende zwey Geſchichten von dem wiedrigen Erfolge.

1. Ein gewiſſer Herr von einem berühmten adeligen Geſchlechte gieng mit Tode ab. Der ältere Bruder veranlaſſete den jüngern, eine noch neue koſtbare Perrücke des Verſtorbenen an ſich zu nehmen, und ihm dagegen diejenige, die

(15) *Hippocr.* Epidem. IV. §. 22. p. 758, im 1 Th. der Lindenſchen Ausgabe.

(16) Epidem. V. 23. p. 786 im 1 Th. derſelben Ausgabe.

(*) Im 10 Th. ſeiner Sammlung verſchied. Schriften ꝛc. (Halle, 1763, gr. 8.) S. 343, ſqq.

die er getragen hatte, mit in das Grab zu geben. Es geſchahe. Einige Zeit darnach fiel dieſer junge und geſunde Herr in eine Krankheit, die den Aerzten genug zu ſchaffen gab, welche, weil ſie die Urſache nicht einſahen, alle Mittel vergebens anwendeten. Er ſchwoll am Kopfe, und ſchwand am Leibe und an den Füſſen ſo exceſſiv, daß er dem Tode nahe war. Niemand von ſeiner Familie dachte an die Perrücke. Ein Freund, dem er, nach dem Begräbniſſe ſeines Bruders, auf der Rückreiſe von dem Gute ſeines ältern Bruders, nach dem Gute, das er bewohnte, zugeſprochen, und von dem Perrückentauſche etwas erzählt hatte, erinnerte ſich deſſen noch zur rechten Stunde. Er kam und eröffnete der betrübten Mutter des Kranken, ob dieſer Tauſch auch wohl die bis dahin unerforſchlich geweſene Urſache des großen Elendes ihres Hrn. Sohnes ſeyn möchte. Dieſe veranſtaltete alsbald, daß der Sarg des Verſtorbenen geöffnet, die Perrücke heraus genommen, und in das Waſſer geworfen werden mußte. Von Stunde an beſſerte es ſich mit dem Kranken, der ſeinem Lebensende ſo nahe war, und er ward ohne Medicamente wieder geſund.

2. Faſt auf gleiche Art ergieng es der Mutter des bekannten frühzeitigen Bäumchens unter den Gelehrten, welches zu bald blühete, Früchte trug, und vergieng, Hrn. Joh. Phil. Baratier, zu Halle, deſſen Leb[illegible] der Hr. Prof. Formey in franzöſ. Sprache beſchrieben hat. Sie hatte ihm, kurz vor ſeinem Tode, Strümpfe, die ſie ſelbſt getragen hatte, angezogen. Die Betrübniß hatte ſolches vergeſſen gemacht, und ſie waren mit ihm begraben worden. Die Mutter fieng darauf ebenfalls an, an den Füßen zu ſchwellen, und am Leibe zu tabeſciren; geneſete aber bald wieder, weil die Urſache bald war entdecket, das Grab eröffnet, die Strümpfe abgenommen und in das Waſſer geworfen worden.

„Ich habe dafür gehalten,“ fügt Hr. S. hinzu: „daß die Bekanntmachung dieſer Sache, wovon wir ſo wenig, als von vielen andern ſympathetiſchen Dingen, die Urſache und den ganzen Zuſammenhang zu ergründen im Stande ſind, auch beſonders zu der Zeit,

darin

darin wir uns befinden (*), nützlich seyn könne, weil ich geſehen, daß, da zum Verbinden bleſſirter Soldaten allerhand Leinenzeug abgeliefert werden mußte, einige ihre Hemden, die ſie am Leibe getragen, ohne ſie vorher auswaſchen zu laſſen, hingegeben hatten; welches deswegen ſehr zu widerrathen iſt, weil, wenn die Bleſſirten an den Wunden ſterben, und dergleichen Bandagen mit ins Grab und zur Fäulung kommen, gleiches Unheil daher entſtehen kann; wiewohl ich auch weiß, daß ein Regimentsfeldſcherer die Vorſicht brauchte, zu verordnen, daß die Bandagen vor dem Begräbniſſe ſolcher Leute abgenommen, und diejenigen, die nicht mehr zu gebrauchen waren, in das Waſſer geworfen werden mußten.“

Da die Geſtalt der Kleidung ohne Maß veränderlich iſt, indem nicht nur ein jedes Volk, ja in einem Volke eine Provinz vor der andern ſich in der Kleidung unterſcheidet, ſondern auch die angenommene Weiſe faſt täglich verändert, und eine neue Mode nach der andern aufgebracht wird: ſo iſt dieſes eine mit von den Haupturſachen, warum heutiges Tages die Kleider faſt mehr, als es in Deutſchland dienlich iſt, in eine öffentliche Handelſchaft kommen, und Kleiderhandel getrieben wird, indem nicht allein viele deutſche Herren das Geld für koſtbare und auf franzöſiſche oder engliſche Mode gemachte Kleider, Hüte, Perrücken, Garnituren ꝛc. nach Frankreich oder England ſchicken, ſondern auch die Franzoſen ſelbſt ganze Kiſten und Fäſſer voll auf unſere Meſſen bringen. Nächſt dieſem geſchieht auch noch ein anderer Handel mit Kleidern, von den ſo genannten Kleiderflickern, oder Flickſchneidern, L. Interpolator veſtiarius, Fr. Fripier, welche ſich bloß auf das Flicken und Ausbeſſern der Klei-

(*) Es war dieſes zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges geſchrieben.

Kleider legen, oder Kleiderhändlern, Kleiderkrämer, Niederſ. Kleerſeller, im g. L. Trödler, Trödelmann, Trödelfrau,) imgl. von den Juden, welche auf Auctionen, und auf andere Art abgelegte Kleider aufkaufen, und ſolche hernach entweder anderweit ausbeſſern, oder auch wohl ſo, wie ſie dieſelben gekauft haben, an andere wieder verkaufen. Ein Platz, auf welchem mit alten Kleidern gehandelt wird, wird der Kleidermarkt, im Niederſ. der Kleerwinkel, für Kleiderwinkel, Fr. Friperie, genannt. Ein anderer Kleiderhandel iſt derjenige, wenn z. B. ein Kaufmann mit einem Generale oder Oberſten einen Vergleich macht (contrahiret), daß er demſelben die benöthigten Kleidungsſtücke für ſo und ſo viel Regimenter und Compagnien verſchaffen wolle; bey welchem Contracte der Kaufmann vornämlich Acht zu geben hat, daß er ſich eine gute Summe voraus bezahlen laſſe, auch, ehe er ſolche Montur anfängt, ein accurates Modell fordere, imgleichen die Probe von Tuch, Leder und Leinen, woraus er die Kleidungsſtücke verfertigen zu laſſen gedenkt, erſt vorzeige, damit hernach, ſowohl der Materie als Form wegen, kein Streit entſtehen könne.

Die Kleiderkrämer und Trödler, welche ihre verſchiedene Kleidungsſtücke, ohne Ausnahme, von Jedem, der ſeines Rockes überdrüſſig, oder, ſtatt deſſen, Geldes bedürftiger iſt, noch mehr aber bey öffentlichen Verſteigerungen, von Verſtorbenen, ohne alle Nachfrage an ſich bringen, ſind, in epidemiſchen Zeiten allezeit, und auſſer ſolchen, gar oft, die unvermutheten Werkzeuge der Fortpflanzung gemeinſchädlicher Zufälle. Im Art. Peſt, werde ich ausführlich beweiſen, daß der erſte Stoff zu den Krankheiten oft Jahre lang, beſonders den wollenen Kleidern, anhänge, und ſich, bey abermaliger Erwärmung durch den feinen Hauch der menſchlichen Ausdunſtung

los trenne, um von den Einſaugungsgefäßen des neuen Eigenthümers eingeſogen zu werden. In verſchiedenen italiäniſchen Staaten braucht man daher die kluge Vorſicht, die von auszehrenden, lungenſüchtigen Menſchen zurück gebliebenen Betten und Kleidungsſtücke, ohne Ausnahme, zu verbrennen. In der Nacht vom 15 auf den 16ten May, 1777, ſind noch, auf Befehl des Königs von Sardinien, auf dem vacciniſchen Felde, alle Hausgeräthſchaften, Tapezereyen, und andere Effecten des an der Schwindſucht verſtorbenen Grafen v. Rivera, verbrannt worden; und zu Rom gilt daſſelbe Geſetz (*). Von einem an der Hundswuth verſtorbenen Jünglinge, hat man, vor einigen Jahren auch in hieſigen Gegenden, auf herrſchaftlichen Befehl, diejenigen Kleider, welche von demſelben, bey und ſeit der Anſteckung, waren getragen worden, in Beyſeyn einiger Gerichtsleute, an einem abgelegenen Orte und in aller Stille verbrennen laſſen.

Zwar iſt, bey ſolchen unglücklichen Vorfällen, das Verbrennen des zurück gelaſſenen Kleidungsvermögens, oft für die, nicht immer wohlhabenden Erben, von großen Schaden; und man hat auf der andern Seite Beyſpiele, daß öfters dergleichen Kleider, ohne ſichtbaren Nachtheil, von andern ſind fort getragen worden (**). Allein, man weiß, daß die Peſt durch Kaufmannsgüter aus morgenländiſchen Gegenden nach Marſeille verführt worden iſt, und, durch Austheilung einiger, zum Theil geſtohlener, Ballen Tuches von

(*) Eſprit des Journeaux, 1779, Mars, p. 322.

(**) In der Peſt hatten ſich, 1721, zu Toulon, in wenigen Tagen, alle die, zur Verpflegung der Peſtkranken und zum Vergraben der Verſtorbenen losgelaſſenen Galeerenſclaven, mit den, ihren Patienten noch alſo warm ausgezogenen Kleidern, prächtig gekleidet, ohne daß das kühne Verfahren unter ihnen das Uebel beſonders fortgepflanzt hätte.

von Hand zu Hand, ihren Lauf genommen, und ſich ausgebreitet hat. Man weiß ferner, (um nur etwas hier anzuführen,) daß 1711, nachdem man die vor 2 Jahren ganz Deutſchlande bevorſtehende Peſt glücklich abgewandt hatte, ein poliſcher Jude durch alte Kleider, die er in das, nur 2 Meilen von Frankfurth an der Oder liegende Städtchen Reppen, zum Verkauf brachte, dieſen Ort und die angränzenden Dörfer mit dieſer ſchrecklichen Krankheit angeſteckt habe (*). Die Ruhr, die Faulfieber, die Pocken, die Krätze ꝛc. werden durch Kleider, auf eben dieſe Weiſe ausgebreitet; und es kömmt hier nur auf gewiſſe Umſtände und Anlagen an, um dergleichen Krankheiten, auf eine eigene Art, durch die bloße Berührung der Haut mit anſteckendem Stoffe, zu inoculiren.

Die Polizey muß hiegegen thun, ſo viel ſich immer thun läßt. Wenn man alle Betten, Hausgeräthe und Kleider, die von Menſchen gebraucht und getragen worden ſind, denen eine anſteckende Krankheit das Leben entriſſen hat, zu verbrennen anrathen wollte: ſo würde das Mittel, der Gefahr zu entgehen in vielen Haushaltungen, dem Uebel ſelbſt nahe kommen. Genug alſo, wenn dieſe Vorſorge nur in den heftigſten Seuchen getroffen wird. Sonſt ſcheint mir hinlänglich: 1. Daß man überhaupt den Handel mit abgelegten, auch noch ſo gut beſchaffenen Kleidern, in einer Stadt, nur gewiſſen, mit Pflichten belegten Menſchen, und nicht jedem fremden Juden, geſtatte. 2. Daß man die Tröbler dazu anhalte, daß ſie jedesmal die letzte Abkunft der erkauften Kleidungsſtücke in ein eigenes Buch eintragen, in welchem auch die Zeit, wenn ſolche an ſie verkauft worden ſind, bemerket werde. 3. Daß ſie kein abgelegtes Kleidungsſtück, in geſunden Zeiten, vor Verlauf von drey, in Seu-

 chen

(*) Süßmilch's göttl. Ordnung ꝛc. 1 Th. §. 180, S. 327.

chen aber vor wenigſtens ſechs Wochen, an Jemand verkaufen, verleihen, oder auch verſchenken mögen. 4. Daß, in beſonders gefährlichen und anſteckenden, oder gar peſtartigen, Krankheiten, aller Handel mit abgelegten Kleidern ſo lange gänzlich unterbleibt, bis die Polizey für ſchicklich halten wird, denſelben, unter gewiſſen Vorſichtigkeitsregeln, wieder zu geſtatten. So eben leſe ich in öffentlichen Nachrichten, daß zu Wien die Aerzte, in Zukunft, jederzeit nach dem Abſterben ihres Patienten, einen Zettel mit Benennung der gehabten Krankheit zurück laſſen müſſen, welcher ſodann dem Todtenbeſchauer übergeben werden ſolle. Bey ſolcher Anſtalt iſt es leicht, in Rückſicht der Kleider, zu beſtimmen, was davon erhalten, und was zu allem fernern Gebrauche, durch Verbrennen oder anderes Verfahren, untauglich gemacht werden ſolle. 5. Daß Spitäler, Lazarethe, Krankenhäuſer, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, auch Zucht- und Kerkermeiſter, nicht befugt ſeyn, die von ihren Verſtorbenen zurück bleibenden Kleidungsſtücke, von welcher Gattung ſie auch ſeyn, vor ihrer hinlänglichen Reinigung, und einer, wegen Ungeſundheit des Ortes und verdächtigem Zuſtande derer Perſonen, von welchen ſie getragen worden ſind, halbjährigen Aufbewahrung in freyer durchſtreichenden Luft, an andere Menſchen abzugeben. 6. Daß die Kleiderkrämer alles, von fremden oder verſtorbenen Menſchen, angeſchaffte waſchbare Leinen durch das Waſſer ziehen und reinigen laſſen, und zwar alsdann, nach den erſten acht Tagen wieder verhandeln mögen; das Wollen- und Seidenzeug aber, welches dieſe Zubereitung nicht aushalten kann, die oben erwähnte Zeit hindurch, und zwar 7. auf einem beſtimmten, nicht mitten in der Stadt ſondern nebenaus liegenden, erhabenen, und dem freyen Durchzuge der Luft ausgeſetzten, Boden ſo aufhängen, daß die mit Nummern (welche mit jenen des Bu-

ches

ches gleichlautend ſeyn müſſen,) bezeichneten verſchiedenen Kleidungsſtücke, ohne einander zu berühren, die Sechswochenzeit oder Quarantaine hindurch, ausdunſten und ſich hinlänglich reinigen mögen. 8. Endlich, daß gewiſſe Aufſeher, auf die Befolgung ſolch einer Ordnung, beſonders in etwas bedenklichen Zeiten, genau ſehen, und ſelbſt das Publicum, welches bey Verſteigerungen dergleichen Kleidungsſtücke an ſich zu bringen ſucht, gewarnet, oder, in gefährlichen anſteckenden Seuchen, der verſteigernde Theil ſelbſt zu genauer Beobachtung ſämmtlicher jezt gegebener Vorſchriften angehalten werden möge.

J. P. Frank, Syſtem einer vollſtänd. medicin. Polizey, 3 B. (Mannh. 1783, gr. 8.) S. 777, fgg.

Bey Erbſonderungen des Lehens und Erbes, bekömmt die täglichen Kleider der Schwertmage, nicht der Lehensfolger (*). Weibliche Kleider gehören ſämmt-

(*) Ein Heergeräthserbe verlangte alle Kleider, die in der Erbſchaft, auſſer dem beſten, vorhanden wären, weil der Sachſenſpiegel, B. 1, Art. 27, die mehrere Zahl, tägliche Kleider, gebrauche. Die übrigen Erben wollten ihm nur einen Rock, eine Weſte und ein Paar Beinkleider, geben. Hr. Ordinar Hommel zu Leipzig, ward darum befraget, und gab als erwählter Schiedrichter zur Antwort: „Obwohl das „Landrecht im 27 Art. des 1 B. tägliche Kleider in der „mehreren Zahl gedenkt, und daraus geſchloſſen werden dürf„te, daß die Schwertmagen alle Kleider, ſo viel deren in des „Mannes Erbſchaft vorhanden, (nur mit Ausſchluß des be„ſten) erhalten müßten, weil ſonſt gar füglich des Mannes „tägliches Kleid eben ſo gut, als Kleider in mehrerer Zahl, „hätte geſetzet werden können: ſo iſt gleichwohl in Erwegung „zu ziehen, daß, ſo wie die übrigen Heergerätsſtücke, um „das Gepäck nicht zu vermehren, gar ärmlich, alſo auch nicht „zu glauben, daß ein ins Feld ziehender Ritter ſeinen ſämmt„lichen Kleiderſchrank mit ins Feld genommen haben wer„de, wie er denn auch ſein Feſttagskleid, welches man un„ter dem Harniſche ohnedieß nicht zu ſehen bekommen, zu „Hauſe gelaſſen, alſo viel weniger ſämmtliche Kleider, ſo viel „er deren hat, auf einmal angeleget haben wird, ſo, daß „unter den täglichen Kleidern, nach durchgängig angenomme„ner Meinung, weiter nichts, Rock, Hoſen und Wambs, „welches leztere wir heutiges Tages Weſte nennen, zu verſte„hen.

ſämmtlich zur Gerade; auch diejenigen ſo nicht gefertiget, wenn ſie nur zugeſchnitten ſind (*); ja ſelbſt die welche von der erſten Ehefrau herkommen, nur muß ſie nicht der Mann in ſeinem Beſchluſſe gehabt haben. Wenn ein ganzes Stück Zeug, wie es aus dem Laden gekommen iſt, noch unzugeſchnitten da liegt, geſetzt, daß die Frau es zu einem Kleide gekauft hätte, ſo iſt es doch noch zur Zeit keine Gerade (**). Bey der Leinwand aber verhält es ſich anders. Zu Erläuterung dieſer Materie dient folgendes Gutachten der Juriſtenfacultät.

Iſt zu wiſſen von nöthen: Ob unter Benennung der Kleider des Verſtorbenen Wäſche und koſtbaren Manſchetten, neu gefertigte, noch ungetragene Hemden, ungeſchnittenes Tuch und Reſte von allerley Zeug; desgleichen Strümpfe, Schuhe, Schuhſchnallen, ſpaniſches Rohr, Sackuhr u. d. gl. zu zählen? Ob nun wohl die Auslegung, ſo die Rechtsgelehrten, wenn von Heergeräthe und Gerade die Rede, von den Kleidern machen, nicht auſſer

„hen. Da übrigens das Wort Kleid in einzelner Zahl meiſt „nur den Oberrock andeutet, ſo hat vielleicht Hr. Ek von „Repkau, um Zweydeutigkeit zu vermeiden, aus gutem Vor„bedacht Kleider geſetzt, weil ſolche nicht aus einem, ſon„dern verſchiedenen Stücken beſtehen. Strümpfe, Schuhe, „Stiefeln, Hut mit der Feder, Mütze, Bruſtlatz, ſpaniſches „Rohr und Schlafpelz, ſind zwar im weitläuftigen Verſtande „auch Anzugsſtücke, und möchten einige unter den Namen „der Garderobe, auch unter der Benennung Kleider, nach „Beſchaffenheit der Umſtände, wohl verſtanden werden, aber „nicht eigentlich ſo genannte Kleider; folglich kann die„ſelben der Schwertmage zum Heergeräthe nicht verlangen, ſon„dern nur Rock, Weſte und Beinkleider, jedoch auch nicht die „beſten, ſondern ſolche, die dieſen am nächſten ſind. Eben ſo „wenig mag der Mantel zu denjenigen Stücken, welche den „Leib bekleiden, gerechnet werden; denn er bedeckt nicht ſo„wohl den Leib, als vielmehr die Kleider. Und weil, beſon„ders bey Vermächtniſſen, ein jeder Teſtirer, ſeinen Erben „äuſſerſt zu beſchweren, die Meinung nicht gehabt, ſondern „darin Maße gebraucht zu haben vermuthet wird, ſo muß „ein Legatar hier allzu begehrlich nicht ſeyn.

(*) L. R. L. 1, art. 24. Weichbild, Art. 23.

(**) *Carpzov* P. 2. Conſt. 14. Defin. 32.

auſſer dem Heergeräthe zu erſtrecken ſey, es das Anſehen gewinnet, zumal da ſelbſt die Willkühre des Ortes, in den Worten: jedoch ſoll das Heergeräthe, item des Vaters Bücher, Rüſtzeug und Kleider den Söhnen allein verbleiben, die Kleider vom Heergeräthe ausdrücklich unterſcheidet, und wenn Kleidung alles dasjenige genennet wird, welches den Leib bedeckt. L. 26. D. de §. 4. aur. arg. leg. die Wäſche dem Leibe noch näher als der Oberrock iſt, auch die römiſchen Geſetze, L. 25. 4. de aur. arg. welche, daß die Schuhe keine Kleider zu nennen ſind, beſagen heutiges Tages, einiger Rechtslehrer Meinung nach, *Huber* Prael. ad π h. t. poſit. 5. um deswillen, weil ohne Schuhe und Strümpfe ein Menſch nach unſerer jetzigen Art nicht wohl gekleidet ſey, einer Abänderung zu bedürfen ſcheinen, ſo denn das zur Bekleidung angeſchaffte Tuch, wegen der Beſtimmung, und weil es zu ſolchem Ende erkaufet, den Kleidern gleich geachtet werden dürfte; inſonderheit aber ein römiſches Geſetz L. 23. §. 1. ff. de auro & argento, die Wäſche in folgenden Worten: Veſtimentorum appellatione continentur omnia lania lineaque, vel ſerica vel bombycina, quae induendi praecingendive cauſa parata ſunt, & quae his acceſſionis vice cedunt, quae ſunt inſitæ picturæ, clavique qui veſtibus inſuuntur, mit unter die Kleider zu rechnen ſcheint.

Dennoch aber und dieweil Kleider und Wäſche einander entgegen geſetzet zu werden pflegen, wo aber eine gewiſſe Art von Dingen einen eigenen Namen hat, dieſelbe in gegenwärtiger Materie nicht unter dem gemeinen Geſchlechte begriffen, ſondern als eine beſondere, durch den Namen unterſchiedene Gattung, in dieſer Lehre, als ein eigenes Geſchlecht betrachtet wird, und gleichwie hienächſt, indem hier der eigene Name es zu einer beſondern Sache macht, da z. B. geprägtes Geld nicht unter das vermachte Gold und Silber gezählet wird, L. 6. D. de ſupell. L. 7. §. 1. eod. L. 19. per tot. D. de aur. arg. alſo die Wäſche von den Kleidern unterſchieden. Uebrigens, da deutſche Kleider ganz anders, als die römiſchen, beſchaffen, das obangezogene Geſetz L. 23. §. 1. ff. de aur. arg. mund. von leinwandenen Kleidern, nicht aber von Hemden, Manſchetten, Schnupftüchern, u. ſ. w. anzunehmen. Und

gleichwie hienächſt Baumaterialien keine Gebäude ſind, L. 17. §. 5. & L. 18. §. 1. ff. de act. emt. alſo auch das vorräthige Tuch ſo wenig, als die überbliebenen Reſte von Zeugen für Kleider zu achten, allermaßen von der unzugeſchnittenen Leinwand ſo zur Gerade, welche nicht allein Kleider, ſondern gar viel anderes unter ſich begreift, gezählet wird, auf die in engerm Verſtande alſo benannten Kleider ſich nicht ſchließen läßt, L. 22. D. de aur. arg. leg. Wie denn bey dieſer ganzen Lehre Anzugsſtücke von Kleidern ſorgfältig zu unterſcheiden, ſintemal ſich nicht alles, ſo man anzieht, Kleider nennen läßt, weil auch ſonſt die Handſchuhe und Perrücken Kleider ſeyn würden, ſondern im engern Verſtande des Wortes unter einem Kleide weiter nichts, als Oberrock, Weſte und Beinkleider, zu verſtehen allermaßen nicht einmal der Bruſtlatz darunter zu rechnen:

So mögen des Verſtorbenen Söhne die vorhandenen Wäſche und zugeſchnittenes Tuch, die Reſte von Zeugen, Schlafpelze, Bruſtläze, Schuhe und Strümpfe, Handſchuhe, und was nicht im eigentlichen Verſtande Kleid genennet wird, keinesweges begehren.

Einer Wittwe gebührt das Trauerkleid aus des Mannes Verlaſſenſchaft; und wenn ſie es ſich ſelbſt geſchaffet hat, kann ſie den Werth von den Erben fordern.

Wenn Jemanden ein Kleid vermacht iſt, welches er Standes halber nicht tragen darf, ſo hat er zwar nicht das Kleid, aber doch den Werth deſſelben, zu fordern.

Otto Ludwig von Eichmann rechtliche Erörterung, ob der vermachte Uſusfructus der Kleider ein verus, oder quaſi uſusfructus ſey? ſt. in Deſſen Sammlung kleiner Abhandl. aus der Rechtsgelehrſ. ꝛc. (Halle 1782, 8.) S. 277—284.

Kleid, (Aufſteck⸗) ſiehe Manteau.

— — (Bein⸗) ſ. oben, S. 2.

— — (Braut⸗) ſ. oben, S. 3.

— — (Ehren⸗) ſ. im X Th. S. 190.

— — (Feyer⸗) ſ. im XIII Th. S. 257, und oben, S. 3, und 39.

— — (Frauen⸗) ſ. oben, S. 2.

Kleid,

Kleid, (Gaſt-) ſ. im XVI Th. S. 465.
— — (Haus-) ſ. oben, S. 4.
— — (Jagd-) ſ. oben, S. 3.
— — (Jahr-) ſ. im XXVIII Th. S. 668.
— — (Kinder-) ſ. oben, S. 2.
— — (Kriegs-) ſ. unter Krieg.
— — (Leib-) ſ. in L.
— — (Manns-) ſ. oben, S. 2.
— — (Nacht-) }
— — (Nieder-) } ſ. oben, S. 2.
— — (Ober-) }
— — (Reiſe-) ſ. oben, S. 3.
— — (Schlepp-) ſ. oben, S. 4.
— — (Sommer-) ſ. oben, S. 3.
— — (Sterbe-) ſ. oben, S. 2.
— — (Trauer-) }
— — (Ueber-) } ſ. oben, S. 3.
— — (Unter-) ſ. oben, S. 2, und 3.
— — (Weiber-) ſ. oben, S. 2.
— — (Winter-) ſ. oben, S. 3.
Kleid-Holz, ſ. oben, S. 1.
Kleidchen, ſ. oben, S. 1.
Kleiden, abkleiden, ankleiden, auskleiden, bekleiden, einkleiden, entkleiden, überkleiden, umkleiden, verkleiden; ſ. oben, S. 5, fgg.
Kleider-Ausſatz, ſ. oben, S. 49, fgg.
Kleider-Barchent, Barchent, ſo fern er zu Kleidungsſtücken gebraucht wird, zum Unterſchiede von dem Bettbarchente; ſ. im III Th. S. 540.
Kleider-Baum, ſ. Platanus.
Kleider-Beſen, }
Kleider-Bürſte, } ſ. oben, S. 296.
Kleider-Fall, ſ. Hauptrecht, im XXII Th. S. 283, f.
Kleider-Flicker, }
Kleider-Handel, } ſ. oben. S. 304.

Kleider = Händler, ſ. oben, S. 305.

Kleider = Haus, ein Haus, ſo fern es zur Aufbewahrung der Kleider dient; ein Wort, welches nur 2 Kön. 10, 22. vorkömmt.

Kleider = Hüter, ein gleichfalls ungewöhnliches Wort, eine Perſon zu bezeichnen, welche die Aufſicht über die Kleider eines vornehmen Herren hat, welches 2 Kön. 22, 14, und 2 Chron. 34, 22. angetroffen wird. An verſchiedenen Höfen wird eine ſolche Perſon jetzt Kleiderkämmerer genannt. Siehe dieſes Wort.

Kleider = Kammer, eine Kammer, ſo fern ſie zur Aufbewahrung der Kleider beſtimmt iſt. In weiterer Bedeutung, ein jedes Zimmer dieſer Art. Mit einem franzöſ. Ausdrucke die Garderobe. Siehe Th. XVI, S. 132.

Kleider = Kämmerer, in einigen Gegenden Oberkämmerer, eine Perſon, welche für die Kleider und Wäſche eines vornehmen Herren Sorge trägt. Ein ſolcher iſt z. B. am königl. franzöſiſchen Hofe der Grand-Maître de la Garde-robe. Derjenige, dem dieſe Würde anvertrauet iſt, legt ſeinen Eid unmittelbar in die Hände des Königs ab. Er disponirt über alles Kleider = und Leinengeräth, welches der König nicht mehr haben will. In Abweſenheit der Prinzen vom Geblüte, oder des Grand-Chambellan und der erſten Gentils-hommes de la Chambre, vertritt er die Stelle, Sr. Majeſtät das Hemd zu reichen. Morgens, wenn der König ſich ankleidet, legt er ihm die Weſte, das blaue Band (Cordon bleu), und den Rock, an; und abends, wenn der König ſich auskleidet, reicht er ihm das Nachtkamiſol, die Mütze und ein Schnupftuch, und fragt dabey, was für ein Kleid S. Majeſtät am folgenden Tage zu tragen belieben. Er befindet ſich auch bey den Audienzen, welche der König den auswärtigen Geſandten ertheilt. Unter ihm ſtehen 2 Maîtres de Garde-robe, welche im Dienſte

ſte jährlich mit einander abwechſeln; ferner 4 premiers Valets de Garde-robe, und 16 Valets de Garde robe, 1 Porte-malle, (d. i. ein Bedienter, welcher auf der Reiſe die nächſte Aufſicht über des Königs Kleider und Wäſche hat), 4 Garçons ordinaires de la Garde-robe, 3 Tailleurs-Chauſſetiers & Valets de Chambre, 2 Leibwäſcher (Lavandiers du linge de corps), und 1 Leibwäſcheſtärker (Empeſeur ordinaire).

Kleider-Kaſten, Kleiderkóthe, ſ. oben, S. 291.
Kleider-Krämer, ſ. oben, S. 305.
Kleider-Macher, ſ. oben, S. 208.
Kleider-Markt, ſ. oben, S. 305.
Kleider-Mode, ſ. oben, S. 220.
Kleider-Ordnung, ſ. oben, S. 224.
Kleider-Pracht, ſ. oben, S. 219.

Kleider-Rahmen, Kleiderrechen, in Wien Kleiderſteller, Rick, Riegel, im Braunſchweigiſchen Börte, in Oberſachſen Kammbret, in Schleſien Wandrechen, in der Wetterau Zapfenbret, ein an die Wand mit eiſernen Haken befeſtigtes Bret, darin hölzerne Nägel mit Knöpfen in einer Reihe ſtecken, woran man Kleider und anderes Geräth hängt. Zuweilen iſt über dieſem Rechen, als eine Decke, ein horizontal liegendes Bret angebracht, um die Kleider von den herab fallenden Staub zu bewahren.

Kleider-Sammet, ein Sammet, welcher ſo gewebt wird, daß alle Theile eines Mannskleides auf dem Stuhle entſtehen. Siehe Sammet.

Kleider-Säuberer, ſ. oben, S. 296.
Kleider-Schapp, }
Kleider-Schrank, } ſ. oben, S. 291.
Kleider-Spind, }
Kleider-Steller, ſ. Kleiderrahmen.

Kleider-Tracht, ſ. oben, S. 25; ihr phyſiſcher Einfluß auf unſere Geſundheit S. 217.

— — — — der alten Aegypter, ſ. oben, S. 26.

— — — — der Afrikanerinnen aus dem Königreiche Whidah oder Juda, ſ. oben, S. 185.

— — — — der Araber, ſ. oben, S. 148.

— — — — der aſtrachaniſchen Armenianer, ſ. oben, S. 151.

— — — — der Baſchkiren, ſ. oben, S. 87.

— — — — der Bengaleſerinnen, ſ. oben, S. 159.

— — — — der böheimiſchen Frauensperſonen, ſ. oben, S. 139.

— — — — der Carthaginenſer, ſ. oben, S. 76.

— — — — der caſſubiſchen Weibsperſonen, ſ. oben, S. 138.

— — — — der Chineſer, ſ. oben, S. 168.

— — — — der Clementiner, ſ. oben, S. 108.

— — — — der Curländer, ſ. oben, S. 103.

— — — — der Dacier, ſ. oben, S. 73.

— — — — der Dänen, ſ. oben, S. 83.

— — — — der alten Deutſchen, ſ. oben, S. 73.

— — — — der doniſchen Koſaken, ſ. oben, S. 92.

— — — — der Engländer, ſ. oben, S. 123.

— — — — der Ferroinſulaner, ſ. oben, S. 132.

— — — — der Franzoſen, S. oben, S. 116.

— — — — der alten Gallier, ſ. oben, S. 74.

— — — — der alten Griechen, ſ. oben, S.

— — — — 38, und 67.

Kleider-

Kleider=Tracht, der heutigen Griechen, ſ. oben, S. 111; und Griechinnen; S. 147.
— — — — der Grönländer, ſ. oben, S. 198.
— — — — der guianiſchen Indianer, ſ. oben, S. 197.
— — — — der Hebräer, ſ. oben, S. 37.
— — — — der Hetruſcier, ſ. oben, S. 70.
— — — — der Hottentotten, ſ. oben, S. 187.
— — — — der Jakuten, ſ. oben, S. 165.
— — — — der Jaloffen, ſ. oben, S. 184.
— — — — der Japäner, ſ. im XXIX Th. S. 154, f.
— — — — der Indier, ſ. oben, S. 155.
— — — — der Irländer, ſ. oben, S. 132.
— — — — der Isländer, ſ. oben, S. 83.
— — — — der Italiänerinnen, ſ. oben, S. 115.
— — — — der Kalmücken, ſ. oben, S. 88.
— — — — der Kamtſchadalen, ſ. oben, S. 168.
— — — — der Katſchinzen, ſ. oben, S. 163.
— — — — der Kirgiſen,) ſ. oben, S. 92.
— — — — der Koſaken,)
— — — — der Lappländer, ſ. oben, S. 84.
— — — — der Lauſitzer Frauensperſonen, ſ. oben, S. 141.
— — — — der Liefländer, ſ. oben, S. 84.
— — — — der Littauer, ſ. oben, S. 98.
— — — — der alten Luſitanier, ſ. oben, S. 76.
— — — — der Macaſſaren, ſ. oben, S. 172.
— — — — der Madegaſſen, ſ. oben, S. 194.
— — — — der mähriſchen Frauensperſonen, ſ. oben, S. 140.

Kleider=

Kleider-Tracht, der maldiviſchen Inſulaner, ſ. oben, S. 169.
— — — — der Maloroßianer, ſ. oben, S. 92.
— — — — der Mauren in den marokaniſchen Ländern, ſ. oben, S. 178.
— — — — der Minorcaner, ſ. oben, S. 120.
— — — — der Molucken, ſ. oben, S. 174.
— — — — der Morduanen, ſ. oben, S. 94.
— — — — der Morgenländer, ſ. oben, S. 141.
— — — — der Neu-Seeländer, ſ. oben, S. 203.
— — — — der Norweger, ſ. oben, S. 83.
— — — — der Numidier, ſ. oben, S. 76.
— — — — der Oſtiaken, ſ. oben, S. 163.
— — — — der Oſtindier, ſ. oben, S. 157.
— — — — der Otaheiten, ſ. oben, S. 205.
— — — — der Parther, ſ. oben, S. 71.
— — — — der Patagonier, ſ. oben, S. 197.
— — — — der alten Perſer, ſ. oben, S. 71.
— — — — der heutigen Perſer, ſ. oben, S. 154.
— — — — der philippiniſchen Inſulaner, ſ. oben, S. 175.
— — — — der Phrygier, ſ. oben, S. 72.
— — — — der Polen, ſ. oben, S. 102.
— — — — der Portugieſen, ſ. oben, S. 122.
— — — — der alten Preußen, ſ. oben, S. 97.
— — — — der Römer, ſ. oben, S. 53, fgg. und 68, fgg.
— — — — einiger ruſſiſchen Nationen, ſ. oben, S. 87, fgg.
— — — — der Samojeden, ſ. oben S. 165.

Kleider-

Kleider-Tracht, der Schotten, ſ. oben, S. 131.
— — — — der Schweden, ſ. oben, S. 261, fgg.
— — — — der Schweitzerinnen, ſ. oben, S. 115.
— — — — der Siamer, ſ. oben, S. 160.
— — — — der Skythen, ſ. oben, S. 72.
— — — — eines Vornehmen von Sogno, im Königreiche Congo; ſ. oben, S. 186.
— — — — der alten Spanier, ſ. oben, S. 76.
— — — — der heutigen Spanier, ſ. oben, S. 119.
— — — — der Sumatraner, ſ. oben, S. 170.
— — — — der Thracier, ſ. oben, S. 72,
— — — — der Tſchuwaſchen, ſ. oben, S. 96.
— — — — der Tunguſen, ſ. oben, S. 166.
— — — — der Türken. ſ. oben, S. 142.
— — — — des ulmer Frauenzimmers, ſ. oben, S. 134.
— — — — der Unalaſchkaner, ſ. oben, S. 201.
— — — — der Ungarn, ſ. oben, S. 103.
— — — — der Venetianer, ſ. oben, S. 114.
— — — — der Virginianer, ſ. oben, S. 194.
— — — — der deutſchen Wenden in Hinter-pommern, ſ. oben, S. 135.
— — — — des wieneriſchen Frauenzimmers, ſ. oben, S. 133.
— — — — der Wilden in Acadien oder Neu-Frankreich, ſ. oben, S. 195.
— — — — der Wilden im Lande Guiana, ſ. oben, S. 197.

Klei-

Kleider-Tracht, (National-) ſ. oben, S. 261.
Kleider-Winkel, ſ. oben, S. 305. — — —
Kleidung, ſ. oben, S. 7.
Kleidungs-Stück, ſ. oben, S. 1, und 8. — —
Kleie, ſ. Kley, und Kleye.
Kleien, iſt nur in den niedrigen Sprecharten für kratzen, üblich, in der vertraulichen Sprechart krauen. Jmgl. figürlich, ungeſchickt ſchreiben oder malen. Siehe Kladde. Engl. claw, von Klaue.
Kleimen, ſ. Kleiben, im XXXIX Th. S. 743.
Klein, kleiner, kleinſte, wird allemal beziehungsweiſe gebraucht, ein geringeres Maß der Ausdehnung habend als ein anderer Körper; im Gegenſatze des groß. Din Ding iſt kleiner als ein anderes, oder klein in Vergleichung mit einem andern, wenn es ganz genommen, einem Theile des andern gleich iſt. Dieſes andere Ding wird entweder ausdrücklich genannt, in welchem Falle klein im Comparativo oder Superlativo ſteht, kleiner als ein Sandkorn, der kleinſte von uns; unter uns; oder es wird nicht ausdrücklich geſetzt, ſondern als bekannt angenommen, und da ſteht klein in der erſten Staffel und hat ein abſolutes Anſehen, ob es gleich wirklich relativ iſt; indem das Gewöhnliche ſeiner Art allemal der Maßſtab iſt, der das klein und groß beſtimmet, und auf welches ſie ſich beziehen. Ein kleiner Garten, der Garten iſt nur klein, d. i. kleiner, wie die Gärten dieſer Art gemeiniglich zu ſeyn pflegen. — — —

1. Eigentlich.

(1) Ueberhaupt, ein geringeres Maß der Ausdehnung habend, als ein anderes Ding, oder als gewöhnlich iſt. Die Schweitz iſt kleiner als Deutſchland. Europa iſt kleiner als Aſia. Europa iſt der kleinſte Welttheil. Eine kleine Stadt, ein kleines Dorf. Ein kleines Feld, ein kleiner Wald, ein kleiner Berg. Der kleine Finger, der kleine

Zeh, der kleinſte. Etwas klein ſchneiden, in kleine Stücke ſchneiden. Klein ſtoßen, klein mahlen, klein reiben, klein machen. Klein machen wird im g. L. auch figürlich für umbringen, niedermachen, niederhauen, gebraucht. Die kleinen Propheten, dem Umfange des Raumes nach, welchen ihre Schriften in der Bibel einnehmen, im Gegenſatze der groſſen. Der kleine Menſch, die kleine Welt. Klein Aſien, klein Polen. Ein kleiner Raum. Kleine Vögel, bey den Jägern, alle Vögel, welche kleiner ſind, als die Zipp- und Weindroſſel. Das kleine Weidwerk, welches zur niedern Jagd gehört. Klein Geld, im g. L., einzelnes Geld, Münze, im Gegenſatze des harten, ganzen, oder groben Geldes. Auch in Geſtalt eines Hauptwortes. Im Kleinen handeln, dem Maße und Gewichte nach, ſeine Waaren in kleinern Quantitäten verkaufen. Im Kleinen arbeiten, kleine ſubtile Arbeit machen.

Das Klein, oder das Kleine, bey den Fleiſchern und in den Küchen, die Nebentheile geſchlachteter Thiere, das Haſenklein, Gänſeklein, u. ſ. f. In der Landwirthſchaft werden die Aehren und Stürzel, welche ſich von den Garben abgerüttelt haben, oder im Dreſchen abgeſchlagen worden ſind, das Kleine genannt.

Ein kleines kleines Körnchen, in der vertraulichen Sprechart, für ſehr klein; im Oberdeut. winzig klein, puter klein.

(2) In engerer Bedeutung. a) Die Ausdehnung in der Länge nach, in einigen Fällen; für kurz. Kleine Schritte machen. Eine kleine Meile. b) Der Ausdehnung in der ſenkrechten Höhe nach. Ein kleiner Baum. Ein kleiner Menſch. Kleine Leute. Klein von Perſon, von Statur. Ein kleines kleines Männchen. c) Der Dicke nach, für dünn, fein, zart, ſubtil, im Gegenſatze des grob;

doch nur in einigen Fällen, und zwar am häufigſten im Niederdeutſchen. Kleines Brod, im Niederſ. für feines Brod. Kleines Garn, kleine Leinwand, klein ſpinnen, für fein. Kleiner Draht, dünner, feiner Draht. S. Kleindrahtzieher, Kleinod, Kleinſchmied. Haarklein, ſo zart wie ein Haar. Im Schwediſchen in dieſer Bedeutung gleichfalls klen. Im figürlichen aber nunmehr veralteten Verſtande, für ſubtil, ſcharfſinnig, kömmt es oft bey dem Ottfried vor.

2. Figürlich.

(1) Unerwachſen. Kleine Kinder haben. Die Kleinen, d. i. die kleinen unerzogenen Kinder. Etwas Kleines haben, oder bekommen, im g. L., von einem Kinde entbunden werden. Von klein auf, von Kleinem auf, gleichfalls nur im g. L., von Kindheit an.

(2) Der Zeit, der Dauer nach, nur in einigen Fällen, für kurz. Eine kleine Stunde, im Gegenſatze einer ſtarken. Eine kleine Zeit, eine kleine Weile, ein kleiner Augenblick. Vor einer kleinen Weile. Das bibliſche über ein Kleines, Joh. 16, 16. für in kurzer Zeit, iſt im Deutſchen ungewöhnlich.

(3) Der Zahl, der Menge nach, aus wenig Theilen oder Individuis beſtehend. Eine kleine Anzahl. Ein kleines Gefolge haben. Eine kleine Summe Geldes. Ein kleiner Vorrath von Obſt. Das kleine Hundert, das kleine Tauſend, im Gegenſatze des großen Hundert, des großen Tauſend; ſ. Groß im XX Th. S. 129. Der kleine, kleinere, oder engere Rath, im Gegenſatze des größern. Imgleichen als ein Nebenwort mit dem unabänderlichen Beyworte wenig; im g. L. und der vertraulichen Sprechart. Ein klein wenig Geduld. Er befindet ſich ein

ein klein wenig beſſer. Gieb mir ein klein wenig davon.

(4) Der Beſchaffenheit nach, wenig Grade der innern Stärke habend. Eine kleine Freude. Ich wollte Ihnen gern ein kleines Vergnügen machen. Ein kleiner Verluſt. Ein kleines Lob. Ein kleines Glück. Ein kleiner Gelehrter, ein kleiner Maler, der wenig Fähigkeiten beſitzt. Ein kleines Licht. Ein kleiner Gewinn. Ein kleines Geſchenk. So wie groß im entgegen geſetzten Verſtande in deſer Bedeutung nicht ohne Einſchränkung gebraucht werden kann, ſo gilt ſolches auch von dem Worte klein, indem in manchen Fällen nur allein ſchwach, geringe, u. ſ. f. üblich ſind.

(5) Der Wichtigkeit, der Menge und Beſchaffenheit der Folgen, dem Werthe nach, und darin gegründet. Kleine Leidenſchaften, kleine Tugenden, kleine Laſter, welche von wenig und geringen Folgen ſind. Ein kleiner Verſtand. Kleine Gefälligkeiten. Der Kinder kleine Zwiſte ſchlichten. Kleine Begebenheiten. Einen kleinen Anfang machen. Ein kleiner Stolz, der ſich auf geringe, unerhebliche Vorzüge gründet. Ich habe eine kleine Bitte an Sie. Kleine Seelen, welche ſich mit kleinen, unerheblichen Dingen beſchäftigen. Der kleine Krieg, der bloß durch ſtreifende Parteyen und unter denſelben geführt wird. Das geht ſehr in das Kleine. Wer das Kleine nicht begehrt, iſt des Großen nicht werth. Im Kleinen treu ſeyn.

(6) Dem Vorzuge vor der Menge nach. a) Dem äuſſern Stande, der Würde nach, im Gegenſatze des groß; wo es doch nur ſelten für geringe gebraucht wird. Die Großen und Kleinen, die Vornehmen und Geringen. b) Den innern Vorzügen, den innern Eigenſchaften nach. Klein denken, ſich in ſeiner Art zu denken nicht über den großen Haufen erheben.

ben. Ein kleiner Geiſt, eine kleine Seele. c) Nach einer noch weitern Figur, verächtlich, doch nur in einigen Fällen. Sehr klein von Jemanden denken, urtheilen, ſprechen. Siehe Verkleinern, S. 327.

Bey dem Notker und Willeram chlein, im Schwabenſp. clain, im Niederſ. kleen, im Schwed. klen. Das k iſt ein Präfixum, oder vielmehr ein bloßer müßiger Vorſchlag. Das Stammwort iſt noch in dem Niederſ. leen, Angelſ. laene, hlaene, Engl. laen, mager, und in der hochdeutſchen verkleinernden Endung lein vorhanden. In den Mundarten giebt es noch verſchiedene andere Wörter, den Begriff des klein in deſſen eigentlichen Bedeutung auszudrucken. Dahin gehören das Oberdeutſche winzig, das Bayeriſche putzlich, klein und dick, L. puſillus, das Niederſ. vöge, im Tatian fohe, im Angelſ. fea, im Engl. few, und das gleichfalls Niederſ. lütt, lütjet, lüttik, bey dem Ulphilas leitil, bey den ältern Oberdeutſchen lutzel, lüzzel, im Angelſ lyt, im Griech. λιτος.

Klein-Auge, eine Art Wallfiſche, Phyſeter microps; ſ. Wallfiſch.

Klein-Bänker, an einigen Orten ein Handwerksmann, beſonders ein Bäcker, welcher ſeine Waare nur in einer kleinen öffentlichen Bank feil haben darf; zum Unterſchiede von einem Großbänker, der in der allgemeinen großen Bäckerbank feil haben darf.

Klein-Bauer, an einigen Orten ein Hinterſaß oder Halbbauer, zum Unterſchiede von einem Großbauer. Siehe Bauer.

Klein-Binder, ein Faßbinder oder Böttcher, welcher nur kleine Arbeiten verfertigt, im Würtembergiſchen ein Kübler, an andern Orten ein Weißbinder, oder Rothbinder; zum Unterſchiede von einem Großbinder, Küfner, oder Schwarzbinder. Siehe Th. VI, S. 89, f.

Klein-Braune, (der) in dem Weinbaue Meißens, eine Art Weines, deſſen ſüße Trauben von leberbrauner Farbe ſind, welcher unter die beſten Arten gehört, und im Würtembergiſchen der Ruhländer genannt wird.

Klein-

Klein-Drahtzieher, in den Drahtfabriken, ein Drahtzieher, welcher von den Grobdrahtziehern bis zur Dicke eines Federkieles gezogenen Draht weiter bearbeitet, und ihn bis zu jeder verlangten Feinheit bringt. Er wird auch Scheibenzieher genannt, weil er ſich dazu gewiſſer mit Löchern verſehener Scheiben bedient. Siehe Th. IX, S. 489.

Klein-Enke, in der Landwirthſchaft Oberſachſens, auf ſtarken Landgütern, wo ſechs oder mehr Pferde gehalten werden, ein Pferde- oder Ackerknecht, welcher auf den *Mittelenken*, oder, wenn ein ſolcher nicht vorhanden iſt, auf den *Großenken* folgt, und an andern Orten der *Kleinknecht*, der *Unterknecht*, im Niederſ. *Swöpenknecht*, *Swöpenjunje*, *Swöpker*, von *Swöpe*, eine Peitſche, genannt wird. Siehe *Enke* im IX Th. S. 30.

Klein-fränkiſche, (der) in Meißen, eine Art Weinſtöcke, welche Churfürſt Johann Georg I. aus Franken einführen ließ; zum Unterſchiede von dem *Großfränkiſchen*.

Klein-fügig, ein Wort, welches im Oberdeutſchen bekannter iſt, als im Hochdeutſchen. 1. Klein, in der eigentlichen Bedeutung dieſes Wortes, in welchem Verſtande im Oberdeutſchen auch das Hauptwort die *Kleinfüge* üblich iſt. *Die Vogtey iſt wegen ihrer Kleinfüge einer andern einverleibt worden*. Bluntſchli. 2. Im figürlichen Verſtande, klein, dem Werthe, der Wichtigkeit nach, gering, unerheblich.

Daher die *Kleinfügigkeit*, gleichfalls am häufigſten in Oberdeutſchen, die Unerheblichkeit, kleine, geringe Beſchaffenheit eines Dinges, in Anſehung ſeines Werthes und ſeiner Folgen.

Klein-Gut, in den Stückgießereyen, eine oder mehrere Kanonen, welche am Boden über dem Zündloche nicht die gehörige Dicke haben, und daher nicht vollgültig ſind.

Klein-Handel, ſ. im XXI Th. S. 641.

Klein-jährig, im Forſtweſen, kleine, d. i. dünne, ſchwache Jahre, oder Zeichen des Jahrwuchſes habend; im Gegenſatze des grobjährig. Siehe im XXVIII Th. S. 670, f.

Klein-Käfer, Dermeſtes *Linn.*; ſ. im XXXII Th. S. 70.

Klein-Klieber, bey den Böttchern, derjenige, welcher das Holz mit den Keilen kleiner ſpaltet; von klieben, ſpalten.

Klein-Knecht, ſ. Kleinenke.

In den Schäfereyen iſt der Kleinknecht derjenige, welcher das Zeitvieh hütet.

Klein-Kohle, Grubenkohle, ſ. im X Th. S. 621, Anm.

Klein-laut, einen kleinen, d. i. ſchwachen Laut von ſich gebend. Er wird nur im g. L. im figürlichen Verſtande gebraucht. Kleinlaut ſeyn, niedergeſchlagen, Fr. abattu, decouragé. Kleinlaut werden, ſeinen Kleinmuth durch Worte und Töne verrathen; imgl. in ſeinem Trotze, in ſeinem Stolze nachlaſſen.

Klein-Meiſter, eine ungeſchickte Ueberſetzung des Franz. Petit-maitre, wofür andere das erträglichere ſüßer Herr gebraucht haben.

Klein-Schmied, eine vornämlich im Niederſächſiſchen übliche Benennung eines Schlöſſers; im Gegenſatze eines Grobſchmiedes. Siehe im XXV Th. S. 576.

Klein-Schreiber, eine Art Käfer, Dermeſtes Micrographus *Linn.*; ſ. im XXXII Th. S. 77.

Klein-Silber, eine Art Silberblätter; ſ. im XIX Th. 577.

Klein=Specht, Grauſpecht, Certhia familiaris *L.* ſ. im XIX Th. S. 793.

Klein=ſpeiſig, im Bergbaue, aus kleinen glänzenden Würfeln; oder kleinen glänzenden Blättern beſtehend; im Gegenſatze des grobſpeiſig. Kleinſpeiſiger Bleyglanz. Kleinſpeiſiges Erz. Siehe Speiſe.

Klein=ſtädtiſch, im g. L., der Art kleiner Städte und ihrer Einwohner gemäß. Das iſt ſehr kleinſtädtiſch geſprochen. Ein kleinſtädtiſches gezwungenes Betragen. Auch zuweilen als ein gelinder Ausdruck für verächtlich, niedrig.

Klein=Vogt, ſ. Großvogt, im XX Th. S. 143.

Kleine, das Abſtractum des Wortes klein, in ſeinen eigentlichen Bedeutungen. Die Kleine des Gartens, einer Perſon, u. ſ. f.

Ob es gleich nach dem Muſter des Wortes Größe gebildet iſt, ſo iſt es doch wenig gangbar, weil Kleinheit dafür üblicher iſt. Bey dem Ottfried ſind Kleini, im figürlichen Verſtande tiefſinnige, ſpitzfindige Gedanken.

Kleinen, verkleinen, klein ſchlagen, ein nur im Bergbaue übliches Wort. Die Gänge kleinen, das Geſtübe verkleinen, das in den Gängen gebrochene Erz kleiner ſchlagen, oder ſtoßen.

Bey dem Comparativo, kleiner, iſt kleinern, in dem zuſammen geſetzten verkleinern üblich, kleiner machen, doch nur in engerer Bedeutung, kleiner vorſtellen, als ein Ding iſt. Man hat Gläſer, welche die Gegenſtände verkleinern, ſo wie man welche hat, welche ſie vergrößern. Die Umſtände verkleinern, ſie kleiner, geringer machen, als ſie ſind, im Gegenſatze des Vergrößerns. Verkleinernde Wörter, oder Verkleinerungswörter; in der Grammatik, Diminutiva.

Figürlich und in engerer Bedeutung verkleinert man eine Perſon oder Sache, wenn man ihren

Werth, ihre Güte geringer vorſtellt, als er in der That iſt. Jemanden verkleinern.

Daher verkleinerlich, ein nur in der figürlichen Bedeutung des vorhergehenden Zeitwortes übliches Wort, dem Werthe, guten Rufe einer Sache nachtheilig, ein geringer Grad, als ſchimpflich. Das wäre Gott verkleinerlich, würde zur Verkleinerung ſeines Ruhmes gereichen. Seltener braucht man es als ein Beywort. Ein verkleinerliches Urtheil, beſſer ein verkleinerndes oder nachtheiliges.

Kleinet, ſ. Kleinod.

Kleinheit, das Abſtractum des Beywortes klein, in ſeiner eigentlichen Bedeutung, welches für Kleine üblich iſt, die Eigenſchaft eines Dinges, da es ſeiner Ausdehnung nach weniger Raum einnimmt, als ein anderes. Die Kleinheit eines Sandkornes. Die unbegreifliche Kleinheit mancher Inſecten.

Kleinhovie, Kleinhoviſcher Baum, Kleinhoviſche Pflanze, eine dem Kräuterkundigen und Aufſeher des botaniſchen Gartens in Java, Hrn. Kleinhov zu Ehren, von Hrn. v. Linne alſo genannte Gattung Pflanzen, mit an einander gewachſenen 10 Staubfäden, und 1 Staubwege. Man kennt bisher nur eine Art, welcher Linne den Beynamen Hoſpita giebt. Dieſer Baum, welchen Rumph Cati-marus nennt, wächſt in Oſtindien. Er trägt wechſelweiſe auf eigenen Stielen ſtehende, ſcharf zugeſpitzte, herzförmige, völlig ganze Blätter. Der Kelch beſteht aus 5 länglichen abfallenden Blättchen, davon das unterſte kleiner als die übrigen iſt; von den 5 längern lanzettenförmigen Blumenblättern hingegen iſt das obere kleiner, breiter und ausgewölbet. In der Mitte der Blume ſteht ein Säulchen, welches ein kleines, glockenförmiges, mit 5 auswärts gebogenen Zähnen beſetztes Honigbehältniß trägt; in dieſem ſtehen 5 kurze und 5 lange Staubfäden, und der Fruchtkeim mit einfachem

fachem Griffel. Das fünfeckige aufgeblaſene Samenbehältniß enthält 5 Körner. Die Frucht iſt faſt wie bey der Herzerbſe. Die Blätter dieſes Baumes geben, wenn ſie jung ſind und zerquetſchet werden, einen violenartigen Geruch von ſich. Die Amboiner pflegen deswegen ſich damit den Kopf zu waſchen; die Europäer aber ſollen davon ein Jucken auf der Haut empfinden.

Kleinie, Cacalia Kleinia *L.*; ſ. Peſtwurzel.

Kleinigkeit, ein kleines, d. i. unerhebliches, unwichtiges Ding, in der 4ten und 5ten figürlichen Bedeutung des Wortes klein; Fr. Bagatelle, Minucie. Zehn Thaler ſind ihm eine Kleinigkeit. Sich über eine Kleinigkeit verunreinigen. Man mag gern wie Montagne ſagt, große Männer bey Kleinigkeiten belauſchen. Angenehme Kleinigkeiten, welche an ſich nichts bedeuten, und dennoch in dem Umgange der Welt ſo erheblich und ſo nöthig ſind.

In der Malerey, Bildhauerey, und Kupferſtecherkunſt, verſteht man unter Kleinigkeiten, Fr. Détail, die kleinen Partien einer Figur, oder eines andern Gegenſtandes, als: die Augenlieder, die Augenbraunen, der Bart, das Weiße im Auge, die Farbe des Augapfels, die kleinen Furchen in den Gelenken der Finger, die kleinen Geſichtsfalten ꝛc. Ein Maler, ein Kupferſtecher, darf ſich nicht mit dieſen Kleinigkeiten, bey Figuren, welche klein ſind, oder in der Ferne geſehen werden, beſchäftigen. Das Vergnügen, ein Stück zu machen, welches den Fleiß des Künſtlers zeige, verführt ſie zuweilen, ſich mit der feinen Ausarbeitung des Kopfes einer entfernten Figur zu beſchäftigen; allein, ſie verſchwenden ihre Mühe am unrechten Orte, weil das Werk dadurch froſtig wird; es verliert ein Verdienſt, welches anderswo hätte Statt finden können, und macht einen Fehler wider die Zeichnung und den geſunden Verſtand. Einige

nige kleine und künſtlich gegebene Drucke bilden artige Köpfe, und ſelbſt Leidenſchaften, beſſer, als alle Sorgfalt in Anzeigung der Augapfel, der Augenlieder, der Naſenlöcher, und anderer ſolcher Kleinigkeiten.

In der ganzen Natur giebt es eigentlich keine einzige Kleinigkeit. Die vollkommenſte Uebereinſtimmung, und der genaueſte Zuſammung, herrſcht durch alle Reiche der Natur. Die Schöpfung der Milbe erforderte nicht geringere Weisheit, und mit ihrer Hervorbringung war nicht weniger Abſicht verknüpft, als mit der Schöpfung des Behemoths. Im kleinſten Gründlinge iſt die Allmacht ſo ſichtbar, als im größten Wallfiſche; im Strauße iſt ſie nicht herrlicher, als im Zaunkönige. Das feinſte Mos wurde nach eben dem Plane geſchaffen, als die Cedern von Libanon. Im Diamante ſtrahlt die Macht des Schöpfers nicht herrlicher, als im Sandkorne; und das Sonnenſtäubchen hat keinen andern Urheber, als die unüberſteigbaren Berge, die ihre Scheitel tief in die Wolken einhüllen.

Man kann mit Wahrheit ſagen, daß die Natur bey der Einrichtung und Bildung der menſchlichen Natur, eine gewiſſe Mittelmäßigkeit beobachtet hat, vermöge welcher nichts in dem Menſchen gar zu beſonders groß, und nichts gar zu beſonders klein iſt. Daher kömmt es, daß ein Dichter, wenn er erhaben denken will, gar leicht in das Ungeheure aufſchießen kann, wenn nämlich die Sachen und Gedanken in Beziehung auf den Menſchen gar zu groß ſind. Hingegen werden wir auch bemerken, daß eine Sache ſehr leicht gar zu klein für die menſchliche Natur ſeyn kann. Man wird ſehr leicht überzeugt werden, daß eine Handlung, die überhaupt eine laſterhafte Handlung iſt, wirklich aufhört ein Laſter zu ſeyn, wenn ſie unendlich klein angenom-

men wird, und daß eine tugendhafte Handlung in eben dem Falle aufhört tugendhaft zu ſeyn. Durch ſolche Kleinigkeiten macht ſich ein Menſch lächerlich; und daher kömmt es, daß eine gar zu große Genauigkeit allemal in das Lächerliche fällt, weil ſie ſich nothwendig mit unendlichen Kleinigkeiten beſchäftigen muß; und ſie kann alſo unmöglich unter die Tugenden, welche der menſchlichen Natur gemäß und anſtändig ſind, gezählet werden. Es giebt; z. B. eine lächerliche Sparſamkeit in Kleinigkeiten, von welcher ich im Art. Sparſamkeit ſprechen werde. Oft rührt auch dieſer Fehler aus einer übertriebenen Liebe zur Gerechtigkeit her. Die Gerechtigkeit muß in das Lächerliche fallen, ſo bald ſie auf einer unendlich großen Kleinigkeit beruhet. Es giebt Menſchen, die das Sonderbare in ihrem Character beſitzen, daß ſie in der Austheilung der Ehre, und in dem Gebrauche der Zeichen derſelben, auf das ſtrengſte gerecht und pünctlich verfahren. Eben ſo gerecht und pünctlich ſind Andere in der Austheilung des Eſſens und Trinkens. Eben ſo lehrt auch die Erfahrung, daß Leute ſich lächerlich machen können, wenn ſie ſich gar zu ſehr hüten, Niemand zu betrügen, oder unnöthige Unkoſten zu verurſachen. Es iſt allerdings eine Grobheit, wenn man andern Leuten zu viel Unkoſten verurſachet, ihnen hunderterley Commiſſionen aufträgt, welche ihnen viele Ausgaben verurſachen, und niemals an eine Erſetzung oder Genugthuung denkt. Allein, dehnt man dieſes bis auf gar zu große Kleinigkeiten aus, ſo fällt man unfehlbar in das Lächerliche.

Es kömmt zu kindiſch heraus, wenn man in Kleinigkeiten zu ſorgfältig iſt. Es ſcheint dieſes ein nothwendiger Fehler alter Leute zu ſeyn, daß ſie in Kleinigkeiten gar zu ſorgfältig ſind. Wenn ſie jungen Leuten einen Unterricht ertheilen, wie ſie ſich bey gewiſſen Gelegenheiten verhalten ſollen, ſo vergeſſen ſie

auch nicht einmal ſolche Kleinigkeiten, die ſich von ſelbſt verſtehen. Mancher Alte hat noch nicht genug zu ſagen: Schickt dieſen Brief auf die Poſt; ſondern er befiehlt euch auch, ein Couvert darum zu machen, und ja nicht zu vergeſſen, daſſelbe zu zuſiegeln. Es iſt oft unerträglich, alle die Befehle anzuhören, welche man bekömmt, wenn man auf eine Reiſe ſich begeben will. Kurz, das Alter macht ungemein behutſam und ſorgfältig, und das iſt ein vortrefflicher Vorzug der Alten. Indeſſen entſteht daher die Schwachheit, von der ich jetzt geredet habe; und ob man dieſelbe gleich den Alten ſehr leicht verzeihen kann und muß, ſo bleibt ſie doch allemal eine Schwachheit.

Hieher gehört auch die gar zu ſorgfältige Erzählung der Geſchichten, wenn man nicht nur alle kleine Umſtände erzählen will, ſondern wenn man auch nicht einmal in einer unendlich großen Kleinigkeit etwas falſches ſagen will. Im gemeinen Leben trifft man viele ſolche Erzähler an, welche eine kleine Hiſtorie durch Stunden ausdehnen können, wenn ſie in der Erzählung der kleinen Umſtände gar zu genau gehen. Unter den hiſtoriſchen Schriftſtellern trifft man eben ſolche Leute an. Sie erzählen uns oft, ob ein König, wenn er von einem Feldzuge triumphirend in ſeine Reſidenz zurück gekehrt iſt, auf einem Hengſte oder Wallachen ſeinen Einzug gehalten hat. Und wenn ein anderer Schriftſteller etwa geſagt hat, daß die Pagen blau gekleidet geweſen ſind, ſo ſchreiben ſie eine Widerlegung, machen den Schriftſteller als einen Lügner herunter, und beweiſen daß ſie rothe Kleider gehabt haben. Wer die Wahrheit gar zu ſorgfältig, bis auf die größten Kleinigkeiten, ausdehnt, der hat eben den Fehler in ſeinem Gemüthscharacter, von dem ich jetzt gehandelt habe.

Es giebt gewiſſe kleine Umſtände und Fälle, die einen ſo großen Einfluß auf das ganze Leben eines Menſchen haben, daß ſie es oft glücklich oder unglücklich machen. Wir finden den Einfluß dieſer Kleinigkeiten ſelbſt in dem Reiche der Natur. Es kömmt oft auf etwas ganz geringes an, daß ein Baum ge-

geräth, oder ausgeht, daß er gerade oder krumm wächſt, und daß er wenig oder viel Früchte trägt. Mit dem Menſchen iſt es eben ſo. Ein Samenkorn iſt etwas ſehr Kleines, allein es bringt oft ein ſehr großes Gewächs hervor; und ein ganz geringer Eindruck zu gewiſſen Zeiten, etwa in der zarten Jugend, oder wenn unſer Gemüth in beſondern Bewegungen iſt, thut eine erſtaunende Wirkung. Wenn ein Jeder ſein Leben in dieſer Abſicht unterſuchte, die erſten Anfangsgründe der Dinge, die ihm wichtig ſind, und darauf ſein Wohl und Weh ankömmt, gleichſam heraus zu graben; ſo würde er erſtaunen, daß aus einem gemeiniglich ſo geringen Anfange ſo etwas Großes entſtanden iſt. Dieſe Kleinigkeiten ſind von zweyerley Art: äuſſerliche, und innerliche. Durch die äuſſerlichen verſtehe ich alles, was auſſer unſerer Seele vorgeht; gewiſſe Geberden, die einen Menſchen angenehm und unangenehm machen; Umſtände der Zeit und Gelegenheit, u. d. gl. Die innerlichen Umſtände liegen in der Seele, und in ihren Fähigkeiten, gewiſſe Eindrücke zu empfangen, oder ihnen zu widerſtehen. Wenn ein Jeder ſich unterſuchen will, was ihn zu den Beruf gebracht habe, den er hat, warum er arm oder reich, vornehm oder geringe ſey, ſo weiß ich gewiß, daß ſehr viele endlich auf eine von dieſen beyden Arten der Kleinigkeiten kommen werden. Insbeſondere werden dieſe Wahrheit diejenigen erkennen, die zu ſehr heftigen Empfindungen aufgelegt ſind. Die Eindrücke, welche ſie zu gewiſſen Zeiten oft ſehr zufällig erhalten, ſind wie ein Blitz, der mit grauſamen Donnern einſchlägt, und eine entſetzliche Feuersbrunſt verurſachet. Seelen, die ſo geartet ſind, ſind, wenn ſie gerühret werden, durch und durch gerührt; und alsdann ſind ſie geneigt und eilfertig, Entſchlüſſe zu faſſen und Handlungen zu begehen, die oft von großen und zuweilen von entſetzlichen Folgen ſind. Ein Menſch, der von einer Sache

heftig

heftig gerührt und gleichſam durchdrungen iſt; iſt nicht der geringſten Ueberlegung fähig; er glaubt, er könne nicht irren, und thut alsdann Dinge, die ihn zeitlich und ewig leid werden. Ich will z. B. nur des Eheſtandes gedenken, der durch die heftigſte Liebe angefangen iſt, und ſehr kläglich geführt wird. Der ſchöne Anblick, die ſüße Stimme, eine kleine artige Wendung eines Leibes, hat einen Freyer zum Bräutigam, und auf ſein ganzes Leben zum verdorbenen Mann gemacht. Heftige Gemüther werden durch unendliche Kleinigkeiten zu einer That bewogen, über deren Wirkung ſie hernach beſtimmen und erſchrecken.

Ein merkwürdiges Beyſpiel einer äuſſerlichen Kleinigkeit, die einen großen Einfluß auf Krieg und Frieden in Europa hatte, finden wir in der engliſchen Geſchichte. Da dieſer Hof mit Frankreich in einen offenbaren Krieg verwickelt war, wobey aller Handel und Wandel mit Frankreich aufgehoben war, und alle franzöſiſche Waaren verboten waren, hatte eine Dame, die eine große Macht über das Herz ihrer Monarchin beſaß, große Luſt, einen Unterrock von franzöſiſchem Zeuge zu tragen; und ſie brachte es dahin, daß ein ſehr gemißbilligter Friede geſchloſſen wurde.

Alle Geſchichten ſind voll ſolcher Begebenheiten; und Carthago wurde zerſtöret, bloß weil Cato, oder wie der Mann ſonſt hieß, eine Hand voll ſchöner Feigen in den Saal des römiſchen Rathhauſes warf, und ausrief: Solche Feigen wachſen in Afrika! (ſ. Th. XII, S. 434, f.) Dieſes bewog den Rath, der Republik zu Carthago, welche die billigſten Friedensvorſchläge that, den Krieg anzukündigen, welcher ſich durch Vertilgung dieſes Staates, durch Zerſtörung vieler Städte, durch Verwüſtung vieler Länder, und durch den Tod von faſt einer halben Million Menſchen, endigte.

Man wird in der Geſchichte hunderterley ſolcher Kleinigkeiten finden, die Krieg erreget, und das Wohl und Wehe ganzer Länder verurſachet haben. Wie oft iſt nicht das menſchliche Geſchlecht ein Spiel bloßer geringſchätziger Dinge geweſen! Manche große Geſchichte iſt durch ein wahres Nichts zur Wirklichkeit gekommen; und das Sprichwort:

wort: Maxima de nihilo naſcitur hiſtoria, iſt in mehr als einem Verſtande wahr befunden worden. Es iſt daher kein Wunder, wenn die Begebenheiten eines einzelnen Menſchen ſich oft von Kleinigkeiten herſchreiben, und daß ein Wort, ein unvorſichtiger Scherz, ein ungefährer Zufall, ein hitziger Entſchluß, ſeine wichtige Folgen auf eine ganze und lange Lebenszeit hinaus habe.

Kleinlich, iſt nur im g. L. üblich, ein wenig klein, in der eigentlichen Bedeutung dieſes Wortes, zart, ſchmächtig. Ein kleinliches Kind.

Im Oberd. kleiſper, vermuthlich für kleinbar, kleinsbar, im Niederſ. kleenlik, kneenlik, kleenſen.

Kleinod, ein kleines, zartes Ding, im Gegenſatze gröſſerer Dinge ſeiner Art.

1. Ueberhaupt, wo dieſes Wort noch in verſchiedenen einzelen Fällen des gem. Lebens vorkömmt. So nennen die Fleiſcher die Nebentheile des geſchachteten Viehes, welche als eine Zulage mit verkauft werden, die Füße, den Kopf, die Kaldaunen und das Geſchlinge, die Kleinode, oder Kleinodien.

In der Leipziger Ordnung für die Landfleiſcher, von 1774, heißt es: es ſoll kein Fleiſcher die Kleinod bey der Bank feil haben, bey Verluſt der Kleinod.

Im Erzgebirge werden die Gartengewächſe das Kleinet, oder das Kleinod, genannt, wo das Wort ein Collectivum iſt; und in andern Gegenden Oberſachſens ſind die Kleinete, oder Kleinedgärten, Kleinedſtücke, diejenigen Felder, oder Stücke Felder, welche mit Gartenfrüchten beſtellet werden. In noch weiterer Bedeutung wurden ehedem Eyer, Würſte, Fleiſch und allerley Eßwaaren Kleinet genannt, wovon Haltaus im Gloſſar. nachgeſehen werden kann.

2. In engerer Bedeutung, kleiner Hausrath, kleine häusliche Werkzeuge; eine veraltete Bedeutung, in welcher in dem Sachſenſpiegel Bürſten, Scheeren, Spiegel, Kämme, Kleinode genannt werden. In ei-

einem andern alten Schriftſteller bey dem Friſch kommen ſilberne Schüſſeln unter dem Namen der ſilbernen Kleinode vor.

3. In noch engerer Bedeutung, ein jedes koſtbares kleines Stück dieſer Art, ſo fern es zum Schmucke oder Putze dient; eine größtentheils gleichfalls veraltete Bedeutung. In der Wappenkunſt werden die Helmzierrathen, als: Kronen, Hüte, Wülſte, Küſſen, Thiere, u. ſ. f. Kleinode oder Helmkleinode genannt.

Bey den ehemaligen Kampf- und Wettſpielen, führte der ausgeſetzte Preis den Namen des Kleinods, er mochte nun beſtehen, worin er wollte. Die ſo in den Schranken laufen, die laufen alle, aber einer erlangt das Kleinod, 1 Cor. 9, 24. Jage nach dem vorgeſteckten Ziel, nach dem Kleinod, Phil. 3, 14.

4. In der engſten und noch nicht ganz veralteten Bedeutung, werden Edelſteine und aus Edelſteinen oder edeln Metallen verfertigte und zum Schmucke dienende Dinge, das Geſchmeide, Kleinode, und im g. L. Kleinodien, genannt. Abrahams Knecht zog hervor güldene und ſilberne Kleinod und Kleider, 1 Moſ. 24, 53. Güldene und ſilberne Koſtbarkeiten, Hr. Ritter Michaelis. Die güldene Kleinod, die ihr dem Herrn zum Schuldopfer gebt, 1 Sam. 6, 8. 15. Ihr Töchter Iſrael, weinet über Saul, der euch ſchmückte mit güldnen Kleinodien an euren Kleidern, 2 Sam. 1, 24. Die Reichskleinodien, der zur Reichskrone gehörige Schmuck, als ein ſymboliſches Zeichen der höchſten Gewalt und Würde; die goldene Krone, Scepter, u. ſ. f. Siehe im XXXII Th. S. 324, fgg. Im figürlichen Verſtande auch eine koſtbare, ſehr ſchätzbare Sache, welche man mit aller Sorgfalt zu erhalten bemühet iſt, oder bemühet ſeyn ſollte.

Ehedem nur Kleinet, Kleinatt, mit dem Tone auf der erſten Sylbe, im Schwed. Kleinod, im Böhm. Klenot, im mittlern Latein. Clenodium, und im mittlern Griech. Κλεινώδιον. Wachter und Friſch glauben, daß die letzte Hälfte das Suffixum heit ſey, welches mit der Zeit in et, im Lat. in odium, und aus dieſem im Deutſchen wieder in od verwandelt worden iſt. Allein, da die Alten wirklich ein Suffixum ode hatten, welches die Stelle des heit vertrat, indem Bettelode bey dem Notker Mendicitas iſt; ſo iſt es wahrſcheinlicher, daß aus Kleinod mit der Zeit Kleinet geworden iſt. Od iſt ein ſehr altes, faſt in allen europäiſchen Sprachen befindliches Wort, welches überhaupt ein Gut, eine Sache, welche man beſitzt, als ein Gut betrachtet, bedeutete, und mit ſeinen Ableitungen otag, reich, odagan, begabt, u. a. m. bey unſern älteſten Schriftſtellern häufig vorkömmt. Heriotum, Hereotum, bedeutet im mittlern Lat. Kriegsgeräth, Waffen, eigentlich Heergut Allodium, ein eigentliches angeerbtes Gut, Od, Oede, aber im ältern Schwediſchen ſehr oft den Schatz. Kleinod iſt alſo überhaupt ein jedes kleineres Ding als ein Gut, eine Waare betrachtet, und in engerer Bedeutung der kleinere Schatz.

Unter Kleinode oder Kleinodien, Frauenzier, Geſchmeide oder Schmuck, in der letztern oder engſten Bedeutung, Lat. Mundus muliebris, Cleinodia, oder Cimelia, Fr. Joyaux, oder Pierreries, verſteht man den ſämmtlichen Frauenſchmuck, d. i. alles, was von Golde und Edelſteinen, Perlen, Korallenſchnüren, Ketten, Spangen, Ringen ꝛc. für das Frauenzimmer bereitet wird, und überhaupt entweder eine Arbeit der eigentlichen Geſchmeidemacher, oder auch wohl der Goldſchmiede, und anderer dergleichen Künſtler, davon ſich dieſer mit dieſem, jener mit einem andern Stücke dieſes weiblichen Schmuckes beſchäftigt.

In Sachſen werden die Kleinode unter die Gerade gerechnet, wenn ſie der Frau eigen geweſen, nicht aber, wenn ſie ihr von dem Manne allein zum Ge-

brauche geliehen worden ſind, ob ſie gleich nach dem Tode unter ihren Sachen gefunden werden.

Siehe auch Geſchmeide, im XVII. Th. S. 487, f. und Juwele, im XXXI. Th. S. 954. fgg.

Kleinode, goldene und mit Edelſteinen beſetzte Ringe, und andere dergleichen koſtbare Sachen, muß man in Büchſen, Schächtelchen, oder Käſtchen von ächtem Porzellane aufheben; und damit ſolche nicht zerbrechen mögen, kann man auch wohl noch Futerale von ſtarkem Eiſenbleche darüber machen laſſen, und jene in dieſe einſetzen.

Dieſen Vorſchlag thut Hr. Dr. Glaſer (*), und es veranlaſſete ihn dazu folgende Erfahrung. „Da ich,“ ſchreibt er, „ungefähr vierzehn Tage nach dem Brande, auf
„meiner Brandſtätte, in einer gewiſſen Gegend, wo ein
„Schrank geſtanden hatte, den da und dort noch immer
„glühenden Schutt behutſam jedoch mit vergeblich mir ge-
„machter Hoffnung, aufhacken, und aus einander ſtreuen
„ließ, um vielleicht gewiſſe in Gold eingefaßte Diamante,
„und andres dergleichen Geſchmiede, ſo in einem Schächtel-
„chen gelegen, das im Schranke geſtanden, und in großer
„Eile, beym Schrecken, und der davon entſtandenen Ver-
„geſſenheit, nicht war gerettet worden, wieder zu finden:
„ſo zeigte ſich, daß weder ſilberne, noch meſſingene, eiſerne,
„ſtählerne und gläſerne in und auf ſolchem Schranke ge-
„ſtandene oder gelegene Gefäße, und andere Dinge von der
„Gluth waren unverſehrt geblieben, ſondern theils ganz,
„theils halb geſchmolzen, und theils ſehr verbrannt, und
„meiſtens verdorben, ja ſo gar Theeſchalen von ſchlechtem
„Porzellane zerſprungen, oder verbrannt, und unſcheinbar
„geworden waren, weil eine ſtarke Menge von abgezogenem
„Branntweine, und viele mit Spiritus angeſtellte Arze-
„neyen, auch deſtillierte Oehle, und andere ſehr brennbare
„Materien, ſo neben ſolchem Schranke waren aufbehalten
„worden, die Gluth ſehr ſtark vermehret hatten. Nur
„ein halbes Dutzend dresdniſche fein und blau gemalete
„Theeſchaalen, die in eben dem gedachten Schranke ge-
„ſtanden, und allein die große Gluth ausgeſtanden hatten,
wur-

(*) In ſeinen, oben, S. 294. angeführten Vorſchlägen ꝛc. S. 70 f.

„ wurden aus dem noch glühenden Schutte unverſehrt her„ vor gezogen, die noch ſchön, und als noch ganz neu aus„ ſahen; welche ich auch, zum traurigen Andenken ſolches „ Brandes, noch habe, brauche, und werth aufbehalten „ werde.

„ Wer aber die Koſten nicht daran wenden kann; oder „ will, ſich Gefäße von ſolchem feinen Porzellane dazu anzu„ ſchaffen, der kann ſich dafür wenigſtens eiſerne oder irdene „ unverglaſurte Gefäße, die im Feuer gut dauern, zu deren „ Bereitung ſich die Erde, welche zu den heſſiſchen Schmelz„ tiegeln gebraucht wird, auch gut ſchicken möchte, machen „ laſſen, und ſolche Kleinodien darin aufbehalten; doch bin „ ich nicht gut dafür, ob nicht die Gluth an manchen Edel„ geſteinen, welche in dieſen irdenen, oder auch in eiſernen „ Gefäßen aufbehalten werden, die Farbe verändern könne, „ und werde. Es ſind bey unſern Suhlaiſchen Brande nicht „ wenige Kleinodien, wegen dieſer Unvorſichtigkeit, verloren „ gegangen, da faſt alle Abgebrannte ihr goldenes und ſil„ bernes, theils auch mit Edelgeſteinen verſetzte Geſchmeide, „ z. B. goldene Kettchen, Halskreuzchen, Ohrengehänge, „ Ringe, und dergleichen Dinge, nur in zierlichen hölzernen, „ oder von andern verbrennlichen Zeuge gemachten Schäch„ telchen oder Büchſen hatten verwahret gehabt. Was nun „ davon in den Brand gekommen, davon hat man alſo her„ nach, unter dem Schutte, das Wenigſte wieder gefunden, „ zumal da auch die Wenigſten das Nachſuchen darüber zu „ rechter Zeit angeſtellet, auch nicht behörige Vorſichtigkeit, „ Behutſamkeit, und rechten Fleiß beym Nachſuchen ange„ wendet haben.“

Bey dem weſtphäliſchen Bauern heißt Kleinod, kleine Noth, Klippſchulden, und kleine Plagen.

Kleiſche, ein Fiſch; ſ. Kleſche.

Kleiſe, Flachsſeide, Cuſcuta; ſ. Th. XIV. S. 5.

Kleiſter (*), (der) Lat. Glutinatorium, Fr. Colle, ein kleberiges Verbindungsmittel, doch nur in engerer

(*) Im Niederſ. und Dän. Kliſter, im Schwed. Kliſter, im Böhmiſchen Kleyſtr, bey den ältern Lateinern Glus, nachmals Gluten, im mittlern Latein Clis. Es ſtammet von dem noch im Holländ. üblichen kliſſen, kleſſen, kleben, Kleſſe und Kliſſe, eine Kleite, her, welches wiederum mit Kley, zähe, fettige Erde

Bedeutung, ein aus Mehle bereitetes Verbindungsmittel; ein Brey, in ſo fern er gebraucht wird, zwey Körper an einander zu kleiben; Mehlkleiſter Latein. Gluten farenaceum, puls glutinatoria, Fr. Colle de farine. In noch engerer Bedeutung führt zuweilen der aus Stärke oder Stärkmehle bereitete Brey dieſen Namen, zum Unterſchiede von der Pappe, welche aus Rockenmehle gemacht wird; Stärkkleiſter, Fr. Colle d'amidon.

Daher kleiſtern, mit einem Kleiſter befeſtigen, verbinden, Lat glutinare, Fr. coller; beſonders in den Zuſammenſetzungen: Ankleiſtern, aufkleiſtern, einen Bogen Papier, einen Zettel u. ſ f. aufkleiſtern. Bekleiſtern vermittelſt eines Kleiſters mit etwas überziehen, etwas mit Papier bekleiſtern; figürlich, einer böſen Sache mit etwas einen guten Schein geben. Einkleiſtern, mit Kleiſter in etwas befeſtigen. Ueberkleiſtern, mit einem Kleiſter, oder auch vermittelſt deſſelben überziehen. Verkleiſtern, zukleiſtern, vermittelſt eines Kleiſters verſchließen; ein Loch, die Fenſter verkleiſtern; jemanden die Augen verkleiſtern, figürlich im g. L. ihn beſtechen, imgl. ihm einen blauen Dunſt vor die Augen machen; eine Oeffnung, ein Loch in einem Fenſter zukleiſtern.

Auſſer dem häuslichen Gebrauche des Kleiſters, bedienen ſich deſſelben verſchiedene Künſtler und Handwerker, inſonderheit; Buchbinder, Kartenmacher, Maler, Schuſter, Weber ꝛc.

Den Buchbinderkleiſter kocht man von Kraftmehle, oder weißer Stärke, weil ſolcher weit feſter hält, als der von Weitzenmehle gemachte, wie denn auch in den

Erde, kleben, kleiben u. ſ. f. eines Geſchlechtes iſt. Im Niederſ. iſt Kluſter, ein Klumpen, eine Maſſe mehrerer an einander hängender Dinge.

den Stärkkleiſter die Würmer nicht ſo leicht kommen, als in den andern; daher nöthig iſt, daß derſelbe zu Büchern, welche lange in Bibliotheken ſtehen müſſen, gebraucht werde; zu gemeinen Schulbüchern, welche bald abgenutzet werden, kann es die andere Sorte verrichten. Man weicht eine hinlängliche Quantität feiner weißer Stärke mit etwas kaltem Waſſer ein; doch muß man nicht mehr Waſſer darauf gießen, als nöthig iſt, daß die Stärke ſich darin auflöſen kann; es darf alſo keine Feuchtigkeit darauf fließen. Wenn man dem Waſſer eine Stunde Zeit gelaſſen hat, ſich in die Stücke der Stärke hinein zu ziehen, und dieſelbe aufzulöſen, ſo wird dieſe mit einem großen hölzernen Löffel, den man in der Altmarkt einen Schleif nennt, entzwey gedrückt und zerrieben, ſo, daß keine Klümper mehr darin ſind, und es ein gleichförmiger wohl aufgelöſeter Brey werde. Sodann thut man, verhältnißmäßig, etwas geſtoßenen Alaun dazu, welcher das Sauerwerden des Kleiſters, welches ſich zur Sommerszeit wohl zuträgt, verhütet, denn dadurch würde derſelbe wäſſerig und unbrauchbar werden. Hernach gießt man nur ein wenig lauliches Waſſer hinzu, (weil das kalte den Kleiſter nicht gut ſteif werden läſſet,) damit er ziemlich dünn werde; doch darf er nicht dünner ſeyn, als eine ſtarke Mehlſuppe. Zugleich muß man in einem Theekeſſel kochendes Waſſer bereit halten; dieſes gießt man, während daß man mit der rechten Hand den dünnen Brey vermittelſt des hölzernen Löffels umrührt, mit der linken ſchnell, und in eins weg, ohne aufzuhören, in den Kleiſternapf (Fr. Jatte), auf jenen mehlſuppenähnlichen dünnen Brey, bis man merkt, daß derſelbe klar wird, und zuſammen geht. Dann hört man mit dem Zugießen auf; es ſey denn, daß man den Kleiſter nicht ſo gleich gebrauchen wollte, da man ihn denn ein wenig dünner machen kann. Von dem

Rande des Napfes ſtreicht man nur mit dem Löffel alles ab, bringt es auf die Maſſe, und ſtreicht auch dieſe damit eben. Hat nun der Kleiſter eine Weile geſtanden, ſo hat er oben eine Haut bekommen, über welche man etwas Waſſer laufen läſſet, damit ſie dadurch wieder geſchmeidig werde. Wenn der Kleiſter, hernach ganz kalt geworden iſt, gießt man alles übrige Waſſer rein ab, und zieht von der obern Haut ſo viel ab, daß nur ſo viel Kleiſter entblößet werde, als man fürs erſte gebrauchen will, weil unter der Haut der Kleiſter friſch bleibt; die Haut aber ſelbſt iſt nicht zu gebrauchen.

Vom Kleiſter der Kartenmacher, ſ. im Artikel Spielkarte.

Der Kleiſter der Maler, wird aus Mehl und Waſſer gemacht. Man gießt zu dem Mehle ſo lange Waſſer hinzu, bis das Mehl wohl aufgelöſet wird, und die Miſchung wie ein trübes Waſſer, und etwas gräulich ausſieht. Man ſetzt hernach das Gefäß über ein gelindes Feuer, und rührt die Compoſition ſo lange um, bis ſie dick wird. Ohne dieſe Vorſicht würde das Mehl ſich zu Boden ſetzen, und gleich anfangs dick werden und kochen, ohne Kleiſter zu machen. Um den Kleiſter zu verſtärken, thut man, in verhältnißmäßiger Quantität, Knoblauch hinein, und gießt, zur Abhaltung der Würmer, einige Tropfen Eſſig darunter, wenn er dick zu werden anfängt. Die Maler gebrauchen dieſen Kleiſter zum Gründen der Leinwand, ehe ſie den Farbengrund darauf anlegen, und zum Abziehen der Gemählde auf neue Leinwand.

Vom Kleiſter, womit der Schuſter die Lagen der Abſätze über einander befeſtigt, ſ. im Art. Schuſter.

Der Kleiſter, womit von dem Weber die Kettenfäden geſteift werden, iſt in Leinwaſſer gekocht, und wird die Schichte, Fr. Chas, genannt.

Von

Von den meiſten dieſer Künſtler und Profeſſioni⸗ſten, kann, zu Erſparung des Getreidemehles, Kartof⸗felmehl, (ſ. Th. XXXV. S. 313, fgg.) oder Mehl aus wilden Kaſtanien (ſ. eb. daſ. S. 340.) genommen werden. Letzteres iſt inſonderheit den Buchbindern zu empfehlen, um zugleich dadurch die Bücherwürmer abzuhalten.

Kleiſter = Aal, Kleiſterälchen; ſ. im XXIX. Theil, S. 764. fgg.

Kleiſtern, ſ. oben, S. 340.

Klemm, iſt nur im g. L. der Hochdeutſchen für das mehr Oberdeutſche klamm üblich. Das Waſſer ward klemm, fieng an zu mangeln, war ſchwer zu haben. Das Geld iſt hier ſehr klemm, ſchwer zu bekommen, und zu erwerben. Geldklemme Zeiten. Wo es in noch weiterer Figur für bedrängte, ſchlechte Zeiten, in Anſehung der Sitten, ſteht. Siehe Klamm, im 39ten Th. S. 936. f.

Klemm = Schlot, in den niederſächſiſchen Torfländern, ein kleiner Waſſergraben, das Waſſer von dem Torfe dadurch abzuziehen.

Vielleicht von klemm, ſo fern es enge bedeutet. Siehe Schlot.

Klemme, (die) 1. Ein Werkzeug, damit etwas zu klemmen; z. B. ein eiſernes Werkzeug der Korbmacher, mit welchem die Rinde von den Weiden, gleich nach dem Abſchneiden, wenn ſie noch grün ſind, abgeſtreifet wird; ſ. im Art. Korb. Dergleichen ſind auch die Backen an dem Schraubſtocke, Fr. Machoires d'étau, mords d'étau.

2. Ein enger Ort, ein enger Paß, wo mehrere durchreiſende Perſonen gleichſam zuſammen gedrücket, oder geklemmet werden; doch nur im gemeinen Leben. In die Klemme gerathen. Den Feind in der Klemme haben. Imgl. nach einer noch weitern Figur, doch auch nur im g. L., ein bedrängter Zuſtand, Verlegen⸗

heit; Lat. Anguſtia, Fr. Preſſe, Gêne. In der Klemme ſeyn, oder ſitzen, zwiſchen Thür und Angel ſtecken, d. i. auf allen Seiten bedrängt ſeyn; ſich in der größten Verlegenheit befinden, weil man zu der einen oder andern Extremität greifen muß, oder ſich zwiſchen zween mächtigen Feinden befindet, u. d. gl. Fr. être à la gêne, être la gauffre dans une affaire. In die Klemme gerathen. Jemand in die Klemme bringen. Für Mangel, in welchem Verſtande Mattheſius Klemme an Brod ſagt, iſt es im Hochdeutſchen ungewöhnlich.

3. Ein Krampf der Muskeln, bey Menſchen, welcher vornehmlich die Kinnbacken ſchließt; der Klemmfluß, die Mundklemme, Mundſperre, der Kinnbackenkrampf, Kinnbackenzwang, Gr. und Lat. Triſmus; ſ. im XXXVIII. Th. S. 14. fgg.

Imgl. eine Krankheit der Thiere, inſonderheit der Pferde, welche in einem Krampfe der Muskeln beſteht, welcher den Vorderleib, oder auch einen größern Theil des Körpers befällt, und nach und nach von einem Theile des Leibes zum andern weiter fortgeht; die Hirſchkrankheit, Maulſperre; ſ. im XXIII. Th. S. 764. fgg.

Im Niederſ. bedeutet Klemme auch Kraft und Nachdruck in Worten und Handlungen. Eine Rede, welche keine Klemme hat, keinen Nachdruck.

Klemmen. 1. Sehr drücken, im g. L. Lat. arctare, conſtringere, Fr. etreindre, preſſer, pincer, ſerrer. Der Schuh, das Kleid klemmet mich.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, vermittelſt zweyer harten Körper von beyden Seiten ſehr drücken. Sich klemmen, oder ſich den Finger klemmen, mit dem Finger zwiſchen zwey ſolche Körper gerathen. Sprichw. Wer ſich zwiſchen Vettern und Freunde ſtecket, der klemmet ſich.

So auch in den Zuſammenſetzungen. Abklemmen, durch Klemmen abſondern; ſich einen Finger abklemmen. Anklemmen, klemmend einer Sache nähern; einen an die Wand anklemmen, d. i. andrücken. Beklemmen, wie das einfache klemmen, in die Enge bringen und drücken, doch nur in der figürlichen Bedeutung, Verlegenheit, Beängſtigung verurſachen; ſich in beklemmten Umſtänden befinden. Daher die Beklemmung, ſowohl von der Handlung, als auch der Empfindung eines hohen Grades der Angſt, wobey die Bruſt gleichſam zuſammen gepreſſet wird.

Die Niederſachſen brauchen für beklemmen und Beklemmung benauen und Benautheit, von nau, genau, enge.

Einklemmen, in oder zwiſchen etwas klemmen. Jemandes Finger einklemmen, zwiſchen der Thüre.

Bey dem Winsbeck klemmen, bey dem Horneck chlamen, im Niederſ. gleichfalls klemmen, im Schwediſchen klaemma. In einem andern, aber damit genau verwandten Verſtande bedeutet es ehedem auch theils kleben, wie noch das engliſche clamm, theils mit Klauen oder Haken feſt halten. Siehe Klamm, Klammern 2, und Leim, von welchem Worte es durch den vorgeſetzten Gaumenlaut gebildet worden. Ehedem wurde es irregulär abgewandelt, welche Form noch in beklommen üblich iſt.

Klemmig, iſt nur im Bergbaue für feſt üblich. Klemmiges Geſtein, feſtes Geſtein.

Es iſt von klammen, ſo fern es nicht nur drücken, ſondern auch verbinden bedeutete.
Siehe Klamm und Klammgällig.

Klempener, zuſammengezogen Klempner, Lat. Bractearius, Bracteator, Laminarius, Fr. Ferblantier, Taillandier en fer blanc, ein Handwerker, welcher allerley Geſchirre und Arbeiten aus weißem, oder gelbem Bleche verfertigt, und im Oberdeutſchen Klampferer, Spängeler, Spängler, an andern Orten aber Klimperer, Klipper, Laternenmacher, Flaſchner,

Beckenſchläger, Blechſchmid, genannt wird. An einigen Orten ſind dieſe Handwerker noch von einander unterſchieden, und da iſt der Klempener in engerer Bedeutung, derjenige Handwerker dieſer Art, welcher ſeine Arbeit mit weichem Lothe verlöthet.

Die Namen **Klempener, Klämperer, Klipper,** haben ſie von dem Getöſe, welches ſie durch das Hämmern des Bleches auf dem Amboße machen. Siehe das folgende **Klempern.**

Der Klempener verfertigt aus Meſſingbleche und verzinntem Eiſenbleche beynahe alle die Küchen- und Hausgeräthe, die der Goldſchmid aus Gold und Silber, und die Meſſingarbeiter maſſiv aus Meſſing gießen. Geſchickte Klempner ſind überdieß im Stande, alles, was nur ein Käufer verlangt, aus Blech zuſammen zu ſetzen. Ihre meiſten Arbeiten beſtehen aus mehrern Stücken, die ſie mit dem Winkelmaße und Zirkel zuſchneiden, mit verſchiedenen Inſtrumenten, inſonderheit mit hölzernen und eiſernen Hämmern, nach der Figur jedes Geſchirres biegen, und durch Schnellloth, oder das Falzen vereinigen.

Die vornehmſten Materialien ſind Meſſingblech, und verzinntes Eiſenblech. Von der Verfertigung des **Meſſingbleches,** ſ. im V. Th. S. 676. fgg. Der Meſſinghammer benennt einige Bleche nach dem Klempner, und dieſe, nebſt dem Rollenbleche, ſind es, welche dieſer Profeſſioniſt verarbeitet. Er kauft von der erſten Art die Bleche No. 12, bis 17, worunter No. 17 die feinſte iſt, und bezahlt ein Pfund mit 12 Groſchen. Dieſe dünne Bleche würden durch die Gluth verzehret werden, wenn der Klempener dieſelben mit Schlagloth vereinigen wollte. Er löthet daher ſtets mit dem Löthkolben. Aus eben der Urſache ſind die Beckenſchläger genöthigt, diejenigen Stücke, welche zwey Mal gelöthet werden müſſen, ein Mal mit Schnellloth zu löthen,

angeachtet ſie weit ſtärkere Bleche verarbeiten; z. B. das Seitenblech einer Zuckerdoſe wird durch Schlagloth vereinigt, die Füße aber werden nur mit Löthkolben angelöthet.

Von dem verzinnten Eiſenbleche, und deſſen Bereitung, wie auch dem ſchwarzen oder unverzinnten Bleche, ſ. im V. Th. S. 660, fgg.

Die übrigen Materialien ſind: Zinn und Bley, zum Schnellloth; Colophonium, zum Löthen; Borax, zum Verzinnen, und Meſſingdraht, zu Bügeln. Ein Pfund von dem letztern koſtet zwölf Gr. Eiſendraht wird um den obern Rand vieler Geſchirre gelegt. Man kauft ihn in Ringen; ein Pfund ſeiner koſtet 5, und grober 4 Groſchen.

Die dem Klempner eigenen Werkzeuge, ſind folgende. Der Löthofen, ein cilindriſcher Windofen von Eiſenblech, mit einer eiſernen Röhre, die den Rauch durch ein Fenſter abführt. Seine Größe richtet ſich nach dem Raume der Werkſtätte. Die großen freſſen mehr Kohlen, als die kleinen, und beyde thun einerley Dienſte. In dieſem Ofen erwärmt der Klempener den Löthkolben, eine an einer eiſernen Stange befeſtigte vierſeitige abgeſtumpfte Pyramide von Kupfer, welche vorn, womit man ſtreicht, ſchmäler als hinten iſt; Fig. 2186, Bloß die ſchmale vierſeitige Spitze des Kolbens wird verzinnt, und an das Loth geſtrichen. Das Colophonium zum Löthen, und der Salmiak zum verzinnen, werden in beſondern Büchſen aufbehalten. Das Loth der Klempener beſteht aus gleichen Theilen Zinn und Bley. Nimmt man Probezinn, ſo vermindert man den Zuſatz des Bleyes, weil dieſes ohnehin ſchon wenigſtens zum 10 Theil Bley iſt. Wenn der Klempener zwey Stücke zuſammen löthen will, ſchüttet er gepülvertes Geigenharz (Colophonium) aus der Harzbüchſe

Büchſe Fig. 2187. auf die Naht des Bleches oder Meſſings, wovon das Zinn leichter fließt, und wodurch ein genauer Zuſammenhang der gelötheten Theile bewirket wird. Wenn die Fuge ſolchergeſtalt mit dem Harzpulver beſtreuet worden iſt, nimmt man, mit der Spitze dis Löthkolbens, welcher im Löthofen heiß gemacht iſt, von der länglich runden Platte des Lothes einen Tropfen Loth ab, und ſtreicht die verzinnte Kolbenſpitze über die Fuge, ſo fließt das Zinn hinein, greift an, erkaltet, und hält beyde Theile zuſammen.

Wenn Meſſing verzinnet werden ſoll, wird daſſelbe auf derjenigen Seite, wo dieſes geſchehen ſoll, welches man ſeine linke Seite nennet, von aller Unreinigkeit geſäubert. Alsdann wird die glatte oder polirte Seite mit naſſer Kreide beſtreichen, damit nicht etwa überlaufendes Zinn an derſelben haften möge; auch wird ſie nach der Verzinnung, oder wenn ſie von den Kohlen angelaufen iſt, mit Baumöhle wieder abgeputzet. Das Meſſing muß recht warm, doch nicht glühend, oder zu heiß, ſeyn, wenn es nicht ſchwarz werden ſoll. Das geſchmolzene Zinn läſſet man tropfenweiſe auf ein kaltes Eiſen fallen, damit dieſes Zinn, wenn man es auf das warme Meſſing legt, deſto leichter ſchmelze. So bald das Zinn auf dem Meſſinge fließt, ſtreuet man ein wenig geſtoßenen Salmiak, aus einer löcherigen Büchſe pudernd auf das Meſſing, wovon im Meſſinge rothe Flecke entſtehen. Wenn man alsdann mit Werg das Zinn auf die rothen Flecken reibt, legt es ſich ſogleich an das Meſſing an. Der Ueberfluß wird mit Werg abgerieben, und ſolcher Geſtalt das fließende Zinn überall auf das Meſſing ausgebreitet. Zu dieſer Arbeit wird gemeiniglich nur Probezinn genommen. Geſchirre von Wichtigkeit erfordern engliſches Zinn.

Wenn der Klempener Geſchirre, die zum Feuer geſetzt werden ſollen, verfertigt, ſo muß er ſich des

Schlag-

Schlaglothes, welches die Gelbgießer fertig haben, bedienen; andere meſſingene Waren verlöthet er mit eben dem Lothe, deſſen er ſich bey dem ſchwarzen Bleche bedient, wodurch er die Arbeit abkürzt.

Fig. 2188 iſt der blechene Löthofen der Klempener. a, das angelehnte Blech. b, eine Gießkelle. c, der in dem Ofen zum Löthen erhitzte Löthkolben. d, die Röhre, die den Rauch abführen muß e, die Salmiakbüchſe.

Auf der Werkbank, einer gewöhnlichen hölzernen Bank, liegen die kleinern Werkzeuge des Klempeners. Sie iſt mit einer Leiſte umgeben, an welcher viereckige Löcher in den Tiſch gemeißelt ſind, worein die Angeln kleiner Polierſtöcke und Speerhörner geſteckt werden.

Der Klempener gebraucht Blechſcheren, Fig. 2198. von verſchiedener Größe, mit ſtarken Backen, um die Eiſen- und Meſſingbleche nach ſeinen Abſichten zu zerſchneiden. Ferner Winkeleiſen, um Sachen rechtwinkelig zuſammen zu ſetzen. Das Werkbley, Fig. 2190, iſt eine vierkantige, mit Zinn verſetzte, bleyerne Platte, worauf der Profeſſioniſt das Meſſing legt, die Verzier- und Durchbruchsmeißel anſetzt, und ſolche mit dem großen Bleyhammer in das Bley treibt, um in das Meſſing tiefe Zierrathen hinein zu bringen. Siehe im 5ten Th. S. 698, f. Die Hämmer des Klempeners, als: den Polier- Klopf- Treibe- Teller- Schlicht- Bley- (oder Durchſchlag-) und Siekhammer, findet man im XXI. Th. S. 334, f. beſchrieben, und in Fig. 1197, bis 1203 abgebildet. Der Bleyhammer hat eine runde Bahn. Sonſt treibt der Klempener ſeine bunte Arbeiten auf dem Werkbleye, oder Kittſtocke, mit Bunzen bildhaueriſch heraus. Die Zeichnung wird auf der linken Seite vorgeſchlagen, und her-

nach mit Meißeln und Bunzen auf der rechten Seite nachgearbeitet.

Wenn man Sachen poliren, oder zum Glanze ſchlagen will, nimmt man einen kleinen verſtählten und glatten Amboß, und einen ebenfalls verſtählten Hammer; beyde müſſen blank und ſpiegelglatt ſeyn; daher der Amboß, Fig. 2191, Polirſtock, und der Hammer Polierhammer, heißt; letzterer iſt an ſeiner Bahn rund, bauchig, und mit Zinnaſche und Branntwein, oder mit Blutſtein, polirt. Will man nun Blech, oder Meſſing dadurch polirt heraus bringen, und zum Glanze ſchlagen, ſo legt man daſſelbe zweifach zuſammen, die beyden linken Seiten einwärts gegen einander gekehrt, und bringt es auf den Polirſtock, welcher die rechte Seite als eine blanke Unterlage klättet, während daß die zweyte oben hinauf gewandte rechte Seite von dem Polierhammer glänzend geſchlagen wird.

Auf dem Sperrhaken, welcher auch das Sperrhorn, imgleichen der Hornamboß genannt wird, einem Amboße mit zwey Haken, oder krummen ſpitzigen Haken, werden Sachen zu Ringen umgebogen, oder gewölbet. Man hat ihn von verſchiedener Geſtalt. Mit dem Schlichthammer von viereckiger Bahn, werden ebene Sachen glatt geſchlagen. Der Planir-(Gleichzieh-) Hammer, von Geſtalt des Polirhammers, wird zu flachen Polituren gebraucht. Der Tellerhammer dient zum Schlichten, iſt polirt, von länglich runder Bahn, in verſchiedener Größe. Wenn Sachen einen Bauch bekommen, oder rund gewölbt werden ſollen, wird das Blech, welches man in Arbeit nimmt, mit einem hölzernen Hammer auf dem Sperrhaken rund geſchlagen, wozu man noch verſchiedene eiſerne Cylinder braucht, wenn die Arbeit eine Röhre betrifft.

Die

Die Treibehämmer dienen, mit ihren gewölbten, runden, oder länglich runden Enden, gerade Stücke Blech, rund, oder zum Abſchnitte einer Kugel, heraus zu treiben.

Der eiſerne Senkſtock, oder Siekſtock, Fig. 2192, iſt ein tragbarer Amboß, oben mit allerley Reifen ausgefeilt, nachdem die Geſimſe oder Geſimsglieder, welche der Profeſſioniſt Sieken nennt, und andere an den Gefäßen anzubringende Zierrathen, es erfordern. Man hat zu jeder Art von Furchen auch beſondere einpaſſende Hämmer, um damit die vorgezeichneten Stellen des Meſſings in die beſtimmten Furchen zu treiben. Wenn ein Stück ſteif und ſtark werden ſoll, oder wenn man an Stellen einen eiſernen Draht einlegen und verbergen will, ſchlägt man dazu vorher die Furchen in das Meſſing auf dem Senkſtocke ein.

Der Kreuzſtock iſt ein Amboß, Sachen von Meſſing- oder Eiſenbleche darauf umzuſchlagen. Dieſes Umbiegen geſchieht bey ſchmahlen Sachen auf dem Umſchlageiſen, Fig. 2193; dieſes iſt neun Zoll lang, und hat an einem Ende eine Angel, weil man es bey dem Gebrauche in einen Klotz ſteckt. An dem obern Ende iſt ein breites und ſtumpfes Eiſen, gleich einem Meißel. Man legt auf dieſe ſtumpfe Schärfe die Bleche, wenn ſie umgebogen werden, und hiedurch eine Kante erhalten ſollen. Iſt die meißelartige Schärfe dieſes Eiſens länger und rechtwinkelig auswärts gebogen, ſo wird es ein Börteleiſen, Fig. 2194, genannt, weil der Klempener den Umfang der runden Böden eines Geſchirres, z. B. eines Durchſchlages, auf dieſes Eiſen legt, wenn er ihnen einen Bord, das iſt, eine Zarge, geben will, worein ein Seitenblech eingeſetzet, und verlöthet werden ſoll.

Die Meißel des Klempeners ſind folgende. 1. Die Scharfmeißel, ſind gewöhnlich kleine, und

ge

geſchärfte Meißel. Der Profeſſioniſt ſchlägt hiemit auf dem Werkbleye die Löcher der durchbrochenen Arbeit aus; und daher beſitzt er Meißel dieſer Art mit breiten und ſchmalen Schärfen. 2. Die Flächelmeißel, Fig. 2195 a), ſind eigentlich nichts anders, als ſtarke Grabſtichel, auſſer daß ſie vorn nicht eine Spitze, ſondern eine ſchräge Fläche haben, wovon ſie auch den Namen führen. Der Klempner gravirt hiemit auf dem Bleche, und nennt dieſes flächeln. 3. Die Putzmeißel, haben abgekürzte Spitzen, womit Löcher, z. B. in den Boden eines Durchſchlages, gemacht werden. Man legt den Boden des Durchſchlages auf das Werkbley, ſchlägt die Löcher mit dem Putz oder Durchſchlagmeißel durch, ebnet den Grath mit dem Durchſchlaghammer, löthet das Seitenblech aus zwey runden Hälften zuſammen, gibt dem ausgetriebenen und durchlöcherten Boden mit dem Börteleiſen eine Zarge, ſetzt dieſe in das Seitenblech ein, und vereinigt beyde Theile mit Schnellothe. 4. Die Durchbrechmeißel, b, ſind kleine Stämpel; denn auf dem einen Ende ſind Sterne und andere kleine Figuren ausgeſchnitten, die man zur Zierde in das Blech abdruckt. 5. Die Karniffelmeißel, c, gleichen den runden Meißeln, oder ſo genannten Hauern; und auf jedem Ende ſteht auch wohl ein kleiner Zacken, um damit punctirte Kreiſe auf das Blech zu ſchlagen. 6. Die Ziermeißel, oder Verziermeißel, d, ſind ebenfalls runde und halbrunde Hauer mit Zähnen. 7. Die Buckelmeißel, e, ſind Bunzen, womit erhabene Figuren auf dem Bleche ausgetrieben werden. Mit den runden Meißeln, oder ſo genannten Hauern, werden Löcher in die Bleche geſchlagen, z. B. das Loch, worin die Röhre an einer Gießkanne eingeſetzet werden ſoll.

Mit dem Nageleiſen verfertigt der Klempener, Nägel, wie der Kupferſchmied. Er rollt nämlich die

die Bleche zuſammen, ſteckt ſie in ein Loch des Nageleiſens, und giebt ihnen mit dem Hammer einen Kopf.

Die Klempener nennen ihre ſpitzige Durchſchläge, womit ſie Löcher beym Nageln und Nieten in das Blech ſchlagen, Stämmpolen, Fig. 2196.

Das Fauſt-Eiſen, Fig. 2197, iſt ein rundes, oben kolbiges Eiſen, faſt wie eine Fauſt, Sachen darauf zu Buckeln zu ſchlagen.

Von Zangen hat dieſer Profeſſioniſt Falz- Spitz- und Verzinnzangen. Die Falzzange, Fig. 2198 a), hat breite Kneipen, weil man hiemit die Bleche falzt oder umbiegt. Einige ſind nur klein, andere aber ſtark und lang. Die Spitzzange, Fig. 2198 b), hat runde Kneipen, womit das Blech und der Drath rund gebogen werden. Die Verzinnzange, womit man das Blech aus der Verzinnpfanne zieht, iſt wie eine Schmiedezange geſtaltet.

Das Poliren erfordert allerley Gärberſtähle, Fig. 2199, um dasjenige, was der Hammer nicht poliren kann, glatt zu reiben. Das Poliren geſchieht drehend, mit Oehl und Tripel.

Das verzinnte und das Meſſingblech werden auf einerley Art verarbeitet, wenige Fälle ausgenommen. Die Sprödigkeit des verzinnten Eiſenbleches hindert, daß es ſich nicht, wie das Meſſingblech, kalt unter den Hammer ausſtrecken läßt; daher kann man auch dem erſten keine runde, ſondern bloß eine eckige Kante geben, weil bey runden Kanten das Metall nachgeben muß. Schlechte Stücke von weißem Bleche, als: Laternen, gemeine Lampen, Löffel ꝛc. werden auch nicht mit dem Polierhammer geebnet. In den übrigen Fällen bleibt ſich die Bearbeitung in beyden Blechen gleich. Der Klempener bearbeitet ſie aber theils zur Feſtigkeit und Zierde der Gebäude,

theils zu kleinen Waaren, die er in einem Laden oder in einer Bude zum Verkauf ausſtellt.

Bey dem Baue eines Gebäudes, deckt der Klempener mit verzinntem oder ſchwarzem Eiſenbleche, (ſ. im VIII Th, S. 610.) verfertigt die Waſſerrinnen an den Dächern, (ſ. im V Th. S. 671, fgg.) und hält durch Vorſchläge von Eiſenblech die Näſſe ab, z. B. von dem Wetterboden der Thürme.

Zum Behuf der Truppen im Kriege verfertigen die Klempener auch Pontons zu den Schiff-Brücken. Gewöhnlich aber verfertigen ſie nur aus Eiſen- und Meſſingbleche verſchiedene Hausgeräthe, wovon wenige aus dem Ganzen geſchlagen, und die meiſten aus einigen Theilen durch das Falzen und Löthen zuſammen geſetzet werden. Unverzinntes Eiſenblech wird ſelten verarbeitet.

Die erſte Arbeit bey allen verzinnten Eiſen- oder Meſſingblechen zu feinen Waaren, iſt, daß ſie ausgezogen, d. i. unter dem Hammer aus dem Groben polirt werden. Die Bleche werden vorher mit gepülverter Kreide und einem leinenen Tuche abgerieben, und alsdann auf den Polirſtock gebracht, wo jederzeit zwey Bleche zugleich ausgezogen werden. Bey dem Meſſingbleche berühren ſich die beyden polirten Seiten, und der Polir-Hammer fällt dabey bald auf die eine, bald auf die andere der unpolirten Seiten. Wenn der Polirhammer mit der runden Bahn das Seinige gethan hat, ebnet der Planier-Hammer mit ſeiner geraden Bahn das Blech völlig. Die Stücke eines Geräthes, welche aus Blech zuſammen geſetzt werden ſoll, werden hierauf nach dem Zirkel- und Winkel-Maß zugeſchnitten, auf dem Sperr-Haken, wenn es nöthig iſt, zu einem Cylinder geſchlagen, und mit Schnellloth zuſammen gelöthet. Was bey dem Gebrauche der Gewalt des Feuers ausgeſetzt iſt, würde kein Schnellloth vertragen,

gen, ſondern muß durch einen Falz und durch Nägel vereiniget werden. Indeſſen kommen in dieſer Werkſtätte viele Fälle vor, wo man das Blech nicht völlig ſo brauchen kann, wie es iſt, ſondern die Handgriffe des Kupferſchmiedes zu Hülfe nehmen muß, welches in allen denen Fällen Statt findet, wo ein Theil eines Geräthes bauchig iſt, oder die Geſtalt einer Schale hat, in welchem Falle der Klempener einen ſolchen Theil aus einer von dem Meſſinghammer erhaltenen Schale austiefen muß, um ihm die verlangte Geſtalt zu geben. Es geſchieht ſolches erſt mit einem hölzernen Hammer, und hernach mit dem Treibe-Hammer, worauf der Teller- und Schlicht-Hammer, die aufgetiefte Fläche ebnen. Das Auftiefen findet nur bey dem Meſſingbleche Statt.

Von Eiſen-Bleche verfertigen die Klempener: Thee-Maſchinen, Thee-Keſſel, Kaffee-Kannen, Eimer von allerley Größe, Gieß-Kannen, kleine Blumen-Kannen, Spreng-Trichter, Salat-Eimer, Fiſch-Eimer, Stiel- oder Stock-Laternen, große Laternen mit vier Horn-Tafeln, andere Laternen, Wand-Laternen, Blend-Laternen, zuſammen gelegte Taſchen-Laternen, Salz-Fäßchen, allerley Stürzen, Durchſeiher, Reib-Eiſen, Anrichter, Blaker, Blaker-Leuchter, viereckige Leuchter, Trichter-Leuchter, Schaum-Löffel, große Vorlege-Löffel, Salat-Durchſchläge, Thee-Breter, Thee-Kannen, Thee-Büchſen, Zucker-Doſen, Schreibe-Zeuge, Feuer-Gieſen, Wage-Schalen, Stall-Blaker, Bier- und Wein-Heber, Tobacks-Doſen, Lichtſcheren-Käſtchen, Quart-Nößel- und halbes Nößel-Maße, Branntwein-Mäßchen, Trichter, Spaar-Büchſen, Gewürz-Käſtchen, große und kleine Geld-Büchſen, Muskaten-Reiber, Nadel-Büchſen, Pomaden-Büchschen, Klapper-Büchſen, Vogel-Näpfe, Schrank-Bleche, Topf-Deckel, Licht-Knechte, Kinder-Becher, Kinder-Kannen und Spielzeug, Feuer-

 Töpfe,

Töpfe, Patronen, Kutſch-Bleche, Tobacks-Raſpeln, Barbier-Becken, Barbier-Flaſchen, Spiegel-Lampen, Schul-Lampen, Nacht-Lampen, Bader-Lampen, Licht-Formen, Eyerkäſe-Formen, Torten-Formen, Bretſpiel-Leuchter, Tobacks-Büchſen, Puder-Büchſen, Wachsſtock-Büchſen, Seifkugel-Büchſen, Feder-Büchſen (Pennäle), Feuerzeug-Käſtchen, Licht-Dämpfer, Pfeifen-Futterale, Waſſer-Kellen, Stuben-Sprenger, Pulver-Flaſchen, Baumöhl-Ständer, Kuchen-Spritzen, Glas-Deckel, Nacht-Töpfe, u. ſ. f.

Von Meſſing-Bleche befinden ſich unter den Klempener-Waaren allerley Kirchen-Geräthe, welche in Altar-Leuchtern mit und ohne Arme, Kelchen, Blumen-Töpfen, Oblaten-Schachteln, Wein-Kannen, Becken, Tauf-Schüſſeln, Kron-Leuchtern von geſchlagenem Meſſing, Monſtranzen, Weih- und Räucher-Gefäßen, Salben-Büchſen, Lampen des ſo genannten ewigen Lichtes ꝛc. beſtehen; und von andern Geräthen: allerley Leuchter, Tiſch-Blätter, Spiegel- und Bilder-Rahmen von getriebener Arbeit, Spiritus-Studier-Nachteinſetz-Lampen, Reiſe-Keſſel, in welchen man, währendem Fahren, Waſſer mit Spiritus zum Kochen bringen, Kaffee kochen ꝛc. kann, Bett-Wärmer, Butter-Stecher, Stech-Becken, u. d. gl.

Die Klempener gehören unter diejenigen Handwerker, die in einem Staate, beſonders aber in großen Ländern, unentbehrlich ſind. Es iſt keine Haushaltung, weder in den Städten, noch auf dem Lande, welche nicht verſchiedenes Haus-Geräth von Blech nöthig haben ſollte. Was für eine Summe Geldes würde demnach nicht für blecherne Waaren aus dem Lande gehen, wenn daſſelbe keine eigene Klempener haben ſollte! Man ſieht dieſes in den kleinen deut-

ſchen Ländern, wo die benachbarten fremden Klempe-
ner auf den Jahrmärkten der kleinen Städte alle ihre
Waaren in einer Stunde los werden, und viel Geld
mit fort ſchleppen; wobey auch noch dieſe Beſchwer-
lichkeit ſich mit einfindet, daß die Käufer, die derglei-
chen Waaren nicht entbehren können, ihnen, unter dem
Vorwande des geſtiegenen Blechpreiſes, dafür be-
zahlen müſſen, was ſie fordern. Der Klempener wird
einem großen Staate, welcher oft in Krieg verwickelt
wird, auch aus der Urſache nothwendig und unentbehr-
lich, weil er nicht allein die unzählig vielen Feldfla-
ſchen für die Armee, ſondern auch die Pontons zu den
Schiffbrücken verfertigt, auch in großen Städten die
blechernen Dachrinnen macht, und die Dächer der
Kirchen, Thürme und großen Palläſte, mit Eiſen-
bleche deckt. Und wenn in einem Staate Blechhäm-
mer vorhanden ſind, ſo dienen die Klempener denſel-
ben zu großer Beförderung, indem ſie den Abſatz des
Bleches vermehren helfen. Ja, wenn auch keine
Blechhämmer ſind, und wo man ſich des ausländi-
ſchen Bleches bedienen muß, da bleibt der Klempener
allemal ein nützlicher Profeſſioniſt, und ſein Gewerbe
allemal einträglich, weil ſeine Arbeit den Werth des
Bleches ſelbſt gemeiniglich überſteigt.

Der Klempener bedarf keiner großen Unterſtü-
tzung von Seiten der Regierung, indem er zu ſeiner
Profeſſion eben keine große Anlage und Vorſchuß an
Gelde nöthig hat. Sein Handwerkzeug beſteht, wie
aus der obigen Beſchreibung zu erſehen iſt, in wenigen
und gar nicht koſtbaren Stücken; und ſeine vornehmſte
und wichtigſte Materialien ſind Eiſen- und Meſſing-
blech, welches er gemeiniglich in kleinen Quantitäten
kauft. Zuweilen verzinnt er ſein Eiſenblech ſelbſt;
daß er aber ſeine Waaren ganz aus ſchwarzem Bleche
völlig verfertigen, und ſie hernach erſt, alſo verfertigt,
verzinnen ſoll, wie du Hamel und von Juſti in Vor-

 ſchlag

ſchlag gebracht haben, iſt bey den allerwenigſten Waaren anwendbar. Die vornehmſte Unterſtützung der Klempener würde darin beſtehen, daß, wie in den kön. preußiſchen Landen geſchehen iſt, (*) die Einfuhre aller ausländiſchen Klempenerwaaren gänzlich verbothen wird; dieſe Unterſtützung gereicht dem Staate ſelbſt zum Nutzen.

Die Klempener haben ein geſchenktes Handwerk, und es bekommen in der Mark Brandenburg in den kleinen Städten die einwandernden Geſellen 4 Groſchen zum Geſchenk, in Berlin aber freye Zehrung auf der Herberge, bis ſich ein Meiſter für ſie findet. Ohne alle Unkoſten lernt ein Lehrburſch das Handwerk in ſechs Jahren; kann er aber ſeinem Meiſter auf irgend eine Art Vergütizung geben, ſo wird er nach vier Jahren losgeſprochen. Geſellen wandern, wie bey allen übrigen Profeſſioniſten, wenigſtens drey Jahr. Das feſtgeſetzte Meiſterſtück iſt, nach Sprengel, eine groſſe und künſtlich ausgearbeitete Laterne von Meſſing, eine Studierlampe, und ein drittes Stück, welches der angehende Meiſter ſich wählen kann; nach Hrn. Prof. Halle aber: eine Lampe, eine Straßenlaterne, und eine zierliche große Hauslaterne.

Die Klempener haben auch ein kramendes Handwerk, ſo, daß ſie ſowohl in derjenigen Stadt, wo ſie wohnen, einen Kramladen halten und darin ihre Waaren verkaufen, als auch die Jahrmärkte anderer Städte beziehen dürfen. Zuweilen wird ihnen das Recht zugeſtanden, daß, wenn in Jahr- und Wochenmärkten um die Stände geloſet wird, die eingezünfteten Klempener den fremden vorgehen, und vor letztern die

(*) Vermöge der Verordnung von 7. May 1765. und 24. Jun. 1768. im Herzogthum Magdeburg und Fürſtenthum Halberſtadt; 21. Octob. 1768. in Berlin und der Mark Brandenburg.

die Vorſtädte haben. Den Glaſern dürfern die Klempener an einigen Orten nicht in das Handwerk fallen, und dürfen daher die Gläſer in den Laternen nicht ſelbſt einſetzen, ſondern müſſen ſelbige von den Glaſern einſetzen laſſen. (*)

Generalprivilegium und Gildebrief des Klempenergewerks in der Chur- und Markt Brandenburg dies- und jenſeits der Oder und Elbe, inſonderheit des Klempenergewerks in Berlin, d. d. Berlin, den 16. Nov. 1734. ſt. in Mylius Corp. Conſt. March. 5. Th. 2. Abth. Anh. No. 21. Col. 233—242.

Generalprivilegium und Gildebrief des Klempnergewerks im Königreich Preuſſen, litthauiſchen Departements, inſonderheit deſſen der Stadt Tilſit, d. d. Berl. den 25. Jul. 1752. im Nov. Corp. Conſt. March. Th. 1. Col. 1159.

Herzoglich-Würtembergiſcher Freyheitsbrief vor das Spenglerhandwerk, vom 11. Mart. 1555. und confirmirt unterm 11ten Jul. 1747.

In Dresden haben die Klempener (oder, wie ſie daſelbſt genannt werden, Klemperer,) unter dem 13ten Febr. 1764. folgende Taxe bekommen:

	Th	Gr	Pf	bis	Th	Gr	Pf
Ein meſſingenes Kaffeebret, nach Proportion der Größe 2	3	—	—	—	3	12	—
Eine ordinäre Kaffeekanne, worein eine Kanne Waſſer geht	1	—	—		1	2	
Eine dergleichen von einer halben Kanne	—	16	—		—	18	
Eine dergleichen von einer viertel Kanne	—	—	—		—	10	
Eine Zuckerſchale zu ein Pf. Zucker	1	8	—		1	10	
Eine kleinere	—	—	—		—	16	
Ein Leuchter von Meſſingblech	—	12	—		—	16	
Ein Lichtknecht von dergleichen Blech	—	4	—		—	5	
Ein Kannenmaß von weißem Blech	—	—	—		—	6	
Eines von ½ Kanne	—	—	—		—	2	
Ein ordinärer Bierheber	—	3	—		—	4	
Ein Trichter mit aufgeſetztem Rand 2,3	—	4	—		—	6	
Eine Fuhrmannslaterne mit Horn	—	12	—		—	18	

(*) S. Göttingiſche Poliẓeyverordnung, vom Jahre 1758, in den hannov. Anzeigen von demſelben Jahre.

	Th	Gr	Pf	bis	Th	Gr	Pf
Eine Elle ſchwarze ſtarke Ofenröhre von $5\frac{1}{2}$ Zoll weit	—	10	—		—	11	—
Eine Elle von dergleichen Blech, von 5 Zoll weit	—	8	—		—	10	—
Eine Elle von 4 Zoll weit	—	7	—		—	8	—
Eine Elle Dachrinne von weißem verzinnten Doppelplech, die unterhängen	—	10	—		—	11	—
Eine Elle dergleichen ſo auf's Dach kommen	—	15	—		—	16	—
Ein Reibeiſen auf Holz	—	2	—		—	3	—
Ein Durchſchlag	—	2	—		—	3	—

Gottf. Schmieders des Churfürſtenthums Sachſen allgemeine und der Reſidenzſtadt Dresden beſondere Polizeyverfaſſung, (Dresden, 1774, gr. 8.) S. 603. f.

Aus nachſtehender berliner Taxe, vom 1. Febr. 1771. wird man die Klempenerwaren ausführlicher erſehen.

	Th	Gr	Pf	bis	Th	Gr	Pf
Von Meſſing.							
Ein großer Fiſch- oder Salateimer, nachdem ſolcher ſtark und gut gearbeitet	1	14	—		2	—	—
Eine Feuerſtube	1	8	—		1	20	—
Eine große Salzmäſte ordinärer Façon	1	20	—		2	—	—
Eine kleinere dergleichen	1	12	—		1	20	—
Eine große Schüſſelſtürze	1	8	—		1	12	—
Eine dergleichen kleinere	1	4	—		1	8	—
Eine dergleichen noch kleinere	—	20	—		1	—	—
Eine dergleichen zur Aſſiette	—	18	—		—	20	—
Eine ordinäre Tellerſtürze	—	16	—		—	18	—
Ein großer Durchſchlag	1	—	—		1	4	—
Ein kleinerer dergleichen	—	16	—		—	20	—
Ein Reibeeiſen	—	12	—		—	14	—
Ein Mittel-Reibeeiſen	—	10	—		—	12	—
Ein noch kleineres dergleichen	—	6	—		—	10	—
Ein großer Anrichter	—	12	—		—	14	—
Ein dergleichen kleinerer, nach Proportion	—	6	—		—	12	—

Eine

	Th	Gr	Pf	bis	Th	Gr	Pf
Eine große Schaum- oder Bratenkelle	—	10	—		—	12	—
Eine mittlere dergleichen	—	8	—		—	10	—
Eine kleinere dergleichen	—	6	—		—	8	—
Ein großer Aufſchiebeleuchter	—	16	—		—	18	—
Ein kleinerer dergleichen, nach Proportion	—	10	—		—	16	—
Ein großer Handblaſer	—	12	—		—	14	—
Ein kleinerer dergleichen	—	8	—		—	12	—
Ein ganz kleiner	—	6	—		—	8	—
Eine Nachtlampe	—	8	—		—	10	—
Ein Leuchterknecht	—	2	—		—	3	—
Eine große Handlaterne mit vier Glasſcheiben, nach unterſchiedenen Sorten	2	—	—		5	—	—
Eine Taſchenlaterne mit 3 Scheiben	1	8	—		1	20	—
Eine dergleichen mit einer Scheibe	—	20	—		1	4	—
Eine zuſammen gelegte, imgleichen eine Buchlaterne	1	8	—		1	6	—
Eine Theemaſchine	5	—	—		8	—	—
Ein großes Theebret	2	—	—		4	—	—
Ein mittleres und kleines, nach Proportion	1	8	—		2	—	—
Ein großer Theekeſſel	3	—	—		3	12	—
Ein mittlerer dergleichen	2	12	—		3	—	—
Ein dergleichen kleiner	—	20	—		1	—	—
Ein Ziehtopf	—	16	—		—	20	—
Ein ganz kleiner	—	12	—		—	16	—
Eine große Theedoſe zu 1 Pfund	1	8	—		1	12	—
Eine dergleichen zu $\frac{1}{2}$ Pfund	—	20	—		1	—	—
Eine dergleichen zu $\frac{1}{4}$ Pfund	—	12	—		—	16	—
Eine dergleichen zu $\frac{1}{8}$ Pfund	—	8	—		—	10	—
Eine ordinäre große Kaffeekanne	1	4	—		1	8	—
Eine dergleichen, etwas kleinere	1	—	—		1	4	—
Eine dergleichen, mittlere Sorte	—	20	—		1	—	—
Eine dergleichen kleinere	—	12	—		—	16	—
Eine dergleichen ganz kleine	—	8	—		—	12	—
Eine große Zuckerdoſe	1	—	—		1	4	—
Eine dergleichen kleinere	—	12	—		—	20	—
Eine ganz kleine dergleichen	—	8	—		—	10	—

	Thl	Gr	Pf.	bis	Thl	Gr	Pf.
Ein Barbierbecken	—	16	—		—	20	—
Ein großes Schreibezeug	2	—	—		12	8	—
Ein dergleichen kleines	1	4	—		—	8	—
Von Blech.							
Ein groß polirter Fiſcheimer	—	20	—		—	22	—
Ein ordinärer dergleichen	—	16	—		—	18	—
Ein kleiner dergleichen	—	14	—		—	16	—
Ein Bohneneimer	—	10	—		—	12	—
Ein Salateimer	—	20	—		1	—	—
Eine Feuerſtube	—	20	—		1	—	—
Eine große Salzmeſte	—	20	—		1	—	—
Eine mittlere dergleichen	—	16	—		—	20	—
Eine kleine dergleichen	—	12	—		—	14	—
Schüſſelſtürzen, nach Proportion der Größe	—	12	—		—	22	—
Eine dergleichen zur Aſſiette	—	10	—		—	12	—
Ein Tellerſtürze	—	6	—		—	8	—
Ein großer Durchſchlag	—	8	—				
Ein dergleichen, etwas kleiner	—	6	—				
Ein dergleichen noch kleiner	—	4	—				
Ein dergleichen ganz kleiner	—	3	—				
Ein großes Reibeeiſen auf eiſernen Stangen	—	8	—				
Ein dergleichen kleineres	—	4	—		—	6	—
Ein großes Reibeeiſen auf Holz	—	3	—				
Ein dergleichen kleineres	—	2	—				
Ein Anrichter nach der Größe	—	3	—		—	5	—
Ein großer Aufſchiebeleuchter	—	8	—				
Ein dergleichen kleinerer	—	5	—		—	6	—
Ein dergleichen ganz kleiner	—	4	—				
Ein großer Handblaker	—	6	—				
Ein dergleichen mittlerer	—	5	—				
Ein dergleichen kleiner	—	4	—				
Ein dergleichen ganz kleiner	—	3	—				
Ein Leuchterknecht	—	1	—				
Eine Nachtlampe	—	4	—				
Eine Büchſenlampe	—	5	—				
Eine dergleichen zum Aufhängen	—	3	—				
Eine Schuhlampe auf Holz	—	3	—				
Eine dergleichen zum Anhängen	—	2	—				

Eine

	Th	Gr	Pf.	bis	Th	Gr	Pf
Eine große Handlaterne mit vier	—	—	—	—	—	—	—
Glasſcheiben	1	16	—		2	—	—
Eine dergleichen mittlere	1	8	—		1	12	—
Ein kleine Handlaterne	1	—	—		1	4	—
Eine Taſchenlaterne mit 3 Scheiben	—	8	—		—	16	—
Eine dergleichen mit einer Scheibe	—	8	—		—	14	—
Eine zuſammengelegte Taſchenlaterne im Futteral	1	—	—		1	2	—
Eine große Handlaterne mit drey Hornſcheiben	—	20	—				
Eine dergleichen kleinere	—	12					
Eine ganz kleine dergleichen	—	7	—				
Eine große runde, ganz blecherne Handlaterne mit Löchern	—	14	—				
Eine dergleichen kleinere	—	8	—		—	10	—
Eine Müllſchaufel	—	6	—		—	8	—
Ein Feuerzeug	—	4	—				
Ein Trichter nach Verſchiedenheit der Größe	—	1	—		—	20	—
Eine Bierſchupe	—	20	—		1	—	—
Ein Bierheber	—	3	—		—	6	—
Eine große Gießkanne	1	12	—				
Eine dergleichen kleinere	—	16	—		1	4	—
Eine ganz kleine dergleichen	—	12	—				
Eine große Sprengröhre.	—	6	—				
Eine dergleichen kleinere	—	4	—				

Das Flaſchnerhandwerk iſt bloß ein Ausſprößling des Klempnerhandwerkes, welches ſich die blechernen Flaſchen, beſonders die Feldflaſchen bey den Armeen vorzüglich eigen gemacht hat; daher es ein Irrthum iſt, wenn ſowohl der Klempener, als der Beckenſchläger, von einigen Flaſchner genannt werden. Die Flaſchner verfertigen allerley Flaſchen, inſonderheit Feldflaſchen, ſowohl aus verzinntem Bleche, als auch aus unverzinntem, in welchem letztern Falle ſie dieſelben auch ſelbſt verzinnen. Sie löthen überdieß mit weichem oder Schnellothe, und kom-

kommen auch darin mit den Klempenern überein. Auſſer den Flaſchen verfertigen ſie auch alle übrige Klempenerarbeit; daher es unnöthig wäre, ſie von dem Klempener zu unterſcheiden, wenn ſie nicht ſelbſt ſowohl durch den Namen, als auch durch ihre Handwerksgebräuche ſich von denſelben unterſchieden. Indeſſen giebt es ihrer nur wenige, und man trifft ſie kaum an einem, oder dem andern großen Orte an. Siehe auch im XIV. Th. S. 49. f.

Beckenſchläger, oder, wie er in Niederſachſen heißt, der Blechſchläger, vereinigt den Kupferſchmid, und Klempener in ſich, doch mit dem Unterſchiede, daß er mit dem Hammer vornehmlich in Meſſing arbeitet, und allerley Gefäße nach den Handgriffen des Kupferſchmiedes ſowohl durch Auftiefen bildet, als auch aus Meſſingsblech nach den Handgriffen des Klempeners zuſammen ſetzt. Von dem Klempener unterſcheidet er ſich beſonders dadurch, daß er ſtärkeres Meſſingblech verarbeitet, als dieſer, und daher ſeine Arbeit, wenn es erfordert wird, auch mit hartem, oder Schlaglothe löthen kann, deſſen der Klempener bey ſeinem ſchwachen Bleche ſich nicht bedienen darf.

Ich nehme hier das Beckenſchlägerhandwerk in ſeinem ganzen Umfange, indem daſſelbe in Oberdeutſchland, und beſonders in Nürnberg, ganz anders eingerichtet iſt, als in Ober- und Niederſachſen. Die nürnbergiſchen Beckenſchläger vereinigen in ſich auch den Meſſingbrenner, und Meſſinghammer, indem ſie ihr Meſſing ſelbſt brennen, es zu Blech ſchlagen, und allerley Becken, Pfannen, Wageſchalen, Keſſel ꝛc. auftiefen. Sie arbeiten dabey nicht nur in Kupfer, ſondern ſchlagen auch, wenn es verlangt wird, ſilberne, und goldene Becken, alles aus freyer Hand.

Die Beckenſchläger in Ober- und Niederſachſen verſteigen ſich ſo weit nicht, ſondern verfertigen aus den auf dem Meſſinghammer aus dem Groben bearbeiteten meſſingenen Schalen allerley Becken und Schüſſeln, und verfertigen auch aus ſtarkem Meſſingbleche allerley Klempnerwaaren, als: Kaffeekannen, Leuchter ꝛc. löthen ſolche, wenn ſie in das Feuer kommen ſollen, mit Schlaglothe, und beſitzen überdieß die Geſchicklichkeit, feine, getriebene Arbeit in Meſſing und Kupfer aus freyer Hand zu machen, und dieſelbe an einem großen Rade mit Meſſern und Feilen zu poliren. Auſſer dem Meſſinge verarbeiten ſie auch Kupfer, doch nur zu allerley kleinen Waaren, indem ſie die größern dem Kupferſchmiede überlaſſen. Uebrigens verfertigen ſie auch allerley Gefäße aus Rothmetall und Domback, doch alles mit den Handgriffen des Klempeners; daher es unnöthig iſt, weiter etwas davon zu ſagen, als daß dieſes Handwerk eine eigene für ſich beſtehende Zunft ausmacht.

Weigels Abhandlung der gemeinnützl. Hauptſtände ꝛc, (Regensp. 1698, 4.) S. 318. f und 380, f.

Meliſſantes Handbuch für Bürger und Bauern, Frf. u. L. 1744, 8.) S. 413, f.

Halle Werkſtätte der heutigen Künſte, 3. B. (Brandenb. und Lpz. 1764, 4.) S. 299, f.

Sprenglers Handwerke und Künſte, 5 Samml. (Berl. 1770. 8.) S. 152. f.

Bergius neues Polizey- und Cameralmagaz. 2. Th. (Lpz. 1776. 4.) S. 405. f.

(v. Pfeifer) Lehrbegriff ſämmtl. ökonomiſcher und Cameralwiſſ. 3. B. 2. Th. (Mannh. 1778, 4.) S. 190. f.

Kurzer Begriff menſchl. Fertigkeiten und Kenntniſſe ꝛc. 2. Th. (Lpz. 1779, 8.) S. 402. f.

Klempern. 1. Denjenigen wiederholten klingenden Schall von ſich geben, welchen dieſes Zeitwort nachahmet, von welcher Art z. B. derjenige iſt, welcher entſteht, wenn man Blech oder dünnes klingendes Metall auf einem Amboße hämmert.

2. Die-

2. Dieſen Schall verurſachen, hervor bringen. Auf dem Amboß klempern. Figürlich, ungeſchickt auf einem Saiteninſtrumente ſpielen. Den ganzen Tag auf dem Clavier klempern.

Es wird auch häufig klimpern geſchrieben und geſprochen, ob gleich dieſes eigentlich einen feinern oder höhern Klang dieſer Art ausdrückt. Es iſt das Iterativum von dem noch im Oberdeutſchen üblichen klampen, klempen, welches einen ähnlichen, aber nicht ſo oft wiederholten Schall nachahmet, und von welchem das vorige Klempener abſtammet.

Klempner, ſ. Klempener.

Klenke, bey den Bürſtenmachern, die kleinen zuſammen gebundenen Bündel-Borſten, die zu einer Kopfbürſte neben einander gebunden werden, aus welchen Bündeln die ganze Kopfbürſte entſteht.

Klepitt, ſ. Klapitt, im XXXIX. Th. S. 344.

Kleppel, kleppeln; ſ. Klöppel, Klöppeln.

Klepper. 1. Im g. L. eine Perſon, welche gern, und viel läuft, Fämin. die Klepperinn, Niederſ. Klepperske, welches auch in weiterer Bedeutung von einer ſehr geſchäftigen Perſon gebraucht wird.

Daher Buſchklepper, im g. L. ein Räuber, der ſich in den Gebüſchen verſteckt, und den Vorbeyreiſenden daſelbſt auflauert; ein Strauchdieb, Niederſächſiſch Tuunsliker, weil er gleichſam hinter den Zäunen ſchleicht. Friſch ſchreibt Buſchkläpper, und leitet die letztere Hälfte dieſes Namens von klappern, oder klopfen her, wodurch dieſe Leute ihren Gehülfen ein Zeichen zu geben pflegen.

2. In engerm und gewöhnlichern Verſtande, ein Pferd von mittelmäßiger Höhe, welches nur zum Laufen gebrauchet wird; ein Reitpferd geringerer Art; Fr. Bidet, Criquet, petit cheval de ſelle. An Höfen hat man einige Klepperſtälle für Pferde dieſer Art, welche zu den Parforcejagden, Hetzen, Beitzen, Reiſen, Verſchickungen, u. ſ. f. gebraucht werden; Fr. écurie aux cheveaux de ſelle.

In

In der zweyten Bedeutung im Dän. Kleppert, im Böhm. Kleprlik. Das nächſte Stammwort iſt noch in dem Niederſ. kleppen, laufen, vorhanden, welches, ſo wie das Franz. galopper, wiederum von laufen, Niederſ. lopen, abſtammet, und eigentlich den Schall nachahmet, welcher durch das ſchnelle Auftreten auf dem Boden verurſacht wird, daher auch bey den römiſchen Dichtern ein Pferd ſonipes genannt wird. Klappen und kleppen ſind alſo genau verwandt. So fern dieſes letztere Zeitwort eine Nachahmung des Schalles iſt, wird auch der im XXXIX Th. S. 191, fgg. beſchriebene Kirſch=Fink, Loxia Coccothraustes *L.* an einigen Orten, inſonderheit in der Schweiz, Klepper genannt, weil er durch das Aufbeißen der Kirſchkerne einen ähnlichen Schall macht.

Klepper, (Buſch=) ſ. auf der vorhergeh. Seite.

Klepper, (Lehen=) ſ. Klepper=Lehen, unter Lehen.

Klepper=Lehen, ſ. Lehen.

Klepper=Mann, ſ. eb. daſ.

Klepper=Stall, ſ. auf der vorhergeh. Seite.

Kleſebuſch, in einigen Gegenden eine Benennung der Hülſen=Staude; Ilex Aquifolium; ſ. Stech=Palme.

Klette, ein ſich anhängendes Ding, beſonders in folgenden Fällen.

1. Eine Art kleiner Vögel, welche zu den Sichelſchnäblern gehören, ſich mit ihren Krallen an die Bäume hängen, und ſie ſolchergeſtalt hinan klettern; Baum=Klette, Baum=Grille, Falcinellus *Klein.* deren es verſchiedene Arten giebt, wohin auch die Purpur=Klette, aus Virginien, Falcinellus Phoeniceus, die blaue Klette oder das Schwarzkehlchen, die grünkehlige Klette, und andere Arten, gehören. Im g. L. wird dieſer Vogel auch Kletterchen, Kletterlein, genannt. Siehe Graa=Specht. Siehe im XIX Th. S. 793, fgg.

2. Der mit Schuppen bedeckte Kelch und Samenkapſel gewiſſer Gewächſe, deren Schuppen an der Spitze hakenförmig gebogen ſind, und ſich daher leicht

an

an die Kleider hängen, wenn man ihnen zu nahe kömmt; imgl. dieſe Pflanzen ſelbſt, als: die gemeine Klette, die kleine Klette, welche auch Spitz-Klette genannt wird; die Leber-Klette, und die Igel-Klette. Jemand eine Klette anhängen, figürlich, im g. L. ihm etwas Böſes nachſagen, ihn verhöhnen; ſ. Klebe-Läppchen, im XXXIX Th. S. 395.

In der zweyten Bedeutung im Oberdeutſchen Kleppe, wovon das Lat. Lappa, bloß durch den Mangel des zufälligen Gaumenlautes unterſchieden iſt; im Niederſ. Klive, bey den ältern Franken Cliba, im Angelſ. Clyfwyrt, Clate, im Engl. Clot-bur, im Franz. Glouteron. Woraus zugleich erhellet, daß dieſes Wort von kleben nur in Suffixo unterſchieden iſt, und mit ſeiner ganzen Verwandtſchaft zu Klaue, Lab, Leim, u. ſ. f. gehört. Siehe Klettenſtange.

Der Ritter Linné hat die Klettenpflanze in die erſte Abtheilung ſeiner 17ten Claſſe geſetzt, die er Syngeneſia Polygamia aequalis nennt, weil die Pflanzen eine gleiche Anzahl weiblicher und Zwieterblumen haben, die alle in einem gemeinſchaftlichen Kelche beyſammen ſtehen. Der gemeinſchaftliche, faſt kugelförmige Kelch beſteht aus übereinander liegenden, lanzenförmigen, und mit einem rückwärts gebogenen Stachel oder Hacken ſich endigenden Schuppen. Alle Blümchen ſind Zwitter; haben eine lange, dünne Röhre, und 5 ſchmale, gleichförmige Einſchnitte; einen verwachſenen, walzenförmigen Staubbeutel, und einen Griffel mit 2 auswärts gebogenen Staubwegen; das Blumenbeet iſt mit Spelzen beſetzt, und die Fruchtkeime verwandeln ſich in krumme, eckige, und mit einer platt aufſitzenden Haarkrone beſetzte Samen. Linné hat drey Arten.

1. Gemeine Klette, glattblätterige Klette, große Klette, Hopfen-Klette, Klettenwurzel, Dockenkraut, Grindwurzel, (welche Benennung auch

auch das im XX Th. S. 62, fgg. beſchriebene Lapathum *Tourn.* oder Rumex *L.* führt,) Ohmblätter, Wanzenkraut, Bardana ſ. Lappa major *Offic. Dod.* & *Lob.* Proſopion, Proſopis *Dioſcor.* Perſonatia *Fuchſ.* & *Fracaſtor.* Lappa major, ſ. Arctium Dioſcoridis *C. Bauh.* Lappa major vel Bardana *Lobel. J. Bauh.* Lappa Arctium *Hill.* Perſonata *Camerar.* Perſonata ſ. Lappa major altera *Matthiol.* & *Dalech.* Lappa major, capitulo glabro maximo *Raj.* Lappa capitulis glabris majoribus *Hall.* Arctium Lappa, foliis cordatis inermibus petiolatis *Linn.* Arctium Lappa, foliis cordatis inermibus petiolatis, capitulis majoribus ſparſis *Mill.* Fr. Bardane, Glouteron, Herbe aux punaiſes, Herbe aux Teigneux, Lapourdier, Napolier, Tignon; Engl. Burdock; Schwed. Karborrar; lett. Dadſchis; eſthn. Kobro lehhed, wächſt häufig an den Rändern der Wege, Zäunen und andern ungebaueten Oertern, und blüht im Sommer. Die zweyjährige Wurzel geht tief in die Erde, wird fingersdick, und vertheilt ſich in viele, mit zarten Fäſerchen beſetzte Aeſte; ſie iſt äuſſerlich mit einer braunen oder ſchwärzlichen Haut umgeben, inwendig aber weiß und ſchwammicht. Im erſten Jahre treibt dieſelbe nur Blätter, im zweyten aber einen ſtarken, röthlich geſtreiften, rauchen, 2 bis 3 F. hohen, in viele Aeſte getheilten Stängel. Die Wurzel- und Stängelblätter ſind nur der Größe nach unterſchieden. Sie ſind geſtielt, groß, rundlich oder herzförmig, am Rande kaum merklich eingekerbet, ohne alle Stacheln, oberwärts grün, unterwärts mehr oder weniger mit einem wollichten Ueberzuge bedeckt. Die Blumenköpfe ſitzen an den Enden der Zweige, von 3 bis 6, auf kurzen beſondern Stielen bey einander. Die Blümchen ſind röthlich violet. Dieſe Pflanze erhält öfters eine veränderte Geſtalt, inſonderheit in Anſehung des Kelches, und einige Schriftſteller unterſchei-

den drey, andere zwey Arten, welche aber die meiſten der Neuern nur für Abänderungen anſehen. Man findet Stöcke mit grünen, größern und kleinern Blumenköpfen; auch einige, deren Kelchſchuppen mit einem weißen wollichten Weſen überzogen ſind. Dieſe hat auch ehedem Hr. v. Haller als verſchiedene Arten angenommen, doch in der neuern Ausgabe der Schweizerpflanzen, dieſelben mit Linne als Spielarten vereinigt. Miller hat hingegen die Stöcke mit glatten und die mit wollichten Kelchen von einander abgeſondert, und als zwey verſchiedene Arten angegeben; und man könnte vielleicht dieſem Schriftſteller folgen, und die glattblätterige Klette mit grünen Kelchen, von der glattblätterigen Klette mit wollichten Kelchen, (welche letztere auch Bergklette und Roßklette genannt wird, Arctium montanum *Penæ* & *Lob.* Lappa major montana capitulis tomentoſis *Bauh.* Lappa capitulis & foliorum facie inferiori tomentoſis *Hall.* Arctium tomentoſum, foliis cordatis inermibus, capitulis tomentoſo, reticulatis *Mill.*) unterſcheiden, da ſie ſtets daſſelbe Anſehen behalten, und der wollichte Kelch weder grün oder glatt, noch der grüne wollicht wird.

Da die Klettenpflanzen zu denen Gewächſen gehören, die man noch nicht als eine Nahrung für Inſecten angemerkt hat, ſo ſuchte Hr. Renſtröm, in Schweden zeitig und oft auf ihnen nach, in Hoffnung, neue und noch nie beſchriebene Inſecten darauf zu finden. Es iſt ihm auch dieſes im Jul. 1750 gelungen, da er eine Art Schmetterlinge um die Klettenbüſche herum fliegen, und ſich zuweilen auf die Blumen derſelben ſetzen ſahe. Sie waren ſehr ſchnell und flogen geſchwinde weg, ſo daß man kaum einen unter hundert fangen konnte. Er fand bey der Unterſuchung, daß dieſe Schmetterlinge noch von Niemand beſchrieben wären, daher unterſuchte er ihre Beſchaffen-

heit

heit und Lebensart, und lieferte davon in den Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1752, (im 14 B. der deutſchen Ueberſetz. S. 72, f33.) folgende Beſchreibung.

„Als die Schmetterlinge jeden Abend um die Kletten⸗büſche flogen, ſchloß ich, daß ihr Geburtsort daſelbſt wäre, ſuchte aber die Eyer vergebens auf in den Blumen, Stielen und Blättern, bis ich im Oct. eben dieſes Jahres, da die Kletten den Samen gaben, folgendes fand. An ſtatt, daß die Kletten ihre Samen einzeln locker ſtehen haben, ſolche, wenn ſie reifen, auf das Erdreich auszuſtreuen: ſo fanden ſich an ſolchen Kletten, welche von den Schmetterlingen für ihre Brut waren auserſehen worden, die Samen klumpenweiſe zuſammenhängend, manchmal 3, 4, 5, 6, auch alle in einem Klumpen, dazwiſchen dünne Faſern und Spalzen, welche vermuthlich aus den Blumen genommen und geſtopft waren, wie man in hölzernen Gebäuden, wo das Holz nicht recht zuſammen ſchließt, die Fugen mit Moſe ausſtopft. Als ich dieſe Samenklumpen öffnete, fanden ſich in jedem kleine Raupen, die ſich auf dieſe Art Herberge auf den Winter verſchaffet hatten.

„Ich unterſuchte die Urſache, warum dieſe Samen ſolchergeſtalt zuſammen gewachſen waren, und muthmaßte, es möchte eben ſo mit dem Samen zugehen, wie mit den Gallåpfeln auf den Eichen.

„Ich bemerkte einige Zeit darnach, als ich dieſe Klumpen öffnete, daß die Raupe in einer weißlichen harten Haut lag, die quer durch den Samen gieng. Dieſe Haut war auch die Urſache, daß die Samen zuſammen hiengen, weil einige gleichſam an ſie angeleimet waren. Ich ſahe aber auch andere Samen, welche nicht an die Haut rührten, und doch zuſammen hingen, bey denen alſo die Haut den Zuſammenhang nicht verurſachen konnte.

„Als ich dieſe Samen abſonderte, zeigte ſich auf jeder Seite des Samens ein dunkler und rother Fleck, welcher immer kleiner ward, je weiter die Samen von der Wohnung der Raupen ab lagen, bis die Flecken kaum zu ſehen waren. Als ich mit einer Stecknadel in dieſe Flecken bohrte ſah ich, daß es Raupenlöcher waren, die mit Unrathe von Raupen und Mehl erfüllt waren, welches nach ſeiner

Verhärtung den Samen zuſammen hielt, als ob es Kalk wäre.

„Hiebey ſah ich, daß die Raupe, nachdem ſie in der Blume ausgekrochen iſt, zwiſchen den Samen hinunter, und an die Seite des nächſten Samens kriecht, nachgehends ſich in das eine Ende des Samens dränget, und das Innere oder den Kern verzehrt, den ausgeleerten Rand aber mit ihrem Unrathe und Mehle ausfüllt: ſo geht ſie durch den ganzen Samen, und nach dem Maße, das ſie frißt, füllt ſie es wieder aus, daß die Schale des Samens nachgehends ſo voll iſt, als zuvor. Darauf kriecht ſie durch eben das Loch heraus, durch das ſie hinein gekommen iſt, ſtopft es alsdann wieder zu, und kriecht in das nächſte Samenkorn, wo ſie alles hinter ſich ſtopft, ſo, daß beyde Körner zuſammen hängen, als wären ſie zuſammen genagelt. Auf dieſe Art geht die Raupe durch die Samenkörner, und befeſtigt ſie an einander, daß ſie wie zuſammen geleimt ſind. Wenn man ſie von einander ſondert, wird man faſt nichts gewahr, weil der Weg, den ſie durch die Samen nimmt, ſehr enge iſt, vornämlich wenn ſie das erſtemal in den Samen gekrochen iſt, da ſie ſehr klein und dünn iſt. Nach und nach wird das Loch immer größer, indem die Raupe wächſt, und das Mehl und der Koth haben einerley Farbe mit dem Samen.

„Wenn die arbeitende Raupe von der Zeit erinnert wird, an ihr Winterlager zu denken, ſo hört ſie auf, die Samen ſolcher Geſtalt in gerader Linie zuſammen zu hängen, wiewohl der größte Theil in den raupenreichen Blumen ihre ganze Arbeitszeit mit dem Wintergebäude beſchäftigt iſt. Die Raupe gräbt auf die erſte Art einige zunächſt herum ſtehende Samenkörner aus, und macht in die innern Seiten der Samen, oder diejenigen, die gegen einander ſtehen, ein großes Loch, darein ſie die Seite oder ein Ende ihres Gebäudes ſetzen kann. Alſo dient jeder Same, da der obere Theil weiter iſt, zugleich zur Wand und zum Dache.

„Wo ſie zu vielem Vorrathe kommen kann, füllet ſie alle Samenſchalen, und läßt im andern Falle eine oder mehrere ledig, doch daß ihre Löcher an den Seiten ſowohl, als die andern Löcher, wohl zugemacht werden.

„Innerhalb dem Umfange dieſes Samens ſpinnt ſie ein längliches ſehr dichtes Gewebe zuſammen, das etwas grö-

gröſſer als ihr Körper iſt, der quer durch den Samen liegt. Die Seide, woraus es gemacht iſt, iſt an ſich ſelbſt zähe und kleberig, wenn ſie zuerſt aus der Raupe Körper kömmt, und befeſtigt ſich durch ihre eigenen Kleberigkeit; wenn ſie aber trocknet, wird ſie glatt und hart, und ſie trocknet ſehr geſchwinde.

„Das Ausgraben dieſer Schalen, die zu den Wänden dienen, ſcheint doppelten Nutzen zu bringen, daß nämlich die Raupe während ihrer Arbeit ihre Nahrung darin findet, und denn auch, daß ihr Gebäude ungeſtört bleibe, wie geſchehen würde, wenn einige Vögel, als: Stieglitze, oder andere, die Samen verzehren wollten, die leeren Schalen aber laſſen ſie wohl ſtehen.

„Auch das ſcheint nicht vergebens, daß die leeren Schalen wieder zugemacht werden, vornämlich weil die Kletten im Herbſte meiſtens abfallen, da ſich denn das Waſſer bald durch die Schale und nachgehends durch das Gewebe ziehen könnte, wodurch die Raupe darin Schaden leiden würde.

„Die Ordnung der Raupenkammern unter einander wieſe, mit was für Vorſichtigkeit dieſe kleine Schmetterlinge ihre Eyer in die erwähnten Blumen legen, daß zwiſchen jedem Eye ſo viel Platz bleibt, als die Raupe zu ihrem Gebäude braucht, und nicht viele Eyer in eine Blume zuſammen, ſondern alle abgeſondert kommen.

„Man kann hieraus folgende Schlüſſe ziehen. 1. Kein Weibchen legt mehr als ein Ey auf eine Stelle. 2. Sie können die Blumen, wo ſchon Eyer darin ſind, von den andern unterſcheiden; denn ſonſt könnte ein Weibchen auf zweymal, oder zwey Weibchen, eines nach dem andern, Eyer in eben die Blume legen, wodurch die Ordnung würde geſtöret werden; aber daß dieſes nicht geſchieht, lehrt die Erfahrung vornämlich auf den großen Büſchen, wo ich 600 befruchtete Blumen gezählt habe. Rechnet man nun nur 2 Raupen in jeder Blume, wiewohl ihrer faſt noch einmal ſo viel ſind, ſo hat ein Buſch 1200 Raupenwohnungen, und alle in ihrer Ordnung. Dieſe Ordnung macht, daß die Eyer ſchwer zu finden ſind, weil man ſie nicht ſieht. Wie iſt es dieſen Schmetterlingen möglich, die Blumen mit Eyern von den andern zu unterſcheiden? Thut dieſes nicht ihr ſcharfer Geruch? 3. Die Eyer müſſen in kernreiche Blumen geleget werden, wenn die Raupe

beym Leben bleiben ſoll, denn ſie hat keine Füße, ſondern nur ſechs kleine Zacken an den drey vorderſten Gliedern unter dem Bauche, mit denen ſie ſich, durch Beyhülfe der Ringe, durch die Samen ziehen kann. 4. Die zarten Raupen drängen ſich zwiſchen den Samen, an der Stelle, wo ſie auskriechen, hinunter. 5. Sie werden, wie anderes Ungeziefer, von der Sonnenwärme ausgebrütet, daher befinden ſich auch viel mehr Raupen auf den Büſchen, die vor dem Nordwinde beſchirmet ſind, und nach Süden zu ſtehen, als auf den andern. 6. Die Raupen leben nur von Kerne in Klettenſamen; würden ſie alſo nicht eben die purgirende Kraft in der Arzneykunſt haben, wie der Same ſelbſt? 7. Sie erbauen ſich ihre Winterwohnungen ſelbſt auf eine vorſichtige und künſtliche Art; ihr Mehl und ihr Koth verrichten den Dienſt der Nägel bey hölzernen Gebäuden. 8. Bey dieſem hand- fuß- und wehrloſen Gewürme leuchtet ein Geſetz der Allmacht hervor, welches einen aufmerkſamen Betrachter mit heiliger Verehrung ſeines Stifters rühren muß.

„Die Eyer werden im Jul. geleget, ſo bald ſich die Klettenblumen geöffnet haben. Alsdann wird an der Winterwohnung bis in die Mitte des Aug. gearbeitet, da ſie ſich bis mitten in den April des folgenden Jahres hinein legen, und alsdenn in Puppen verwandeln, auf welche Art ſie 245 Tage, oder 35 Wochen, ohne Speiſe, und ohne ab- oder zu zunehmen, liegen. So bald im Winter gelindes Wetter einfällt, rühren ſie ſich; und eben dieſes thun ſie, wenn ſie in der ſtärkſten Kälte heraus genommen, und auf die bloße Hand geleget werden.

„Die Verwandlung in Puppen geſchieht bey ihnen, ſo viel ich mit bloßen Augen habe bemerken können, folgendermaßen. Wenn die Zeit gekommen iſt, welche die Natur der Raupe vorgeſchrieben hat, nicht länger in ihrer Kindheit zu bleiben, ſondern in die Jugend zu treten, ſo verändert ſie ſich weder in der Länge noch in der Breite, aber am äuſſerlichen Anſehen, und der Einhüllung innerhalb einigen Stunden ſo merklich, daß ſie nachgehends ganz ein anderes Geſchöpf ſcheint. Gegen die Verwandlungszeit, nachdem die Raupe ein Paar Tage zuvor mit eingebogenem Kopfe ganz unbeweglich hat gelegen, welches deswegen zu geſchehen ſcheint, damit die Haut auf dem Rücken ausgedehnet wird, und alſo leichter Riſſe bekommt und auf-

aufſpringt, fängt die Kopfſchale, die zuvor hellbraun war, an, nach und nach dunkler, und die 3 vorderſten Ringe, nebſt den darunter ſitzenden 6 Zäckchen, werden in eine kleine Hülſe zuſammen gezogen, die nach und nach gelb wird und verwelkt, bis des Schmetterlings Kopf, Augen, Hörner, Rüſſel, Füße und Flügel, welche alle ſchon innerhalb der Raupe ihrer Haut ſtecken, eine Feſtigkeit bekommen haben, indem die überflüſſige Feuchtigkeit im Körper von ihnen weggedunſtet iſt, wobey zugleich die Puppe oder die Bedeckung ſelbſt trocknet und feſter wird. Wenn die Natur ſolcher Geſtalt alles geordnet hat, ſo ſpringt die Raupenhaut am Kopfe auf, da denn die erwähnte Schale mit den Raupenringen und Zäckchen nachgeben und abfallen muß; man findet ſie auch allezeit auf dem Boden in der Raupenwohnung liegen.

„Wenn nun die Raupe auf die beſchriebene Art ihre zweyte Verwandlung erlitten hat, ſo iſt ſie mit einer neuen dichten und glatten Haut oder Puppe über den Rücken, Kopf und ganzen Unterleib bedeckt, welche anfangs blaßgelb iſt, nach 14 Tagen hellbraun wird, und je näher ſie der Verwandlung kömmt, deſto dunkler wird. Dieſe Puppe iſt der Länge nach vielen andern ungleich. Denn anſtatt, daß die Bedeckung der Flügel bey andern nicht weiter, als höchſtens auf die Hälfte ihrer Länge geht, ſo reicht ſie bey dieſer zu äuſſerſt hinunter bis an den Schwanz, und gleicht einem Frauenzimmermäntelchen mit einer Kappe über den Kopf, mit dem Unterſchiede, daß die Kappe über den ganzen Kopf geht, und mit dem Mäntelchen in einem Stücke zuſammen hängt.

„Nachdem ſie unter dieſer Bedeckung gleichſam eingehüllt wieder 100 Tage gelegen und gefaſtet hat, bis ſie ganz und gar in ihren männlichen Zuſtand iſt verſezet worden, ſo bemühet ſie ſich gegen das Ende des Jun., oder den Anfang des Jul.; heraus zu kommen, beuget daher den Kopf mit einem Theile des Körpers auf und nieder, bis die Hülle auf dem Rücken aufſpringt, da denn das Thier zuerſt bemühet iſt, den Kopf durch die Oeffnung zu bringen, und wenn es dieſes erhalten hat, die weiße Haut erreicht, welche die Samenkörner verbindet, und die Wohnung ſelbſt ausmacht, welche es auch öffnet, bis es an das Seitenloch gelanget, wo der Ausgang iſt, da es ſich hinein dränget, und arbeitet, den Kopf, und nachgehends

den Schwanz und die Füße heraus zu bekommen, welches ziemlich ſchwer zugeht; wenn es aber endlich geſchehen iſt, ſo ſpannt es weiter die Füße aus, und ſchlägt mit dem Schwanze gegen dieſe Raupenwohnung auf und nieder, damit es die Flügel heraus ziehen kann, welche zu äuſſerſt bis in den Boden der Puppe hinunter gehen, und da gleichſam doppelt liegen, oder ſich wie ein Haken krümmen. Endlich, nachdem der Schmetterling auf dieſe Art durch den Samen gekrochen iſt, und ſich heraus gearbeitet hat, iſt er anfangs durch und durch feucht und weich; aber nach einer Stunde, wenn die Flügel ſteif geworden und ausgeſtreckt ſind, und alles in gehörige Ordnung gebracht iſt, iſt er ſogleich fertig zu fliegen. Darauf fängt er an ſich zu paaren. Das Weibchen bemüht ſich, ſeine Eyer an die Stellen zu legen, wo die Jungen am beſten fortkommen können. Nachdem die Hälfte des Auguſts vorbey iſt, ſterben die Aeltern, daß alſo ihre Lebensart als Schmetterlinge ungefähr 6 Wochen beträgt, welche ſie größtentheils für ihre Nachkommen anwenden.

„Die Beſchreibung wird ſich alſo folgendermaßen abfaſſen laſſen. Die Raupe iſt weiß, wenig oder faſt gar nicht haarig, ſo lang als eine kleine Fliege. Auſſer Kopf und Schwanze hat ſie noch 11 Glieder, darunter die drey vorderſten auf jeder Seite unten gleichſam 3 kleine Zacken ſtatt der Füße haben, mit denen ſie ſich durch Beyhülfe der Ringe durch den Samen auf und nieder ziehen können. Der Kopf iſt hellbraun. Die Puppe iſt lang und ſo ſtark, als ein mittelmäßiger Klettenſame, hellbraun, glatt, einige wenige kleine Erhöhungen oder Ränder ausgenommen, als eine, gerade längſthin vom Kopfe bis an den Schwanz, und drey auf jeder Seite der erwähnten, die gebogen ſind. Die erſte weiſet die Lage und Zuſammenfügung der Hörner und Flügel, die leztern ſechs zeigen eben dieſes von den Füßen an. Am Oberleibe, der meiſtens bloß iſt, zeigen ſich von den vorigen 10 Ringen der Raupe jezt nur 7. Die übrigen machen die Rückenhaut aus, die mit der Bedeckung des Kopfes und Unterleibes einem Mäntelchen mit einer Kappe gleicht, nur mit dem Unterſchiede, daß die Kappe den ganzen Kopf bedeckt, und mit dem Mäntelchen, deſſen Schneppen zu äuſſerſt hinunter an den Schwanz gehen, in einem Stücke zuſammen hängt. Am Kopfe ſizt an jeder Seite ein kleines rundes Tüppelchen

chen wie Augen. Der Körper des Nachtvogels iſt ſo lang als einer Stubenfliege, aber etwas dünner. Kopf und Rücken ſind weisgelb. Die Augen ſchwarzbraun. die Zunge oder der Saugrüſſel zuſammen gerollt wie eine Uhrfeder; weislich. Die Fühlhörner borſtenähnlich, dunkelgrau, etwas kürzer als der Körper. Bruſt und Bauch aſchfarben, ins Dunkle fallend. Die Oberflügel vornher aſchgrau, hintenzu röthlich mit kleinen dunkeln Rändern, und einem kleinen ſchwarzen runden Flecke auf jedem gezeichnet; des Männchens Flügel aber ſind ziegelfarben, und haben 2 dergleichen Flecken auf jedem Flügel. Die Unterflügel ſind ſchwarz, vom Rücken bis an und in den Rand gleichſam dichthaarig, oder mit kleinen kurzen Franſen geziert, und unten perlfarbig, doch etwas dunkler mit einem kleinen lichten Flecke an dem Grunde oder dem Rande des Flügels. Die Füße gleichen an Farbe dem Kopfe. Die Hinterfüße, welche viel länger ſind, als die Vorderfüße, haben an dem mittelſten Gelenke, oder mitten am Schienbeine, hinten kleine Haare oder Franſen, wie an den Flügeln, doch etwas kürzer.

„Dieſer ſolcher Geſtalt von mir zuerſt gefundene Schmetterling, iſt alſo in des Hrn. Leibarztes Linnäus Verzeichniſſe der ſchwediſchen Schmetterlinge, in der Fauna Suec. in folgende Ordnung und mit folgendem Namen einzurücken: phalaena ſeticornis, ſpiriling uis, alis incumbentibus: ſuperioribus cinereo - gryſeis, puncto atro: inferioribus atris, omnibus margine poſtico interiore, barbatis.“

Kein Vieh rührt die Kletten, weder grün, noch trocken, an; daher es ein Zeichen eines nachläſſigen Wirthes iſt, wenn er ſie auf Wieſen duldet, zumal da ſie leicht zu vertilgen ſind. Da die Wurzeln nur 2 Jahr dauern, ſo können ſie mit weit leichterer Mühe ausgerottet werden, als Gewächſe, welche bleibende Wurzeln haben; denn wenn man ſie abſchneidet, ehe ſie Samen tragen, ſo kann man ihrer in 2 bis 3 Jahren gänzlich los werden. Denn diejenigen Pflanzen, welche von dem Samen aufgehen, blühen erſt im zweyten Jahre; und wenn der Same reif iſt, ſo verderben ihre Wurzeln.

Ob gleich dieſe Pflanzen ein Unkraut zu ſeyn ſcheinen, und es auch, wenn ſie auf den Wieſen wachſen, wirklich ſind, ſo ſind ſie doch nicht ohne Nutzen. Die Wurzeln ſind ſüßlich von Geſchmack, und angenehm von Geruch, ſie ſind genießbar, und ſchmecken faſt wie Artiſchocken. Auch laſſen ſich die zarten Stängel der jungen Blätter im Frühlinge zur Speiſe zubereiten. Man zieht nämlich von denſelben die äuſſere bittere Haut ab, ſchneidet die Stängel ſchräg wie Schminkbohnen, mit denen ſie denn an Geſtalt und Geſchmack völlig überein kommen; nur muß man ſie ſchnell kochen, und das erſte Waſſer abgießen, damit ſie weder zähe werden, noch wild ſchmecken; man brühet ſie wie Spargel ab, und kocht ſie entweder in Butter, oder bereitet ſie mit Eſſig, Oehl und Pfeffer, oder mit Salz, zu.

Inſonderheit aber macht der nützliche Gebrauch in der Arzeneywiſſenſchaft die Klettenpflanzen ſchätzbar. Die Aerzte gebrauchen davon die Wurzel, Blätter und Samen.

Bey der von Geoffroy angeſtellten chemiſchen Unterſuchung, ſind von 5 Pfund friſchen Klettenwurzeln, 1 Pfund und 10 Unzen klarer, grünlicher, und nicht merklich ſauer ſchmeckender Liquor; 2 Pf. 4 U. 1 Drachme und 6 Gran erſt klarer, ſehr ſaurer, zuletzt röthlicher und herber Liquor; 1 U. 3 Dr. rother, ſowohl ſauer=ſalziger, als alkaliſch urinöſer Liquor, und 7 Dr. 24 Gr. Oehl, übergegangen. Die in der Retorte übrig gebliebene ſchwarze Maſſe hat 3 U. 7 Dr. 48 Gr. gewogen, welche, nachdem ſie in einem Reverberirfeuer calcinirt worden war, 1 U. 3 Dr. Aſche zurück ließ, woraus durch das Auslaugen 5 Dr. 60 Gr. fixes, bald alkaliſches Salz gezogen wurden. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation 11 U. 4 Dr. 66 Gr., in der Calcination aber 2 U. 4 Dr. 48 Gr. betragen.

Der

Der Saft der Wurzeln färbt das blaue Papier etwas roth; woraus erhellet, daß ſie ein weſentliches weinſteinartiges zuſammenziehendes Salz beſitzen, welches mit einer mäßigen Quantität Oehl vereinigt iſt.

Zum mediciniſchen Gebrauch muß man die Wurzeln ſammeln, ehe die Stängel aufſchießen, und die Blüthköpfe hervor treiben; mithin ſind die jährigen die beſten, und die zweyjährigen von ſchlechterm Werthe. Je kleiner und jünger dieſelben ſind, je ſaftiger und kräftiger ſind ſie; da hingegen die ältern und ſtärkern mehr trocken und holzicht befunden, mithin unkräftig geachtet werden. Man kann die Wurzel zu den zertheilenden, auflöſenden und verſüßenden Mitteln rechnen, der Saſſaparille, Chinawurzel und andern nicht nur gleich ſchätzen, ſondern auch wirklich vorziehen, und bey vielen langwierigen Krankheiten mit Nutzen gebrauchen. Man hat dieſelbe bey veneriſchen Krankheiten empfohlen. Die Polen ſollen bloß dadurch, daß ſie ſich in Miſt vergraben, und durch das Decoct von dieſer Wurzel, ſich von der Luſtſeuche befreyen (*). Durch ein halbweiniges Decoct von dieſer Wurzel und Sennesblättern, durch Schwitzen, und durch das Decoct aus der China- oder Saſſaparillwurzel, als gewöhnliches Getränk getrunken, ſoll Heinrich III., König von Frankreich, von dieſem Uebel befreyet worden ſeyn (**). Den größten Antheil an dem guten Ausgange dieſer Krankheit, haben wohl die Sennesblätter, als Purgiermittel, das Schwitzen, und die Saſſaparille, gehabt. Dieſe Bemerkung aber hat bewirkt, daß Viele dieſe Wurzel in veneriſchen Krankheiten, entweder ganz allein in einem Decocte, oder in Verbindung mit andern wirkſamern Mit-

(*) *Sinapii* Abſurda vera, ſ. paradox, p. 109.

(**) *Formius* in *River.* Obſſ. comm. 41, p. 342.

Mitteln, gegeben haben. Auch Simon Paulli (*) ſchreibt dem Decocte der Klettenwurzel antiveneriſche Kräfte zu.

Wenn wir aber auch dieſes nicht behaupten wollen, ſo iſt doch der Gebrauch der Wurzel bey allen Unreinigkeiten, wodurch unſere Säfte verändert und verdorben werden, von großem Nutzen, und bey der Krätze, allerley Geſchwüren, u. ſ. f. zu empfehlen. Störk hat dergleichen ſonderlich bey derjenigen Krätze empfohlen, welche nach einem Fieber zurück bleibt. Auch die beſondere Materie, wodurch die Gicht hervor gebracht wird, kann durch dieſe Wurzel verändert, und die Krankheit gehoben werden. Foreſtus erzählt ein merkwürdiges Beyſpiel, da durch eine Abkochung der Klettenwurzel mit Bier, der Urin häufig und ſo weiß wie Milch abgegangen, und der Kranke dadurch von der Gicht befreyet worden iſt. Auch Chesneau empfiehlt dieſe Wurzel. Hill curirte durch ſie ſich ſelbſt das Podagra, und hat in einem beſondern Werke ihre wirkſame Kraft wider die Gicht angeprieſen.

The management of the Gout, with the virtues of Burdock-root firſt uſed in the Authors own caſe. By *John Hill*, the 6th edit. Lond. 1758, gr. 8. 3 u. e h. B.

D. Erine preiſet ebenfalls dieſes Mittel wieder das Podagra ſehr hoch. Er läßt 2 Loth Klettenwurzel zerſchneiden, waſchen, und in einem verſchloſſenen ſteinernen Gefäße $1\frac{1}{2}$ Maß kochendes Waſſer darauf ſtehen, bis es kalt geworden iſt, da es unausgepreßt abgegoſſen, und die Hälfte dieſer Portion mit $\frac{1}{2}$ Maß Milch, und 1 Loth Honig, des Morgens laulich, und, wenn es gefällig, ſtatt des Frühſtückes mit Brod, die andere Hälfte des Abends, eben ſo, ſtatt der Mahlzeit, genoſſen wird. Die Wirkung beſteht darin, daß die Arzeney den Urin und die gypſige Ma-

(*) Quadripat. botan. p. 402.

Materie treibt, welche zur Gicht und zu Harnſteinen den Grund legt.

The management of the Gout, by a Phyſician from his own caſe with the virtues of an engliſh plant Bardana, not regarded in the preſent practice, but ſafe - and effectual in alleviating the diſeaſe. By *Ge. Crine.* the 2d. edit. Lond. 1758.

Gemeiniglich iſt ſie auch in den zuſammen geſetzten, wider die Gicht dienlichen Mitteln enthalten, z. B. in dem Decocto compoſito Fulleri (*).

Die Klettenwurzel iſt auch als ein Mittel wieder den Stein bekannt. Demachy (**) meldet davon Folgendes.

„Ein junger Menſch, der einen Blaſenſtein hatte, wurde in den pariſer großen Hoſpitale dadurch von dem Schnitte befreyet. Nach 5 Monaten trank er eines Tages viel Bier, und machte dabey mit einer Frauensperſon eine Ausſchweifung, welche Perſon aber im übrigen geſund war. Den folgenden Tag bekam er eine Art von Tripper, der mit einer ſchmerzhaften Steifigkeit des männlichen Gliedes verknüpft war, und fragte mich deswegen um Rath. Ich erkundigte mich nach der Geſundheit der Frauensperſon, und fand bald, daß der Tripper nicht von einer veneriſchen Urſache, ſondern bloß von dem zu häufig genoſſenen Biere herrührte, daher ich ihm nur etwas Franzbranntwein zu trinken verordnete, wodurch auch der Tripper bald wieder vergieng. Es bekam aber der Kranke plötzlich ſehr heftige Schmerzen in der Blaſe, und ſein Urin wurde blutig. Ich ließ ihn bloß ein erweichendes Decoct trinken, daß aus 1 Unze Klettenwurzel, und 1 Scrupel Leinſamen beſtand, die in 1 Pinte Waſſer gekocht wurden. Nach Verluſt von 5 Tagen, binnen welcher Zeit der Patient ungefähr 10 Pinten ausgetrunken hatte, kam derſelbe voll Freuden zu mir, und erzählte mir, er ſey nun völlig geheilt, zeigte mir auch zugleich 5 kleine Steine, die mit dem Urin von ihm abgegangen waren. Der Kranke fuhr mit dem Gebrauche des Decoctes der Klettenwurzel fort,

(*) Pharmacop. extemp. p. 38.

(**) *Jac. Franc. Demachy* obſ. de radicis bardanae vi non diuretica ſolum, ſed & lithontriptica, ſt. in Nov. Act. phyſ. med. Acad. N. C. To. V. Norimb. 1773, 4. Obſ. 54, S. 195, f.

fort, wodurch denn binnen 15 Tagen, auf 14 an Figur, Gröſze ꝛc. ſehr verſchiedene Steine abgetrieben wurden. Der Kranke verheurathete ſich kurze Zeit darauf, und befand ſich vollkommen wohl, es gieng auch nie der geringſte Gries mehr von ihm ab.

„Dieſe Erfahrung hat mir nachher gedient, mehrere Perſonen, bey welchen ich Gries oder Steine vermuthete, dieſes Decoct trinken zu laſſen, welches ihnen auch immer viel Nutzen ſchaffte, und in mehrern Verſuchen nicht bloß eine harntreibende, ſondern ſelbſt eine ſteinauflöſende Kraft zeigte.“

Man weiß auch aus einer Erfahrung, daß dieſe Wurzel in hartnäckigen rheumatiſchen Schmerzen heilſam geweſen iſt. Man kochte nämlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Unzen dieſer Wurzel in $\frac{1}{2}$ Pfund Waſſer, ließ es bis zur Hälfte einkochen, that $\frac{1}{2}$ Unze gereinigtes Honig hinzu, ließ dieſe Mixtur des Morgens im Bette nehmen, und ſetzte dieſen Gebrauch 6 Wochen lang fort (*).

Eben ſo gewiß iſt die auflöſende und zertheilende Kraft. Der Erfahrung zu Folge hat der Gebrauch eines Decoctes der Wurzel bey Kindern, bey welchen Verhärtungen und Knoten in dem Unterleibe, und inſonderheit in den Gekröſedrüſen, wahrgenommen, und daraus eine Abzehrung erzeuget worden, ſich kräftig bewieſen, ſolche aufgelöſet, und den verſchloſſenen Durchgang des Nahrungsſaftes wieder eröffnet, wozu aber ein anhaltender Gebrauch erforderlich iſt. Lieutaud (**) hat ſolche auch bey den Wöchnerinnen kräftig, und zur Beförderung der Reinigung bewährt befunden. Sonſt kann auch das Decoct dieſer Wurzel, wie die Quecke und andere dergleichen, bey hitzigen Fiebern und andern Krankheiten gebraucht werden, ohne daß man davon eine beſondere Wirkung hoffe; denn daß ſolcher bey Krankheiten der Bruſt und Ge-

(*) *Razoux* Tables noſologiques, 1767. p. 256.

(**) Syn. prax. med. p. 563.

Gebärmutter, oder bey dem Seitenſtehen, eine vorzügliche Kraft beſitze, iſt wohl nicht mit Gewißheit zu behaupten.

Die Schäfer pflegen den Schafen, wenn ſie huſten und zur Lungenſucht geneigt ſind, die Wurzel klein zerſchnitten unter das Futter zu mengen. Wenn ein Vieh ſiech iſt, oder ſonſt Gebrechen an der Lunge hat, giebt man ihm Klettenwurzel, Wohlgemuth, Baldrian und Enzian, unter dem Futter zu freſſen.

Nach dieſem allen wird man von dem Gebrauche der Klettenwurzel wohl nichts ſchädliches zu befürchten haben. Scopoli will zwar bey einem Mädchen, welches den Trank von dieſer Wurzel einige Zeit genoſſen hatte, eine Steifigkeit in dem ganzen Körper wahrgenommen haben, und daher vermuthen, als ob dieſelbe ein ſcharfes, reitzendes und austrocknendes Salz und Oehl beſitze (*), wovon aber andere bey angeſtellter Unterſuchung keine Spuren haben finden können. Der Zuſtand dieſes Mädchens hat gewiß eine andere Urſache zum Grunde gehabt.

Die geriebenen friſchen Wurzeln heilen die unterlaufenen Flecken, wenn man ſie in ein leinenes Tuch thut, und warm auf den leidenden Theil legt. Mit Salz geſtoßen, und aufgelegt, heilt ſie den wüthenden Hundsbiß.

Von 5 Pfund Klettenblätter, welche aus einer Retorte deſtillirt wurden, ſind 1 Pfund, 14 Unzen, 6 Drachm. und 54 Gr. klarer, grünlicher, etwas unſchmackhafter, hernach nicht merklich ſaurer Liquor; 2 Pf. 9 U. 1 Dr. 42 Gr. erſt klarer, etwas ſaurer, hernach röthlichbrauner, ſauerſalziger, endlich rother, brandig riechender, etwas herber, und ein wenig alkaliſch urinöſer Liquor; 1 U. 42 Gr. rothbrauner, und mit einem flüchtigen urinöſen Alkali begabter Liquor; 1 Dr.

(*) S. Deſſen Flora carniol, 1 Aufl. S. 354.

1 Dr. feſtes flüchtiges Salz, nebſt 1 U. 5 Dr. dickes Oehl, übergegangen. Die in der Retorte übrig gebliebene ſchwarze Maſſe hat 3 U. 6 Dr. 44 Gr. gewogen, welche, nachdem ſie in einem Reverberirfeuer calcinirt worden, 1 U. 7 Dr. 42 Gr. Aſche zurück lieſſen, woraus durch das Auslaugen 7 Dr. 40 Gr. fixes bloß alkaliſches Salz abgezogen worden ſind. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation 1 U. 2 Dr. 48 Gr., in der Calcination aber 1 U. 7 Dr. 42 Gr. betragen.

Die Blätter ſind bitter. Ihr Saft verändert das blaue Papier nicht. Wenn ſie getrocknet ſind, und hernach verbrannt werden, erregen ſie, wie der Salpeter, einiges Kniſtern und Blitzen; woraus ſich vermuthen läßt, daß ſie ein ammoniakaliſches ſalpetriges Salz enthalten, welches mit vielem dicken Oehle umhüllt iſt. Verſchiedene haben dieſes Salz wider das Podagra verordnet, lange vorher, ehe D. Hill es für gut hielt, dieſes Salz in ein Elixier wider das Podagra und die Gicht zu verwandeln (*).

Aeuſſerlich gebraucht, lindern die Klettenblätter die Schmerzen des Krebſes, reinigen die Geſchwüre, und befördern den Ausbruch des Eiters (**). Sie dienen in geſchwollenen Füßen und der Waſſerſucht. Stahl und Junker ſchreiben: Wenn dieſe Blätter gelinde gequetſcht werden, reſolviren ſie das ſchleimige ſtockende Waſſer zwiſchen der Haut und dem Fleiſche. Sie dienen, wenn ſie friſch und oft aufgelegt werden, bey Entzündungen, die mit einer brennenden Hitze den Brand drohen. Sie zertheilen die Geſchwulſt augenſchein-

(*) Univ. Magaz. Jan. 1762, S. 12. Brem. Magaz. 6 B. 2 St. S. 325, f.

(**) D. Schönheyders Bemerkung der Heilkraft der Klettenblätter in Verſchwärungen der Haut, in Societatis medicae Havnienſ. Collectan. Vol. I. (Havn. 1774, 8.) S. 223.

ſcheinlich, und ziehen zugleich die ſtockenden ſcharfen Feuchtigkeiten aus. Mit dieſen Wirkungen iſt die Linderung der Schmerzen unzertrennlich verknüpft. Sie können daher mit großen Nutzen im Gliederreiſſen, ja ſelbſt in dem hartnäckigſten Podagra gebraucht werden. Man hat bey dieſem Gebrauche nicht die geringſte ſchädliche Folge zu befürchten, weil ſie die Schärfe nicht zurück treiben, ſondern vielmehr ausziehen, und alſo die Stelle der blaſenziehenden Pflaſter vertreten können; ja, dieſen noch vorzuziehen ſind, weil ſie nicht ſolche Schmerzen verurſachen, man auch eine größere Menge Feuchtigkeiten damit ausziehen kann. Von den getrockneten Blättern hat man gleiche Wirkung zu erwarten, wenn man ſie vorher in Waſſer einweicht. Man ſtößt auch oder kocht die Blätter in Milch, und macht einen Umſchlag daraus, den man, zur Linderung der Gichtſchmerzen, auf den leidenden Theil legt, und alle 6 Stunden wiederholt. Eben dieſer Umſchlag löſet auch bey Quetſchungen das geronnene Geblüt auf, und zertheilt es. Mit Urin und Kleyen zum Breyumſchlage gekocht, haben die Blätter eine Geſchwulſt am Kniee zertheilt. Das Kraut und die Wurzel friſch und grün gehackt und in Butter gekocht, geben eine herrliche Brandſalbe ab, welche, oft übergeſchmiert, die vom Feuer verbrannten Glieder bald wieder heilt, und den brennenden Schmerz geſchwinde ſtillt.

Man bereitet in den Apotheken aus den Blättern ein deſtillirtes Waſſer und ein Extract. Die Blätter braucht man zum Unguento populeo *Nicol. Salernit.*

In England gab Jemand vor, daß er aus dem Safte der Blätter Gold gemacht habe.

Fünf Pfund friſcher Klettenſame, welche aus einer Retorte deſtillirt wurden, haben 6 U. 24 Gr. klaren faſt unſchmackhaften, nicht riechenden und nicht merklich ſauern Liquor; 7 U. 7 Dr. 36 Gr, ſehr

ſauern und herben Liquor; 14 U. rothen, brandig rie-chenden, ſowohl ſauern als flüchtig urinöſen alkaliſchen Liquor, nebſt 1 Pf. 5 Dr. 36 Gr. flüßiges Oehl, ge-geben. Die in der Retorte übrig gebliebene ſchwarze Maſſe hat 1 Pf. 7 U. 7 Dr. gewogen, welche, nach-dem ſie in einem Reverberirfeuer calcinirt worden, 4 U. 3 Dr. 36 Gr. weißliche Aſche zurück gelaſſen ha-ben, woraus durch das Auslaugen 2 Dr. 14 Gr. fixes Salz nebſt einigen talkigen Theilen gezogen wurden. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation 11 U. 3 Dr. 48 Gr., in der Calcination aber 1 Pf. 3 U. 3 Dr. 36 Gr betragen.

Der Klettenſame iſt bitter und ſcharf. Er hat viel Oehl, welches mit einem weinſteinartigen ammo-niakaliſchen Salze verbunden iſt. Er iſt ein kräftig urintreibendes und ſteinzermalmendes Mittel. Man nimmt ihn zu 1 Dr. in weißem Weine oder einer an-dern bequemen Flüſſigkeit. Oder man macht von dem-ſelben, mit dem Klettendecocte oder dem deſtillirten Klettenwaſſer, eine Emulſion. Apulejus verſchreibt den gepülverten Samen, den er täglich früh nehmen läßt, wieder das Hüftweh.

D. Hoffmanns Abh. von der Klettenwürzel, ſt. im 78 St. der gel. Beytr. zu den braunſchw. Anz. v. J. 1765.

Wie mit Kletten Fledermäuſe zu fangen seyn, ſ. im XIV Th. S. 112.

2. **Maskirte Klette, Klette mit ſtacheligen Blättern**, Carduus mollis latifolius, lappae capitulis *Bauh.* Cirſium latifolium, lappae capitulis *Tourn.* Cirſium Hallerianum *Hill.* Carduus capitulis in ver-tice congeſtis lanigeris, ſquamis reflexis *Gmel.* Car-duus inermis, foliis imis pinnatis, ſuperioribus ova-to-lanceolatis ſerratis, ſquamis calycis reflexis *Hall.* Arctium Perſonata, foliis decurrentibus ciliato-ſpino-ſis, radicalibus pinnatis, caulinis oblongo-ovatis *Linn.* Arctium foliis cordatis inermibus, capitulis mino-

minoribus compactis *Mill.* Sie iſt zweyjährig, und man findet ſie auf den ſchweizeriſchen, ſavoyiſchen und öſtreichiſchen Alpen. Sie trägt auf der Wurzel gefiederte, auf dem Stängel aber ganze, eyförmig zugeſpitzte Blätter. Die Spitzen der Kelchſchuppen ſind nicht rückwärts gebogen, oder mit einem Haken ſich endigend, daher Hr. v. **Haller** und einige andere dieſe Art mit dem Diſtelgeſchlechte vereinigt haben.

3. Diſtelſinkenklette, Arctium foliis pinnatifidis aculeatis *L.* Sie wächſt auf den oberkrainiſchen Alpen, und hat die Stellung der Haberdiſtel. Ihr Stamm iſt kraus und ſtachelig; ihre Blätter umfaſſen ihn, ſind zerſchliſſen, in Querſtücke getheilt, und an ihrem Rande ſtachelig. Ihre Blumenkelche ſtehen an dem Gipfel des Stammes auf Stielen, und haben abſtehende gekrümmte, und gleichbreit = borſtenartige Schuppen.

Die Benennung Spitzklette, (bey **Planer'n** Cliſſen oder Kliſſen,) führt eine Gattung Pflanzen, deren Befruchtungswerkzeuge ganz beſonders beſchaffen ſind. Man findet männ = und weibliche Blumen in einer Pflanze; und es ſind ſolche zwar von einander abgeſondert, doch ſtehen ſie dicht bey einander, und die weiblichen gleich unter den männlichen. Die männlichen gehören zu den zuſammen geſetzten, indem ein gemeinſchaftlicher Kelch viele derſelben einſchließt. Dieſer Kelch beſteht aus vielen ſchuppenweiſe über einander liegenden, ſchmalen, unter ſich ſelbſt ähnlichen Blättchen, und die darin enthaltenen Blumen ſtellen eine halbe Kugel vor, und beſtehen aus einem röhrenförmigen, fünfzackigen Blumenblatte und 5 Staubbeuteln; zwiſchen den Blümchen liegen kleine Spelzen. Die weiblichen haben kein Blumenblatt, ſondern zwey derſelben umgiebt ein Kelch, welcher aus 2 dreyfach zerſchnittenen, mit Stacheln beſetzten, und

mit dem Fruchtkeime verwachſenen Blättchen beſteht, welche aber kaum mit bloßen Augen zu erkennen ſind; daher auch einige Schriftſteller gar keine Entwickelung, ſondern einen nackten Fruchtkeim beſchrieben haben; dieſer treibt 2 Griffel mit einzelnen Staubwegen. Die längliche Frucht iſt über und über mit Stacheln beſetzt, am Ende in zwey Spitzen und inwendig in zwey Kammern getheilt, und enthält längliche Samen. Man kennt bisher nur 3 wahre Arten.

1. Gemeine Spitzklette, (Spitzklee, vielleicht nur nach einer verderbten Ausſprache,) kleine Klette, kleines Klettenkraut, Igel- oder Igelsklette (dieſen Namen aber führt gewöhnlicher die Echinophora *Tourn.* & *Linn.* von welcher ich weiter unten handeln werde,) Bettlerläuſe, Bettlerläuſekraut (*), Bubenläuſe, Antitheſion, Chaſcanon, Choiradoletron *Dioſc.* Lappa minor ſ. Xanthium Dioſcoridis *C. B.* Xanthium ſ. Lappa minor *J. B.* Lappa minor *Brunfelſ. Trag. Cord.* Xanthium *Offic.* & *Fuchſ. Dod. Geſn. Tabern. Tourn.* Xanthium ſ. Strumaria *Penæ* & *Lobel.* Bardana minor *Gerard.* Xanthium foliis ſemitrilobis, aculeis uncinatis *Hall.* Lapparia *Heiſteri*; Xanthium ſtrumarium, caule inermi, foliis cordatis trinervatis *Linn.* Fr. petite Bardane, petit Glouteron, Glaiteron, Gletteron, Grappelles, Herbe jaune, oder à jaunir, Engl. leſſir Burdock; wächſt in verſchiedenen Ländern Europens, an ungebaueten Oertern wild, und blüht vom Jun. bis in den Sept. Der rauhe Stängel wächſt ungefähr 1 F. hoch, und verbreitet ſich in viele Aeſte, woran an langen rauhen Stielen einander wechſelsweiſe gegen über, breite, herzförmige, ſpitzige, ausgezackte, und mit

(*) Mit dieſer Pflanze iſt das im II Th. S. 279, fgg. beſchriebene Klebekraut, Aparine L. welches ebenfalls kleine Klette und Bettlersläuſe genannt wird, nicht zu verwechſeln.

mit 3 hinterwärts vereinigten Nerven beſetzte Blätter hangen, in deren Winkeln die männ- und weiblichen Blumen platt aufſitzen. Die männlichen haben gelbliche Blumenblätter. Die Samenkörner ſind eyförmig, haben an beyden Enden Spitzen, und ſitzen in einer trocknen, länglichen, zweyhornigen, ſtacheligen Kapſel, welche inwendig zwey Fächer hat. Kraut, Blume und beſonders die Früchte färben die Wolle ſchön gelb, wie der Name Xanthium, welches eine gelbe Pflanze bedeutet, anzeigt. Die Blätter ſind bitter, zuſammenziehend, und färben das blaue Papier nicht roth. In der chemiſchen Behandlung geben ſie viel Salz und Oehl. **Matthiolus** rühmt ſie als ein gutes Mittel wider den Ausſatz; und andere rühmen ſie bey verhärteten Drüſen, inſonderheit den Kröpfen, wenn man dem Kranken 6 Unzen von dem ausgepreßten Safte derſelben, oder 1 Quent Extract davon, giebt. Man legt auch die Blätter äuſſerlich auf; ſie ſind, wie die von der oben beſchriebenen großen Klette, zertheilend, und dienen, die kropfartigen Geſchwulſten zu vertreiben.

Ehemals pflegte man den Samen, ehe ſie reif wurden, zu ſtoßen, und das Haupt, welches man vorher mit Salpeter rieb, damit zu beſtreichen, um die Haare gelb oder blond zu färben, weil dieſe Farbe der Haare für die ſchönſte gehalten wurde. **König** verſichert, daß die Samen, mit Weingeiſte infundirt, den Gries abtreiben. Beſſer aber iſt es, wenn man ſie dawider brauchen will, das Pulver davon bis zu $\frac{1}{2}$ Quent in weißem Weine zu geben. Die zu Pulver geriebenen Samen führt **Linne** als ein geheimes Mittel wider die Roſe an, wenn 1 Loth davon eingenommen wird. Auch äuſſerlich hat man den Samen wider die Geſchwulſt der Füße gebraucht.

2. Orientaliſche Spitzklette, Xanthium canadenſe majus, fructu aculeis aduncis munito *Tourn.*

Xanthium elatius majus americanum, fructu ſpinulis aduncis munito *Moriſ.* Lappa canadenſis minor congener, ſed procerior *Raj.* Xanthium majus canadenſe *Herm.* Xanthium orientale, caule inermi, foliis cuneiformi-ovatis ſubtrilobis *L.* Sie wächſt in China, Japan, Ceylon und Canada; iſt, wie die vorhergehende, ein Sommergewächs, und läßt ſich leicht durch die Samen in unſern Gärten im freyen Lande erziehen, verdient aber kaum einen Plaz darin. Die ganze Pflanze iſt der vorigen ſehr ähnlich, und daher haben ſie auch einige nur für eine Spielart gehalten. Linne hat ſie erſt in den neuern Schriften als eine beſondere Art angegeben, und angemerkt, daß die ganze Pflanze viel rauher anzufühlen ſey, die Blätter eyrund, hinterwärts keilförmig, und in 3 oder 5 ausgezackte Lappen zerſchnitten, und mit 3 getheilten Nerven verſehen ſeyn. Die Frucht iſt wohl dreymal größer, als bey der vorigen, mit weit ſtärkern Stacheln beſezt, und endigt ſich mit 2 anſehnlichen Haken. Zwiſchen den männlichen Blumen liegen lange, vorragende, rückwärts gebogene Spelzen, und bey der Frucht ſtehen 1 oder 2 ganz ſchmale Blättchen.

3. Stachelige Spizklette, Xanthium luſitanicum laciniatum, ſpinis validiſſimis munitum *Tourn.* Xanthium luſitanicum ſpinoſum *Pluken.* & *Herm.* Xanthium ſpinoſum, atriplicis folio *Moriſ.* Xanthium ſpinoſum, ſpinis ternatis, foliis trilobis *Linn.* Die faſerige Wurzel treibt einen aufrecht ſtehenden, 2 bis 3 F. hohen, und in viele aufgerichtete Aeſte getheilten Stängel. Dieſer und die Aeſte ſind mit vielen unordentlich oder wechſelweiſe einander gegen über geſtellten Blättern beſezt. Dieſe ruhen auf langen Stielen, ſind glatt, glänzend, oberwärts grün, unterwärts weißlich, fangen ſchmal an, werden breiter, und gemeiniglich in 3, oder auch 5 ſpizige Lappen zerſchnitten. Die obern Blätter bleiben ungetheilt, ſind

ſchmal und lanzenförmig. Bey jedem Blatte ſitzen gemeiniglich 3, im Urſprunge mit einander verbundene, hernach aber ſeit= oder unterwärts gerichtete, gelbe, ſtarke Stacheln. Nahe an den Blättern ſitzen die Blumen. Die Früchte ſind zwar auch mit Stacheln beſetzt, dieſe aber ſind viel weicher und zärter, als bey den zwey vorhergehenden Arten. Dieſe dritte Art wächſt in Portugal und bey Montpellier wild, iſt gleichfalls ein Sommergewächs, welches ein gutes Anſehen hat, und daher in den Gärten gehalten wird. Man ſäet den Samen auf ein Miſtbeet, verpflanzt die jungen Stöcke in gute Erde in gehöriger Entfernung von einander, und begießt ſie fleißig, da man denn im Herbſte leicht reifen Samen erhält.

Der Namen Leberklette führt die im I Th. S. 453, fgg. beſchriebene Odermennig, Agrimonia Eupatoria *Linn.* wegen ihrer guten Wirkung in den Verſtopfungen der Leber.

Die (zum Unterſchiede der kleinen Klette, oder gemeinen Spitzklette, ſ. oben, S. 387,) eigentlich ſo genannte Igel= oder Igelsklette, Ackerklette, Feldklette, iſt ein Doldengewächs, welches Planer Stacheldolde und Linne mit dem Tournefort Echinophora genannt hat. Die unter gleichem Namen vom Rivinus beſtimmte Gattung gehört zum Klettenkerbel. Es hat daſſelbe, wie die übrigen Gattungen doldentragender Pflanzen, 5 Staubfäden und 2 Griffel; die beſondern Kennzeichen aber ſind: die einblätterige in 6 ungleiche Theile zerſchnittene Einwickelung der kleinern Dolden, die Ungleichheit der 5 Blumenblätter, wie auch, daß bey den Randblümchen der Stempel fehlt, und dieſelben ohne Samen abfallen, und nur das mittelſte nach allen Theilen vollkommen iſt. Der Same liegt in einer beſondern Hülle. Linne hat

nur zwey Arten, welche an den Ufern des mittelländiſchen Meeres wild wachſen. Man hält ſie in den botaniſchen Gärten, um der Mannichfaltigkeit willen. Sie haben beyderſeits bleibende Wurzeln, welche in dem Boden fort kriechen.

1. Stachelige Igelklette, ſtachelige Seeackerklette, ſtacheliger Meerfenchel, Meerpaſtinak, Secucul *Anguillar.* Cachty marinum *J. Camer.* Crithmum maritimum ſpinoſum *C. B.* Paſtinaca marina *Penæ. Lobel.* Tribulus marinus quorundam *Dalech.* Echinophora maritima ſpinoſa *Tourn.* Echinophora foliis decompoſitis *Wachendorf.* Echinophora ſpinoſa foliolis ſubulato-ſpinoſis integerrimis *L.* Fr. Echinophore, Engl. prickly Sampire, Sea-Parſnep. Die Wurzel iſt lang, dick, beynahe ſo groß als eine Carotte, ſehr geſund und gut zu eſſen. Die Stängel ſind äſtig, werden 5 bis 6 Z. hoch, und ſind mit kurzen dicken Blättern beſetzt, welche ſich mit 2 oder 3 ſpitzigen Dornen endigen. Sie ſtehen paarweiſe gegen einander über. Die Blumen wachſen in einer Dolde, die auf einem nackten Stiele ſteht, welcher neben an dem Stängel zum Vorſchein kommt. Sie ſind weiß, und unter der Dolde iſt ein Kelch befindlich, der aus verſchiedenen Blättchen beſteht, die ſich mit einem Stachel endigen, und ein ſehr geſundes und vortreffliches Eingemachtes abgeben. Sie blüht im Jun., bringt aber bey uns ſelten reifen Samen.

2. Dünnblätterige Igelklette, ſtachelige Ackerklette mit dem Paſtinakblatte, Paſtinaca echinophora apula *Columm.* Paſtinaca ſylveſtris anguſtifolia *C. B.* Caucalis caule lignoſo, foliis inciſis *van Royen.* Echinophora paſtinacae folio *Tourn.* Echinophora foliis ſupradecompoſitis *Wachendorf.* Echinophora tenuifolia, foliolis inciſis inermibus *L.* Engl. Carrot-

rot-leaved Echinophora. Sie wächſt in Apulien an dem Strande, an ſonnigen und ſalzreichen Oertern wild, und wird faſt $1\frac{1}{2}$ F. hoch. Der Hauptſtängel treibt 2 Nebenzweige an jedem Gelenke, die gegen einander über ſtehen. Der untere Theil iſt mit Blättern beſetzt, die, wie die Paſtinakblätter, zart zertheilt ſind. Die Blumen wachſen in kleinen Dolden an dem Ende der Zweige, und haben einen kurzen ſtacheligen Kelch. Dieſe Art blüht im Jul., bringt aber bey uns keinen reifen Samen.

Dieſe beyde Pflanzen müſſen, wofern ſie nicht in Gefahr ſeyn ſollen, zu erfrieren, in einem trocknen, leichten, ſandigen Boden, und in einer gut geſchützten Lage unterhalten werden. Sie können im Herbſte, im Winter, und zeitig im Frühlinge, ehe ſie neue Stängel getrieben haben, durch Zertheilung vermehret werden. Die erſte Art aber wird am beſten aus Samen gezogen, welcher, ſo bald er reif iſt, auf die für die Pflanzen beſtimmten Stellen geſäet werden muß. Sollte man dazu aber keine von Natur warme und gut geſchützte Stelle nehmen können, ſo ſäe man ihn erſt im Frühlinge, weil diejenigen Pflanzen, welche ſchon im Herbſte aufgehen, in einer freyen Lage in ſtrengen Wintern oft erfrieren. Wenn die Wurzeln dieſer erſten Art zur Speiſe beſtimmt ſind, muß das Beet, damit ſolche tief eindringen können und größer werden, tief umgegraben, und die jungen Pflanzen gehörig verdünnet, und vom Unkraute rein gehalten werden.

Klette, (Acker=) ſ. oben, S. 391.

— — (Baum=) ſ. oben, S. 367.

— — (Berg=) ſ. oben, S. 370.

— — (Diſtelfinken=) ſ. oben, S. 387.

— — (Feld=) ſ. Klettenkerbel.

— — (gemeine, großblätterge, oder große) ſ. oben, S. 368.

— — (Hopfen=) ſ. oben, S. 368.

Klette, (Igel- oder Igels-) ſ. oben, S. 388. u. 391.
— — (kleine) ſ. oben, S. 387.
— — (Leber-) ſ. oben, S. 391.
— — (maskirte) ſ. oben, S. 386.
— — (Roß-) ſ. oben, S. 370.
— — (Spitz-) ſ. oben, S. 387.

Kletten-Kerbel (*), nach Planer'n Haftdolde Caucalis *L.* Gr. Καυκάλιον, (wegen der klappernden und klingenden Samenkapſeln), Fr. Caucale, Hériſſonnée. Engl. baſtard Parſley, iſt bey den meiſten Schriftſtellern eine Gattung doldentragender Pflanzen mit 5 Staubfäden und 2 Staubwegen, welche mit dem Drehkraute, oder der ſpaniſchen Möhre, Tordylium *L.* viel ähnliches hat. Linne nimmt den Hauptunterſchied von den Blumen dieſer Dolden, indem ſolche bey dem Drehkraute insgeſammt Zwitter, bey dem Klettenkerbel aber nur die äuſſerlichen an der Dolde dergleichen vollkommene, die innerlich geſtellten aber männliche ſind, daher auch die äuſſerlichen Strahlen der Hauptdolde und ihre Blümchen hier größer, als die innerlichen, erſcheinen. Die Hauptdolde ſowohl, als ihre Abtheilungen, zeigen eine vielblätterige Hülle. Bey den Randblümchen ſind die 5 Blumenblätter herzförmig umgebogen, und das äuſſerliche iſt größer, als die übrigen. Dieſe haben 5 Staubfäden, 2 Griffel, und einen rauhen Fruchtkeim, welcher ſich in 2 vereinigte, längliche mit erhabenen, ſteifen und ſtacheligen Borſten beſetzte Samen verwandelt. Bey den männlichen ſind die 5 Blumenblätter einander gleich und ähnlich. Linne hat 7 Arten dieſer Gattung, welche ſich insgeſammt durch den Samen fortpflanzen laſſen, den man im Herbſte, ſo bald er reif iſt, ausſäen muß.

1. Groß-

(*) Eben dieſen Namen führt auch eine im XXXVII. Th. S. 31, beſchriebene Art des Nadelkerbels, Scandix Anthriscus *L.*

1. Großblumiger Klettenkerbel, Caucalis *Dod. Geſn. Theod. Besler.* Caucalis alia vulgaris *Dalech.* Caucalis coronata umbella *J. Camer.* Caucalis albis floribus vulgaris *Lobel.* Caucalis albo flore, proxime ad Dioſcoridis accedens *Cluſ.* Caucalidis ſpecies *Geſn.* Caucalis Apium arvenſe *Theod.* Caucalis ακανθοκαρπος, ſive εχινοκαρπος, ſive ξανθοκαρπος minor *Thal.* Caucalis λεπτοφυλλος flore magno *Moriſ.* Caucalis arvenſis echinata magno flore *C. B.* Caucalis involucro univerſali pinnatifido, partialibus indiviſis, umbella multifida *Dalibard.* Caucalis umbella conferta, petalis exterioribus involucello longioribus *Gerard.* Caucalis involucris latifoliis, petalo extremo maximo, ſ. Caucalis umbellis planis, petalis extremis & involucris maximis *Hall.* Caucalis grandiflora, involucris ſingulis pentaphyllis, foliolo unico duplo majore *Linn.* Engl. Corn baſtard Parſley, Holl. Ackerklitten. Dieſe jährige Pflanze wächſt im ſüdlichen Europa unter dem Getreide. Die Wurzel iſt lang, dünn, gewürzhaft, genießbar. Der Stängel mit ſeinen ausgebreiteten Zweigen iſt faſt mehr geſtreckt als aufgerichtet. Die rauchen Blätter ſind gefiedert, die Blättchen lanzenförmig, und das Schlußblättchen in 3 Lappen getheilt. Die Blätter, welche die Hüllen ausmachen, ſind breit, eyförmig zugeſpitzt; gemeiniglich ſtehen bey der Hauptdolde 5, davon das eine größer als die übrigen iſt. Zuweilen zählt man auch wenigere. Bey den Nebenabtheilungen ſtehen auch gemeiniglich 5, wovon 3 größer, und 2 kleiner ſind. Die Randblümchen ſind ſehr groß, und das äuſſerliche Blumenblatt iſt viel größer als die 4 übrigen. Die Borſten an den Samen ſind ſchwach. Sie blüht im Jul. und Aug. Der Same wird im Sept. reif.

2. Möh=

2. Möhrenartiger Klettenkerbel, deſſen allgemeine Dolden in drey Theile geſpalten und ohne Blätter ſind, die beſondern aber drey Samen und drey Blättlein haben, Caucalis dauci ſylveſtris folio, echinato flore fructu *Magnol.* Caucalis involucro univerſali nullo, umbella trifida, involucellis polyphyllis *Gerard.* Caucalis foliis triplicato - pinnatis, involucris ligulatis, univerſali unifolio *Hall.* Caucalis daucoides, umbellis trifidis aphyllis, umbellulis triſpermis triphyllis *L.* Dieſe Art wächſt in der Schweitz und bey Montpellier wild. Ihre Blätter ſind, wie bey der gemeinen Möhre, dreymal zuſammen geſetzt. Ihre Dolde beſteht aus vielen weiſſen Blümchen, davon 3 Zwitterblümchen in dem Strahle, die männlichen aber in der Scheibe klein und gleich ſind.

3. Mauritaniſcher Klettenkerbel, deſſen allgemeine Hülle aus einem, die beſondere aber aus drey Blättern beſtehen, Caucalis mauritanica, involucro univerſali monophyllo, partialibus triphyllis *L.*

4. Klettenkerbel mit breiten Samen, deſſen allgemeine Hülle in viele Theile zerſpalten, deſſen Dolde gedrängt, und deſſen äuſſere Blumenblättchen gröſſer, und ſo lang, als die beſondere Hülle, ſind, Caucalis ſecunda *Theod.* Caucalis monſpeliaca echinata, magno fructu *C. B.* Caucalis umbellis trifidis, umbellulis triſpermis, involucris triphyllis *Sauvag.* Caucalis platycarpos, involucro multifido, umbella conferta, petalis exterioribus majoribus, longitudine involucelli *L.* Er iſt jährig, und wächſt bey Montpellier und in Italien.

5. Morgenländiſcher Klettenkerbel, Caucalis orientalis altiſſima, folio ferulae *Tourn.* Caucalis orientalis, umbellis patentibus, foliolis partialibus ſupradecompoſitis laciniatis, lacinulis linearibus *L.* Dieſe Art iſt zweyjährig, und ihr Vaterland iſt der Orient. Die Stängel ſind aufrecht, gegliedert, äſtig,

3 bis

3 bis 4 F. hoch. Die Blätter ſind aus einer Menge ſchmaler Stücke zuſammen geſetzt, wie die des Gertenkrautes (Ferula). Die Blumen ſtehen auf den Enden der Zweige, in Quirlen, (nach Linne, in abſtehenden Dolden), ſind klein, und zeigen ſich im Jul. Der Same wird im Sept. reif.

6. Kleinblätteriger Klettenkerbel, Caucalis flore minuto *J. Camer.* Caucalis arvenſis echinata, parvo flore & fructu *C. B.* Caucalis tenuifolia, flosculis ſubrubentibus *Raj.* Caucalis arvenſis echinata, parvo flore *Moriſ.* Caucalis ſeminum aculeis triglochidibus uncinatis, vilis verticillatis hispidis *Guett.* Caucalis involucro generali nullo, laciniis foliorum peranguſtis *Hall.* Caucalis leptophylla, involucro univerſali ſubnullo, umbella bifida, involucellis pentaphyllis *L.* Engl. fine-leaved baſtard Parſley. Er iſt ebenfalls zweyjährig, und wächſt in Deutſchland, der Schweiz, Italien und England, unter dem Getreide wild. Die Wurzel iſt weiß, und tief eindringend. Der Stängel rund, gegliedert, geſtreift, äſtig, 1½ F. hoch. Die Wurzelblätter ſind groß, getheilt, auf langen Stielen. Die Stängelblätter kleiner, an den Gelenken einzeln ſtehend. Die Blumen, auf den Enden und an den Seiten der Zweige, in zweyſpaltigen Dolden, deren allgemeine Hülle meiſtens fehlt, und die beſondern aus 5 Blättchen beſtehen, klein, röthlich, im Jul. Der Same iſt im Aug. und Sept. reif.

Der Same der 1, 5 und 6ten Art, muß im Sommer, oder zeitig im Herbſte geſäet werden. Die jungen Pflanzen erſcheinen bald, bleiben den ganzen Winter grün, blühen im folgenden Sommer, geben reifen Samen, und pflanzen ſich nachher durch den ausfallenden Samen zahlreicher fort, als man wünſchen möchte.

7. Breitblätteriger Klettenkerbel, Caucalis arvenſis echinata latifolia *C. B.* Caucalis involucris & involucellis pentaphyllis, foliis pinnatis *Gerard.* Caucalis foliis aſperis pinnatis, pinnis ſerratis, involucris ovato-lanceolatis *Hall.* Caucalis latifolia, umbella univerſali trifida, partialibus pentaſpermis, foliis pinnatis ſerratis *L.* Tordylium latifolium *Mill.* Engl. broad-leaved Hegde Parſley. Er iſt jährig, und wächſt in Deutſchland, der Schweitz, Frankreich, und dem Oriente, unter den Saaten. Der Stängel iſt aufrecht, von unten auf ein wenig äſtig, 2 bis 3 F. hoch. Die untern Blätter ſind aus 3 bis 4 Paar, und einem einzelen, gefiederten, ſägeförmigen, lanzenförmigen, breiten, haarigen, zerriſſenen Blättchen zuſammen geſetzt. Die röthlich purpurrothen Blumen ſtehen auf den Enden der Stängel, in dichten nackten Dolden; die allgemeine Dolde iſt dreyſpaltig; die beſondern Dolden haben 5 Samen. Die Blumen kommen im Jul. und Aug. zum Vorſchein. Der Same iſt im Sept. reif.

Kletten-Kraut, Eupatorium cannabinum *Linn.*; ſ. Kunigundenkraut.

Kletten-Schmetterling, ſ. oben, S. 370, fgg.

Kletten-Stange, bey den Vogelſtellern, eine lange Stange, an welcher die Leimſpindeln oder Leimruthen befeſtiget werden.

Gleichfalls von kleben, für Klebeſtange. Siehe Klette.

Siehe Leimruthe.

Kletten-Stängel-Papier, eine Papierſorte; ſ. Papier.

Kletten, bey den Tuchwebern, die Wolle zerfaſern, und das Unreine ausleſen und abſchneiden.

Daher der Kletter, oder die Kletterin, eine Perſon, welche dieſe Arbeit verrichtet.

Es gehört mit zu dem Geſchlechte des Wortes Klette; zunächſt aber zu dem Zeitworte klauben.

Kletter, ſ. im vorhergeh. Artikel.

Kletter-Eiſen, ein eiſernes Geräth, deſſen man ſich in verſchiedenen Gegenden, insonderheit Englands, zur Erſteigung der Bäume bedient. Da verſchiedene Bäume, als unter andern die Büchen, bisweilen auf einige Klafter gar keine Aeſte haben, und ganz glatt ſind, ſo würde man unmöglich auf dieſelben hinauf kommen können, wofern man nicht dazu eine Leiter nehmen wollte. Dieß läßt ſich aber nicht allezeit thun, indem es theils zu koſtbar, theils zu beſchwerlich ſeyn würde, dieſelbe überall mit ſich zu führen. In ſolchen Fällen aber leiſtet gedachtes Klettergeräth, Fig. 2200, gute Dienſte, C B A D, ſtellt das Eiſen vor, und D E, das Band, vermittelſt deſſen es an das Bein befeſtigt wird. A B, iſt derjenige Theil, auf welchem alsdann der Fuß zu ſtehen kömmt, und gleicht der Breite deſſelben. C, der Steighaken, welcher allezeit von der innern Seite des Fußes gegen den Baum zu gekehret wird. Selbiger iſt ſo ſcharf geſchliffen, als es die Schneide eines guten Meſſers nur ſeyn kann; denn ſonſt würde er nicht ſo leicht in das Holz einhauen. Er läuft aber nicht ſo ſpitzig zu, als dieſe, ſondern ſchließt ſich faſt ſo, wie ein flacher Meiſſel; doch hat er noch etwas mehr Ründung; denn wäre ſeine Schärfe von der Art, wie bey den Meſſern, ſo würde er von keiner Dauer ſeyn, ſondern bald abbrechen. Die Länge dieſes Hakens, FC, beträgt ganz genau 2 Z.

Kletter-Fuß, ein zum Klettern eingerichteter Fuß, dergleichen die Spechte und verſchiedene andere Vögel haben, welche mit zwey Klauen hinten, und eben ſo vielen vorn, verſehen ſind.

Kletter-Stange, auf dem Lande einiger Gegenden, ein bäueriſches Spiel, da man auf die oberſte Spitze einer lan-

langen, ſtarken, und faſt nach Art derjenigen, worauf man ſonſt ausgeſchnitzte und gemalte Vögel abzuſchießen pflegt, ein- und in die Höhe aufgerichteten Stange, allerley zur Kleidung gehörige Stücke anmacht, und an welcher, nachdem ſie vorher ſchon entweder recht glatt gemacht, und überdieß auch wohl noch zu deſto größern Spaß mit Oehl oder Seife eingeſchmiert worden iſt, insgemein die jungen Leute hinan zu klettern pflegen, da denn derjenige, welcher bis an die Spitze derſelben wirklich hinan klettert, ohne daran herunter zu rutſchen, dasjenige, was er von den darauf befindlichen Sachen erreicht und mit ſich herunter bringt, zur Ergetzlichkeit, und zur Belohnung ſeiner dabey gehabten Mühe, für ſich behalten darf.

Kletterchen, Kletterlein, ein Vogel; ſ. oben, S. 367.

Klettern, Fr. gravir, grimper, durch Anhäkeln mit den Klauen, oder durch Anhalten mit den Händen und Füßen, auf eine Höhe ſteigen; einen ſenkrechten, oder faſt ſenkrechten Körper beſteigen, indem man abwechſelnd ſich mit Händen und Füßen unmittelbar an ihn anſtämmt, (oder mit Haken oder Klauen eingreift) und in die Höhe fort bewegt. So klettern die Katzen, die Affen, die Bären u. ſ. f. die Wände, die Dächer, die Bäume hinan. Die Spechte, Stieglitze, Baumkletten, und andere Vögel, klettern gleichfalls. Auch der Menſch klettert in vielen Fällen. Siehe Klettereiſen, und Kletterſtange. Auf dem Dache herum klettern. Und Jonathan kletterte mit Händen und Füßen (den Berg) hinauf, und ſein Waſſerträger ihm nach, 1 Sam. 14, 13.

Daher erklettern, durch Klettern erreichen. Die Höhe, den Gipfel eines Baumes, einer Stange erklettern. Jmgl. die Höhe einer Sache durch Klettern erreichen. Einen Baum, einen Thurm erklettern.

Ver-

Verklettern, ſich verklettern, zu weit klettern, ſo, daß man nicht wieder zurück kann.

Im Oeſtreich krechzeln, krachzeln, in Bayern kräxen, welche zunächſt von kriechen abſtammen, in Franken kleppern, welches das Frequentativum von kleiben, kleben, iſt, im Niederſ. klauern, von Klaue, klavvern, klattern, kleggen, im Dän. kravele, klavre, im Schwed. klettra. Die meiſten dieſer Wörter ſind genau mit einander verwandt, und nur in den Suffixis unterſchieden. Das Anhäkeln mit den Klauen, und Anhalten mit den Händen und Füßen, iſt der herrſchende Begriff in denſelben. Uebrigens iſt klettern ein Frequentativum, deſſen Primitivum kletten noch hin und wieder im Oberdeutſchen gangbar iſt. In der höhern Schreibart, und auch in der gemeinen oberdeutſchen Mundart, bedient man ſich des Wortes klimmen. Siehe Klette, Klaue, Kleben, Leiter, u. ſ. f.

Kleu, ſ. Kleuder.

Kleuder, an manchen Orten nur Kleu, ein inſonderheit bey der Wolle gebräuchliches Gewicht von 14 ſchweren Pfunden; ſo wie an einigen Orten die Wolle nach Steinen von 22 ſchweren, oder 24 leichten Pfunden verkauft wird.

Klever, ſ. Klee, im XXXIX Th. S. 399.

Kley, (der) ein in der Landwirthſchaft, beſonders Niederdeutſchlandes, übliches Wort, eine kleberige Erde zu bezeichnen.

1. In Hamburg und Dithmarſen wird der Schlamm oder Koth Kley genannt. Er hat Kley unter den Füßen, ſagt man daſelbſt figürlich von Jemanden, der viele Landgüter hat.

2. An andern Orten iſt der Thon, Letten oder Lehm, ja faſt eine jede fette und dabey zähe Erdart, beſonders aber der Märgel, unter dem Namen des Kleyes bekannt.

Niederſ. auch Klegg, im Walliſ. Clai, Holländ. Kley. Im Engl. iſt Clay und Klays, Märgel und Thon überhaupt. Im Poln. iſt Kley, der Lehm. Der Begriff des Kle-

Klebens, der zähen Fettigkeit, iſt der herrſchende in dieſem Worte, daher es mit den Wörtern kleben, Lehm, Letten, Klette, Kleiſter, u. ſ. w. eines Geſchlechtes iſt. Im Böhm. iſt Kly, Bergharz, und Klyh, Leim.

Daher Kleyerde, eine zähe und fette Erde, dergleichen die Märgelerde, Thonerde, der Letten und Lehm, ſind. Kleyacker, ein aus Kley oder Kleyerde beſtehender Acker. Kleyland, ein Land, d. i. ein Stück Feldes, welches aus Kley, oder zäher fetter Erde, beſteht. Imgl. ein Boden, welcher aus Kley, oder Kleyerde beſteht. Kleyig, Kley, d. i. eine fette zähe Erde enthaltend. Ein kleyiger Boden. Kleyicht, würde nur bedeuten: dem Kleye ähnlich.

Wo ein Menge wilder Knoblauch unter dem Korne iſt, das iſt ein Zeichen eines kleyigen Bodens. Der kleyige Boden wird, nach ſeiner Farbe, in rothen, gelben, weißen und ſchwarzen, unterſchieden; alle aber kommen, in Anſehung ihrer allgemeinen Natur überein. Sie ſind von allen andern Arten von Boden darin unterſchieden, daß ſie zähe, naß und kalt ſind; und nachdem ſie mehr oder weniger gemiſcht ſind, geben ſie dem Lande dieſe Eigenſchaften in größerer oder geringerer Maße. Einige dieſer Arten ſind zwar ſo viel zäher, als die andern, daß eine gleiche Miſchung mit denſelben mehr Schaden thut. Solchergeſtalt macht rother Kley ein Land viel ſchlechter, als alle andere Arten. Der gelbe kömmt dem rothen, in Anſehung der Steiſe und Kälte, am nächſten. Der ſchwarze iſt nicht ſo naß und zähe, als die erſten, und der weiße am wenigſten. Doch thut der gelbe in etwaß größerer Maße eben ſolchen Schaden, als der rothe in einer etwas geringern; und ſo geht es auch mit den übrigen. Der Unterſchied kömmt, gedachtermaßen, mehr auf die Quantität des Kleyes in einem Boden, als auf die beſondere Art deſſelben, an.

Die

Die Verbeſſerung eines Bodens beruhet größtentheils auf der Aufbrechung deſſelben, als wodurch deſſen Theile der Sonne und Luft mehr bloß geſtellet, und geſchickter gemacht werden, die verſchiedenen Arten von Samen anzunehmen. Da der kleyige Boden der zäheſte von allen andern iſt, ſo erfordert er dieſe Sorgfalt am meiſten. Dieſe zähe Erde wird, bekanntermaßen, durch die Wirkung des Feuers in eine loſe, krümelige Materie verwandelt. Was nun das Feuer bey ſolchen Gelegenheiten thut, das thut auch die Wirkung der Sonne und der Luft; nur erfordert es mehr Zeit. Seeſchalen, die eine lange Zeit am Ufer der See liegen, werden durch Sonne und Luft ſo vollkommen, calcinirt, als wenn ſie im Feuer geweſen wären. Auf gleiche Weiſe werden auch ſolche Schalen, die man im Märgel und in anderer Erde findet, wenn ſie eine Zeitlang auf dem Boden ausgebreitet gelegen haben, weich und krümelig. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Kleye. Die Sonne und Luft nehmen die zähe Eigenſchaft deſſelben eben ſo gut weg, als das Feuer; und häufiges Pflügen verbeſſert kleyigen Boden, denn die Schollen deſſelben werden dadurch in verſchiedener Lage der Sonne und Luft bloß geſtellet; und da ſie durch das Pflügen in Stücke zerbrochen werden, ſo wird dadurch die Wirkung der Sonne und Luft befördert. Auf ſolche Art kömmt häufiges Pflügen einem kleyigen Boden zu Statten. Kleyland hält das Waſſer, welches auf daſſelbe fällt, und wenn es wohl eingefeuchtet iſt, währt es ſehr lange, ehe es trocken wird; und wenn es völlig trocken iſt, wird es auch nicht ſo leicht wieder feucht. In einer trocknen Jahrszeit berſtet ein ſolches Land in Ritzen. Wird es gepflüget, wenn es naß iſt, ſo bleibt es wie Mörtel an dem Pfluge hängen; und in trocknen Jahren reißt der Pflug daſſelbe in großen harten Schollen auf, die am Boden lauter Kley ſind. Aus dieſer Urſache muß der Landmann

da, wo der eigentliche Boden nicht dick iſt, nicht tief pflügen, indem er ſonſt durch die Miſchung des Kleyes ſeinem Lande Schaden thut.

Aller Kleyboden erfordert viele Mühe und Sorgfalt, wie auch Geſchicklichkeit, damit umzugehen; iſt ihm aber ſein zähes Weſen benommen, ſo, daß der Landmann ſein Korn hinein bringen, und es wohl bedeckt ſehen kann, ſo giebt es auch öfters reiche Aernden.

Der röthliche Kley, welcher dieſem Boden Farbe und Nahrung giebt, iſt der zäheſte und kälteſte von allen Arten, und erfordert die meiſte Bearbeitung. Der vermiſchte Boden über der Lage von lauter Kley iſt gemeiniglich von ziemlicher Dicke. Dieſes iſt ein Glück für den Landmann, indem es ihm Freyheit giebt, tief zu pflügen, als welches ein ſolches Land mehr, als ein anderes, erfordert.

Die erſte Methode, dieſe Art von Boden zu verbeſſern, iſt dieſe, daß man das tiefe Pflügen öfters wiederhole, um die Schollen, ſo wie Sonne und Luft dieſelben calcinirt haben, allenthalben zu brechen, und von einander zu ſondern. Hienächſt muß ein Landwirth die Düngung mit zu Hülfe nehmen. Der Kleyboden hat auch die beſondere Eigenſchaft, daß er alle Arten von Düngungen annimmt, und dadurch verbeſſert wird. Die Arbeit muß aber alsdann den angewandten Koſten gleich ſeyn; denn ohne das bereits erwähnte häufige Pflügen wird alles Düngen von keiner Wirkung ſeyn. Miſt vermiſcht ſich nicht leicht mit dieſer Art von Boden; allein wenn er wohl eingepflüget wird, iſt er von großem Nutzen. Doch iſt der Miſt auch noch nicht der beſte Dünger für dieſen Boden. In England, in Northamptonſhire dünget man ihn ziemlich vortheilhaft mit Kalke; in Hertfordſhire und Buckinghamſhire gebrauchen ſie Ruß und Aſche; was aber am beſten mit der Natur dieſes Bodens überein

kömmt,

kömmt, iſt Kreide. Ein Landwirth muß ſich durch die Koſten, welche dieſe Art der Zubereitung erfordert, oder durch die Arbeit des öftern Pflügens, nicht abſchrecken laſſen. Es iſt freylich viel beſchwerlicher, einen rothen Kleyboden, als irgend einen andern, zu bearbeiten; allein, der Vortheil, welcher daraus entſteht, iſt auch deſto dauerhafter. Ein Feld von einem ſolchen Boden, das einmal gut bearbeitet iſt, bleibt 15 bis 16 Jahre gut. Es iſt in der That von dem Kleyboden überhaupt, und von dem rothen ins beſondre, zu bemerken, daß, ob gleich keine Gattung des Bodens ſo hartnäckig und unfruchtbar iſt, wenn ſie verſäumet wird, als dieſe, doch auch keine ſo große und gute Eigenſchaften beſitze, wenn ſie auf erwähnte Art gehörig bearbeitet wird.

Je röther dieſe Art von Boden iſt, deſto kleyiger iſt er auch. Iſt er aber von dunklerer Farbe, ſo hat er gemeiniglich, wiewohl nicht allezeit, mehr rechte fruchtbare Erde. In dem letzten Falle giebt er, vermittelſt einer geringen Bearbeitung, eine ſo viel reichere Aernde. Wird aber die erſte Art wohl bearbeitet, ſo übertrifft ſie die letztere.

Die kleyigen Böden haben, gegen andere zu rechnen, in Anſehung ihrer Aernden ihr Vortheilhaftes und ihr Nachtheiliges; beſonders aber die von der rothen Art. Zuerſt währt es länger, daß das Korn auf einem rothen Kleyboden zur Vollkommenheit kömmt, als dasjenige, welches mit gleichen Umſtänden auf ſandiges oder anderes Land geſäet wird; daher nennt man den Kleyboden auch den kälteſten. Die Erfahrung lehrt, daß ſolche Aecker am kälteſten ſind, je dicker die unter dem Boden liegende Schicht des reinen Kleyes iſt. Dieſes zeigt ſich, wenn man den Kley zu verſchiedenem Gebrauche, wozu er vortrefflich iſt, und wovon ich weiter unten ſprechen werde, ausgräbt. Wo nun derſelbe ſehr dick iſt, da iſt die Aernde natürli-

cherweiſe auch allezeit ſpäter. Es iſt kein Wunder, daß ein Boden ſehr kalt iſt, der faſt allezeit feucht iſt. Ein ſolches Stück Land wird von der Kälte ſtärker angegriffen, als ein trocknes. Man ſieht ſolches daran: wenn ein ſtarker Froſt auf einmal in einer trocknen Jahrszeit einfällt, ſo thut er den jungen Gewächſen des Gartens oder Feldes wenig Schaden; allein, Froſt nach Regen iſt ſchädlich. Der Froſt verurſachet auf kleyigem Boden keinen ſo unmittelbaren Schaden; iſt er aber einmal geſchehen, ſo iſt er auch deſto anhaltender. Ein ſchwacher Froſt durchdringt einen Kleyboden nicht ſo bald, als andere Erde; iſt er aber einmal durch den Froſt gehärtet, ſo bleibt er auch länger hart, als ein jeder anderer Boden.

Wenn der rothe Kleyboden wohl bearbeitet wird, ſo gedeihet Weitzen ſehr gut darauf; Gerſte ebenfalls, aber nicht beſtändig, weil es auf die Witterung ankömmt. Iſt dieſe trocken, ſo geräth die Gerſte wohl, im entgegen geſetzten Falle aber nicht; denn dieſer Boden hält das Waſſer ſehr lange, und Gerſte kann nicht viele Feuchtigkeit an der Wurzel leiden. Bohnen gerathen in dieſer Erde ſehr gut; denn ſie können viel Waſſer vertragen, ja ſie erfordern es ſo gar. In trockner Witterung und auf einem lockern Lande bringen ſie nicht ſo viel, als wenn ſie auf einem rothen Kleyboden ſtehen. Bohnen erfordern viel Nahrung; und dieſer Boden iſt, wenn er wohl zubereitet wird, das reichſte und nahrhafteſte Land.

Der Vortheile ungeachtet, welche der rothe Kleyboden, wenn er ſorgfältig bearbeitet wird, vor vielen andern hat, iſt er doch auch verſchiedenen Zufällen unterworfen, die ſeiner urſprünglichen Natur zu zuſchreiben ſind. Wenn z. B. feuchte Witterung lange anhält, ſo leidet das Getreide auf ſolchem Boden allezeit. Bohnen gerathen am beſten. Der Weizen wird taub und blaß, und die Gerſte wird gelb; und wenn

die

die Witterung feucht bleibt, ſo kann dieſes Getreide ſich nicht wohl wieder erholen. In einem naſſen und kalten Frühlinge pflegen auf dieſem Boden die Erbſen nicht zu gerathen. Das gewiſſe Zeichen davon iſt, wenn die grünen Sprößlinge roth werden, und die Erfahrung beſtätigt es, daß ſie ſich alsdann nicht wieder erholen. Auf andern Boden pflegen die Schößlinge dieſe Farbe in ſchlechter Witterung zu bekommen. Trägt ſich dieſes aber einmal auf einem rothen Kleyboden zu, ſo iſt alles verloren. In ſolchem Falle iſt nichts beſſers zu thun, als das Land wieder aufzupflügen, und es mit Haber zu beſäen. Dieſes Zufalles wegen, habe ich unter denen Gewächſen, die am beſten auf dieſem Boden gerathen, der Erbſen nicht erwähnt. Allein, auſſer Weitzen und Bohnen, auch zuweilen Gerſte, iſt er auch vortrefflich für Klee; und Rüben gerathen auf keinem Lande beſſer.

Die Zufälle, denen gedachtermaßen, dieſer Boden mehr, als andere, unterworfen iſt, entſtehen insgeſammt von ſeiner urſprünglichen zähen Beſchaffenheit, und der Erfahrung zu Folge ereignen ſich die Zufälle am häufigſten, wenn der Boden am wenigſten bearbeitet iſt. Wer alſo einen ſolchen Boden gehörig nutzen will, hat folgendes zu beobachten. Zuvörderſt muß man es im Anfange weder an Arbeit noch Koſten mangeln laſſen, denn alles dieſes wird zehnfältig wieder erſetzt. Man pflüge den Boden wohl und öfters, und ſehe dahin, daß der Pflug tief einſchneide, und alle Erdſchollen gut gebrochen werden. Hienächſt muß man ſo viel Kreide, als nöthig iſt, anwenden, und dieſelbe gut hinein arbeiten laſſen. In Ermangelung der Kreide, muß man ſich der andern, oben erwähnten Düngungen bedienen. Geſchieht dieſes im Anfange auf gehörige Art und Weiſe, ſo wird nachgehends eine mäßige Sorgfalt und Mühe zureichen; und man wird ſolchergeſtalt einen Boden bekommen, der, an

ſtatt das Waſſer zu halten, welches die Gewächſe, wenn ſie noch jung ſind, erſticken kann, die Feuchtigkeit, wenn ſie zu ſtark iſt, zu den Wurzeln hinunter laſſen, und doch allezeit genug davon behalten wird. Ferner muß man hauptſächlich auf Weitzen rechnen; denn dieſe Getreideart wird auf einem rothen Kleyboden, der ſolchergeſtalt bearbeitet worden iſt, niemals ſchlecht gerathen. Auch kann man ſich auf Bohnen, Rüben und Klee, ſichere Rechnung machen, als welche niemals mißrathen. In trockner Witterung kann man es auch wohl mit Gerſte wagen. Weitzen aber iſt für dieſen Boden das ſicherſte Getreide. Endlich, wenn man ſein Land durch Fleiß und Koſten in gute Ordnung gebracht hat, muß man es nicht aus Geitz oder Thorheit wieder verderben laſſen. Man muß dem Lande nicht durch unzeitiges Aernden, oder gar zu häufiges Säen, die Kraft benehmen.

Man wird finden, daß ein Boden, der mit Raſen bedeckt iſt, von einem andern, welcher viele Jahre durch den Pflug geöffnet worden iſt, gar ſehr unterſchieden ſey, obgleich beyde dicht neben einander liegen, und urſprünglich von einerley Beſchaffenheit ſind. Die Urſache davon iſt dieſe. Auf Wieſen bleibt der Boden reiner, und hat ſeinen gehörigen natürlichen Antheil von fruchtbarer Erde; auf gepflügten Aeckern hingegen wird dieſe ſehr ſtark abgeſpühlt, und von den Gewächſen weggenommen, ſo, daß der kleyige Theil ſichtbarer bleibt. Wenn der Landmann alſo unter dem Raſen auf ſeiner Weide einen Boden findet, der dem rothen Kleylande gleich, und nur etwas dunkler und mürbe iſt, ſo kann er verſichert ſeyn, daß er mit demſelben einerley Beſchaffenheit habe, und wenn er ein wenig gepflüget worden iſt, eben ſo ausſehen würde. Wenn dieſer Boden ſeinen gehörigen Theil von fruchtbarer Erde hat, iſt er zu Viehweiden vortrefflich; beſteht

ſteht er aber faſt mehrentheils aus Kley, ſo muß ihm durch Düngung geholfen werden.

Wo niedrige Gründe dergleichen rothen Kleyboden haben, bringen dieſelben allezeit, vermittelſt weniger oder gar keiner Düngung, ſehr viel und zwar vortreffliches Gras hervor. Die Urſache iſt dieſe: der Regen bringt die leichte feine Erde von den höhern Ländern herunter; und wenn die Flüſſe ſich darüber ergießen, ſo laſſen ſie ihren feinen Schlamm darauf zurück, und dadurch werden ſie überaus fruchtbar gemacht. Hieraus erhellet, daß die beſte von allen Düngungen für dieſen Boden, wenn er zur Viehweide gebraucht werden ſoll, der aus dem Grunde des Waſſers genommene Schlamm ſey. Die Urſache, warum der rothe Kleyboden, wenn er zu Wieſenland gebraucht wird, von dem von Hügeln herab laufenden Waſſer, von den Regengüſſen und von den Ueberſchwemmungen mehr Gutes, als anderer Boden, genießt, iſt dieſe, weil er die feine, fruchtbare Erde, welche darauf gebracht wird, behält, da hingegen der feinſte Theil davon durch andere Arten des Bodens hindurch geht; ſeine Zähigkeit gereicht ihm alſo zum Vortheile. Selbſt reines Regenwaſſer, ſo wie es aus den Wolken fällt, enthält ſehr vieles von dieſer fruchtbaren Erde. Wenn nun ein ſolcher Regen auf einen lockern Boden fällt, ſo geht das Waſſer hindurch, und dieſe reine Erde, welche die wahre Nahrung der Pflanzen iſt, geht mit. Fällt er aber auf dieſen zähen Boden, oder wird auf eine andere Art darauf gebracht, ſo hält ſich das Waſſer eine lange Zeit darauf, und dieſe feine Erde mit, die noch dazu bleibt, wenn auch das Waſſer allmählich hindurch gegangen iſt. Alles, was alſo darauf kömmt, wird zum Vortheile des Graſes aufbehalten. Dieſes iſt die Urſache, warum Weiden, die einen rothen Kleyboden haben, allezeit fruchtbar ſind, ſie mögen auch liegen wie ſie wollen.

Was das Verhältniß des rothen Kleybodens zu Bäumen betrifft, ſo iſt derſelbe für Eichen vortrefflich aber nicht für Aeſchen. Ueberhaupt iſt er für diejenigen Bäume gut, die lange einzelne Wurzeln haben, welche tief in die Erde eindringen; nicht ſonderlich aber für ſolche Bäume, die ihre Wurzeln zwar weit, aber nicht tief verbreiten. Die Bäume, welche nicht tief Wurzel ſchlagen, kommen da am beſten fort, wo ein reicher oberer Boden iſt; tief wurzelnde Bäume hingegen ſtehen da am beſten, wo ſie die unter dem oberſten Boden befindliche Lage durchdringen, und Nahrung davon haben können. Ein Vortheil, den der rothe Kleyboden für die Bäume hat, beſteht darin, daß, was für eine Art ſich einmal darin gut anläßt, beſtändig gut zu wachſen fortfährt; da hingegen in andern Arten des Bodens Bäume öfters anfänglich viel verſprechen, und doch hernach ſterben. Und wenn die Bäume in dieſem groben Boden gleich langſamer wachſen, als in feinerm, ſo iſt das Holz doch auch allezeit feſter, geſunder und beſſer in ſeiner Art. Die Bäume, welche auf dieſem Boden ſtehen, wachſen allezeit gerade und hoch, weil ſie einen tiefen Grund haben; dahingegen diejenigen, die auf einem reichen Boden, der aber einen ſchlechten Grund hat, ſtehen, nochher kurz und dick wachſen, und ihre Gipfel, an ſtatt ſie zu erheben, weit verbreiten. Diejenigen Bäume, die ſich für dieſes Land ſchicken, können auch ſicher an Oerter gepflanzet werden, wo andere nicht ſtehen können; denn ſie thun niemals demjenigen, was auf das um dieſelben liegende Land geſäet wird, Schaden. Bäume, die ihre Wurzeln weit verbreiten, verurſachen, daß dasjenige, was nahe bey ihnen wächſt, ſterben muß. Die erſten aber ziehen ihre Nahrung aus einer größern Tiefe, und folglich thun ſie keinem Dinge Schaden.

Der gelbe Kley iſt, ſeiner Natur nach, mit dem rothen näher verwandt, als eine jede andere Art. Er iſt auch in Anſehung der Theile, woraus er beſteht, dem rothen dermaßen ähnlich, daß viele von den im Vorhergehenden gegebenen Regeln auch hier Statt finden. Gleichwie aber Kreide für jenen die beſte Düngung iſt, ſo iſt es Märgel, wenn man eine gute Art davon haben kann, für dieſen.

Zuvörderſt muß ein Landmann den Unterſchied zwiſchen gelben Kley und gelben Lehm wohl bemerken; ſonſt kann er ſich, ſelbſt bey der genaueſten Beobachtung der hier gegebenen Regeln, Schaden thun, wenn er ſeine Düngungen auf einem unrechten Boden anbringt. Gelber Lehm iſt eine vermiſchte Erde; er iſt aus Kley und vielem Sande, mit wenig anderer Materie, zuſammen geſetzt. Der gelbe Kleyboden aber iſt eine Miſchung gelben Kleyes mit einem größern oder geringern Theile fruchtbarer Erde, der, die Farbe ausgenommen, dem rothen Kleyboden ſehr ähnlich iſt, und keinen andern Sand bey ſich hat, als die allgemeine kleine Quantität, die faſt in jedem Boden zu finden iſt. Der gelbe Lehm iſt, wie ich an ſeinem Orte ausführlicher zeigen werde, krümelig; der gelbe Kleyboden iſt zähe. Jener bricht in kleinen Stücken von dem Pflugeiſen ab; dieſer hingegen hebt ſich in langen zähen Streifen.

Der gelbe Kley, woraus dieſer Boden hauptſächlich beſteht, wird öfter reiner gefunden, als der rothe; und wenn er ſo beſchaffen iſt, ſo verurſachet ſeine Zähigkeit in naſſem Wetter, und ſeine einem Kieſelſteine gleichende Härte in trocknen Zeiten, daß er ſchwer zu bearbeiten iſt. In dem gelben Kleyboden iſt mit dem Kleye mehr oder weniger fruchtbare Erde vermiſcht; und dieſemnach iſt derſelbe auch bey dem erſten Bepflügen mehr oder weniger fruchtbar, und erfordert nachher bey der Bearbeitung größere oder geringere Koſten.

Je ſteifer dieſer Boden iſt, je unfruchtbarer iſt er; je beſſer er ſich aber brechen läßt, je fruchtbarer iſt er auch, und zwar aus den bereits angezeigten Urſachen. Am ſteifſten iſt er, wenn am wenigſten Erde mit dem Kleye vermiſcht iſt; und folglich iſt er am fruchtbarſten, je mehr Erde er hat.

Dieſes ſieht man in der Natur; und dieſe muß die Kunſt nachahmen. Wenn alſo urſprünglich keine genugſame Quantität Erde mit dieſem Boden vermiſcht, oder wenn ſie vom Regen weggeſpühlt worden, oder von dem Getreide, welches darauf geſtanden hat, weg gezogen iſt, (denn dieſes verzehrt die Erde): ſo muß der Mangel durch eine Düngung erſetzet werden, welche die Steifigkeit des Bodens bricht, oder auch durch den Pflug, durch Luft und Sonne, die ihn calciniren, bis er krümelig wird. Beydes zuſammen macht dieſen Boden dauerhaft fruchtbar. Die an einigen Orten ſo genannte Haſelerde iſt eine Miſchung von gelbem Kley, mit mehr oder weniger ſchwärzlicher fruchtbarer Erde; dieſes giebt den beſten Boden, der natürlicher Weiſe aus gelbem Kley gemacht wird, und iſt für Weitzen und Rocken vortrefflich; es trägt auch andere Früchte gut, Weitzen und Rocken aber am beſten.

Die Verbeſſerung des gemeinen gelben Kleybodens, welcher, ſeiner Natur nach, viel ärmer iſt, als vorerwähnte Haſelerde, muß mit häufigem und tiefem Pflügen angefangen werden. Wenn hiedurch die Erdklöße gebrochen ſind, und die Materie weniger krümelig gemacht iſt, ſo müſſen Düngungen angebracht werden. Der Erfahrung zu Folge, nimmt dieſer Boden die Düngung beſſer an, als der rothe, und es iſt nichts beſſer dazu, als Kreide. Märgel iſt ebenfalls dazu dienlich, wie ich ſogleich zeigen werde. Aſche, Ruß, und ſo gar Sand, ſind ebenfalls gut. Miſt miſcht ſich nach der erſten Bereitung auch gut damit.

In Oxfordſhire wird Kreide und Sand ſehr vortheilhaft vermiſchet.

In Staffordſhire, wo dieſer Boden in den gemeinen Feldern ſehr häufig iſt, beſäen die Landleute denſelben 2 Jahr, und laſſen ihn im 3ten Jahre brach liegen. Sie werfen die Erde in Reihen auf, oder verfahren ſonſt damit, nachdem die Umſtände es erfordern, und gegen das Ende des Märzes bepflügen ſie ihn zum brach liegen. Drey Monate darnach, oder noch etwas eher, bepflügen ſie ihn zum zweytenmal; und ehe ſolches geſchieht, bewerfen ſie ihn mit Küh= oder Pferdemiſte, ausgenommen wenn ſie die Schafe darauf in Hürden thun, da ſie die Erde ſogleich verbreiten, und dieſelbe mit dem Pfluge unter Furchen ſetzen, ehe die Sonne und der Regen ſie erſchöpfen, und ſchwächen. Zehn Wochen darnach, d. i. gegen Ende des Auguſts, pflügen ſie wieder, um das Unkraut zu vertilgen, und die Düngung umzukehren. Ungefähr 8 Tage vor Mich. pflügen ſie wieder zur Saat, da dann die Düngung wieder umgekehret wird, und mit dem ſchönſten Theile des Landes auf die Saat fällt.

Nach dieſer Zubereitung ſäen ſie Weizen auf das Land, und hernach Bohnen. Zu beyden ſchickt ſich der gelbe Kleyboden nach dieſer Vorbereitung vortrefflich. Alſo machen ſie es in Staffordſhire auf den gemeinen Feldern.

Wenn ſie eben dergleichen Boden auf ihren eingeſchloſſeſenen Grundſtücken haben, düngen ſie denſelben mit einer leichten Art von Märgel. Würden ſie kleyigen Märgel auf dieſes Land bringen, ſo würden ſie nur eine Steifigkeit mit der andern vermehren. Sie haben aber eine grauliche Art in der Landſchaft, die nach dem geringſten Regen ſich zerbröckelt; und deren bedienen ſie ſich dazu. Vermittelſt dieſer Zubereitungen giebt der Boden nach 8 oder 9 Erndten gutes Gras.

Ob nun gleich dieſes Verfahren nicht das beſte iſt, ſo ſieht man doch die Wirkung, die es thut; und daher läßt ſich vieles daraus folgern.

Sie bepflügen ihn viermal für Weizen; dieſes, nebſt der Wirkung der Luft, bricht ihn, und macht ihn krümelig. Alsdann ſauget ſich der Regen hinein, anſtatt darauf liegen zu bleiben, oder ohne Nutzen davon abzufließen, und läßt die ſchöne Erde, die er enthält, zurück. Eben den Endzweck erreichen ſie auch, wenn ſie die Erde in Reihen aufwerfen;

werſen; denn in ſolcher Lage wird der Luft und dem Regen mehr davon bloß geſtellet. Wenn ſie hierauf noch einmal gepflüget haben, ſo iſt der Boden ſchon gut für Bohnen, indem die Erde durch das wiederholte Pflügen bereits verbeſſert iſt, und weil Bohnen nicht ſo feine Erde zu ihrer Bedeckung erfordern, als Korn.

Wenn ein Landwirth die Sachen auf ſolche Art einſieht, wird er in allen Stücken die Urſachen ſeines Vortheiles und ſeines Schadens wiſſen, und in den Stand geſezt werden, ſein Land zu verbeſſern. Er wird den großen Nachtheil von der gemeinen Bearbeitung des Feldes, und den großen Nutzen, den dieſe Zubereitung den eingeſchloſſenen Feldern verurſachet, auf das deutlichſte einſehen. Bey der erſten Methode geht jedes dritte Jahr verloren; zugleich aber auch ein großer Theil des Vortheiles des zweyten Jahres. Denn bey der andern Art hat ein Landwirth, nach der Erndte der Bohnen, der Erbſen, des Habers und der Gerſte, noch eine Erndte von Rüben oder Klee. Anſtatt dieſes groſſen Verluſtes, giebt das eingeſchloſſene Land von derſelben Art, wenn es mit grauem Märgel gedünget wird, 8 bis 10 Jahr nach einander Erndten; und wenn es am Ende des Pflügens liegen bleibt, um neue Kraft zu gewinnen, trägt es gutes Gras, und es geht gar keine Zeit verloren. Auch iſt es in der That nicht nöthig, es ganz ruhen zu laſſen; denn wenn ſie es beſtändig mit Märgel unterhalten, ſo können ſie auch beſtändig pflügen. Die Düngung verſchaffet einer neuen Erndte Nahrung, ſobald die vorige dieſelbe erſchöpft hat.

Ueberhaupt hat ein Landmann, welcher ein eingeſchloſſenes Feld von dieſer Art Boden hat, zuvörderſt wohl zu überlegen, was für einer Art von Düngung er am leichteſten und wohlfeilſten habhaft werden kann. Er mache mit öfterm und tiefem Pflügen den Anfang, er werfe das Land in Reihen auf, und zwar ſo, daß dieſe gegen Oſten und Weſten zu liegen kommen, damit die Sonne deſto ſtärker darauf wirken könne. Iſt Märgel in der Nachbarſchaft, ſo unterſuche er, ob derſelbe ſich zu der Verbeſſerung des Kleyes auf dieſe Art ſchicke. Zuerſt unterſuche er ihn ſelbſt in ſeiner Hand. Iſt derſelbe feſt und ſchwer, ſo taugt er nicht.

Der

Der leichte iſt zu dieſem Behuf allzeit der beſte. Hernach werfe er ein Stück davon in eine Schüſſel mit Waſſer. Fängt er an ſogleich von ſelbſt in Stücke zu zerfallen, und verwandelt ſich in kurzer Zeit in eine Art von Pulver, ſo iſt er gut. Bleibt er aber in einem Klumpen, und hat das Waſſer wenig Wirkung darauf, ſo iſt er für ſeine Art von Boden unnütz. Hat er nun guten Märgel bey der Hand, ſo lege er ihn, zur erſten Zubereitung, in Menge auf, und wiederhole es hernach in mäßiger Quantität. Hat er aber keinen Märgel von der rechten Art, ſo nehme er Kreide. Dieſe thut zwar keine ſo ſchnelle Wirkung, weil ſie nicht ſobald in den Kley hinein dringt; die Koſten und Arbeit aber werden gut belohnet, indem der Vortheil bey dieſer Art von Boden beynahe ſo dauerhaft iſt, als bey dem rothen kleyigen. Iſt die erſte Düngung Märgel, ſo kann er ohne einigen Zuſatz damit fortfahren; iſt ſie aber Kalk, ſo wird er wohl thun, wenn er gelegentlich noch andere leichte Düngungen hinzu thut. Wenn man Sägeſpäne in Quantitäten haben kann, ſo wird dadurch die Fruchtbarkeit des Kleylandes gar ſehr befördert; ſie wirken auf dieſelbe Art, als verwelkte Stängel von Pflanzen. An Orten, wo keine andere Düngung zu haben iſt, kann See- oder Flußſand zur Verbeſſerung des gelben Kleybodens gebraucht werden, den man in großer Quantität darüber legen muß. Die Urſache der beſondern Unfruchtbarkeit des Kleybodens iſt ihre zähe Subſtanz; Sand aber bricht dieſe Zähigkeit, und macht dem Regen Platz, hinein zu dringen; eben deswegen iſt auch Lehm, als eine Miſchung von Kley und Sand, fruchtbar. Durch öftere Zubereitungen mit Sand kann ein kleyiger Boden auf immer in einen lehmigen verwandelt werden; und dann iſt ein Zuſatz von ſolchen Düngungen, die ich an ſeinem Orte anzeigen werde, für lehmigen Boden ſehr nützlich.

Auch

Auch iſt es kein Wunder, daß Sand auf ſolche Art einen Kleyboden verbeſſert; denn Kley wird auf dieſelbe Weiſe als eine Düngung für Sandboden gebraucht; und in dem Falle thut er dieſelbe Wirkung. Aſche, die eine gute Düngung für gelbes Kleyland iſt, wirkt auf eine doppelte Art, nämlich ſowohl als Sand, als auch vermittelſt ihrer andern Eigenſchaften, indem ſie das Land erwärmet und eröffnet. Nächſt den weſentlichern Zubereitungen iſt Ruß ebenfalls eine vortreffliche Düngung. Auch muß das Brennen ſowohl zur Verbeſſerung dieſes, als auch des rothen Kleybodens, nicht vergeſſen werden, denn dadurch werden ihre Theile gar ſehr gebrochen, und ſie werden nicht nur an und für ſich ſelbſt fruchtbar gemacht, ſondern auch in einen Dünger für andere Arten des Bodens verwandelt.

Ich habe oben von den rothen Kleyböden angemerkt, daß ſie, wenn ſie niedrig liegen, ſehr grasreich ſeyn, indem ſie den Vortheil, den ihnen das Waſſer bringt, behalten. Mit den gelben hingegen hat es keine ſolche Bewandniß; denn ſie ſind, wenn ſie niedrig liegen, zu dumpfig, um etwas Gutes hervor zu bringen. Die Urſache davon iſt vielleicht dieſe, daß ſie dichter ſind, als die rothen, und daß ſie die feine Erde nicht hinein laſſen, die mit dem Regen oder ſonſt kömmt, und welche den rothen Kleyboden in dieſer Lage mürbe macht und bereichert.

Man hat, nach angeſtellter Unterſuchung, bemerkt, daß ein gelber Kleyboden überhaupt weniger fruchtbare Erde enthält, als ein rother, d. i. daß er dem reinen Kleye näher kömmt. Ein Stück von dieſem Boden, welches unter dem Raſen auf einer Weide weggenommen wird, iſt ſelten reicher, als ein Stück, welches von einem gepflügten Lande von demſelben Boden genommen iſt. Hieraus iſt zu ſchließen, daß der gelbe Kleyboden gemeiniglich viel ärmer ſey, als der rothe. Dieſes iſt die Urſache, warum der Märgel

eine

eine ſo vortreffliche Düngung für den gelben Kleybo=den iſt, weil er ſich in eine ſo feine Subſtanz auflöſet, daß er ſich mit dem Kleye vermiſcht, an ſtatt der Erde dient, welche die Natur dieſer Zuſammenſetzung ver=ſagt hat, die Zähigkeit des Bodens bricht, und den Regen hinein läßt.

Allein, obgleich niedrige Grundſtücke, die einen gelben Kleyboden haben, gemeiniglich kein ſo gutes Gras hervor bringen, als die rothen Kleyböden: ſo iſt doch dieſe Art der andern gleich, wenn ſie trocken liegt.

Da der Boden überhaupt nach demjenigen, was er von Natur hervor bringt, beurtheilet werden kann, ſo kann ſolches auch mit großem Nutzen an beſondern Oer=tern geſchehen. Es iſt allemal ein Merkmal eines guten Wieſengrundes, wo von Natur eine große Men=ge Schlüſſelblumen ſteht. Kein Boden aber bringt deren ſo viele hervor, als dieſer. Auch wird er von keinem andern Unkraute, als von Diſteln, überlaufen, wel=che, der Erfahrung zu Folge, ein natürliches Pro=duct kleyiger Böden iſt, welche gute Kräfte beſitzen. Daher iſt gelber Kleyboden auch eine beſonders gute Viehweide. Das Schlimmſte an dieſen Weiden, zu=mal wenn ſie an dem abhängenden Theile eines Hü=gels liegen, iſt, daß ſie im Winter ſehr feucht zu ſeyn pflegen. In Warwickſhire macht man daher, um die=ſem vorzubeugen, tiefe Gräben auf den Weiden; dieſe nehmen die Feuchtigkeit an, und führen ſie allmählich ab, wie man ſolches an dem beſtändigen Tröpfeln bey ihren Oeffnungen ſieht. Auf ſolche Art halten ſie den Wieſengrund, ungeachtet er dieſen Boden hat, zu al=len Jahrszeiten hinlänglich trocken.

Auf Viehweiden iſt es allezeit gut, einen feſten Boden zu haben, der einige Feuchtigkeit halten kann; und dieß iſt unter andern eine Urſache, warum die Weiden auf einem gelben Kleyboden gut ſind; denn

ſie haben gemeiniglich einen reinen gelben Kley unter dem oberſten Boden liegen, und der iſt einer von den feſteſten. Eine Weide, die einen gelben Kleyboden hat und hoch liegt, erfordert häufiger Düngung und Verbeſſerung, da hingegen diejenigen, welche niedriger liegen, erwähntermaßen von der Natur bearbeitet werden; doch iſt das Heu der beſten Niederungen, mit demjenigen, welches auf höhern Grundſtücken wächſt, nicht zu vergleichen.

Der beſte Dünger für hoch liegende Weiden von ſolchem Boden, iſt Miſt, der mit Schlamme aus Flüſſen oder Gräben vermiſcht iſt. Dieſer muß zu ſolchen Zeiten aufgeleget werden, daß der Regen deſſen Reichthum hinein ſpühlen könne, ehe die Sonne ihn ausdunſten läßt. Ein noch beſſerer Dünger aber iſt, wenn man es haben kann, der Boden eines alten Heuſchobers; auf demſelben iſt allezeit eine ſchöne weiche Erde, und die Menge des darunter befindlichen Heuſamens verurſachet keinen geringen Vortheil, als wodurch der Grund von friſchem beſäet wird, und welcher mit aller Stärke der Düngung hervor wächſt.

In Staffordſ ire, wo die niedrigen Weiden häufig einen ſolchen Boden haben, dünget man dieſelben mit Märgel, welcher ſich ſehr gut dazu ſchickt. Denn da ſelbſt der Schlamm, welcher durch das Uebertreten der Flüſſe darauf gebracht wird, bloß auf der Oberfläche liegen bleibt, und von der Sonne gleichſam gebacken wird, ſo dringt der Märgel ſelbſt in das Herz des Bodens.

Der gelbe Kleyboden iſt kein Boden, in welchem Bäume geſchwinde aufſchießen; doch giebt er ihnen viele Kräfte. Dieſer Boden kömmt, bereits erwähntermaßen, dem reinen Kleye ſehr nahe; aus der Erfahrung aber iſt bekannt, daß kein Baum, von welcher Gattung er auch ſeyn möge, in reinem Kley gedeihe. Es iſt dieſes alſo kein Boden, auf welchem, zum Vortheile der Wälder, Pflanzungen angeleget wer=

werden können. Hiezu kömmt noch, daß die Bäume ſehr langſam darauf wachſen. Evelyn hat bemerkt, daß Bäume, welche auf gelbem Kleyboden wachſen, dreymal ſo viel Zeit brauchen, ehe ſie ihre völlige Größe erreichen, als andere. Eben ſo wenig ſchickt ſich dieſer Boden zu Obſtgärten. Fruchtbäume wachſen eben ſo ſchlecht darin, als Bauholz; ja die Früchte bekommen ſo gar eine andere Beſchaffenheit darin. Eine andere große Unbequemlichkeit des gelben Kleyes in Anſehung der Fruchtbäume, iſt dieſe, daß die Bäume, welche darin wachſen, weit häufiger mit Moſe überzogen werden, als diejenigen, welche auf beſſerm Boden ſtehen.

Eichen auf dieſem Boden wachſen zwar ſehr langſam, ſie ſind aber auch ſehr feſt. Auch iſt dieſer Boden ziemlich gut, junge Bäumchen darin aufſchießen zu laſſen, die nachher in einen andern Boden verpflanzet werden ſollen. Denn gleichwie junge Bäume niemals gut gerathen, wenn ſie aus einem guten Boden in einen ſchlechtern verpflanzet werden, ſo gedeihen ſie hingegen vortrefflich, wenn man ſie aus einem Boden dieſer Art in gute Erde verſetzt.

Evelyn bemerkt, daß einige Arten des Kleyes dermaßen hartnäckig ſeyn, daß ſie durch nichts bezwungen werden können; andere aber ſo gefräßig, daß ſie durch nichts zu ſättigen ſind. Zur erſten Claſſe gehören die beyden jetzt beſchriebenen Arten: der rothe und gelbe; zur zweyten aber die beyden folgenden, der weiße und ſchwarze, hauptſächlich aber der weiße; denn der ſchwarze kömmt an einigen Orten der Beſchaffenheit der beyden erſten etwas nahe.

Einige praktiſche Schriftſteller, wohin inſonderheit Hougton gehört, haben verſichert, daß Kley ungefähr den vierten Theil reines Sandes enthalte. Dieſes iſt aber nur von dem rothen und gelben Kleye zu verſtehen. Der weiße enthält gar keinen; auch würde es

nicht ſchwer ſeyn, zu zeigen, daß der gelbe ganz rein ſey. In dem rothen findet ſich freylich etwas; und das iſt die Urſache, warum ein rother Kleyboden nicht völlig ſo hartnäckig iſt, als ein weißer.

Bey einem weißen Kleyboden muß der Landmann ein ganz anderes Verfahren beobachten, als bey dem rothen und gelben. In Anſehung dieſer beyden, muß ſeine Sorge dahin gehen, daß er ſie fein genug mache; bey einem weißen Kleyboden hingegen muß er dahin ſehen, daß er nicht gar zu fein werde. Gleichwie der rothe und der gelbe Kleyboden zähe und ſteif ſind: ſo iſt der weiße zart, und bricht leicht; er bricht ſo, wie er vom Pfluge fällt, und daher iſt ein ſolcher Boden gar leicht zu bepflügen. Für die beyden erſten Böden wurde öfteres Pflügen erfordert; dieſer aber muß nur wenig gepflüget werden. Da kein Boden ſo viele Sorgfalt in Anſehung der Düngung erfordert, ſo muß ein Landmann ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich darauf gerichtet ſeyn laſſen. Ueberhaupt gleichwie der rothe und der gelbe Kleyboden ſtarke Düngung erfordern, ſo muß der weiße reiche Düngung haben.

Die beſte Düngung dafür iſt Ruß. Dieſer ſcheint zwar ein theurer Dünger zu ſeyn; man kann aber mit einem wenigen Theile davon ſehr weit kommen. Die Erfahrung zeigt, daß ein Scheffel Ruß mit einer ganzen Ladung gemeines Miſtes einerley Wirkung habe. Mit 18 Scheffel Ruß kann man einen ganzen Acker weißes Kleyland vollkommen düngen; und dieſelbe Quantität Landes erfordert eben ſo viel, wo nicht mehrere, Fuder Miſt. Ein Landmann muß ſich aber vorſehen, daß er nicht damit betrogen werde; denn wenn der Ruß mit Aſche vermengt iſt, werden wohl 25 Scheffel auf einen Acker erfordert. Nächſt dem Ruße iſt der Miſt die beſte Düngung für weißen Kleyboden; und in dieſer Abſicht iſt die Methode, Schafe in Hürden darauf zu thun, vortrefflich. Nach Ellis

Rathe,

Rathe, ſoll man dieſes zuerſt thun, und hernach den Miſt überall verbreiten. Raſen und Miſt, ſind ebenfalls nützlich; ſie müſſen aber eine ziemliche Zeit zuſammen liegen, um mürbe zu werden.

Für Viehweide und für Bäume iſt dieſer Boden gar nicht vortheilhaft.

Die reichſte Art des Kleybodens, iſt der ſchwarze. Die andern Arten können durch Kunſt zur Fruchtbarkeit gebracht werden; der ſchwarze Boden aber genießt von Natur dieſelben Vortheile. Die Miſchung in dieſem Boden iſt ſo glücklich, daß er in ſeinem eigenen natürlichen Zuſtande beynahe ſo beſchaffen iſt, als andere durch Bearbeitung verbeſſerte Böden. Doch iſt auch eben dieſer Boden einer großen Verbeſſerung fähig.

Der ſchwarze Kleyboden beſteht, gleich den andern, aus einem ſchwärzlichen Kleye, welcher mit einem Theile fruchtbarer Erde gemiſcht iſt, und auch Sand bisweilen in großer, gemeiniglich aber nur in mäßiger, Quantität enthält. Der Kley dieſes Bodens iſt nicht ſo zähe, als der rothe oder gelbe; doch nicht ſo kurz und krümelig, als der weiße. Er dient alſo ſchon vermöge ſeiner eigenen Natur, dazu, einen beſſern Boden, als einige der andern, auszumachen; hienächſt vertritt der ſchon darin befindliche Sand die Stelle desjenigen, der bey andern erſt hinzu gethan werden muß; und die Quantität der guten Erde giebt ihm eine große Fruchtbarkeit. Alſo iſt die Zuſammenſetzung dieſes vortrefflichen Bodens beſchaffen, welcher in Anſehung ſeiner Einrichtung und Conſiſtenz, zwiſchen dem weißen Kleyboden, und dem gelben oder rothen, das Mittel hält, und ſie beyde an Fruchtbarkeit übertrifft.

Dieſer Boden erfordert daher keinesweges das mühſame oder oft wiederholte Pflügen, auch nicht die Koſten und die beſchwerlichen Düngungen, die bey an-

dern nothwendig ſind. Ein leichtes Umkehren der Erde, und reiche Düngungen in kleinen Quantitäten, ſind ſchon zulänglich. Ein Landwirth, der dieſe Art Boden mit Kreide, Sand ꝛc. düngen wollte, würde einen großen Fehler begehen. Mürber Miſt iſt der für dieſes Land gehörige Dünger. Der beſte iſt Taubenmiſt. Dieſen ſtreuet man mit der Hand über ein Gerſtenfeld, ſo bald die Gerſte geſäet iſt; der Regen ſpühlet ihn alsdann hinein. Der Hühnermiſt iſt ebenfalls gut, wenn er auf dieſelbe Art gebraucht wird, wie auch eine jede andere Art reicher und mürber Dünger.

Der ſchwarze Kleyboden iſt ſehr fruchtbar, wenn er zur Viehweide gebraucht wird, und erfordert weniger Bearbeitung, als irgend ein anderer Boden. Der beſte Dünger iſt Miſt, welcher ſo lange gelegen hat, bis er verfault iſt. Dieſer muß ſorgfältig über die Erde verbreitet werden, damit ihn der Regen gut hinein ſpühlen könne.

Bäume verſchiedener Art gerathen auf dieſem Boden gut, vornämlich an Oertern, wo nicht nur der Boden ſelbſt, ſondern auch die darunter liegende dicke Schicht von Kley, mit kleinen Steinen untermiſcht iſt. Wenn der Kley an dem Boden reiner iſt, ſo iſt er gar zu dicht, wodurch die Feuchtigkeit aufgehalten wird, ſo daß die Wurzeln einiger Bäume erſterben müſſen. Sind aber Steine darunter, ſo machen dieſe den Boden einigermaßen locker, daß das Waſſer durchlaufen kann, und die kleinen Wurzeln einen Weg bekommen.

Nachdem ich bisher die verſchiedenen Arten von Kley, in ſo fern ſie den Boden ausmachen, betrachtet habe, ſo muß ich auch noch ihre Natur und ihren Nutzen in ihrem reinen und ungemiſchten Zuſtande unterſuchen.

Ein Landmann, der bloßen Kley auf der Oberfläche eines Theiles ſeines Landes findet, darf deswegen an

an einem daraus zu ziehenden Nutzen nicht verzweifeln. Denn obgleich ein ſolches Land nicht der Mühe der Bearbeitung werth iſt, ſo kann es doch zu andern Endzwecken dienen. Zuerſt muß derſelbe unterſuchen, von was für Art und Beſchaffenheit der Kley ſey. Der rothe und gelbe finden ſich am häufigſten auf, oder dicht unter der Oberfläche; der ſchwarze und der weiße aber liegen an den meiſten Orten unter dem Boden, oder in einer größern Tiefe. Finden ſich alle dieſe mit einander rein auf der Oberfläche, ſo kann er daſelbſt mit ihnen den Anfang machen; haben ſie aber daſelbſt einige Miſchung, wenn ſich z. B. ein Land findet, welches ein ſehr ſchlechter rother Kleyboden genannt werden kann: ſo wird der rothe Kley, wahrſcheinlicher Weiſe, ganz rein und vollkommen in einer kleinen Tiefe gefunden werden, und öfters in einer ſo dicken Schicht, daß die Oeffnung einer kleinen Grube, vermittelſt weniger Arbeit, einen ſehr großen Vortheil bringt.

Der rothe Kley iſt der ſchätzbarſte, indem er nicht nur zu den beſten, ſondern auch zu ſehr vielen Endzwecken gebraucht werden kann. Er hat keine vollkommen rothe Farbe, wie der Name, welcher ihm gemeiniglich gegeben wird, auszudrücken ſcheint, ſondern er iſt eigentlich braun, und fällt etwas in das Röthliche. Er wird roth genannt, um ihn von dem gelben zu unterſcheiden.

Der rothe Kley iſt zuvörderſt dienlich, den Boden der Teiche zum Waſſerhalten dicht zu machen. Wenn die Erde der Teiche dermaßen locker iſt, daß ſie das Waſſer durchläßt, ſo, daß die Teiche trocken werden: ſo wird der Boden, er mag kieſig, oder ſandig, oder anders beſchaffen ſeyn, wenn er mit rothem Kley, welcher feſt darauf geſtampfet werden muß, beleget wird, auf lange Zeit eben ſo gut Waſſer halten, als wenn der Teich in einer Schicht von Kley gegraben wäre. An einigen Orten macht man es noch beſſer. Man be-

belegt den Boden erſt mit mit einer Schicht von rothem Kley, den man feſt ſtampft, und legt ſodann ein gutes Pflaſter von Steinen darüber. Dieſes macht einen Boden ſo feſt, ſicher und dauerhaft, als Bley.

Ferner hat der rothe Kley bey der Brauerey ſeinen Nutzen. Er läßt ſich zur Bedeckung der Spundlöcher der Fäſſer ſehr gut bereiten. Findet man, daß er anfängt Ritzen zu bekommen, ſo kann man ihn mit ſtarkem Salzwaſſer, an ſtatt gemeinen Waſſers, wieder anmachen; dieſes erhält ihn feſt und ganz.

Bey dem Pfropfen der Bäume zieht man den rothen Kley allen andern Arten deſſelben vor. Er wird aber mit Pferdemiſte angemacht. Dieſes verhütet, daß er keine Ritzen bekömmt, wenn er trocken wird. Mit klein gehacktem Heu vermiſcht, giebt er eine gute Materie zu Wänden in Bauerhütten ab. Wenn er calcinirt iſt, iſt er ein vortrefflicher Dünger; er wird dadurch gleichſam in Aſche verwandelt. Wenn dieſe über den Boden geſtreuet wird, iſt ſie ſowohl für Viehweiden, als auch für Getreideland, nützlich. Andern Böden giebt ſie Stärke und Kraft.

Der gelbe Kley kömmt dem rothen, in Anſehung ſeiner Natur und Eigenſchaften, ſehr nahe, und er wird auch gemeiniglich zu denſelben Endzwecken gebraucht. Er wird oft eben ſo vollkommen rein gefunden, als der rothe, und dann iſt er eben ſo glatt und fein; es fehlt ihm etwas von der Feſtigkeit, die ſich in dem rothen findet. Er ſcheint zwar mit wenigerm Schlagen temperirt werden zu können, als der rothe; ſoll er aber ein gutes urd dauerhaftes Weſen bekommen, ſo wird noch mehr dazu erfordert; und wenn alle Arbeit daran geſchehen iſt, iſt er doch, wenn er trocknet, dem Reiſſen weit mehr unterworfen, als der rothe, und auf der Oberfläche durch beſtändige Feuchtigkeit zu verderben, denn er wird gar bald weich und breyartig, wenn beſtändig Feuchtigkeit darauf liegt, wiewohl ſolches eben

eben nicht tief geht. Hat ein Landwirth die Wahl, ſo muß er den rothen Klee bey aller Gelegenheit vorziehen.

Der rothe und gelbe Kley kommen in vielen Stücken mit einander überein, wie ſie denn beynahe von einerley Natur ſind. Beyde dienen zu Ziegeln; inſonderheit giebt der rothe eine vortreffliche Art, die zwar eben nicht hoch von Farbe, aber doch ſehr ſtark iſt Doch bedient man ſich ihrer nicht viel dazu. Die Ziegelſtreicher nehmen nicht gern bloßen Kley; es erfodert viele Zeit und Arbeit, ihn zur Form zu temperiren, und wenn er trocknet, ſchrumpft er ein. Die davon gebrannten Ziegel ſind ſtark, aber theuer.

Beyde, der rothe und gelbe Kley, werden auch in England zur Verfertigung verſchiedener irdener Geſchirre gebraucht, aber ſelten allein. Der gelbe, iſt eines von den Ingredientien der gemeinen ſtaffordſhiriſchen Waare; der rothe wird zu der Zuſammenſetzung der beſſern Arbeiten gemiſcht. Der gelbe iſt auch ein gemeines Ingrediens zu Gartentöpfen, denn er bekömmt im Brennen eine röthliche Farbe.

Gemeiniglich findet ſich da, wo der Kley, welcher der Oberfläche nahe liegt, von einer zarten und ſpröden Art iſt, darunter eine Schicht, welche feſter und zäher iſt. Es geſchieht oft, daß, wenn dieſe beyde Arten zuſammen gemiſcht werden, dieſelben eine Erde von gehöriger Conſiſtenz darſtellen. Wer alſo Ziegel ſtreichen will, muß ſich durch das erſte Anſehen des Kleyes nicht abſchrecken laſſen, indem ſolches faſt bey allen Arten des Kleyes angeht. Die ſehr ſchlechten und ſpröden Arten allein ſind es, welche hiezu nicht gebraucht werden können; ſonſt aber laſſen ſie ſich entweder allein bearbeiten, oder auch mit Straßenkothe oder Aſche verbeſſern, oder man verbeſſert auch eine Art mit der andern.

Da der rothe Kley feſter iſt, als der gelbe, ſo ſollte man glauben, daß ſich ſtärkere Waare daraus machen

 ließe;

ließe; allein, es wird daraus nur mittelmäßig feine Waare gemacht; er nimmt die Glaſur nicht wohl an, und iſt ſehr ſpröde. Die zäheſte und ſchönſte ſtaffordſhiriſche Erde, die man daſelbſt zu Töpferwaaren mit ſolchem Vortheile gebraucht, gehört gewiſſermaßen zu der gelben Art von Kley. Es iſt ein reiner zäher und feſter Kley, aber nicht von einerley Farbe, ſondern weiß geſtreift. Dieſen nennen ſie daſelbſt Bouteillenkley, und ſchätzen ihn zu Verfertigung ihrer Waare höher, als andere Arten.

Der dunkelfarbige Kley, welcher insgemein ſchwarzer Kley genannt wird, iſt entweder bläulich, oder ganz ſchwarz. Der bläulich ſchwarze Kley liegt gemeiniglich etwas tief; allein die Mühe, zu demſelben zu kommen, wird mehrentheils durch die Dicke ſeiner Schicht erſetzt. Es iſt ein reiner, harter und zäher Kley; er wird gemeiniglich zu Dachziegeln gebraucht, und hat daher den Namen Ziegelkley bekommen. Dieſer Kley iſt wenigſtens eben ſo zähe, als der rothe Kley von der feſteſten Art. Man verarbeitet ihn aber, ohne Aſche oder Straßenmoder hinzu zu thun; denn die Dachziegel werden theurer bezahlt; ſie müſſen auch ſtärker und von beſſern Materialien ſeyn, weil ſie ſonſt zu viel vom Wetter leiden. Es findet ſich auch noch eine andere Urſache, warum dieſer zähe Kley allein und unvermiſcht zu Dachziegeln verarbeitet wird. Es müſſen dieſe nämlich von einer Erde gemacht ſeyn, die ſich biegen läßt, dazu ſchickt ſich aber keine Erde, die eine ſtarke Miſchung von Sand oder Moder hat. In einigen Ländern, vornämlich in Holland und Schweden hat man bey den Ziegelbrennereyen beſondere Kley- oder Thonmühlen, welche ich im Artik. Ziegel beſchreiben werde.

Der rothe und der gelbe Kley haben oft, nach der Oberfläche zu, einen ſolchen Grad von Fäule, daß es möglich iſt, ſie entweder als Kley auszugraben, oder

auch

auch als einen Boden zu bearbeiten; bey dem ſchwarzen hingegen findet dieſes nicht Statt. Wo derſelbe ſo gemiſcht iſt, daß er wie ein Boden bearbeitet werden kann, da iſt es nicht der Mühe werth, ihn als Kley aufzunehmen; wo er aber ſo rein iſt, daß er als Kley zu Manufacturen gebraucht werden kann, da iſt es ſelten der Koſten und Mühe werth, ihn als einen Boden zu bearbeiten.

Auſſer den Dachziegeln, wozu dieſe Art von Kley größtentheils gebraucht wird, macht man an einigen Orten auch irdene Geſchirre daraus. Wird er allein dazu verarbeitet, ſo giebt er nur eine mittelmäßige Waare; wird er aber mit andern nicht ſo dichten Arten vermiſcht, ſo erhält er eine große Stärke und Feſtigkeit.

In Northamptonſhire hat man einen Kley, welcher ganz ſchwarz iſt; und der Gebrauch den ſie davon machen, ſcheint bey dem erſten Anblicke ſeltſam zu ſeyn. Es werden nämlich Tobakspfeifen daraus gemacht; er läßt ſich aber vollkommen weiß brennen. Es iſt ein feiner, glatter, weicher Kley, von einer tiefen ſchwarzen Farbe, und frey von aller Miſchung mit Sand. Er iſt ſehr ſchwer, und von Natur dermaßen hart, daß man ihn mit Waſſer erweichen muß, um ihn graben zu können. Er liegt gemeiniglich nahe an der Oberfläche, und zwar in großen Bänken, nicht aber in an einander hangenden Schichten. Auſſer demſelben findet ſich auch ein dunkelgrauer, welcher ſich einigermaßen weiß brennen läßt, und auch zu Tobakspfeifen gebraucht wird; er liegt gemeiniglich nahe bey dem andern, und iſt von demſelben nur in der Farbe unterſchieden. Auch wird zuweilen ein ſchwarzer Kley gefunden, welcher eben ſo fein und zähe iſt, als der erſte von den zwey jetzt gedachten Arten, der ſich auch gut zu Pfeifen würde gebrauchen laſſen; er wird aber

im Brennen roth. Er giebt eine vortreffliche Art rother Töpferarbeit ab.

Der ſo genannte weiße Kley, welcher eigentlich von einer dunkeln Bleyfarbe iſt, iſt in England eine der beſten Arten der ſtaffordſhiriſchen Erde. Die ſo genannte weiße Waare, welche daraus verfertiget wird, iſt auch nicht ganz weiß, ſondern hellgelb. Einige Arten dieſes Kleyes ſind ſo zähe, als der reine ſchwarze Kley, und weicher, als einige der anders gefärbten Kleyarten. Dieſelbe Art von weißem Kley, deren die Pfeifenmacher ſich bedienen, wird auch von den Zuckerbäckern zum Raffiniren ihres Zuckers gebraucht. Sie temperiren denſelben bis zu einem gewiſſen Grad, und legen ihn oben auf den Zuckertopf; von da ſeihet ſich das Waſſer allmählich den Zucker hindurch, und nimmt alle Unreinigkeit mit weg. Es laſſen ſich auch gute Ziegelſteine aus dem zähen weißen Kleye verfertigen.

Der Kley kann auch als ein Dünger gebraucht werden. Den Unerfahrnen kömmt es vielleicht ſeltſam vor, daß Kley, der, wenn er den weſentlichen Theil eines Bodens ausmacht, die meiſte Düngung erfordert, ſelbſt als eine Düngung ſoll dienen können; allein, die Erfahrung zeigt, daß derſelbe, wenn er mit gehöriger Behutſamkeit gebraucht wird, hiezu ſehr nützlich ſey. Da die Unfruchtbarkeit der meiſten Gattungen des Bodens in dem Ueberfluſſe eines oder der andern der Ingredientien zu der allgemeinen Miſchung beſteht, ſo findet ſich faſt keine Art davon, die nicht zur Düngung einer andern könnte gebraucht werden. Die Natur bedient ſich bey ihren glücklichſten Wirkungen öfters keines andern Mittels, als einer gehörigen Miſchung verſchiedener Ingredientien, die an und für ſich wenig verſprechen, oder auch ſolcher Dinge, die an und für ſich unfruchtbar genannt werden können. Die gehörige Miſchung eines mit dem andern iſt die Haupt=

Hauptſache. So iſt z. B. Sand an und für ſich unfruchtbar, und ein wenig mürbe Erde, die damit vermiſcht wird, kann ihn nicht fruchtbar machen. Auf gleiche Weiſe iſt auch Kley an und für ſich unfruchtbar; und wenn gleich etwas gute Erde dazu gemiſchet wird, ſo bleibt er doch immer hart, zähe und unfruchtbar. Wird aber Kley zu Sand, oder zu der Erde von der erſt genannten Zuſammenſetzung, gethan, oder wenn Sand zum Kley, oder der Erde von der andern Zuſammenſetzung, gethan wird, ſo entſteht durch beyde Mittel ein lehmiger Boden, welcher ziemlich fruchtbar iſt. Wir ſehen alſo, auf welche Art die Natur dieſen ſo wenig verſprechenden Ingredientien Fruchtbarkeit ertheilt, und auf dieſelbe Art können wir ſie ihnen durch die Kunſt geben. Die Hauptſache iſt, daß man erſt unterſuche, was den Boden unfruchtbar macht, und hernach den Mangel zu erſetzen ſuche. So kann man Sand zu einem Kleyboden, und Kley zu einem Sandboden thun; und auf ſolche Art kann Kley, welcher an ſich ſelbſt unfruchtbar iſt, wenn auf gehörige Art damit verfahren wird, als eine Düngung, die Fruchtbarkeit geben kann, gebraucht werden. Aus dieſem Grunde wird Kley in Staffordſhire, und einigen andern Landſchaften in England, allein als eine Düngung zu ſandigen, wie auch zu kieſigen und ſteinigen Ländern gebraucht. Die Urſache, warum Kley in dieſen Fällen zu einer Düngung wird, iſt leicht einzuſehen. Ein lehmiger Boden iſt einem dürren Sande, oder einem dörrenden bloßen Kieſe, vorzuziehen. Wenn die Natur zu ſolchem Sand- oder Kiesboden etwas Kley gemiſcht hätte, ſo wäre es ein Lehmboden geworden, und würde alſo fruchtbar geweſen ſeyn. Was nun die Natur hätte thun können, das kann, wie ich geſagt habe, der Landmann thun. Durch den Zuſatz des Kleyes verwandelt er den Sandboden in einen Lehmboden. In dieſem Falle hat der Kley eine dop-

doppelte Wirkung. Erſtlich giebt er dem Boden eine Feſtigkeit, und ſetzt ihn in den Stand, die Wurzel des Getreides zu befeſtigen, und auch andere Düngungen zu behalten; und zweytens mäßigt er durch ſeine natürliche Kälte die dörrende Hitze des Bodens, welcher ſonſt in trocknen Sommern das Getreide verbrennt.

Kley aus Gruben, iſt beſſer hiezu, als ſolcher, den man von der Oberfläche der Erde nimmt, denn er iſt reiner; und da niemals etwas darauf gewachſen iſt, ſo hat er in ſo fern die Natur der Jungfererde. Der beſte Kley für ganz ſandigen und kieſigen Boden, iſt der rothe, und nächſt ihm der gelbe. Iſt aber der Sand ziemlich mit Erde gemiſcht, ſo iſt der blaue der beſte, denn er hat eine Fettigkeit bey ſich, die der Eigenſchaft des Märgels nahe kommt.

Wenn Kley als ein Dünger gebraucht wird, ſo hat er etwas mit dem Märgel gemein; und das iſt die dauerhafte Fruchtbarkeit, die er giebt; ja, er übertrifft ihn ſo gar darin, denn ſeine Wirkung dauert länger.

Was die Quantität betrifft, ſo iſt hier ſowohl, als in allen andern Dingen, die Mäßigung anzurathen. Gar zu wenig von einer jeden Düngung kann nichts ausrichten; und andern Theils ſoll der natürliche Boden auch nur verbeſſern, nicht aber ein anderer an deſſen Stelle gebracht werden. Auf 1 Acker kann man ungefähr 75 Fuder rechnen. Dieſe Quantität kann man, nach dem es die beſondern Umſtände erfordern, vergrößern oder vermindern.

Soll der Kley einen Boden fruchtbar machen, ſo muß er auch mit demſelben wohl gemiſchet werden. Das kann aber nicht auf einmal geſchehen, wenn man ſich auch noch ſo viel Mühe giebt. Wenn ein zäher Kley auch mit der größten Sorgfalt aufgeleget wird; werden in demſelben doch wenigſtens 2 Jahr lang, noch immer unaufgelöſete Klumpen bleiben. Daher kömmt

es,

es, daß man die Beſſerung des Bodens nicht gleich im Anfange merkt. Gleichwie die mit Märgel gedüngten Felder erſt im andern Jahre ihren Reichthum bekommen, ſo werden die mit Kley beworfenen erſt im dritten oder vierten Jahre gut. Um dieſe Zeit aber miſcht ſich der Kley, vermittelſt fleißigen Pflügens und Egens völlig mit dem Boden.

Bisher habe ich den Kley betrachtet, in ſo fern er in ſeinem natürlichen Zuſtande zur Düngung gebraucht wird. Ich muß aber auch zeigen, wie derſelbe durch die Kunſt zum Nutzen des Landmannes kann verändert werden. Ob man gleich gefunden hat, daß Kley in Klumpen in allen Theilen der Welt ſehr unfruchtbar geweſen iſt, ſo hat es ſich doch an vielen Orten aus verſchiedenen Zufällen gezeigt, daß, wenn Kley in Staub verwandelt worden iſt, er eine ſehr gute Erde gemacht hat. Hierauf gründet ſich das an verſchiedenen Orten gewöhnliche Verfahren, da man den Kley zum Nutzen der Landwirthſchaft calcinirt oder brennt, welches ſehr großen Vortheil gewähret. Aus der Fruchtbarkeit des in Staub verwandelten Kleyes erhellet deutlich, daß keinesweges die Subſtanz dieſer Erde dem Gedeihen der Gewächſe ſchädlich ſey, ſondern bloß die große Dichte derſelben. Nun kann nichts die Dichte des Kleyes ſo gut brechen, als Feuer; und daher iſt das Brennen zu dieſer Abſicht angewendet worden. Das Feuer nimmt alle Zähigkeit des Kleyes weg; und in dieſem halb verbrannten Zuſtande iſt er eine vortreffliche Düngung für lockere und trockne Getreidefelder, indem er leicht bricht, und ſich in kurzer Zeit völlig mit dem Boden vermiſcht.

Kley=Acker, ſ. oben, S. 402.

Kley=Balken, in dem Siehl= und Schleuſenbaue Niederſachſens, die unter dem Boden über dem erſten Grundbalken gelegten Balken, zwiſchen welchen gute Kleyerde eingeſtampfet wird.

Kley-Erde, } ſ. oben, S. 402.
Kley-Land, }
Kley-Mühle, ſ. oben, S. 426.
Kley-Stein, ſ. Topf-Stein.

1. Kleye, (die) L. Furfur, Fr. Son, die klein gemahlnen und vermittelſt des Beutels abgeſonderten Bälge oder Hülſen des Getreides. Man rechnet gemeiniglich von 4 Scheffel Getreide, 1 Sch. Kleye, welchen man nebſt dem Mehle aus der Mühle zurück bekommen muß. Gerſtenkleye, Rockenkleye, Weitzenkleye. Siehe auch Füll-Kleye, im XV Th. S. 449.

Daher kleyig, Kleye enthaltend, L. furfuraceus, furfureus. Kleyiges Brod, L. Panis furfureus. Kleyicht, wie Kleye, L. furfuroſus.

In den florentiniſchen Gloſſen Chlia, in den monſeeiſchen Gloſſen Cliuva, im Schwed: Kli. Es ſcheint von klieben abzuſtammen, ſo fern daſſelbe überhaupt zermalmen bedeutet hat. Das Oberd. Grüſch, Gruſch, in den florentiniſchen Gloſſen Kruſo, Ital. Cruſca, Franz. Gris, und Niederſ. Grand, welches Letztere in engerer Bedeutung feine Weitzenkleye bedeutet, haben einen ähnlichen Urſprung.

Siehe Gries, Anm. im XX Th. S. 20.

Die Kleyen ſind eigentlich die mit dem Samenkorne verwachſenen Spelzen, oder deſſen Bedeckungen, welche bey dem Mahlen mit dem mehligen Theile zugleich zerquetſchet, hernach aber von dieſem abgeſondert worden ſind. Es bleibt aber an der Kleye immer noch etwas Mehliges, daher dieſelbe nicht nur von armen Leuten wieder mit dem Mehle vermenget, und Brod daraus gebacken wird, ſondern man pflegt ſie auch für das Vieh zu gebrauchen, indem man ſie den kalbenden Kühen, Saug- und Abſetzkälbern, Schweinen und Ferkeln, Gänſen ꝛc. unter das Futter oder Getränk zu mengen; und dadurch ihr Wachsthum zu befördern pflegt. Aeußerlich wird ſie von den Wund-

ärzten

Aerzten entweder in einem flüßigen Vehikel, oder in trockner Geſtalt angewendet, und iſt ſolchemnach ſowohl erweichend, als auch austrocknend. Von den Färbern wird die Kleye zu der Infuſion des Indigo gethan, (ſ. Th. V. S. 625) nicht ſowohl, um das Waſſer gelinde zu machen, als welches, ihrer Meinung nach, faſt allezeit Theilchen eines ſauern Salzes, welche man ſchwächen müſſe, enthält, als vielmehr eine gewiſſe Quantität kleberiger Materie durch Waſſer auszubreiten, damit die färbenden Theilchen ſich nicht ſo geſchwinde ſenken, als ſie ſonſt in einem flüſſigen Weſen thun würden, welches nicht einen gewiſſen Grad der Verdickung erhalten hätte. Verſchiedene Handwerker brauchen die Kleye auch mit unter ihre Beitzen. So haben z. B. die Weißgärber eine *Kleyenbeitze*, wovon ich bey der Beſchreibung des Lederbereitens handeln werde. Das Frauenzimmer bedient ſich zuweilen der Kleye unter dem Waſchwaſſer, um ſich damit die Flecken aus der Haut zu reiben.

In Frankreich unterſcheidet man dreyerley Kleye: 1. *Harte Kleye*, Son dur, d. i. grobe ſchwere Kleye, welche wie zerhackt iſt, weil der Läufer nicht recht in die Lehre gebracht worden iſt; dieſe Kleye iſt kurz, und meiſt voll Mehl. 2. *Fette Kleye*, Son gras, d. i. ſolche, in welcher noch grobes Mehl oder Gries geblieben iſt. 3. *Reine, todte, ausgemahlne Kleye*, Son maigre, Son ſec, gros ſon, d. i. ſolche, aus welcher man das Mehl ſo rein als möglich, ausgemahlen hat. Bey uns wird gewöhnlich nur einerley Kleye gemacht. Man macht keine fette Kleye; und die Grieskleye, d. i. ſowohl die beym Schrotgange von Gries abgeſiebte, als auch die beym zweyten und dritten Griesgange aus dem Beutel fallende Kleye aber ſchüttet man zum ſchwarzen Mehle auf.

Wie durch die Abſonderung des Mehles von der Kleye, das Brod zu vermehren ſey, ſiehe im VI. Th. S. 743, f.

Parmentier (*) behauptet, daß die Kleye von nachtheiliger Wirkung ſey, wenn man ſie mit dem Brode genießt, und daß das Kleyenwaſſer, welches beynahe das allgemeine Getränk der Thiere iſt, nicht der geſundeſte Trank ſey, beſonders bey einer fäulichten Krankheit.

Aus dem von Parmentier über die Kleye gemachten Erfahrungen und Unterſuchungen erhellet: 1. daß die vom Mehle wohl abgeſonderte Kleye nichts, als die glutinöſe klebrige Subſtanz des Kornes enthält, welche nicht nährt; 2. daß ſie nach der Deſtillation viel flüchtiges Alkali, und ein Oehl, wie Hirſchöhl, giebt; 3. daß ſie, wenn ſie eine Zeitlang gerieben wird, einen Geruch annimmt, welcher ranzigen Mandeln ähnlich iſt; 4. daß ſie ſich bald verändert, wenn man ſie etwas anfeuchtet, und bey mäßiger Wärme in 24 Stunden in Fäulniß übergeht; 5. daß ein Stück Kalbfleiſch zum Verſuch in Waſſer gelegt, nicht ſo bald in Fäulniß übergegangen iſt, als die Kleye; 6. daß ein Decoct von der Kleye nicht, wie andere Hülſenfrüchte, ſauer wird, ſondern vielmehr in Fäulniß übergeht: 7. daß Weitzen- und andere Kleye nicht ſo leicht fault, als die vom Roggen. Hieraus folgt, daß das weiße Kleyenwaſſer, ohne Zuſatz, ein Getränk iſt, welches leicht fault, und daß dieſes noch eher erfolgen müſſe, wenn es in den thieriſchen Körper kömmt. Es iſt folglich in allen Fällen, wo die Säfte zur Fäulniß geneigt ſind, höchſt ungeſund. So ſchädlich indeſſen der Gebrauch der Kleye iſt, ſo ſieht man doch, daß ſie zum Mäſten des Federviehes, der Schweine, und anderer Thiere, gebraucht wird. Man kann dieſes vielleicht den andern beygemiſchten Dingen, oder der Ruhe, oder dem noch in derſelben befindlichen Mehle zuſchreiben, wovon vermuthlich auch das Waſſer die Milchfarbe

(*) Mémoire, qui a remporté le prix &c. ſur cette queſtion intereſſante: „Indiquer les vegetaux, qui pourroient ſuppléer en temps de diſette, á ceux qu'on emploie communement á la nourriture des hommes“ &c. par Mr. *Parmentier*, á Par. 1773, 12.

farbe erhält. Wenn man alſo die noch in der Kleye befindlichen guten Theilchen ausziehen will, ſchüttet man ſie in kaltes Waſſer, und ſondert dann die Kleye als gänzlich unnütz, wieder davon ab. Auf dieſe Art erhält man die Auflöſung der in derſelben noch vorhandenen Mehltheilchen, die nur allein nähren. Die Kleye iſt alſo zu weiter nichts dienlich, als in gewiſſen Fällen die Freßluſt zu erwecken, oder ſie den Hühnern und Schweinen zu geben, denen animaliſche Subſtanzen oder Dinge, welche der Natur derſelben beykommen, weit gedeihlicher ſind, als wiederkäuenden Thieren.

Die faulende Eigenſchaft des weißen Kleyenwaſſers iſt ſo ſtark, und ſo einleuchtend, daß viele Haus- und Landwirthe deshalb denſelben Salz, oder ſonſt etwas Saures, als: Eſſig oder Sauerteig, zuzuſetzen pflegen, um deſſen Eigenſchaft zu verbeſſern. Allein, man mag dieſes weiße Waſſer verändern und verbeſſern wie man will, ſo wird es doch immer, wenn man die Kleye ſelbſt darin ſich ſetzen läßt, ein faules ſchädliches Weſen behalten, und bey Krankheiten der Thiere, vornämlich aber in anſteckenden Seuchen, nachtheilig ſeyn.

Der Abt **Poncelet** (*) hingegen erklärt die Meinung, als ſey die Kleye eine holzige Materie, die, wenn ſie von allen Mehltheilen völlig gereinigt werden könnte, nicht zu nähren im Stande ſey, für falſch. Bey einer genauen Zergliederung der Getreidekörner, und mit Hülfe des Vergrößerungsglaſes hat er erkannt, daß die Kleye ein Gewebe von Saftgefäßen, und in denſelben eine ſchleimige Subſtanz, die dem Mehle gleiche, befindlich ſey. Gleichwohl meint er, daß es beſſer ſey, ſie dem Brode nicht beyzumengen.

Hr. D. **Kämpf**, welcher ſich durch ſeine Visceralklyſtiere ſehr berühmt gemacht hat, läßt zu jeder Portion der Klyſtierſpecies eine Handvoll Kleyen in der Abſicht miſchen, um dem Klyſtierdecocte eine dicklichere Conſiſtenz zu ertheilen, wodurch es weit

 leich-

(*) Memoire ſur la farine, par Mr. l'Abbé *Poncelet*. à Par. 1776, 8.

leichter in dem Grimmdarme kann zurück gehalten werden, als das flüſſigere. Es haben aber die Kleyen, nach ſeinem Urtheile, auch deswegen einen ſtarken Anſpruch auf eine vorzügliche Stelle bey den Visceral-Klyſtieren, weil ihr gallert- und ſeifenartiger, abſtergirender Abſud kräftig in die verdickte Pituita wirkt, die Gedärme ausſpühlt, ihre verſtopfte Saugeröhrchen ab- und auswäſcht, die ſcharfen Unreinigkeiten einwickelt, die vertrockneten Theile anfeuchtet, und die verhärteten Excremente erweicht und zum Abgange befördert. Ueberdies kömmt noch ihre antiſeptiſche, nährende und ſtärkende Tugend in Anſchlag. Daß ſie abſtergiren und die Schärfe mildern, hat Hr. K. unzähligemal bey trocknem Huſten und Catarrhen erfahren, wo das Decoct getrockneter, oder auch gelinde geröſteter Kleyen, worin Wollblumen angebrühet werden, nebſt einem erweichenden durch ſeine Dampfmaſchine (wovon ich im Art. Klyſtier Nachricht ertheilen werde) eingeſogenen Dampfe, die Hauptſache der Cur ausmachte. Antiſeptiſch ſind ſie, weil ihr Abſud in der Wärme bald ſauer wird. Dieſe Neigung zur Säure mag auch wohl die Urſache ſeyn, daß das Kleyenbrod den Leib offen erhält.

Ihre außerordentlich ſtärkende Kräfte hat Hr. g. R. Hofmann (*) durch chemiſche Verſuche dargethan. Von den Kleyen ſowohl, als von dem Kleyenbrode, oder dem ſogenannten Pumpernickel, erhielt er durch die Deſtillation eine ſehr große Menge brennbares Oehl, welches er für eine unvergleichliche Herzſtärkung ausgiebt; hingegen gieng von dem Mittel- oder gemeinen ſchwarzen Brode wenig, und von dem Weizenbrode faſt gar nichts von dieſem Oehle über den Helm. Dieſemnach verdienen die Roggenkleyen einen großen Vorzug. Hr. Kämpf läßt ſie aber bey vielen, um ihre blähende und ſäuernde Crudität zu mindern, vorher in einem Tiegel, oder auf dem

(*) S. Deſſen Obſſ. phyſ. chym. L. 2, obſ. 22.

dem Ofen, wohl austrocknen, und, ſobald er eine Neigung zur Säure oder zu Durchfällen bey den Kranken verſpürt, ſie gelinde röſten.

Die Kleye gehört zu denjenigen Subſtanzen, in welchen das Vermögen liegt, ſich ſelbſt ohne Zuthun eines äußern Feuers zu entzünden; inſonderheit die Roggenkleye. Der Stadtapothecker Rüde in Bautzen, machte im leipz. Intell. Bl. v. 31. März 1781. bekannt, daß er verſchiedenemal einen Luftzünder (Pyrophorus) aus Roggenkleye und Alaun bereitet habe. Als zu der Zeit ein Brand in dem Dorfe Naußlitz, dem Kloſter Marienſtern gehörig, entſtand, von welchem es hieß, daß ſolcher in einem Kühſtalle ausgebrochen, und daß derſelbe bey Behandlung eines kranken Stückes Vieh entſtanden ſey; ſo kam Derſelbe auf den Gedanken, ob hieran nicht etwa geröſtete Kleye, welche die Landleute dem Rindviehe bey dicken Hälſen umzuſchlagen pflegen, entſtanden ſeyn möchte. Dieſem zu Folge röſtete Derſelbe etwas Roggenkleye, ſo lange bis dieſelbe die braune Farbe des gemahlnen Kaffe angenommen hatte. In dieſer Beſchaffenheit wurde dieſelbe in ein leinenes Tuch gewickelt, und an die Luft gelegt. Nach einigen Minuten ſtieg durch das Tuch ein ſtarker Rauch mit einem brenzlichen Geruche begleitet, worauf das Tuch zu Zunder verbrannte, und die durchaus glühend gewordene Kleye fiel in zuſammen gebackenen Kugeln auf die Erde. Da nun bekannt iſt, wie oft vom Landmanne gewärmte Kleye ſowohl für ſich, als für das Vieh, angewendet wird: ſo kann man auch hieraus leicht erklären, woher oft Brände auf dem Lande entſtehen, deren Urſache größtentheils unbekannt bleibt.

Bey Gelegenheit der aus den neuen ſtrelitz. Anzeigen, in das neue berlin. Wohenbl. v. J. 1787, S. 766, fgg. eingerückten Abhandlung von der Selbſtentzündbarkeit, macht der Verf. folgende Anmerkung.

„Den Verſuch mit der Roggenkleye habe ich ſelbſt gemacht. Ich nahm 2 Pf. derſelben, und röſtete ſie in einer eiſernen Pfanne, bis ſie die Farbe eines ſtark gebrannten Kaffees hatte. Ueberzeugt, daß noch kein Feuer in derſelben enthalten, band ich alles in ein leinen Tuch feſt zuſammen, und erwartete die Erſcheinung. Der Geruch von dieſer Maſſe und die äußere Hitze derſelben waren ziemlich ſtark. Aber bald nach dem Einbinden verlor ſich beydes anfänglich in etwas. Jedoch nach Verlauf von $\frac{3}{4}$ Stunden ward es wieder ſtärker, und nahm ſo zu, daß ich eine gute Viertelſtunde hernach ſchon einen zarten Rauch aus dem Ballen aufſteigen ſah. In eben dieſem Verhältniß nahm auch der brandige Geruch zu, der äuſſerſt flüchtig war, und zuletzt das ganze Haus erfüllte. Nach 2 Stunden fieng hierauf das Tuch ſich ſchwärzlich zu färben an, und endlich nach einer halben Stunde konnte ich von außen zu ſchon das Feuer ſehen. Nun nahm die Gluht zu, und der ganze Ballen erſchien als eine feurige Kugel. Das Tuch und die Kleye löſete ſich in eine weiße Aſche auf, in welcher nach 16 Stunden nach dem Einbinden noch Feuer befindlich war. Ich wog die Aſche, und fand 5 Loth; das andere war von der Gluht verzehrt, und ſo ausgebrannt, daß, ob ich ſie gleich 48 Stunden auslaugete, ich dennoch nicht die geringſte Spur eines darin enthaltenen Salzes entdecken konnte“.

2. **Kleye**, L. Furfures, Furfuratio, Furfurisca, Furfurus, farrea nubes, Porrigo, oder aus dem Griech. Pityriaſis, ein trockner böſer Kopf, eine Art der trocknen Krätze, wenn die Schuppen unter dem Haupthaare, oder ſonſt an der Haut, kleyenweiſe herunter fallen. Dieſer Zufall, welcher bey Kindern gefährlich iſt, wird wie die Krätze curirt.

Kleyen-Beitze, ſ. oben, S. 433.

Kleyen-Bier, ein ſchlechter, aus bloßer Kleye bereiteter Koſent, welcher aber angenehm zu trinken iſt; Kleyenkoſent, in Niederdeutſchland Schaarbier.

Kleyen-Brod, eine Art ſchlechtes Brod, zu welchem nebſt gutem Mehle ein Theil Kleye, oder auch wohl

gar

gar nur bloße Kleye ohne anderes Mehl genommen worden iſt. Das aus bloßer Kleye gebackene Brod wird gemeiniglich für Hunde, in theuern Zeiten aber auch wohl für Menſchen, gebacken.

Kleyen-Kofent, ſ. Kleyenbier.

Kleyen-Waſſer, ſ. oben, S. 434.

Kleyen, ein nur in den gemeinen Sprecharten, beſonders Niederſachſens, übliches Wort.

1. Kratzen, Hochdeutſch krauen, Engl. claw.

2. Ungeſchickt, ſchlecht ſchreiben, im verächtlichen Verſtande, Hochdeutſch kratzen. Siehe Kladde, im XXXIX. Th. S. 303.

3. Ausgraben, eilfertig graben, beſonders im Dithmarſiſchen. Einen Graben kleyen, machen, auswerfen. Eben daſelbſt iſt *inkleyen*, einſcharren, eingraben; *umkleyen*, umgraben; *upkleyen*, aufwühlen, u. ſ. f.

Kleyicht, kleyig; ſ. oben, S. 402, und 432.

Klick-Werk, ſ. im folg. Art.

Klicken, im g. L. einen zähen Körper in kleinen Stücken werfen oder anwerfen. Lehm klicken, den zubereiteten Lehm in kleinen Klumpen anwerfen, daher die Kleiber an einigen Orten auch Lehmklicker heißen. Klickwerk, Fr. Bousillage, ein Gemenge von Lehm und Stroh, womit der geringe Landmann an Orten, wo die Steine rar ſind, Mauern und Scheidewände aufrichtet; ſ. Lehm-Wand.

Von einem ſchlechten Gemälde, wo die Farben gleichſam nur hingeworfen ſind, ſagt man: es iſt nicht gemalt, es iſt nur geklickt.

Klick, klicks, drückt eigentlich einen feinern und kleinern Schall aus, als klack, kleck, und klecken; ſ. im XXXIX. Th. S. 303, und 396. Im Nieders. iſt Klicks, ein Klecks, und in weiterer Bedeutung, ein Bißchen eines zähen Körpers, z. B. ein Klicks Butter, und figürlich auch ein Bißchen einer jeden andern Sache. Im Schwed. wird klicka ſowohl von dem fruchtloſen Abbrennen des

Zündpulvers auf der Pfanne, als auch von dem Klange kleiner Glocken, gebraucht.

Klieb-Eiſen, ſ. Klieben.

Kliebe, eine Benennung des Feſtes Mariä Verkündigung; ſ. Marien-Feſte.

Kliebel-Klöppel, bey den Kohlenbrennern, ein großes Stück Holz, vermittelſt deſſen, indem es von dem Quendel an immer weiter fort gerückt wird, das Zündloch durch die daran gelegten Scheite in den Meilern formirt wird. Siehe Kohlen-Brennen.

Klieben. Dieſes Wort iſt in doppelter Geſtalt üblich, kömmt aber in beyden am häufigſten im Oberdeutſchen vor.

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte ſeyn, einen Spalt bekommen, ſich ſpalten; im Oberd. auch klaffen. Das Holz iſt gekloben, wofür auch das Reciprocum ſich klieben, üblich iſt.

2. Als ein Activum, ſpalten. Holz klieben, Holz ſpalten. Daher das Klieb- oder Klöbeiſen, bey den Böttchern, ein breites dickes Meſſer, das Holz zu ihren Arbeiten damit zu klieben, oder zu ſpalten; die Spaltklinge; ſ. Meſſer der Böttcher.

Bey dem Ottfried clouban, im Niederſ. klöben, im Angelſ. cleaſan, im Engl. cleave, im Schwed. klyfwa, im Wendiſchen mit einem andern Suffixo, klat, im Franz. eclater. Im Hochdeutſchen iſt dafür ſpalten üblicher, obgleich die abgeleiteten Klaue, Kloben, Kluft, u. a. m. auch bey uns völlig gangbar ſind. S. dieſe Wörter. Im Schwed. iſt klippa, ſchneiden, ſcheeren, beſchneiden. Im Grunde wird durch alle dieſe Wörter der Schall nachgeahmt, den die Körper machen, wenn ſie geſpalten werden.

Kliebig, im gem. Leb., beſonders Oberdeutſchlands, was ſich leicht klieben oder ſpalten läßt. Kliebiges Holz.

Kliesche, ein zu der Gattung der Schollen gehöriger Fisch, welcher in Hamburg und den umliegenden Gegenden Kleische und Kliesche, in Pommern Giahrke, in Dänemark Skrubbe, in England the Dab, und in Frankreich la Limande, genannt wird; Pleuronectes oculis a dextra ſquamis aſperis, ſpina ad anum dentibus obtuſis *Arted.* Paſſer aſper, paſſeri primo ſquamis congener, ſed maculis carens *Klein.* Limanda *Bellon. Geſn. Jonſt. Ruyſch.* Citharus *Charlet.* Paſſer aſper ſ. ſquamoſus *Rondel. Aldrov. Wilughb.* Pleuronectes Limanda, oculis dextris, ſquamis ciliatis, ſpinulis ad radicem pinnarum dorſi anique, dentibus obtuſis *Linn.* Pleuronectes ſquamis aſperis, linea laterali arcuata *Bloch.* The Dab *Penn.* Kliesche *Schonev.* Der Schuppenblutfiſch Müll. Die harten und gezackten Schuppen, und der Bogen, welchen die Seitenlinie bey ihrem Anfange bildet, unterſcheiden dieſen Fiſch von den übrigen Arten der Schollengattung. In der Kiemenhaut befinden ſich 6, in der Bruſtfloße 11, in der Bauchfloße 6, in der Afterfloße 61, in der Schwanzfloße 15, und in der Rückenfloße 75 Strahlen. Dieſer Fiſch iſt auf der obern Seite gelb, auf der untern weiß, und auf beyden mit ziemlich großen Schuppen bedeckt. Der Kopf iſt klein, länglich, und die Mundöffnung enge. Beyde Kinnladen ſind von gleicher Länge, und in der obern ſind weit mehrere kleine ſtumpfe Zähne, als in der untern, befindlich. Die hervor ſtehenden Augen haben einen mit einem goldfarbigen Ringe umgebenen, ſchwarzen Stern. Die Seitenlinie läuft, von der Schwanzfloße bis zur Bruſtfloße, in einer geraden Richtung, mitten über dem Körper fort. Sämmtliche Floßen haben auf der obern Seite eine braungelbe, die Schwanzfloße hingegen eine dunkelbraune Farbe. Die Strahlen der After- und Rückenfloße

floſſe werden von Schuppen bedeckt. Am After iſt ein Stachel befindlich.

Dieſer Fiſch, welchen **Bellon** (1) zuerſt beſchrieben, und wovon **Rondelet** (2) die erſte Zeichnung gegeben hat, iſt ſowohl in der Oſt= als auch Nordſee zu Hauſe. Er iſt nicht ſo gemein, als die Scholle und der Flunder, auch nicht ſo dick als jene, wird übrigens aber, ſo wie dieſe beyde, gefangen und zur Speiſe zugerichtet. Ob er gleich nicht die Größe derſelben erreicht, ſo übertrifft er ſie doch am Geſchmack. Am wohlſchmeckendſten iſt er vom Febr. bis zum April. Seine Leichzeit fällt ſpäter, als bey den vorerwähnten, nämlich in den May, und in einem kalten Frühlinge erſt in den Jun.; um dieſe Zeit iſt ſein Fleiſch weichlich und mager. Er ernährt ſich von Würmern und Inſecten, inſonderheit von kleinen Krabben. Die Eingeweide ſind bey dieſem Fiſche von derſelben Beſchaffenheit, als bey der Scholle. Der Rückgrath beſteht nur aus 51 Wirbelknochen.

Bloch's Naturgeſch der Fiſche Deutſchlands, 2 Th. Berl. 1783. 4. S. 45. f.

Klicker, eine Benennung der thönernen Spielkugeln, welche häufig in Groß=Almerode verfertigt werden. Siehe Kugel.

Klima, aus dem Griech. und Lat. Clima, Fr. Climat, in der Geographie und Kosmographie, ein Theil der Erdkugel, welcher zwiſchen zwey mit dem Aequator parallel laufenden Zirkeln enthalten iſt; oder ein um den Erdboden laufender Gürtel, welcher zwiſchen zwey dem Aequator parallelen Kreiſen liegt, in deren entfernterem der längſte Tag um eine beſtimmte Zeit, z. B. um eine halbe Stunde, länger iſt, als in dem nähern.

(1) Aquat. p. 145.

(2) De piſc. P. 1, p. 319.

hern. Der Erdſtrich, Erdgürtel, Himmelsſtrich, und mit einem andern griech. Worte die Zone. Es wird nämlich durch jeden Grad der Breite, wo der längſte Tag im Jahre merklich zunimmt, und folglich Kälte oder Wärme ſich merklich ändern, ein Parallelzirkel gezogen. Die Neuern haben 25 Klimata angenommen, bis unter die Breite von 66 Grad 41 Minuten, wo der längſte Tag 24 Stunden iſt. Unter der Polhöhe von 67 Grad 30 Min. iſt der längſte Tag ſchon ein Monat, und nimmt immer bey ganzen Monaten zu, bis er unter dem Pole ein halbes Jahr wird. Die Geographen unſerer Zeit rechnen jedoch nicht nach den Climatibus, ſondern nach den Graden der Breite.

Die alten griechiſchen Weltbeſchreiber zählen nur 7 Klimata, von dem Aequator an bis zum Nordpol, und benennen ſie von einigen bekannten Pläzen, durch welche der mittelſte Parallelkreis des Klima gieng; die neuern aber zählen 25. Der Anfang des Klima iſt der Parallelzirkel, in welchem der Tag am kürzeſten iſt. Das Ende des Klima iſt derjenige, in welchem der Tag am längſten iſt. Die Klimata werden alſo von dem Aequator an, bis zu dem Pol gezählt, und ſind ſo viel Striche oder Zonen, die durch Linien, welche mit dem Aequator parallel laufen, begränzt ſind, wiewohl, wenn man die Sache genau nimmt, innerhalb der Breite einer Zone etliche Klimata ſind. Ein jedes Klima iſt von dem nächſt daran ſtoßenden nur darin unterſchieden, daß der längſte Tag im Sommer um ½ Stunde in dieſem Plaze länger oder kürzer iſt, als in dem andern.

Da die Klimata bey dem Aequator anfangen, ſo iſt im Anfange des erſten Klima, der längſte Tag gerade 12 Stunden lang, und in dem Ende deſſelben 12½. Das zweyte, welches da, wo das erſte aufhört, anfängt, nämlich bey 12½ Stunde, endigt ſich bey 13 Stunden, und ſo geht es mit den übrigen.

Hieher gehört die Redensart der Weltbeſchreiber: die Stundenklimata endigen, und die Monatsklimata fangen an. Gleichwie ein Stundenklima ein Raum iſt, den zwey Parallelzirkel des Aequators in ſich ſchließen, in deren erſten der längſte Tag, den längſten Tag im lez-

ten um eine halbe Stunde übertrifft: ſo iſt ein Monat-Klima ein Raum zwiſchen zwey, mit den Polarzirkeln parallel laufenden Zirkeln, deſſen längſter Tag um einen Monat, oder 30 Tage länger oder kürzer iſt, als in dem daran ſtoßenden.

Die Alten, welche die Klimata auf der Erde nicht weiter gehen ließen, als ſo weit ſie ihrer Einbildung nach bewohnt war, ſetzten deren nur 7, wie ich bereits geſagt habe. Das erſte ließen ſie durch Meroe gehen; das zweyte durch Sienna; das dritte, durch Alexandria; das vierte, durch Rhodus; das fünfte, durch Rom; das ſechste, durch Pontus; und das ſiebente, durch den Mund des Boryſthenes. Die Neuern, welche weiter an die Pole hin geſegelt ſind, ſetzen zu jeder Seite dreyßig Klimata; und weil die Schräge einer Sphäre einen kleinen Unterſchied in der Länge des längſten Tages macht, ſo geben einige zum Unterſchied der Klimatum nur eine Viertelſtunde, ſtatt einer halben, an.

Die Erfahrung lehrt, daß die Wärme und Kälte in demſelben Klima, und noch mehr in zwey übereinſtimmenden auf beyden Hälften der Erdkugel nicht überall einerley iſt. Die hohe oder niedere Lage, die flache oder bergige Gegend, die Beſchaffenheit des Erdbodens, die Nähe großer Ströhme oder gar des Meeres, und viele andere Urſachen, ſind im Stande, hier die Wärme oder Kälte zu vermehren, dort zu vermindern.

Der Naturforſcher und der Arzt verſtehen unter Klima nicht nur die vorhin angezeigten mathematiſch abgetheilten Erdſtriche, ſondern überhaupt die verſchiedene Temperatur von Wärme, Kälte, Trockenheit oder Näſſe der Atmoſphäre eines Landes oder eines Erdſtriches, auch ſogar zuweilen die Beſchaffenheit des Erdbodens ſelbſt. Daß dieſes alles ein wichtiges Augenmerk für beyde Wiſſenſchaften ſey, erhellet gar deutlich, wenn man den großen Einfluß, den die Verſchiedenheit der Klimaten auf den Menſchen, auf die Thiere und die Pflanzen hat, überlegt.

Länder, die einerley mathematiſches Klima, oder einerley Polhöhe, oder einerley Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht von einem Sonnenſtande zum andern, mit einander haben, weichen oft in dem phyſiſchen ſehr von einander ab; denn die Erfahrung lehrt, daß bey einerley Sonnenhöhe und Länge des Tages die Kälte und Wärme ſehr unterſchieden ſeyn könne. Man findet an einerley Orten kühle und heiße Sommer, heftige und gelinde Winter; und an verſchiedenen Orten, die gleich weit vom Aequator abſtehen, und folglich einerley Wärme haben ſollten, iſt darin eine große Mannichfaltigkeit. So haben z. B. Savoyen und die Schweitz einerley geographiſches Klima mit Frankreichs ſüdlichen Provinzen, aber ein ſehr unterſchiedenes phyſiſches. So betrug die Kälte, die man ſeit etlichen 60 Jahren in Paris bemerkt hat, im J. 1709 kaum 20 Grad, da ſie in Aſtracan, welches noch etwas ſüdlicher, als Paris, liegt, im J. 1746, 30½ Grad betrug. So betrug ſie in der Hauptſtadt von Canada, Quebec, im J. 1743, 41 Grad, obgleich dieſe Stadt faſt 2 Grad näher beym Aequator liegt, als Paris, u. ſ. w.

Dieſe große Ungleichheit der phyſiſchen Klimate kann von verſchiedenen Urſachen herrühren. So kann z. B. 1. die verſchiedene Lage der Sonne gegen die Erde, Urſache ſeyn; denn wir wiſſen ſowohl aus den Geſetzen der Bewegung, als auch aus der Erfahrung, daß die Wirkungen der Sonnenſtrahlen deſto ſtärker ſind, je gerader ſie auffallen, und daß die Hitze deſto größer wird, je länger die Wirkung der Sonne dauert, die ſie verurſachet. 2. Kann auch die Beſchaffenheit der Luft, eine Urſache der verſchiedenen Wärme und Kälte ſeyn. Je höher die Luftkugel voll Dünſte iſt, deſto mehr fangen dieſe Sonnenſtrahlen auf, ehe ſie unſere Erde erreichen; und iſt die Luft rein und heiter, ſo hat die Sonne den Tag über größere Wir-

Wirkungen, die Nächte aber ſind kühler. 3. Kann ein Ort, nach dem er hoch, oder in einer Ebene liegt, einen merklichen Unterſchied in dem natürlichen Klima verurſachen. So iſt, nach Ludolf's Bericht, die Hitze in den Ebenen von Abyſſinien unerträglich, in den gebirgigen Gegenden hingegen gemäßigter, als in Portugal, welches ſo viel weiter nach Norden liegt. So hat die Landſchaft Quito in Peru ein gemäßigtes Klima, obgleich der Aequator durch dieſelbe ſtreicht, weil das Land 1600 Klaſter höher liegt, als das Meer, und ſich zwiſchen zwey Gebirgen befindet, die von Süden nach Norden mit einander parallel gehen, faſt an den Himmel reichen, und mit beſtändigem Schnee bedeckt ſind. 4. Verurſacht auch dieſes eine große Veränderung des Klima, ob ein Land an der See, oder tief in dem feſten Erdreiche liegt; denn das Meer iſt, bekanntermaßen im Sommer kälter, im Winter aber wärmer, als die Luft iſt, und theilt allezeit der Luft, welche über ihm ſteht, etwas von ſeiner Beſchaffenheit mit. Die Winde führen dieſe Luft über das Land, und machen daher die Sommer kühler, und die Winter gelinder, als ſie ſonſt ſeyn würden. Die gelinden Winter in England, rühren offenbar von der Wärme der umliegenden See her. 5. Kann die Verſchiedenheit des Erdreiches das natürliche Klima verändern; denn die Erfahrung lehrt, daß nicht alle Materien gleich viel Wärme annehmen, und die angenommene Wärme gleich lange behalten. So wird z. B. die Hitze in Afrika durch den Sand unerträglich. 6. Müſſen auch die Winde in Betrachtung gezogen werden. So iſt z. B. die weite Ebene, die in Amerika im 10 bis 15ten Grade ſüdlicher Breite bewohnt wird, außerordentlich heiß; bisweilen aber erregt der von den mit Schnee bedeckten Gebirgen herkommende Schnee eine auſſerordentliche Kälte. 7. Kann ſich auch ein und eben daſſelbe Klima in Abſicht auf ſeine Wärme

me und Kälte ſelbſt ändern, wie wir davon ein einleuchtendes Beyſpiel an unſerm Deutſchlande haben. So lange es noch mit Wäldern bewachſen, und mit Sümpfen und Moräſten angefüllt war, ſo lange herrſchte in demſelben das rauhe Klima, welches die alten Geſchichtſchreiber uns ſo fürchterlich ſchildern. Seitdem es aber von Waldungen entblößt iſt, die Sümpfe und Moräſte ausgetrocknet ſind, und überhaupt daſſelbe angebaut worden iſt, iſt es weit gelinder geworden. Rußland, Sibirien und die große Tatarey, befinden ſich noch in dergleichen Umſtänden, daher iſt auch ihr Klima weit kälter, als das Klima der europäiſchen Länder, die mit ihnen zwiſchen eben den Parallelen liegen.

Obgleich der Menſch das einzige lebendige Geſchöpf iſt, welches in allen Klimaten leben, und ſich an alle verſchiedene Temperatur der Luft und des Erdbodens gewöhnen kann: ſo hat doch dieſe Abwechslung in ſeiner äußerlichen Bildung, in ſeinen Temperamenten und in ſeinem ſittlichen Character beträchtlich große Abartungen, und ſo wie in der ganzen Natur, alſo auch hier eine Mannichfaltigkeit verurſachet, die zur Schönheit und Vollkommenheit der Schöpfung abzielt.

Die Bewohner der heißen Erdſtriche z. B. ſind von hitzigem Temperamente, haben eine braune oder gar ſchwarze Farbe des Geſichts und des Leibes, eine lebhafte feurige Einbildungskraft, und ſind zu heftigen Affecten geneigt. Die Bewohner der gemäßigten Klimaten ſind weiß von Farbe, haben ein gemäßigteres Temperament, und ſind in ihren Handlungen bedächtlicher, und in ihrem Character feſter. Die Einwohner der kalten Klimaten ſind von trägem Temperamente, klein von Statur, blaß von Angeſicht, und haben ein geringes Maß von Verſtandeskräften. Ob nun wohl das Klima die einzige Urſache dieſer Verſchiedenheit nicht iſt, (denn die Nahrungsmittel, die Cultur

und

und andere äußere Umſtände, tragen ebenfalls das ihrige bey) ſo iſt es doch gewiß die vornehmſte. Ueberdies erfodert es eine ſehr lange Zeit und viele Generationen, wenn der Einfluß merklich werden, und eine Abartung wieder in eine andere verwandelt werden ſoll. Hieraus erhellet, daß der Bau des menſchlichen Körpers weit biegſamer, und zu den Verſchiedenheiten der Luft und Nahrung weit beſſer zu gewöhnen iſt, als der Körper der Thiere.

Es giebt in der ganzen Natur kein Thier, welches in allen Klimaten ausdauern und ſich daran gewöhnen könnte, ohne daß es ſeine Geſtalt, Farbe und andere Eigenſchaften gänzlich verändere, die Fortpflanzungskraft verliere, kränklich werde, oder gar in kurzer Zeit ſterbe. Die Beyſpiele ſind ſo zahlreich, daß es faſt unnöthig iſt, einige anzuführen. Die Rennthiere, welche des kälteſten Klima gewohnt ſind, kommen hier zu Lande gar nicht fort. Die Löwen, Tieger, Affen und andere Thiere aus den heißen Südländern, verlieren hier zu Lande ihre Munterkeit, und die Kraft ſich fortzupflanzen. Die Canarienvögel pflanzen ſich zwar fort, allein ſie haben ſchon durch die Veränderung des Klima eine beträchtliche Abartung erlitten; ihr Gefieder hat allerley Farben bekommen, ſie ſind zahm geworden, und können nur wenige Tage ausdauern, wenn man ſie aus ihrem Gefängniſſe in Freyheit läßt. Merkwürdig iſt es bey den Vögeln, daß manche ihr Klima aus Inſtinct verlaſſen, und zu gewiſſen Jahrszeiten die weiteſten Reiſen von Norden nach Süden vornehmen. Einem jeden werden hiebey ſogleich die Störche, die wilden Gänſe, und viele andere Zugvögel, einfallen.

Endlich ſind auch die lebloſen Geſchöpfe des Erdballes, die Pflanzen an beſondere Klimate gebunden; und es iſt für den Pflanzenkenner und den Oekonom gleich wichtig, dieſen Umſtand zu kennen. Da aber

bey den Pflanzen die Verſchiedenheit der Luft kaum ſo großen Einfluß hat, als die Verſchiedenheit des Bodens, ſo kommen bey ihnen beyde in Betrachtung. Hievon werde ich im Art. Pflanze ausführlicher handeln. Hier betrachte ich nur das Klima nach der hauptſächlichſten Verſchiedenheit.

Man kann alle Klimate füglich in heiß-trockne, in gemäßigte und feuchte, und in kalte und rauhe, eintheilen. Mehrentheils herrſcht in jeder Provinz oder in jedem Reiche des Erdbodens eines dieſer Klimate; doch giebt es auch Ausnahmen, nämlich wo alle drey herrſchen; und dieſes ſind die Länder, welche mit ſehr hohen Gebirgen beſetzt ſind. Auf den Gipfeln derſelben iſt es faſt ſtets Winter, und ein ewiger Schnee verſperrt allen Geſchöpfen den Zutritt und die Wohnung. Die tiefern Gegenden ſind gemäßigt, und werden von Thieren und Pflanzen bewohnt; die Thäler endlich prangen in dem mildeſten und fruchtbarſten Klima. Allein, ſolche Reiche und Provinzen ſind ſeltener; gemeiniglich herrſcht nur ein Klima in jeder Gegend, welches mit den daſelbſt einheimiſchen Thieren und Pflanzen übereinſtimmt. Die ſüdlichen Gegenden in der brennenden Zone haben durchgehends ein hitziges, trocknes Klima. Der Boden iſt meiſtens dürre und trocken; nur zu gewiſſen Jahrszeiten fällt Regen. Die Schwere der Luft ſcheint nicht ſo vielen Abwechslungen unterworfen zu ſeyn, weil das Barometer ſich nur wenige Linien verändert. Das Thermometer ſteigt bis auf den 40ſten, ja 50ſten Grad nach Reaumür. Der Boden bringt eben ſo viele und mannichfaltige Pflanzen hervor, als andere Länder: allein ſie haben meiſtens eine verſchiedene Natur. Die Bäume ſind faſt alle mit ſtets grünendem Laube bekleidet; und durch Einflechtung ſehr vieler Gattungen von ſteigenden oder rankenden Pflanzen formiren ſie Wälder, die mit dem dichteſten Dache von Blättern be-

ſchützt ſind, ſo, daß Menſchen und Thiere gegen die übermäßige Hitze eine kühle Zuflucht haben. Mehrentheils wächſt hier eine Menge von ſaftigen Pflanzen mit dicken, fleiſchigen Blättern, z. B. viele Gattungen von Aloe, Cactus, Zaſerblume (Meſembryanthemum *L.*) und andere mehr, von welchen bekannt iſt, daß ſie eine lange Zeit in trocknem Erdreiche ohne Regen bloß von der feuchten Luft friſch bleiben. Uebrigens ſind faſt alle Gewächſe dieſes Klima ſehr zärtlich, und können in einer temperirten Luft von 10 Grad Wärme kaum noch ausdauern. An lebendigen Bewohnern hat das heiße Klima keinen Mangel. Das zahlreiche Heer von Affen, Meerkatzen und Pavianen; die grimmigen Raubthiere, der Löwe und Tieger, welche in ihrer hitzigen Natur und ihrem Feuer mit ihrem Klima überein ſtimmen; ſodann der Elephant, das Naſehorn, das Flußpferd, der Krokodill, und viele andere mehr, ſind die vornehmſten und ſtärkſten Einwohner dieſer Gegenden. Außer dieſen ſind die meiſten Schlangenarten und unzählig viele Inſecten nur in dieſen Ländern einheimiſch.

In den temperirten, mittelmäßig warmen Klimaten, welche durchgängig in den mehreſten europäiſchen Reichen herrſchen, ſind die Pflanzen nicht ſo zärtlich. Die Bäume werfen ihr Laub im Winter ab, und die immer abwechſelnde Schwere der Luft, die man an dem Barometer bemerkt, verurſacht auch eine verſchiedene Witterung. Die Pflanzen werden weder durch die brennende Sonnenhitze verſengt, noch durch übermäßige Kälte zum Erſtarren gebracht. Jene hitzige, in den Südländern wachſende Gewächſe aber halten ſchon die hieſigen Winterfröſte nicht unter freyem Himmel aus, und die dort lebenden Thiere kommen nicht fort. Dagegen haben wir indeſſen andere lebendige Bewohner unſerer Wälder und Felder.

Das

Das kalte, rauhe Klima der Nordländer iſt am ſparſamſten von der Mutter Natur beſchenkt worden. Weniger Pflanzen und weniger Thiere, die davon leben können, findet man daſelbſt. Die Wälder ſind nur ein Aufenthalt der Wölfe und Bären; kaum daß man noch Haſen und Rennthiere antrifft, welche aber alle entweder ganz ſind, oder doch wenigſtens im Winter graue Haare bekommen. Unter den Vögeln ſind noch die Waſſervögel am häufigſten; die Mewen, Gänſe, Aenten, Pelicane u. a. m. Aber auch dieſe ſind nur im Sommer da, und begeben ſich im Herbſte nach den ſüdlichen Gegenden. Die Felder ſind auch an Pflanzen ziemlich leer, und die Wälder haben faſt nichts als Nadelholz. Wenig Getreide findet man daſelbſt. Die öden Heiden ſind mit Rennthierflechte und andern Moosarten bedeckt; hin und wieder raget das Löffelkraut aus dem Schnee hervor. Dennoch hat die Dürftigkeit die Menſchen nicht abgeſchreckt, ſich hier anzubauen, ſo armſelig ſie auch leben müſſen.

Außer den drey jetzt beſchriebenen Klimaten, giebt es nun freylich mehrere Mittelgattungen, ſo, daß faſt kein Reich des Erdbodens mit dem andern ein in allen Stücken gleiches Klima hat. Ueberdies lehrt die Erfahrung, daß ein Klima ſich in der Folge der Zeit ſehr ändern könne. Deutſchland ſelbſt iſt das bekannteſte Beyſpiel. Wie rauh, nebelig und unfruchtbar muß daſſelbe zu Tacitus Zeiten geweſen ſeyn; und wie ſehr viel wärmer iſt es ſeit der Zeit geworden! Die Austrocknung der Sümpfe, die niedergehauenen Wälder, und die allenthalben weit ausgebreitete Cultur, haben die Nebel zerſtreut, und den erwärmenden Sonnenſtrahlen Raum gegeben, zu wirken. Eben die Veränderung wird wahrſcheinlicher Weiſe auch das noch kalte rauhe Klima von Nordamerika leiden.

Obgleich jedes Klima ſeine beſondere Thiere und Pflanzen nährt, ſo giebt es doch viele Gattungen, die mehrere Klimate mit einander gemein haben, keine aber, die das äußerſt heiße und äußerſt kalte aushalten können. Die meiſten Grasarten z. B. kommen in jedem Klima, außer dem ganz kalten, fort; und der Schöpfer der Natur hat dafür geſorgt, daß die unentbehrlichſten Pflanzen in den meiſten Ländern des Erdbodens gut gedeihen. Ja, es giebt eine Menge von Gewächſen, welche anfänglich nur in wärmern Klimaten wohnen, die aber auch in den kältern faſt eben ſo gut ausdauern. Man bedenke nur, daß alle Aepfel- Birnbäume, viele Pflaumen, die Wallnüſſe, Mandeln und mehrere Gewächſe, aus den warmen aſiatiſchen und afrikaniſchen Ländern ſtammen, und nachher bis in die mittelmäßig warmen Länder ſind verpflanzt und einheimiſch gemacht worden. So werden vielleicht noch viele Wanderungen geſchehen, da man in der Botanik und Oekonomie immer weitere Progreſſe macht. Könnte z. B. nicht die Theepflanze aus China leicht hieher gebracht und mit dem beſten Erfolge angebaut werden, da ſie nach Linne Beſchreibung keines warmen milden Klima bedarf? Eben ſo giebt es auch Beyſpiele von manchen Thiergattungen, welche ſowohl ein ganz heißes Klima, als auch ein gemäßigt kühleres, aushalten. Wir ſehen dieſes an den Kaninchen und dem indianiſchen Schweine, welche auch in mittelmäßiger Wärme gut gedeihen. Endlich kommen die Pferde, Ochſen und Schafe, in heißern Klimaten ganz gut fort. Mehrere Beyſpiele anzuführen, halte ich für überflüßig.

Außer den jetzt bemerkten Umſtänden, hat das Klima inſonderheit einen ſtarken Einfluß auf den Menſchen. Ich werde zuerſt die Wirkungen der Hitze und Kälte überhaupt auf den thieriſchen und den lebendigen

gen menſchlichen Körper erklären, und ſodann ins beſondere die Wirkungen eines heißen, eines kalten und eines gemäßigten Klima auf Temperament und Gemüthsart, auf den ſittlichen Character der Menſchen, auf das äußerliche Betragen, auf die Geiſteskräfte, auf Geſetzgebung, wie auch auf Gebräuche und Sitten oder Gewohnheiten, betrachten.

Der berühmte Monteſquieu, hat die Wirkungen des Klima aus der Verſchiedenheit der Wärme und Kälte zu erklären geſucht; da aber die Verſuche, welche er in dieſer Abſicht anſtellte, mit der Zunge eines todten Schafes, einem in mancher Abſicht hiezu ganz unbequemen Körper, gemacht wurden (3), und überdies ſeine anatomiſche und phyſiologiſche Kenntniſſe ſehr eingeſchränkt waren, ſo ſind auch ſeine daher abgeleitete Folgerungen weit weniger treffend und einleuchtend, als man ſonſt bey dieſem Schriftſteller gewohnt iſt. Um ähnliche Trugſchlüſſe zu vermeiden, will ich meine auf den Einfluß der Kälte und Wärme gebauten Grundſätze bloß aus bekannten und allgemein eingeſtandenen Wirkungen derſelben auf den lebendigen thieriſchen Körper herzuleiten ſuchen.

Die Hitze iſt vielleicht der allgemein wirkſamſte Reitz, den wir in der Natur kennen. Ein hoher Grad derſelben erhöhet überhaupt die Thätigkeit der Nerven im menſchlichen Körper, beſonders der Hautnerven, welche ihrer Einwirkung am meiſten ausgeſezt ſind, und dadurch mehr Empfänglichkeit für jeden äußerlichen Eindruck erhalten. Hält die Hitze lange Zeit an, ſo befördert ſie die Ausdünſtung. Durch Vermehrung der Ausdünſtung verhindert die Hitze alle übrige Ausleerungen, und ſelbſt die Abſönderungen. Der Urin wird in geringer Menge abgeſondert, und der Stuhlgang erfolgt ſparſam. Doch muß hievon die Galle aus-

(3) Eſprit des Loix, L. 14, c. 2.

ausgenommen werden, die an Menge, und, wie einige glauben, auch an Schärfe, beträchtlich zunimmt. Auch wird der Hang des Körpers und der Säfte zur Fäulniß sehr erhöhet.

Von dem Grade der Hitze, die der Mensch ertragen kann, ſ. im XXIV. Th. S. 12, fgg.

Die Kälte hingegen vermindert die Ausdünſtung, wie auch die Abſönderung und Schärfe der Galle. Die Ausleerungen durch die Harnwege und Gedärme erfolgen regelmäßiger, und in einer der Maſſe der Nahrungsmittel gemäßeren Menge. Der Körper iſt ſtärker, ſein Umfang größer, und die Säfte werden weniger zur Fäulniß geneigt.

Aus den jetzt beſchriebenen Wirkungen der Hitze und Kälte auf den Körper, läßt ſich ihr Einfluß auf das Gemüth großen Theils erklären. Die Hitze vermehrt ſowohl die Kraft, als auch die Genauigkeit und Feinheit der Empfindung und des Gefühles. Dieſe Empfindlichkeit des Körpers wird durch Mitleidenſchaft der Seele mitgetheilt; daher der hohe Grad geiſtigen Gefühles, der unter heißen Klimaten ſo allgemein und wirklich ſo groß iſt, daß diejenigen, welche dergleichen Gefühle nicht ſelbſt empfunden haben, ſich keinen Begriff davon machen können. Man kann dieſes durch zahlreiche Beyſpiele beweiſen, und zugleich als die Haupttriebfeder der Handlungen und des ſittlichen Betragens der Bewohner heißer Erdſtriche anſehen.

Aus jener Empfindlichkeit entſpringt, wie man ſchon vor Alters bemerkt hat (4), das leidenſchaftliche Temperament dieſer Völker, und die in verſchiedenen Umſtänden ihres Betragens ſichtbare Ungeduld und Heftigkeit, welche bey Völkern von einer phlegmatiſchen Ge-

(4) *Hippocrates* de aëre, aquis & locis, c. 8. (Opp. ed Foeſ. p. 283)

Gemüthsart nicht bemerkt wird. Beſonders fällt dieſes in Europa bey den Italiänern, und in Amerika bey den Einwohnern der weſtindiſchen Inſeln gar ſehr in die Augen.

Auf dieſer Empfindlichkeit beruht auch die große Neigung zum andern Geſchlechte, welche man bey den Bewohnern heißer Erdſtriche wahrnimmt; und eben dieſe ſteigert wieder die Empfindlichkeit, von welcher ſie herrührt. Sie ſowohl als die Eiferſucht, jene unzertrennliche Begleiterin der Liebe, iſt jederzeit ein hervorſtechender Zug in dem Character dieſer Völker geweſen. So mächtig aber auch der Zauber der Liebe in ſolchen Gegenden ſeyn mag, ſo ſchwingt ſich doch daſelbſt dieſe Leidenſchaft nicht zum Range einer verfeinerten Empfindung empor. Zwar ſteht Schönheit allezeit in hohem Werthe; Hochachtung aber, und Beſtändigkeit in der Liebe, ſind bey der Vereinigung beyder Geſchlechter ſehr ſelten.

Dasjenige, was ich von der Empfindlichkeit der Menſchen unter heißen Klimaten geſagt habe, könnte uns veranlaſſen zu glauben, daß ihre Gemüthsart außerordentlich ſanft und zärtlich ſeyn müſſe. Dieſes iſt aber keineswegs allgemeiner Nationalcharacter. Ihre Empfindlichkeit läßt ſie zwar allerdings für andere fühlen, verurſacht aber auch eine ungemeine Lebhaftigkeit derjenigen Gefühle, welche Beziehung auf ihr eigenes Selbſt haben. So nimmt man z. B. viele Vorfälle, welche unter kalten Himmelsſtrichen nicht geachtet werden, in Japan als unverzeihliche Beleidigungen auf, welche nicht anders als mit dem Tode gebüßt werden können. Selbſt die Chineſer, die doch als ein handelndes Volk ihre Leidenſchaften mehr zu zähmen genöthigt ſind, werden, wenn man ſie heftig reizt, gewaltthätig und rachgierig. Eben denſelben Unterſchied bemerkt man in gewiſſer Abſicht zwiſchen Spanien, Italien und England. Eben ſo beweiſen

die grauſamen Arten, ſich z. B. mit Dolch und Gift zu rächen, welche in heißen Klimaten ſo gewöhnlich ſind, und die insgemein daſelbſt obwaltende unmenſchliche Behandlung der Gefangenen (5), augenſcheinlich, wie ſehr dieſe Völker zur Rachſucht geneigt ſind.

Des Montesquieu Bemerkungen über dieſen Gegenſtand ſcheinen zwar eine entgegengeſetzte Meinung zu bezeichnen (6); ſie erſtrecken ſich aber bloß auf die Bewohner des feſten Landes von Oſtindien, welche in der That von milder Gemüthsart ſind, wovon ſich aber vielleicht eine andere Urſache angeben läßt.

Der Empfindlichkeit kann man auch jenen in heißen Gegenden ſo auffallend deutlichen Leichtſinn oder Unbeſtändigkeit zuſchreiben. Die Seele iſt daſelbſt allen Gefühlen offen, keines aber macht einen dauernden Eindruck, ſondern alle verdrängen ſich wechſelweiſe, ſo wie ſie ſchnell nach einander entſtehen. Dieſer Leichtſinn iſt vermuthlich auch die Urſache, warum das Volk an einigen Orten bey einer deſpotiſchen Regierungsform und unter den größten Bedrückungen glücklich und zufrieden zu ſeyn ſcheint. Der gegenwärtige Augenblick rührt ſie wenig; und die zuletzt vorhergegangene Begebenheit iſt, ſo unbedeutend ſie auch an ſich ſelbſt ſeyn mag, hinreichend, ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſie, und von dem Nachdenken über ihre eigene Lage und Verfaſſung abzulenken. Auch der Hang zur Neugierde, und das Beſtreben von allen Kleinigkeiten genaue Nachricht einzuziehen, iſt in heißen Erdſtri-

(5) Beyſpiele hievon ſind, die grauſame Behandlung der vom Adonizedek gefangenen Könige, im B. der Richter, 1, 8. Siehe auch die Anmerk. zu Cap. 3, 7. in Lowth's Jeſaias. *Homer.* Iliad. VI. v. 580, und die Erzählung, welche Trebellius Pollio und Aurelius Victor von der Grauſamkeit des perſiſchen Königs Sapores gegen Valerian machen.

(6) Eſprit des loix, L. 14, c. 15,

ſtrichen etwas ſehr gewöhnliches, und vermuthlich eine Folge des Leichtſinns. Jeder Gegenſtand macht auf ihre reitzbare Sinne einen Eindruck, welcher aber ſchnell vorüber geht, und immerfort neuen Eindrücken Platz macht. Dieſe Folge von Empfindungen ſchmeichelt ihrer Trägheit, und hilft ihnen die Zeit verkürzen, welche ſie zu nützlichen und thätigen Beſchäftigungen anzuwenden weder Kraft noch Fähigkeit beſitzen.

Ein anderer kennbarer Zug in dem Character der Bewohner heißer Erdſtriche, iſt Zaghaftigkeit oder Furchtſamkeit. Man muß dieſelbe zwar nicht ganz, aber doch zum Theil ihrer Empfindlichkeit zuſchreiben. Hiezu kommen noch andere Urſachen, z. B. die häufige Ausdünſtung, welche den Körper ſehr ſchwächt, und wenn ſie zu ſehr zunimmt, aller ſeiner Munterkeit und Thätigkeit beraubt. Dieſe Entkräftung trifft natürlich auch die Seele; alle ihre Neigungen verhalten ſich bloß leidend, und ſind von äußern Umſtänden abhängig. Da iſt kein Trieb zu kühnen Unternehmungen, kein Beſtreben nach Ruhm, kein Verlangen nach Vollkommenheiten. Das Gefühl der Schwäche unterdrückt jede Anſtrengung des Körpers und der Seele durch das Bewußtſeyn der Unfähigkeit zu denſelben; und dieſes mit der vorhin erwähnten Empfindlichkeit verbunden, erzeugt jene Feigheit, welche man bey den Bewohnern heißer Erdſtriche immer findet.

Die Zaghaftigkeit der orientaliſchen Völker iſt etwas bekanntes. Hundert Europäer, ſagt **Tavernier**, würden ohne Mühe tauſend Indianer in die Flucht ſchlagen. So erzählt auch **Xenophon**, daß die Aſiater zu ſeiner Zeit nicht anders, als neben griechiſchen Hülfsvölkern hätten fechten wollen. Selbſt die in Indien gebornen Abkömmlinge der Europäer, verlieren den Muth, welcher die Einwohner ihres Vaterlandes auszeichnet. **Lioins** bemerkt hierüber, daß von den Menſchen eben dasjenige gelte, was man bey Thieren und Pflanzen beobachtet; daß die eigenthümliche Natur der Art nicht ſo viel zur Erhaltung

tung urſprünglicher Vollkommenheit bey den Abkömmlingen, als die Beſchaffenheit des Bodens und des Himmelsſtriches zur Veränderung derſelben beytragen. Er beweiſet dieſes mit dem Beyſpiele der Macedonier, deren in Aegypten, Syrien und Babylon verpflanzte Nachkommenſchaft bis zur völligen Aehnlichkeit mit den weichlichen Landeseingebornen abgeartet ſey, und eben ſo leicht als jene von den Römern beſiegt und unterjocht werden könne. Dieſe Wirkung einer häufigen Ausdünſtung läßt ſich auch dadurch beſtätigen, daß bey Löwen, Tiegern, Wölfen, und andern muthigen und vom Raube lebenden Thieren heißer Gegenden die Ausdünſtung ganz mangelt, oder doch ſehr gering iſt; woher auch wohl zugleich die Fähigkeit dieſer Thiere, lange Zeit zu hungern, erklärt werden kann. Einige Schriftſteller, als: **Vitruv**, und nach ihm **Hofmann**, ſchreiben die Verzagtheit der Bewohner heißer Erdſtriche ihrer geringen Blutmenge zu; und ſelbſt **Ariſtoteles** ſcheint zu glauben, daß ein großer Antheil faſeriger Maſſe im Blute die Urſache des Muthes verſchiedener Thiere ſey, welches aber eine ungegründete Muthmaßung iſt.

Lord **Kaims** hat, in ſeinem Entwurf einer Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts (Sketches of Man), die Meinung geäußert, daß ein heißes Klima zu Schwächung des Muthes nicht ſo gar viel thun könne, welches er durch das Beyſpiel der Malayen und verſchiedener anderer Völker, die, ungeachtet der großen Hitze in denen Gegenden, welche ſie bewohnen, viel Muth beſitzen, zu beweiſen ſucht. Es iſt wahr, daß man Beyſpiele dieſer Art anführen kann, die aber weiter nichts beweiſen, als daß die natürlichen Wirkungen des Klima gehemmt oder unterdrückt werden können. Die Völker, von welchen **Kaims** ſpricht, haben vielleicht ihre Herzhaftigkeit einem in der Folge anzuführenden Nebenumſtande zu verdanken; denn daß die Hitze an ſich ſelbſt entkräfte und zaghaft mache, kann man ſich durch ſorgfältige Beobachtung ſeiner eigenen Gefühle überzeugen.

Eine andere in den Character dieſer Völker und in ihre ganze Verfaſſung genau verwebte Eigenſchaft, iſt die Trägheit. Die Indianer glauben, daß Ruhe und Nichts, oder das Leere, der Urſprung und das En=

„Ende aller Dinge ſey. Sie betrachten den Zuſtand der Unthätigkeit als den vollkommenſten und wünſchenswürdigſten, und geben daher dem höchſten Weſen den Namen des Unbeweglichen. Die Einwohner von Siam halten es für die höchſte Seligkeit, keine Maſchine beleben, und den Körper nicht bewegen zu dürfen. Ruhe iſt das höchſte Gut, welches ſie kennen (7); und nichts ſezt die Indianer mehr in Verwunderung, als wenn ſie ſehen, daß die Europäer zum Vergnügen Leibesübungen vornehmen, weil ſie nicht begreifen können, wie Jemand, dem es frey ſteht, ſtill zu ſitzen, herum ſpazieren kann. Eben denſelben Hang zur Ruhe findet man bey den Einwohnern von Otaheite (8), und bey den Arabern (9).

Die Urſachen hievon ſind verſchiedene. Denn erſtlich iſt die Hize ſo groß, daß jede Vermehrung derſelben, und alſo auch aus eben dieſer Urſache jede Anſtrengung der Seele oder des Körpers äuſſerſt läſtig werden, Ruhe und Unthätigkeit aber ſehr willkommen ſeyn muß. Eine andere Urſache der Trägheit iſt jene Ermattung, oder jenes Gefühl der Schwäche, welches mit der Hitze natürlicher Weiſe vergeſellſchaftet, und nicht etwa ein bloßer Wahn, ſondern in der Natur ſelbſt gegründet iſt, indem man wirklich findet, daß die Bewohner heißer Erdſtriche weit weniger Leibeskräfte, und Fähigkeit, große Anſtrengungen auszuhalten (10), als diejenigen, welche ſich in einer gemäßigtern oder kalten Gegend aufhalten, beſitzen. Dieſe Schwäche rührt von verſchiedenen Urſachen her, wovon die erſte die beſtändige Ausdünſtung iſt, welche nicht nur an ſich als Ausleerung, ſondern ins beſondere

(7) Mrs. *Kindersley's* Letters from the Eaſt-Indies, p. 182.

(8) S. Forſter's Reiſe um die Welt.

(9) Die Stunden des Gebets ausgenommen, vertreiben ſich die Araber die Zeit mit nichts, als Cerimonienbeſuchen. S. Eyles Irwin's Reiſe nach dem rothen Meer.

(10) Robertſon's Geſchichte von Amerika, (im 1. B. S. 484. deutſch. Ueberſez. 1777) Zimmermann Geſchichte des Menſchen ꝛc. 1. B. v. Buffon Naturgeſch. 2. B.

dere ihrer Menge wegen, den Körper ſehr ſchwächt. Haller bemerkt (11), daß die unmäßigen Schweiße in brennend heißen Ländern, (wie z. B. Barbados, Cartagena und Surinam) die Kräfte der Europäer plötzlich erſchöpfen, und nicht weniger als heftige Ausleerungen durch den Stuhl ſchwächen. Auch bey uns bemerkt man, daß ſolche Perſonen von ſchwacher Leibesbeſchaffenheit ſind, die beſtändig feuchte Hände haben. Man könnte vielleicht gegen dieſe Bemerkung einwenden, daß viele Leute, deren beſchwerliche Geſchäfte mit heftiger Anſtrengung, und alſo auch mit ſtarken Schweißen verbunden ſind, z. B. Laſtträger, Sänftenträger, Schmiede ꝛc. doch immer ſtark und nervig zu ſeyn, ſehr oft auch vielen Muth dabey zu beſitzen pflegen. Ein ſcharfſinniger Schriftſteller (12) aber hat die wichtige Bemerkung gemacht, daß Schwitzen in freyer Luft nach ſtarken Bewegungen etwas ganz anders iſt, als ein durch heftige Hitze ausgetriebener Schweiß. In jenem Falle beſteht der Schweiß bloß aus dem wäſſerigen Theile des Blutes; in letzterm hingegen insgemein zehrend, und mit Fetthellchen vermiſcht. Auch verrichten Leute, welche mit harter Arbeit umgehen, dieſe ordentlicher Weiſe, ohne Nachtheil der Geſundheit, in kühler Luft und in der kalten Jahrszeit. Diejenigen aber, welche ſich bey heißer Witterung, oder an einem engen Orte, mit Arbeiten ſtark bewegen, werden dadurch faſt eben ſo ſehr, als die Bewohner heißer Gegenden, entkräftet. Dieſes beſtätigt ſich durch das Anſehen ſolcher Leute, die in engen Zimmern, und bey großer Hitze arbeiten, wohin alle diejenigen gehören, die bey Schmelzöfen, Glashütten ꝛc. angeſtellt ſind. Dieſe haben insgemein ein mageres, verfallenes Anſehen, ſcheinen vor der Zeit alt zu werden, und ſind den Bewohnern heißer Erdſtriche, dem äußerlichen Anſehen nach, nicht unähnlich.

Die Ausdünſtung bringt dieſe Wirkung nicht deswegen bloß hervor, weil dadurch der Körper eines Theiles ſeiner Säfte beraubt wird, ſondern auch, und noch weit mehr, wegen der daher entſtehenden Erſchlaffung, welche ſich den Muskeln mittheilt, und denjenigen Mangel an Span-

(11) Elem. phyſiolog. Vol. VI. p. 83, f.

(12) *Alexander's* experimental eſſays, Vol. 1.

Spannung veranlaſſet, welche die eigentliche Urſache der Schwäche iſt. Auch ſcheint die gallige Miſchung der Säfte bey den Bewohnern heißer Erdſtriche einigen Antheil an ihrem Hange zur Trägheit zu haben. In heißen Ländern wird, wie ich oben bemerkt habe, die Abſonderung der Galle vermehrt; dieſe Feuchtigkeit ſtockt auf ihrem Wege zu den Gedärmen, und wird ſolchergeſtalt in das Blut zurück geführt, ſo, daß man aus dieſer in heißen Gegenden ſo gewöhnlichen Erſcheinung gewiſſermaßen den entſcheidenden Zug in dem Character der Einwohner hernehmen kann. Die Galle, welche, ihrer Beſtimmung nach, einen kräftigen Reiz für die Därme abgiebt, äußert gleichwohl ganz andere Wirkungen, wenn ſie in das Blut zurück tritt. Sie verurſacht alsdann einen Widerwillen gegen alle Bewegung oder Anſtrengung der Leibes und Geiſteskräfte (13); ein Umſtand, der wirklich einigen Einfluß auf die Gemüthsbeſchaffenheit der Menſchen in heißen Ländern haben kann. So glaube ich auch, daß der Hang der thieriſchen Säfte zur Fäulniß, welcher in ſolchen Gegenden allzeit ſtärker als anderswo, und vermuthlich eine Folge der häufigen Ausdünſtung iſt, etwas zu jener Neigung zur Unthätigkeit beytragen könne; zumal, da wirklich nichts den Körper ſo ſehr entkräftet, als eine zur Fäulniß ſich neigende Beſchaffenheit der Säfte. Wir ſehen dieſes dieſes deutlich bey Faulfiebern, wo ſchleunige und zuſehends überhand nehmende Entkräftung einer der Hauptzufälle iſt. Endlich iſt ſelbſt die Verzagtheit jener Nationen eine mitwirkende Urſache ihrer Trägheit, ſo wie leztere wieder jene noch mehr entwickelt.

Ich betrachte nun die Wirkungen eines kalten Klima auf Temperamente und Gemüthsart. Indem die Kälte, zu Folge der oben voran geſchickten Grundſätze, das Gefühl ſtumpf macht, ſo trägt ſie auch zugleich ſehr viel zur Verminderung des allgemeinen Empfindungsvermögens bey. Die vorzüglichere körperliche Größe und Stärke der Menſchen in kalten Erdgürteln iſt gleichfalls eine Urſache ihrer mindern Empfindlichkeit; dahingegen ein hoher Grad der

(13) Selbſüchtige ſind faſt allezeit träge und verdroſſen.

derletztern faſt allezeit bey einer zärtlichen und ſchwächlichen Leibesconſtitution Statt findet. Eben daher kömmt es auch, daß Frauenzimmer reitzbarer ſind, als Mannspersonen, und daß die Ausdünſtung, indem ſie den Körper ſchwächt, zu gleicher Zeit deſſen Empfindlichkeit erhöhet.

Aus den ſo eben aus einander geſetzten Urſachen iſt die Liebe, als Leidenſchaft betrachtet, in den Nordländern beynahe ganz unbekannt. Man ſieht dieſes ſchon daraus, daß die Eiferſucht, welche von einer recht brünſtigen Liebe allezeit unzertrennlich iſt, in jenen Gegenden ſehr ſelten, und da, wo ſie ſich äußert, für etwas lächerliches gehalten wird (14). So iſt auch die Freundſchaft, jene wechſelſeitige zärtliche Neigung zweyer Perſonen eines Geſchlechts gegen einander, in ſolchen Gegenden, wo der belebende Einfluß der Sonne ſchwach iſt, ziemlich ſelten. Da ſie wirklich ohne einen gewiſſen Grad ſeines Gefühles gar nicht beſtehen kann, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie da, wo letzteres ordentlicher Weiſe mangelt, ſo ſelten gefunden wird. Doch will ich hiemit keineswegs behaupten, daß bey Bewohnern kalter Erdſtriche jenes geſellſchaftliche Band, welches wechſelſeitige Achtung zweyer Perſonen knüpft, gar nicht Statt finde; vielmehr glaube ich, daß eine ſolche freundſchaftliche Neigung hier auf andern, und vielleicht edlern Gründen, z. B. auf Hochachtung und Dankbarkeit, beruhe, ſelten aber zu einer ſolchen Zärtlichkeit, wie in wärmern Gegenden, ſich erhebt.

Dem ungeachtet fehlt es den Bewohnern kalter Erdgürtel keineswegs an Gutmüthigkeit und Wohlwollen. Sie werden nicht ſo leicht, als ihre ſüdlichern Nach-

(14) Den Fortgang dieſer Leidenſchaft aus heißen in kalte Erdſtriche, hat Ferguſon in ſeinem Eſſai on civil Society ſehr wahr und gefällig geſchildert.

Nachbarn gerührt, allein der Eindruck iſt bey ihnen bleibender und wirkſamer. Man ſieht dieſes aus ihrem milden Betragen gegen Arme, aus ihrem gelinden Verfahren gegen Kriegsgefangene, und aus vielen andern Umſtänden (15). Sie ſind auch weit weniger rachgierig, und behalten das Andenken einer erlittenen Beleigung nicht ſo lange, als die Einwohner heißerer Erdſtriche.

Hofmann giebt hievon eine dem erſten Anſehen nach weit geſuchte, in der That aber nicht ganz ungegründete Urſache an. Er meint nämlich, die körperliche Größe und Stärke nördlicher Völker vertrage ſich nicht mit Bosheit und Grauſamkeit. Daher pflegte vielleicht Cäſar zu ſagen, daß er vom Antonius und Dolabella, welche fett und corpulent waren, nichts zu befürchten habe, ſich aber deſto mehr vor dem Brutus und Caſſius hüten müſſe, die von einer ganz entgegen geſetzten Leibesbeſchaffenheit waren, und wirklich zuletzt Cäſar's Mörder wurden. Der Grund jener Hofmanniſchen Behauptung läßt ſich ohne Mühe finden, wenn man dasjenige in Erwegung zieht, was vorhin von den Wirkungen einer großen und ſtarken Leibesconſtitution, in Rückſicht auf das dadurch verminderte Empfindungsvermögen, geſagt worden iſt.

Die Bewohner kalter Gegenden ſind ſtandhafter und beharrlicher in ihren Entſchließungen, als diejenigen, welche in heißen Ländern wohnen. Zwar muß die Triebfeder ſtark ſeyn, welche ihren Entſchluß beſtimmt; iſt dieſer aber einmal gefaßt, ſo zieht er ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich, ohne ſo leicht von ſpätern Eindrücken erſchüttert zu werden.

Die Verminderung des Empfindungsvermögens macht den Menſchen in kalten Erdſtrichen weniger furchtſam. Leichte und geringe Eindrücke rühren ihn faſt gar nicht, und dieſelben Umſtände, welche den Eingebornen eines heißen Landes von einer Unternehmung abſchrecken würden, haben bey jenem gar keinen Ein-

(15) *Tacitus* de morib. Germ. c. 21.

Einfluß auf ſein Verhalten. Dieſe Entſchloſſenheit, dieſe Verachtung des Todes bey den nördlicheu Völkern, iſt von vielen alten Schriftſtellern, und beſonders vom Lucan (16) ſehr ſchön geſchildert worden. Gleichwohl ſcheint der Muth dieſer Völker mehr von leidender Art zu ſeyn. Der Furcht in einem hohen Grade unfähig, ſind ſie dennoch ihrer Unempfindlichkeit wegen zu ſchneller und raſcher Ausführung groſser Entwürfe ungeſchickt. Strabo ſcheint auf dieſen Nationalzug zu deuten, wenn er anmerkt, daß die nordiſchen Völker ihrer Tapferkeit in Handgemengen und ihres ſtandhaften Muthes wegen, berühmt wären (17). Eben dieſes beweiſen die meiſten Begebenheiten, welche ſich in den ruſſiſchen Kriegen dieſes Jahrhundertes zugetragen haben. Denn ſo oft auch die Ruſſen durch ihre Unerſchrockenheit und Standhaftigkeit ſelbſt über die geübteſten preuſſiſchen Truppen den Sieg davon trugen, wußten ſie doch immer bey weitem nicht ſo viel Vortheil aus ihren Siegen zu ziehen, als ihre ſüdlichern Nachbarn.

Eine andere Urſache, warum die Menſchen in kalten Gegenden einen ſo vorzüglichen Muth beſitzen, iſt, meines Erachtens, jene zur Gewohnheit gewordene Neigung zur Arbeit, Leibesübung und Betriebſamkeit, welche ihnen die Beſchaffenheit ihres Aufenthaltes ſelbſt zur Nothwendigkeit macht. Hippokrates thut den wahren Ausſpruch: „ daß natürliche Furchtſamkeit durch Müßiggang und Mangel an ernſthaften „ Beſchäftigungen vermehrt und unterhalten werde, „ männlicher Muth hingegen eine Frucht der Arbeit „ und Thätigkeit ſey" (18). Auch flößt die durch Arbeit erworbene Leibesſtärke, ein gewiſſes Selbſtvertrauen

(16) Pharaſal L. 1, v. 458—462.
(17) Geogr. L. 4.
(18) De aëre, aquis & locis. §, 54.

trauen und eine Fruchtloſigkeit ein, welche den Bewohnern heißer Länder mangelt, indem ihr inneres Gefühl ihnen immerfort ihre Schwäche vorſpiegelt, und ſie überall Gefahr befürchten läſſet. Auch iſt es wahrſcheinlich, daß der den Bewohnern heißer Erdſtriche natürliche Argwohn dem Muthe und der Entſchloſſenheit hinderlich iſt, da er ſeiner Natur nach zu unbeſtändigen und unveränderlichen Geſinnungen veranlaſſet. **Hippokrates** erinnert, daß eine männliche ſtarke Leibesbeſchaffenheit, Fähigkeit Beſchwerden zu ertragen, und Muth, etwas ſeltenes unter jenen Völkern ſey, indem ihre Geſinnungen, Begierden und Neigungen ſo unbeſtändig und ungewiß ſind.

Der Menſch hat in kalten Gegenden eine natürliche Abneigung vor der Unthätigkeit, wenigſtens vor körperlicher Unthätigkeit, und iſt dagegen zu Leibesübungen und Geſchäftigkeit aufgelegt. Ruhe und Schatten ſichern gegen die Hitze, Feuer und Leibesübung gegen die Kälte; und ſo tragen die Bedürfniſſe des Klima ſelbſt zur Bildung des Nationalcharacters nicht wenig bey.

Ich komme auf den Einfluß eines gemäßigten Klima auf Temperament und Gemüthsart. Unter gemäßigten Himmelsſtrichen hält das Empfindungsvermögen gerade das Mittel zwiſchen dem ſtumpfen Gefühle nördlicher, und der Reizbarkeit ſüdlicher Völker. Der Menſch in gemäßigten Klimaten liebt das Vergnügen und ſinnliche Ergetzungen in einem ziemlichen, doch nicht ſo hohen Grade, daß dieß, wie in heißen Ländern, der einzige Gegenſtand ſeiner Wünſche ſeyn, und den Körper ſchwächen ſollte; auf der andern Seite iſt aber dieſer Trieb nach Vergnügen nicht ſo unbeträchtlich, daß er, wie in kalten Erdſtrichen, gar keinen Einfluß auf das ſittliche Betragen haben ſollte. So ſteht auch das Temperament der Bewohner gemäßigter Gegenden zwiſchen der glühenden Lei-

denſchaft ſüdlicher, und der Kaltblütigkeit und Gelaſſenheit nördlicher Völker mitten inne. Dieſe gleichförmige Miſchung in der ganzen Gemüthsart jener gemäßigten Erdbewohner hat viele glückliche Wirkungen in Anſehung ihrer geſellſchaftlichen Verfaſſung hervor gebracht.

Die Liebe ſcheint ohne Zweifel unter einem gemäßigten Himmel die höchſte Stufe ihrer Vollkommenheit zu erreichen. Frey von derjenigen Herabwürdigung, welcher ſie da, wo die Vereinigung beyder Geſchlechter nur auf Leidenſchaft, oder auf Privatintereſſe und Gewohnheit ſich gründet, unterworfen iſt, hat ſie hier, auf der einen Seite Empfindſamkeit und Zärtlichkeit, und auf der andern Hochachtung und Ergebenheit zu Gefährtinnen.

Auch die der Liebe ſo nahe verſchwiſterte Freundſchaft, zeigt ſich in temperirten Ländern von ihrer vortheilhaften Seite. Große Hitze entkräftet den Geiſt, macht furchtſam, veränderlich, eigennützig, und mithin unempfänglich für eine Leidenſchaft, deren vornehmſte Stützen, Muth, Standhaftigkeit und Selbſtverläugnung ſind. In kalten Ländern hingegen iſt das Gemüth zu unempfindlich, zu gleichgültig, um denjenigen Grad der Ergebenheit zu äuſſern, welcher zur Freundſchaft ſo unumgänglich nöthig iſt. Doch ſcheint eine ſolche Achtung leichter unter einer mehr ſüdlichen, als unter einer nördlichen Breite, entſtehen zu können.

Mehrentheils ſind die Bewohner gemäßigter Erdſtriche von Unverſöhnlichkeit und übertriebener Langmuth bey erlittenen Beleidigungen gleich weit entfernt. Unter heißen Himmelsſtrichen reizt die Empfindlichkeit oft zu gewaltthätigen und grauſamen Handlungen; und ſo ſelten auch jene bey den nördlichen Völkern iſt, ſo beſitzen dieſe doch eine gewiſſe Fühlloſigkeit, welche oft beynahe dieſelben Wirkungen hervor bringt.

bringt. Monteſquieus Bemerkungen über die Wirkungen eines Uebermaßes von Glück oder Unglück iſt auch auf das Klima anwendbar, in ſo fern der Menſch ſowohl in ſehr heißen, als auch in ſehr kalten Gegenden, zur Unverſöhnlichkeit und Grauſamkeit geneigt iſt; Menſchenliebe und Sanftmuth aber einzig und allein in einem gemäßigten Klima ſich entwickeln können. Beſondere Beyſpiele hievon werde ich unten, wo von den Wirkungen des Klima auf die Geſetze die Rede ſeyn wird, anführen.

Ein anderer Hauptzug in dem Charakter der Bewohner gemäßigter Erdſtriche, iſt Wankelmuth und unbeſtändige Launen. Man kann faſt nichts anders da erwarten, wo weder Hitze noch Kälte ſo vorwaltet, daß die Eindrücke der einen oder andern fortdaurend ſeyn könnten. Dieſe Gemüthsart iſt unter andern in England ſehr gewöhnlich, und mit einer gewiſſen Ungeduld vergeſellſchaftet, welche ſelbſt das beſte und erwünſchteſte Glück, wenn es lange Zeit anhält, zu ertragen unfähig macht. Beſonders auffallend iſt dieſes bey politiſchen Gegenſtänden. Die jedesmalige gegenwärtige Verfaſſung des Staates iſt immerfort in den Augen des Volkes die ſchlimmſte, die es ſich denken kann. Oft nimmt die Unzufriedenheit ſo überhand, daß ſie eine Aenderung der Staatsverwaltung, oder auch der dabey angeſtellten Perſonen, veranlaſſet, die zwar anfangs dem Volke behagt, bald aber, wenn ſich neue Gelegenheit zu klagen ereignet, durch andere Neuerungen verdrängt wird. Obgleich dieſer Wankelmuth ſich bey Staatsangelegenheiten am meiſten und öffentlichſten äuſſert, ſo ſchränkt er ſich doch nicht allein auf dieſe ein. Man ſieht im gemeinen Leben ſehr oft Leute, deren Umſtände einem Fremden ſo glücklich, als nur immer möglich iſt, ſcheinen möchten, und welche doch über ihr Schickſal ſich beklagen, alles Gute, was ihnen wiederfährt, herabwürdigen, und jeden un-

beträchtlichen Unfall mit ſolchen Eifer und Heftigkeit vergrößern, daß ſie oft über den Bemühungen ihr Unglück recht lebhaft zu ſchildern, ihre Sorgen zu vergeſſen, und eine Art von Zeitvertreib darin zu finden ſcheinen. Die Wirkungen einer ſolchen Gemüthsart ſind nicht bloß mündliche Klagen; oft ſind ſie von weit ſchrecklicherer Art, indem viele ſo leidende Perſonen ihrem Kummer durch Selbſtmord ein Ende zu machen verleitet werden.

Beyſpiele dieſer Art ſind in der Geſchichte der Griechen und Römer etwas ſehr gewöhnliches; doch findet man keine Nachricht von einem Selbſtmorde unter ihnen, deſſen Veranlaſſung nicht zugleich deutlich in die Augen fiele: dahingegen unter den Engländern und auch andern mit ihnen, unter einerley Breite wohnenden Völkern, viele Leute, welche dem Glücke recht im Schooße zu ſitzen ſcheinen, freywillig ihrem Leben ein Ende machen. Allerdings ſcheint dieſer Hang zum Selbſtmord von einer fehlerhaften Beſchaffenheit des Klima herzurühren, und in den Nationalcharacter ſelbſt verwebt zu ſeyn. Menſchen dieſer Art finden insgemein Arbeit und Schmerz weit erträglicher als Ueberdruß des Lebens und Mißvergnügen mit ſich ſelbſt, weil der Schmerz allezeit etwas örtliches iſt, und in uns den Wunſch, ihn geendigt zu ſehen, hervor bringt; die Bürde des Lebens aber auf keinen beſondern Ort eingeſchränkt iſt, und ein Verlangen, ſich derſelben zu entledigen, erregt. Dieſes Unvermögen der Zukunft ruhig entgegen zu ſehen, iſt von dem in heißen Erdſtrichen gewöhnlichen Leichtſinne ganz verſchieden. Letzterer iſt, wie ich oben bemerkt habe, als eine vorübergehende Neigung zu betrachten, welche immer durch eine neu entſtandene verdrängt wird; dahingegen jenes insgemein eine unwandelbare Abneigung iſt. In dem einen Falle hängt die Unbeſtändigkeit von neuen Eindrücken, in dem andern von Unzufriedenheit an der Gegenwart ab.

Der Wankelmuth der Bewohner heißer Erdſtriche weicht auch darin, daß er perſönlicher iſt, von der Unzufriedenheit der Engländer ab. Begierden einzelner Perſonen und wechſelſeitige Zuneigung ſind bey den Völkern heißer Gegenden veränderlich, da hingegen ihre Sitten und Gewohnheiten immerfort ſich ſelbſt gleich bleiben. In England hingegen ſind Sitten und Gebräuche einen beſtändigen Wechſel unterworfen,

ſen, perſönliche Neigungen aber feſt und dauerhaft. Dieſes ſieht man beſonders in Angelegenheiten des Staates, mit deſſen Verwaltung man immer nur in Rückſicht auf gewiſſe von dem Miniſterium getroffene Maaßregeln unzufrieden iſt. Werden dieſe abgeändert, ſo wird auch das Volk, wenigſtens auf einige Zeitlang, beruhiget. In den Morgenländern hingegen gilt insgemein jeder Volksaufruhr die Perſon irgend eines einzelnen Miniſters oder Günſtlinges; und wenn er aus dem Wege geräumt iſt, ſo giebt ſich auch das Volk gemeiniglich zufrieden, obgleich die Maßregeln und die Form der Staatsverwaltung unverändert bleibt.

Obgleich der Muth der Bewohner gemäßigter Erdſtriche ſich im Dulden und in Ueberwindung der Gefahr nicht ſo ſtark, als in kalten Klimaten, zeigt, ſo iſt er doch von einer thätigen und unternehmenden Art, und Vortheile aus glücklichen Unternehmenden zu ziehen geſchickter. Deswegen waren die Römer, ſchon damals, ehe ſie es zu einiger Vollkommenheit in der Kriegskunſt brachten, den nordiſchen Völkern immer überlegen. Eben dieſes fand auch bey den Griechen Statt, und gilt auch noch jetzt, wenn wir z. B. die Ruſſen mit den Völkern der gemäßigtern Gegenden von Europa vergleichen.

Vegetius (19) giebt daher den Rath, Eingeborne gemäßigter Gegenden in Sold zu nehmen, weil dieſe ſowohl vermöge ihrer Thätigkeit, als auch in Anſehung ihrer Fähigkeit, erhaltene Vortheile ganz zu nutzen, ſich zu kriegeriſchen Unternehmungen am beſten ſchicken. Hippokrates giebt eine andere Urſache von dieſem vorzüglichen Muthe der Bewohner gemäßigter Erdſtriche an. „Daher, ſagte er: „ſind die
„europäiſchen Völker kriegeriſcher als die Aſiaten, und zwar
„nicht allein aus dieſer Urſache, ſondern auch wegen der bey
„ihnen gewöhnlichen Regierungsform, die nicht ſo, wie bey
den aſiatiſchen Völkern, von deſpotiſcher Art iſt. Denn Völker,
„welche despotiſch regieret werden, müſſen furchtſam und wei-
„biſch ſeyn, weil überhaupt ein ſclaviſch gewöhntes Volk ſich
„nicht freywillig und aus einem Antriebe, zum Beſten Ande-
„rer, der Gefahr ausgeſetzt. Die europäiſchen Völker hin-

(19) De re militari L. XI.

„gegen, welche nur der Gewalt der Geſetze unterworfen
„ſind, haben einen ſtarken Trieb zum Kriege, und ſetzen ſich
„freywillig und gern allen Gefahren und Beſchwerden deſſelben
„aus, weil es dabey ihr eigenes Wohl gilt, und ſie alle da-
„durch erworbene Vortheile ſelbſt einärnden. Hieraus erhel-
„let, wie viel eine auf Geſetze ſich gründende Regierungsform
„zu Vermehrung des Muthes beytrage“.

Die Einwohner gemäßigter Erdſtriche ſind auch zur Thätigkeit und Anſtrengung der Seelen- und Leibeskräfte mehr, als diejenigen, welche in ſehr heißen Ländern leben, aufgelegt. In heißen Gegenden werden jene Kräfte durch Weichlichkeit und Trägheit, in kalten aber durch Unempfindlichkeit erſtickt. In gemäßigten Gegenden aber iſt auch die Gemüthsart ſo gemäßigt, daß die Seele durch das Bewußtſeyn ihrer Tüchtigkeit zu unternehmen und zu beurtheilen auf der einen, und der Stärke und Kraft des Körpers das Beſchloßne auszuführen, auf der andern Seite, ihre Fähigkeiten zu gebrauchen aufgefordert wird. Eine ſolche Verfaſſung des Körpers und der Seele iſt faſt immer mit Muth und Entſchloſſenheit vergeſellſchaftet; Eigenſchaften, welche, ſo fern ſich nur bequeme Gelegenheit ſie zu entfalten darbietet, weit ſeltener als man insgemein glaubt, in der menſchlichen Natur mangeln.

In gemäßigten Erdſtrichen giebt es eine viel größere Mannichfaltigkeit des ſittlichen Characters und der Geiſtesanlage, als in ſehr heißen oder kalten Gegenden.

Bisher habe ich von ſolchen Klimaten gehandelt, wo Hitze oder Kälte beſtändig, oder doch den größten Theil des Jahres hindurch, vorwaltet, oder die Beſchaffenheit der Luft zwiſchen Hitze und Kälte beſtändig das Mittel hält. Es kömmt aber hier noch eine andere Art des Klima in Betrachtung, wo in verſchiedenen Jahrszeiten große Hitze und Kälte beſtändig mit

mit einander abwechſeln. Die neuern Schriftſteller haben von den Wirkungen eines ſolchen Klima nichts beſonders angemerkt, ſo wenig ſie auch ſchon der Aufmerkſamkeit des Hippokrates entgangen waren, welcher gleichwohl nur ſolche Länder hieher zu rechnen ſcheint, die, wie z. B. viele europäiſche Länder, beträchtlichen Veränderungen der Luftwärme zu verſchiedenen Jahrszeiten unterworfen, dem ungeachtet aber nach dem jetzigen Sprachgebrauche, zu den gemäßigten Erdſtrichen zu rechnen, ſind nie ſo großen und plötzlichen Abwechſelungen der Wärme und Kälte, als ein großer Theil von Nordamerika, Sibirien und Tatarey, ausgeſetzt ſind. Hippokrates bemerkt, daß in ſolchen Gegenden die körperliche Bildung und der ſittliche Charakter der Einwohner weit weniger als in heißen oder kalten Gegenden ſich ſelbſt durchgängig gleich ſey; welches allerdings ſehr wahrſcheinlich iſt, da dergleichen Länder ſowohl mit heißen als kalten Himmelsſtrichen einige Eigenſchaften gemein haben. Er behauptet ferner, daß die Veränderlichkeit der Luftwärme den Menſchen thätiger in Geſchäften (20), tapferer und entſchloßner, und in ſeinem Betragen gegen andere ſtrenger und rauher, dabey aber doch auch zugleich billiger und aufrichtiger mache. Dieſe Schilderung kömmt faſt mit derjenigen überein, welche ich oben von den Bewohnern gemäßigter Erdſtriche gegeben habe; indeſſen kann man nicht mit Gewißheit beſtimmen, in wie fern der Grund einer ſolchen Gemüthsbeſchaffenheit in einem wechſelweiſe großer Hitze und Kälte ausgeſetzten Klima zu ſuchen ſey.

(20) Hume macht die Bemerkung, daß die Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit des Klima den Kräften der Seele und des Körpers nachtheilig ſey.

Ich betrachte nun den Einfluß des Klima auf den ſittlichen Character der Menſchen. Es iſt ein durchgängig für wahr anerkannter Satz, daß die Sitten der Bewohner kalter Erdſtriche einen großen Vorzug vor den Sitten der Menſchen in heißen Ländern haben, weil in letztern die Leidenſchaften von Natur ſehr heftig ſind, und zugleich durch die Stärke des Empfindungsvermögens in beſtändiger Thätigkeit erhalten werden, wodurch freylich die Summe der Laſter, in ſo fern die Gelegenheiten zu denſelben ſich vervielfältigen, gar ſehr vermehret werden muß. Urſachen, welche in kalten Klimaten nie Statt finden, oder doch ohne Mühe unwirkſam gemacht werden könnten, erzeugen mannichfaltige Begierden und Leidenſchaften unter einem heißen Klima, wo das Gefühl und der Hang zur Sinnlichkeit ſtärker, und die Fähigkeit ihm Wiederſtand zu leiſten, geringer iſt. In kalten Ländern giebt es, vergleichungsweiſe, wenig, und ſelten ganz unſittliche Begierden, und auch dieſe werden, bey ihrer geringern Stärke, mit leichterer Mühe unterdrückt. In gemäßigten Erdſtrichen ſind die Leidenſchaften mittelmäßig ſtark, und insgemein ihrer Natur nach unbeſtändig; ſtark genug, um Triebfedern der Handlungen zu werden, aber doch nicht ſo mächtig, daß Grundſätze der Klugheit, Billigkeit und Religion nichts zur Einſchränkung und Mäßigung derſelben vermögen ſollten.

Die moraliſchen Eigenſchaften eines Volkes hängen großen Theils von der natürlichen Beſchaffenheit der Körper ab: und man kann die Kenntniß der leztern gewiſſen Maßer als ein Hülfsmittel, die Verſchiedenheit des ſittlichen Characters bey verſchiedenen Völkern zu erklären, anſehen. Da ſich nun die Völker heißer Erdſtriche durch einen ſo hohen Grad von Empfindungsvermögen auszeichnen, ſo muß auch dieſes leztere einen mächtigen Einfluß auf ihre Handlungen und ihr ſittliches Verhalten haben.

Aus

Aus dieſem Grunde ſind die Bewohner heißer Erdſtriche insgemein zänkiſch, in ihren Begierden heftig, unverträglich, rachſüchtig, und, wie ſchon oben bemerkt worden iſt, grauſam. Doch giebt es Fälle, wo ein hoher Grad von Empfindlichkeit mit großen Geiſtesfähigkeiten und mit Güte des Herzens vereinigt, glückliche und allgemein wohlthätige Wirkungen hervor bringt. Eine ſolche glückliche Miſchung der Seelenkräfte war es, die einen Beccaria zur Vertheidigung der Menſchheit in einem Lande aufforderte, wo dieſe ſo oft durch Rachgier und Grauſamkeit unterdrückt wird.

Ein anderer, und aus derſelben Quelle entſpringender Nationalfehler unter heißen Himmelsſtrichen, ſcheint der Stolz zu ſeyn, welcher überhaupt bey allen ſehr empfindlichen Perſonen etwas ſehr gewöhnliches iſt. Man darf ſich nur an das Betragen der morgenländiſchen Fürſten erinnern, um ſich von der Wahrheit dieſes Satzes zu überzeugen. Nach Herodot's Erzählung, hielten ſich die Perſer für die vortrefflichſten unter allen Menſchen, und glaubten, daß der Werth anderer Völker nach der Entfernung von ihnen geſchätzt werden, und diejenigen, welche von ihnen am meiſten entfernt wären, auch in Anſehung ihrer Fähigkeiten ihnen am meiſten nachſtehen müſſen. Die Griechen und Römer nannten alle Nationen auſſer ſich Barbaren; und wie tief dieſe Vorſtellung ihnen eingeprägt war, kann man ſchon daraus ſehen, daß ſelbſt Ariſtoteles, dieſer große Weltweiſe, ſich durch dieſes Vorurtheil verleiten ließ, zu behaupten, daß die Natur ſelbſt die Griechen zu Herrſchern und zum vortrefflichſten Muſter des übrigen Menſchengeſchlechtes gebildet habe. Auf einer von Chineſern entworfenen Weltkarte nahmen die Provinzen von China dem meiſten Platz ein, und nur an den äuſſerſten Theilen derſelben waren einige kleine unanſehnliche Winkel gezeichnet,

net, welche nach dem Wahne jener ſtolzen Nation, der armſelige Reſt des Menſchengeſchlechtes bewohnte. „ Wie könnt ihr einige Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft beſitzen“, ſagte ein gelehrter Chineſer zu einem europäiſchen Miſſionär: „ wenn ihr unſere Bücher und unſere Schrift nicht leſen könnt? Eben ſo zeichnen ſich in Europa die Spanier ſehr durch übermäßigen Stolz aus.

Mit Fleiß habe ich dieſe Beyſpiele von Nationalſtolz bey gebildeten und aufgeklärten Völkern entlehnt, damit man nicht die Unwiſſenheit für den Grund deſſelben halten möge, weil dieſe unabhängig von dem Einfluſſe des Klima, dieſelbe Wirkung hervorbringt; wie dieſes z. B. von den Ruſſen bekannt iſt, welche in ihrer ehemaligen Barbarey alle andere Völker auſſer ſich für unvernünftig hielten, und ihnen den verächtlichen Namen Nemei oder Stumme beylegten; jezt aber ſo ſehr von dieſem ſtolzen Wahne zurückgekommen ſind, daß Fremde vielleicht nirgends beſſer, als in Rußland aufgenommen und geſchäzt werden.

So wie die Hitze des Klima, wie z. B. in Frankreich mäßiger wird, ſo artet auch der Stolz in Eitelkeit aus, welches ich einer Verminderung des Empfindungsvermögens zuſchreibe. Wo dieſes ſehr ſtark iſt, da hat jedermann einen ſo hohen Begriff von ſeinem eigenen Werthe, daß er des Beyfalles anderer nicht zu bedürfen glaubt, da hingegen bey minder lebhaftem Gefühl jenes Selbſtvertrauen nicht hinlänglich, und daher die Achtung anderer ein nothwendiges Stück der Glückſeligkeit, und ein Gegenſtand heißer Wünſche iſt. Strabo ſchildert die Eitelkeit der Gallier und den Einfluß derſelben auf ihre Sitten, mit ſolchen Zügen, welche noch jezt in dem Character der heutigen Franzoſen unverkennbar ſind. „ Sie beſitzen“, ſagt dieſer Schriftſteller: „ nebſt ihrer Unwiſſenheit und „ Hang zu allerley Ausſchweifungen, einen hohen Grad „ von Stolz, Thorheit, und Neigung zur auffallenden „ Kleiderpracht. Sie tragen goldene Ketten am Halſe, „ und

„und Armbänder; diejenigen aber, welche anſehnliche „Aemter bekleiden, bunte mit Gold geſtickte Kleider. „Ihr natürlicher Leichtſinn und ihre Eitelkeit macht „ſie, wenn ſie im Kriege glücklich ſind, unerträglich „ſtolz und übermüthig; wenn ſie aber den Kürzern „ziehen, so ſind ſie unthätig, und wiſſen ſich nicht zu „helfen". Aus derſelben Urſache wird oft ein Franzoſe mit Sehnſucht etwas wünſchen, wodurch ein Spanier erniedrigt zu ſeyn glauben würde.

Dieſer hohe Grad von Empfindlichkeit wird Veranlaſſung zu Ausſchweifungen in allen mit der Liebe verwandten Leidenſchaften. Daher werden, bekannter Maßen, die Künſte der Liebe und Wolluſt in heißen Erdſtrichen ſehr weit getrieben. Selbſt der Eheſtand vermag wenig, ihnen Einhalt zu thun, und wird ſogar an Orten, wo die Frauensperſonen ihre völlige Freyheit haben, oft als Berechtigung angeſehen, ſich über allen Zwang hinaus zu ſetzen, und ein ungebundenes Leben zu führen (21).

Aus derſelben Quelle entſpringt Eiferſucht, welche in heißen Gegenden, beſonders da, wo der Stolz vorwaltet, zur heftigſten Leidenſchaft wird. Eheliche Untreue befleckt den Ruhm großer Ahnen, und den Adel des Geſchlechtes, daher man gegen dieſelbe beſtändig auf der Hut iſt. In Frankreich aber, wo Eitelkeit herrſchende Leidenſchaft, und die Liebe bey weitem nicht ſo ſtark iſt, findet die Eiferſucht wenig Statt. Ein Ehemann würde in dieſem Lande, wenn er ſich einfallen lieſſe, ſeine ſchöne Frau, wie ehedem in Spanien geſchah, und noch jetzt in den Morgenländern geſchieht, einzuſperren, der Befriedigung ſeiner Eitelkeit entſagen

(21) Aus der Geſchichte des Petrarca und der Troubadours ſieht man, daß es in den damaligen Zeiten in Frankreich und Italien, eben ſo wie jetzt, etwas ſehr gewöhnliches war, verheuratheten Frauensperſonen Liebesanträge zu thun.

gen müſſen, welche dadurch, daß man ihn im Beſitz einer Frau von ſo vielen Vorzügen glücklich ſchätzt, angenehm geſchmeichelt wird. Die Bewunderung, welche man ihr itzt zollt, iſt für ihn eine ergiebige Quelle von Vergnügen, und ſeine Gefälligkeit gegen ſie wird durch die Achtung, welche man ihm deswegen erzeigt, gewiß allezeit um ein großes vermehrt.

Dem hohen Grade von Empfindlichkeit, muß man wie oben bereits angemerkt worden iſt, größten Theils jene Verzagtheit zuſchreiben, welche unter den Völkern heißer Erdſtriche ein ſehr gewöhnliches Laſter iſt (22). Vielleicht könnte es manchen befremden, daß ich dieſe Unvollkommenheit, deren Einwirkung uns zu entziehen, nicht immer in unſerer Gewalt zu ſtehen ſcheint, unter die Laſter rechne. Sie iſt aber allerdings in einigen Fällen ſtrafbar, und wurde bey den alten Deutſchen, als ein Laſter, mit der ſchimpflichſten Todesart beſtraft (23).

Faſt immer iſt Hang zum Argwohn, nebſt der Furchtſamkeit, mit einem ſehr reitzbaren Empfindungsſyſtem verbunden, und daher auch in heißen Ländern ein ſehr gewöhnlicher Fehler. Das Verderben der Sitten unter ſolchen Klimaten trägt viel dazu bey, die natürliche Ge-

(22) Man kann auch eine nähere Urſache dieſer unter den Bewohnern heißer Erdſtriche zwar nicht allgemeinen, aber doch ſehr gewöhnlichen Unvollkommenheit angeben. Dieſe iſt ihre Neigung zu körperlicher Ruhe, welche ihnen durch einen langen Genuß ſo theuer wird, daß ſie oft ehe den Verluſt ihrer perſönlichen Freyheit und ihres Eigenthumes ertragen, als ſich aus ihrer Unthätigkeit durch Anſtrengung ihrer Kräfte herausreiſſen laſſen. Eine ſehr natürliche Folge hievon iſt körperliche Schwäche; eben ſo wie ein Glied, welches lange Zeit nicht bewegt und angeſtrengt worden iſt, zuletzt ganz unbrauchbar und unbeweglich wird, und das Bewußtſeyn dieſer Schwäche trägt freylich, wie bereits oben angemerkt worden iſt, ſehr viel dazu bey, jene Verzagtheit zu vermehren.

(23) *Tacitus* de mor. Germ. c. 6. 12.

Gemüthsbeſchaffenheit noch mehr zu entwickeln, indem ein Jeder glaubt, daß die Menſchen, mit welchen er umgeht, wenig oder gar nicht auf Grundſätze der Tugend und Rechtſchaffenheit achten.

Man hat ferner auch die Erfahrung gemacht, daß Redlichkeit und Ehrliebe in Geſchäften des gemeinen Lebens unter heißen Himmelsſtrichen ziemlich ſelten ſey, indem die bloß auf das Gegenwärtige gerichtete Aufmerkſamkeit kaum einiges Nachdenken über die künftigen Folgen, um welche man ſich wenig bekümmert, aufkommen läſſet. Daher iſt ein Jeder nur darauf eifrig bedacht, ſo viel Vortheil, als möglich iſt, von dem gegenwärtigen Augenblicke zu ziehen, ohne auf den in Zukunft etwa davon zu befürchtenden Verluſt an Ehre und Gütern zu achten.

Aus dem Leichtſinne, ebenfalls einer Folge der geſchärften Empfindlichkeit unter heißen Himmelsſtrichen, entſpringen noch verſchiedene andere Laſter. Dahin gehören inſonderheit die Treuloſigkeit und Unbeſtändigkeit, um deren willen die Völker verſchiedener heißer Länder zum Sprichwort geworden ſind. **Livius** bemerkt, daß die Wünſche und Erwartungen der afrikaniſchen Völker unbeſtändig, und ihre Freundſchaft unzuverläſſig ſey (24). **Virgil** (25) und **Cicero** ſchildern ſie eben ſo; und **Salluſt** ſetzt noch hinzu, daß weder Hoffnung noch Furcht ſie bey einen Sinne zu erhalten vermöge (26). Eine ähnliche Beſchreibung giebt **Livius** an einem andern Orte, von den Griechen in Sy-

(24) L. 3. c. 5. L. 36. c. 17.

(25) Aeneid. L. I. v. 665.

(26) Beyſpiele von dieſer Treuloſigkeit und Falſchheit der barbariſchen Völker und der Araber, findet man in **Eyles Irwins** Begebenheiten auf einer Reiſe auf dem rothen Meere, (a. d. Engl. Lpz. 1781.) und in **Shaws** Reiſen nach der Levante und der Barbarey. Undankbarkeit und Verrätherey, ſagt le

Syrien und Kleinaſien (27). Man könnte vielleicht wie Montesquieu gethan hat, argwohnen, daß jene Schilderung der afrikaniſchen Völker von den römiſchen Geſchichtsſchreibern, unter dem Einfluſſe des alten Erbhaſſes der Römer und Karthaginenſer gegen einander, übertrieben worden ſey, und mehr die Unterdrückung der letztern, als der Vorzug der römiſchen Redlichkeit, jenes der puniſchen Treue und Rechtſchaffenheit ſo nachtheilige Sprichwort habe aufkommen laſſen; und allerdings glaube ich, daß dieſes in gewiſſer Abſicht wahr ſeyn mag. Es iſt aber auch gewiß, daß die Phönicier (als das Stammvolk der Karthagineſer) unter dieſem Charakter lange vor der Zeit der Römer bekannt waren, indem ſich **Homer**, den wir doch von allem Verdachte einer aus Parteylichkeit entſpringenden unverdienten Beſchuldigung frey ſprechen müſſen, ſich hierüber auf ähnliche Art ausdrückt (28). In neuern Zeiten haben ſich die Italiäner eben ſo, wie ehedem die Karthaginenſer, durch Hinterliſt und feinen Betrug in Staatsangelegenheiten bekannt gemacht; und ſelbſt in alten Zeiten findet man ſehr deutliche Spuren dieſes Characters unter ihnen. Die Römer gaben in Anſehung der Treuloſigkeit und Ehrenvergeſſenheit dem Volke, welches ſie dieſer Laſter wegen ſo ſehr verſchrieen, wenig nach, und hatten die Oberherrſchaft der Welt gewiß eben ſo ſehr ihrer feinen

le Brun (im 4 B. ſeiner Reiſen, S. 143, der engl. Ausgabe in 4. von 1725). ſind ſo gewöhnlich unter den Perſern, daß Kinder ſich kein Gewiſſen daraus machen, ihren Aeltern Naſe und Ohren abzuſchneiden, oder ſie zu ermorden, wenn ſie dadurch ſich ihrer Güter und Ehrenſtellen glauben bemächtigen zu können.

(27) L. 35. c. 17.

(28) Odyſſ. L. 14.

nen und argliſtigen Politik, als ihren Waffen zu verdanken.

Wie ſoll man aber hiemit die pünktliche Gewiſſenhaftigkeit der Spanier zuſammen reimen, die doch unter gleichem Klima mit den Italiänern leben, und ihnen auch in Anſehung des ſittlichen Betragens ſo ſehr ähnlich ſind? Wahr iſt es, daß dieſe Nation jederzeit ihrer Rechtſchaffenheit und Ehrliebe wegen berühmt geweſen iſt; und Juſtin rühmt die Gewiſſenhaftigkeit, womit ſie ein ihnen anvertrautes Gut verwahren, und oft lieber den Tod wählen, ehe ſie ein Geheimniß eröffnen. Noch heutiges Tages behaupten ſie dieſen Ruhm der Rechtſchaffenheit, wie ehedem, und alle nach Cadix handelnde Nationen vertrauen ihre Güter den Spaniern an, ohne es jemals bereuet zu haben.

Ein merkwürdiges Beyſpiel dieſer Art eräugnete ſich vor einigen Jahren in Spanien. Das mit der Silberflotte aus Amerika angekommene Silber, war von einem der dortigen Statthalter verfälſcht worden, und die Europäer, welche Güter nach dem ſüdlichen Amerika geſendet hatten, würden einen großen Verluſt dadurch erlitten haben, wenn nicht die ſpaniſchen Kaufleute, ſo wenig ſie auch für jenen Betrug zu ſtehen verpflichtet waren, ſich freywillig allen Schaden allein zu tragen, erboten hätten, um ihren Nationalcharacter keinen Tadel auszuſetzen. Vielleicht hat der angeborne Stolz und Hochmuth der Spanier ſie vor jener Neigung zur Falſchheit und Betrügereyen geſichert, welche allezeit mit Niederträchtigkeit und Verzagtheit vergeſellſchaftet iſt; und dieſer Stolz kann vielleicht zum Theil eine Folge von der beſondern Einrichtung der Spaniſchen Monarchie ſeyn, deren Unterthanen von jeher gewohnt geweſen ſind, ſich am meiſten auf perſönliche, beſonders auf kriegeriſche Verdienſte einzubilden, und hingegen Handelsvortheile geringer zu ſchätzen.

Ein ſehr gewöhnlicher Fehler in heißen Ländern iſt, ferner Müßiggang. So iſt z. B. das Volk in Achem ſtolz und faul, und wer keine Sclaven ſelbſt hat, der miethet ſich einen, ſollte es auch nur ſeyn, um etwa ein

wenig

wenig Reiß hundert Schritt weit nach Hauſe zu tragen, weil ſie ſich entehrt glauben würden, wenn ſie dergleichen ſelbſt thun wollten. An andern Orten laſſen ſich die Einwohner die Nägel lang wachſen, damit niemand denken möge, ſie arbeiteten etwas. Aehnliche Geſinnungen trifft man im ganzen Orient an. Müßiggang iſt aber nicht nur an ſich ſelbſt Laſter, ſondern noch mehr dadurch ſchädlich, daß er Gelegenheit und Anreizung zu Begehung anderer Laſter giebt. Kein Wunder alſo, wenn der ſittliche Charakter eines Volkes, deſſen größter Theil keine beſtimmte Beſchäftigung, keine Neigung zum Denken, und kein Gefühl für geiſtige Vergnügungen hat, ſo ſehr verderbt iſt. Eben ſo gewiß iſt der dieſem entgegen ſtehende Satz: Soll ein Volk rechtſchaffen werden, ſo verſchaffe man ihm Arbeit! Grobe Laſter ſind auf dem Lande ſelten, wenn es nicht viel Feyertage, und alſo nicht viel Müſſiggang und Gelegenheit zu Ausſchweifungen giebt. Die Anwendung hievon auf das Sittenverderben in heißen Ländern iſt leicht zu machen.

Luxus und Weichlichkeit ſind Töchter einer überſpannten Empfindlichkeit und Trägheit, und aus dieſer Urſache vornehmlich in heißen Ländern einheimiſch. Eine Erfahrung, die man ſchon in den älteſten Zeiten gemacht (29), und immer noch in den unſrigen beſtätigt gefunden hat.

Es giebt einige, obwohl wenige Züge in dem ſittlichen Charakter der ſüdlichen Völker, durch welche ſie ſich vor den Bewohnern kalter Erdſtriche zu ihrem Vortheil auszeichnen. So iſt z. B. die Neigung zum Trunk, und folglich die dadurch ſo oft veranlaßte Gewalthätigkeit und Schadenfreude unter ihnen weit ſel-

(29) Man vergleiche hiemit des Propheten Ezechiel Beſchreibung von Tyrus. *Xenoph.* Cyropaed. L. 7.

ſeltener (30); auch findet die Gaumenluſt, wie ich glaube, unter ihnen weit weniger Anhänger, als bey uns. Die Hitze macht ein nüchternes und einfaches Verhalten im Eſſen und Trinken, und den Gebrauch ſolcher Nahrungsmittel nöthig, die größtentheils vegetabiliſch ſind. Mithin fallen auch viele den Geſchmack reitzende Dinge hinweg, von welchen ſehr viele aus dem Thierreiche ſind, und zu Erregung der Gefräßigkeit, jener verächtlichen und niedrigen Leidenſchaft, ſehr viel beytragen (31).

Vielleicht äuſſert auch die Spielſucht ihre verderbliche Wirkungen in warmen Ländern weit ſeltener, als in kalten, weil die Bewohner der erſtern mehr Gefallen an ſolchen Dingen, die unmittelbar ſinnliches Vergnügen hervor bringen, als an denjenigen finden, die den

(30) Die Araber enthalten ſich noch heut zu Tage aller ſtarken Getränke. Irwin a. ang. O.

Dieſe Enthaltſamkeit iſt ſowohl bey den Arabern, als bey allen andern der muhamedaniſchen Religion zugethanen Völkern, eine Religionspflicht, und gründet ſich, bekannter Maßen, auf eine ausdrückliche Verordnung des Koran. Man weiß aber auch, daß dieſe Völker ſich für das Verbot des Weines und Branntweines durch andere berauſchende und aufheiternde Dinge, z. B. Mohnſaft, u. d. gl. Wohin man auch gewiſſer Maßen den Kaffe rechnen kann, ſchadlos zu halten ſuchen. Hingegen iſt der Branntwein bey verſchiedenen wilden oder barbariſchen Nationen heißer Erdſtriche, die kein Verbot von dem Genuße derſelben zurück hält, eben ſo beliebt, als es nur immer in kalten Ländern ſeyn kann, und ſteht unter denen Waaren, gegen welche die Europäer auf der Negerküſte in Afrika Sclaven eintauſchen, oben an.

(31) Salluſt bemerkt, daß die afrikaniſchen Völker, und inſonderheit die Numidier, an Salz und andern Gewürzen keinen Geſchmack finden. — Wenn indeſſen auch dieſes von einigen Völkern heiſſer Länder gilt, ſo läſſet es ſich doch nicht auf alle ausdehnen. Die Hitze des Klima, und die daher rührende Geneigtheit der Säfte zur Fäulniß machen einigen derſelben den Gebrauch des Salzes ſehr nothwendig, welches man ſchon daraus ſchlieſſen kann, daß die Europäer einen ſtarken Handel mit Salz am Senegal und andern Gegenden von Afrika treiben.

den Geiſt beſchäftigen, und in eine gewiſſe Thätigkeit ſetzen. Hingegen macht dem plumpen und ſtarken Bewohner des Nordens alles dasjenige viel Vergnügen, was ſeine Lebensgeiſter erregen und beweglicher machen kann, z. B. Jagen, Reiſen, Kriegesübungen und Wein; und es iſt nicht zu läugnen, daß auch das Spiel jene Wirkung hervor bringen kann. Die Erfahrung ſcheint dieſen Satz zu beſtättigen. Tacitus erzählt, daß die alten Deutſchen eine unmäßige Leidenſchaft für das Spiel gehabt hätten (32), welche auch noch jetzt bey ihren Abkömmlingen nicht zu verkennen iſt. Eben ſo ſehr ſind die Wilden in Canada für das Spiel eingenommen (33), und finden dabey, ſo lange ſie nicht auf der Jagd oder im Kriege ſind, eine ſehr unterhaltende Beſchäftigung, und ein Gegengift wider jene Verdroſſenheit und Trägheit, welche die gewöhnlichen Beſchäftigungen des alltäglichen Lebens zu vertreiben nicht im Stande ſind. Bey den Bewohnern heißer Erdſtriche hingegen artet die Neigung zum Spiel ſelten in Laſter aus, indem daſſelbe bey ihnen nur Gegenſtand des Vergnügens, bey den nördlichen Völkern aber eine Art von ernſthafter Beſchäftigung iſt. So haben es ſich z. B. die Türken, ungeachtet ſie einige Spiele, als das Schachſpiel, Bretſpiel ꝛc. ſehr lieben, zum Geſetz gemacht, nie um Geld zu ſpielen, weil ſie darin nur eine angenehme Unterhaltung, und Ausfüllung derjenigen Zeit ſuchen, die ſie, wegen der Hitze, zu wichtigern Geſchäften nicht nutzen können (34).

Die

(32) De morib. Germanor. c. 24.

(33) *Laſiteau* Moeurs des Sauvages. *Charlevoix* Hiſtory of Canada. *Carvels* Travels (ins D. überſ. 1780) S. 244.

(34) Die Araber ſpielen nie um Geld oder Geldeswerth, wie Irwin a. ang. O. bemerkt. In Japan darf bey Lebensſtrafe kein Menſch um Geld ſpielen.

Die Anzahl der kalten Klimaten eigenthümlichen Laſter, iſt geringer, als derjenigen, die in heißen Ländern herrſchen. Jene entſtehen aus gewiſſen, in der natürlichen Anlage der nordiſchen Völker zuſammen treffenden Umſtänden, welche dennoch überhaupt der Tugend günſtiger, als dem Laſter ſind.

Der ungeſtüme Muth der Bewohner kalter Erdſtriche ſtimmt ſie zuweilen zu jähen Gewaltthätigkeiten. Dieß war der Fall bey den alten Deutſchen, die oft von Jachzorn übereilt, ihre Leibeigene, und ſich ſelbſt unter einander zu ermorden pflegten, und Eingriffe in fremdes Eigenthumsrecht wenig ahndeten; wenn ſie nur Muth und Kühnheit verriethen. Cäſar erzählt, daß bey ihnen Straßenraub und Plünderung in fremden Gebieche für kein Verbrechen, ſondern für eine löbliche Uebung gehalten worden ſey, welche die Jugend vor dem Müßiggange verwahre (35). Und Tacitus ſcheint bey den Chauzen eine Ausnahme von allen übrigen Völkerſchaften zu finden, wenn er anmerkt, ihr Land ſey nicht durch Räubereyen und feindliche Einfälle benachbarter Völker verheert (36).

Das Verlangen ſeine Kräfte und Fähigkeiten wirken zu laſſen, und ſich Geſinnungen des Herzens frey und offenherzig gegenſeitig mitzutheilen, iſt eben ſowohl, als das aus der Beſchaffenheit des Klima entſpringende Bedürfniß, Urſache, daß in kalten Ländern die Neigung zu ſtarken Getränken ſo allgemein iſt. Tacitus berichtet uns, daß die alten Deutſchen gewohnt geweſen ſind beym Trunke und bey ihren geſellſchaftlichen Vergnügungen Fehden auszuſöhnen, Heurathen zu ſtiften, Fürſten und Heerführer zu wählen, und ſelbſt Krieg oder Frieden zu beſchließen, indem ſie glaubten, daß der Geiſt nie beſſer zu Erwe-

(35) Comment. de bello gallico, L.6.
(36) De morib. Germanor. c. 35.

ganz allgemeiner Angelegenheiten vorbereitet, noch zu großen Unternehmungen angefeuert werden könne. Da Verſtellung und Liſt dieſem Volke ganz unbekannt war, ſo löſete der Trunk ihre Zungen noch mehr, und ſchloß ihre Herzen durch Eröffnung aller ihrer Geheimniſſe gegen einander auf.

Die Neigung zum Trunk äuſſert ſich, wie Montesquieu doch nicht ohne einige Ausnahmen beyzufügen, bemerkt, auf den ganzen Erdboden mehr oder weniger, je nachdem das Klima mehr oder weniger feucht und kalt iſt (37). Gehen wir von der Linie gegen den Nordpol, ſo finden wir, daß die Herrſchaft dieſes Laſters mit den Graden der Breite zunimmt. Eben ſo wird es von der Linie aus gegen den Südpol in dem Verhältniſſe allgemeiner, in welchem die Hitze abnimmt.

Bey allen dem iſt jedoch die Ausſchweifung im Trunke in kalten Ländern weit verzeihlicher, als in heißen (38), da in erſtern ſowohl die natürliche Gaſtfreyheit der Einwohner, als auch ein gewiſſes in der Natur gegründetes Bedürfniß den Gebrauch geiſtiger Getränke nothwendig macht, und ſolcher Geſtalt zur Ueberſchreitung der Mäßigkeit Gelegenheit giebt. Daher iſt ein trunkener Spanier weit mehr zu tadeln, als ein trunkener Deutſcher, weil die Trunkenheit bey jenem mehr eine Folge ſeines verderbten Willens, bey dieſem aber nur eine Ausſchweifung in Befolgung eines natürlichen Triebes iſt. So iſt ſie auch in kalten Ländern minder ſtrafbar, weil ihre Wirkungen für die Ge-

(37) Eſprit des loix, L. 14. ch. 2.

(38) Nach Xenophons Erzählung, wurden am alten perſiſchen Hofe ſehr große Ausſchweiſungen im Trunke begangen. Damit ſtimmen Taverniers und Chardins Nachrichten überein. Man muß gleichwohl bemerken, daß das Klima von Perſien, ob dieſes Land gleich unter dem 32 oder 33ſten Grad nördl. Breite ligt, wegen der häufigen Gebirge nicht übermäßig heiß iſt.

Geſellſchaft und einzelne Glieder derſelben weniger ſchädlich ſind. Unter einem heißen Klima iſt ein betrunkener Menſch ganz wild und raſend, unter einem kalten hingegen mehr dumm und tölpiſch.

Die Spielſucht iſt ein kalten Ländern beſonders eigenthümliches Laſter, obgleich auch hier, ſo wie bey andern vorhin erwähnten Umſtänden, verſchiedene Ausnahmen Statt finden. Die Umſtände, welche in Anſehung des Klima Gelegenheit dazu geben, übrigens aber dieſem Laſter weniger, als der Ausſchweifung im Trunke, zur Enſchuldigung dienen können, habe ich oben bereits auseinander geſetzt.

Die Anzahl der, kalten Ländern eigenen Tugenden iſt größer, ob ſie gleich mehrentheils von der verneinenden Art ſind. Uiberhaupt ſind die Bewohner kalter Länder weit fähiger, eine gewiſſe Würde im äuſſerlichen Betragen, und Reinigkeit der Sitten zu behaupten, als diejenigen, welche unter heißen Klimaten leben. Das Laſter iſt ihnen nicht Gegenſtand des Scherzes und Lachens, ſondern des Abſcheues und der Verachtung, und die Mode iſt keine Entſchuldigung für zügelloſe Ausſchweifungen. Kurz, gute Sitten und Beyſpiele vermögen, wie Tacitus von den Deutſchen ſagt, mehr über ſie, als anderwärts gute Geſetze.

Ferner begehen auch die Bewohner kalter Länder weniger Ausſchweifungen der Geſchlechtsluſt. Die Ehe iſt ihnen heiliger, und die Anhänglichkeit an ihre Pflichten unverbrüchlicher. Tacitus bemerkt dieſes beſonders von den Deutſchen; und dieſer Zug war gewiß einer der ſchönſten in ihrem ganzen ſittlichen Character. Verſchiedene Urſachen treffen zuſammen, um den Sitten der Bewohner kalter Erdſtriche, beſonders in Anſehung des leztern Punctes, einen ſo merklichen Vorzug vor den Sitten heißer Länder zu verſchaffen.

Erſtlich verträgt ſich die unbeſtändige Gemüthsart der Menſchen in heißen Gegenden mit keiner dauerhaften Zuneigung zu einerley Gegenſtande. Daher entſteht Vielweiberey, bey welcher eine zärtliche Leidenſchaft, deren Gefährtinn Eiferſucht iſt, unmöglich Statt finden kann. Eine andere Urſache, warum die Verbindung und Zuneigung beyder Geſchlechter gegen einander nicht ſo dauerhaft ſeyn kann, iſt die Ungleichheit derſelben in heißen Gegenden, indem die Weiber daſelbſt ſchon im achten, neunten oder zehnten Jahre mannbar ſind. So heurathete z. B. Muhamed die Khadijah in ihrem achten, und vollzog die Ehe mit ihr in ihrem neunten Jahre (39). Daher fällt auch überhaupt die Verheurathung in dieſen Gegenden immer in die Zeit der Kindheit. Die Frauensperſonen ſind in ihrem 20ſten Jahre ſchon alt und hören auf zu gebären; und Schönheit iſt bey ihnen nie mit Reife des Verſtandes vergeſellſchaftet. So lange als die Siege der erſtern dauern, verbiethet der Mangel an Verſtand, Anſprüche auf Unterwerfung zu machen; und wenn der Verſtand zur Reife gekommen iſt, ſo iſt die Schönheit ſchon verblühet. Es iſt daher ganz natürlich, daß ein Mann in ſolchen Ländern, ſo lange kein Geſetz es ihm verbiethet, ſeine Frau verläſſet, um eine andere zu nehmen; und dieſe Art der Polygamie ſollte, wo gleiche Bedingungen Statt finden, überall eingeführet werden.

In kalten Erdſtrichen hingegen iſt die Zuneigung liebender Perſonen gegen einander dauerhafter, und die ganze körperliche Anlage beyder Geſchlechter entſpricht einer feſten Vereinigung weit mehr. Daher giebt es dort für Ausſchweifungen in der Geſchlechtsluſt keine Entſchuldigung, die ſich auf natürliche Urſachen grün-

(39) Lebrün erzählt im 4ten Bande ſeiner Reiſen, daß die Perſer ſich ſehr jung verheurathen.

gründen lieſſe. Es iſt erweislich, daß dieſe natürliche Gleichheit beyder Geſchlechter in kalten Ländern nicht wenig zu jenen vorzüglichen Leibeskräften beyträgt, welche die Kinder daſelbſt, vor denen, welche in heiſſen Klimaten geboren werden, voraus haben. **Tacitus** erzählt, daß die jungen Leute bey den alten Deutſchen frühzeitigen Beyſchlaf vermieden, und dadurch ihre Stärke und Leibeskräfte erhalten hätten. Eben ſo verhielt es ſich mit dem weiblichen Geſchlecht. Immer verheuratheten ſich Perſonen von gleichem Alter, und nach Verhältniß gleicher Leibesſtärke mit einander; und ſo mußte die Geſundheit und Vollkraft der Aeltern auf ihre Kinder vererbet werden. **Cäſar** fügt noch hinzu, daß die Keuſchheit nach der Meinung der Deutſchen zur Stärkung des Körpers und Befeſtigung des Muthes ungemein viel beytrage, daher man auch bey ihnen diejenigen jungen Männer, welche ihre Keuſchheit am längſten behaupteten, vorzüglich hochſchätze, und hingegen nichts für ſo ſchimpflich halte, als ſich vor dem 20ſten Jahre mit einem Frauenzimmer einzulaſſen (40).

Selbſtvertrauen und Sicherheit, zwey Eigenſchaften, welche natürliche Wirkungen des Muthes und der Entſchloſſenheit ſind, machen den Bewohnern kalter Erdſtriche offenherzig und redlich in ſeinen Geſchäften und Unterhandlungen, wie ich dieſes bereits oben als einen allgemein geltenden Erfahrungsſatz feſtgeſetzt habe.

Leichtſinn und Wankelmuth ſind etwas ſeltenes in kalten Ländern, Beharrlichkeit in Entſchlüſſen aber, und gewiſſenhafte Beobachtung einmal geleiſteter Verſprechungen und geſtifteter Freundſchaften deſto gewöhnlicher, wodurch nothwendig das Band des geſellſchaftlichen Lebens enger geknüpfet werden muß.

(40) Comment. de bello gall. L. 6. c. 10.

Auch Thätigkeit und Kunſtfleiß gehören, wie ich oben bemerkt habe, zu den Vorzügen kalter Länder, ſchränken ſich aber doch beſonders nur auf körperliche Geſchicklichkeit ein, ohne ſich in Anſtrengung der Geiſteskräfte ſonderlich zu äuſſern.

Der ſittliche Character der Bewohner gemäßigter Erdſtriche, iſt von gemiſchter Art, wiewohl gute Eigenſchaften in ihm das Uebergewicht haben, und ſich beſonders durch tugendhafte äuſſerliche Handlungen weit öfter, als in heißen Ländern, äuſſern. Mit der Natur des Handels genauer bekannt, und von der Nothwendigkeit eines gegenſeitigen Zutrauens in wichtigen Geſchäften überzeugt, iſt der Menſch in gemäßigten Ländern weit weniger zu Betrügereyen und Hinterliſt geneigt. Das Bewußtſeyn der Ueberlegenheit an Muth und Kriegskünſten macht ihn minder grauſam, und die Ueberzeugung von dem glücklichen Einfluſſe, den ein geſittetes und anſtändiges Betragen der Bürger auf die ganze Verfaſſung und Regierungsform des Staates haben muß, hält ihn ab, andern durch öffentliche Uebertretung der Sittengeſetze ein Aergerniß zu geben. Das Vertrauen auf eigene Macht und Fähigkeiten bringt überdies noch dieſe glückliche Wirkung hervor, daß die Bewohner gemäßigter Länder minder eigennützig ſind, von mehrerm Eifer für das gemeine Beſte des Staates, und von einem größern Wohlwollen gegen alle Menſchen überhaupt, beſeelt werden. Wer beſtändig für ſein Leben und Eigenthum Gefahr befürchtet, der hat in allem, was er thut und unternimmt, nur ſein eigenes Selbſt und die zunächſt mit ihm verbundenen Perſonen vor Augen. Je mehr ſich ſeine Umſtände verbeſſern, deſto mehrere Gefahr glaubt er befürchten zu müſſen; dahingegen derjenige, der ſich und die Seinigen hinlänglich ſicher weiß, vermöge der dem menſchlichen Geiſte natürlichen Thätigkeit, anderwärts, auſſerhalb jenem engern Kreiſe ſich

zu beſchäftigen, und ſolcher Geſtalt, wenn ſonſt nur ſeine Neigungen tugendhaft ſind, das Beſte ſeines Vaterlandes, und die Wohlfahrt des Menſchengeſchlechtes überhaupt, ſo viel er kann, zu befördern ſucht. Dieſer Umſtand bringt der allgemeinen Verfaſſung des Staates auſſerordentliche Vortheile, und iſt die wahre Urſache, warum man in den gemäßigten Ländern von Europa, ſowohl in Rückſicht auf den Handel, als auch auf die bürgerliche Verfaſſung, richtigere Kenntniſſe und genauere Beobachtung des Staatsintereſſe, als in irgend einem andern Theile der Welt, antrifft. Daher auch die Vorzüge, welche die europäiſchen Staaten jederzeit vor allen übrigen gehabt haben, und noch immer behaupten.

Eben ſo wichtig iſt der Einfluß des Klima auf die Sitten und das äuſſerliche Betragen. Was zuvörderſt die Wirkungen eines warmen Himmelsſtriches betrifft, ſo hat man längſt angemerkt, daß in warmen Ländern die Sitten der Menſchen frühzeitiger und vollſtändiger ausgebildet werden, als in kalten. Hyppokrates fand die Bewohner Aſiens ſanfter und mäßiger, und ihre Sitten verfeinerter und ausgebildeter, als unter ſeiſen eigenen Landsleuten. Dem ungeachtet glaube ich, daß dieſe ſo gerühmte Feinheit der Sitten mehr, wie es noch jetzt der Fall iſt, in Beobachtung eines gewiſſen einmal eingeführten äuſſerlichen Betragens beſtand, und wenig Vorzüge von Seiten des Witzes, der Freymüthigkeit, Anmuth im Umgange, und anderer Umſtände, hatte, die bey uns das geſellſchaftliche Leben ſo ſehr vervollkommnen. Die unterſcheidenden und wirklich ſehr genau mit einander verwandten Züge in dem Betragen der aſiatiſchen Völker ſcheinen Zurückhaltung und übertriebene Höflichkeitsbezeugungen geweſen zu ſeyn.

Herodot erzählt, daß der mediſche König, Dejoces, ein Geſetz gegeben habe, daß nur ſehr wenig Perſonen vor ihn gelaſſen werden, und niemand ſich in ſeiner Gegenwart zu lachen oder auszuſpeyen, unterſtehen ſollte, wodurch er es, wie dieſer Schriftſteller hinzu ſetzt, vermuthlich dahin bringen wollte, daß diejenigen, denen der Zutritt zu ihm ganz unterſagt war, ihn für ein übermenſchliches Weſen halten ſollten. Nach Diodor's von Sicilien Bericht, hat der aſſyriſche König Ninyas eine ähnliche Verordnung, und in derſelben Abſicht, gegeben. Die alten Perſer ſprachen ſehr wenig, und waren äuſſerſt zurückhaltend, ſo, daß ſie auch die Verſchwiegenheit göttlich verehrten (41). Bey der Mahlzeit zu ſprechen, hielten ſie für ein Verbrechen (42), und ſelbſt die Todesurtheile wurden zuweilen durch Zeichen bekannt gemacht (43). Noch heutiges Tages pflegen die Spanier ein kaltes und zurückhaltendes Betragen im Umgange zu beobachten. Ueberhaupt ſteht daſſelbe mit der in heißen Ländern gewöhnlichen Regierungsform in genauer Verbindung. In allen despotiſchen Reichen hat der Fürſt ſehr wenig perſönliche Gemeinſchaft mit ſeinen Unterthanen; er wird vor ihnen verborgen gehalten, und iſt ihnen nur dem Rufe nach bekannt. Da ſich nun die Macht ſolcher despotiſchen Regenten nicht auf eine vernünftige Ergebenheit des Volkes, ſondern auf Leidenſchaften, und beſonders auf Furcht gründet, ſo iſt es allerdings derſelben zuträglich, jene Leidenſchaft durch ein ſolches den Fürſten von ſeinem Volke entfernendes Betragen zu unterhalten, weil überhaupt alles, wovon wir uns keine deutliche ſinnliche Begriffe machen können, geſchickter iſt, Furcht zu erregen, als die vollſtändige Kenntniß eines ſelbſt an

(41) *Ammian Marcel.* L. 21. c. 13.
(42) *Q. Curtius*, L. 4.
(43) *Theophylact.* L. 5. c. 5.

an ſich ſchrecklichen Gegenſtandes. Auſſer dieſem durchgängig gewöhnlichen zurückhaltenden Betragen wird man auch in heißen Ländern nicht nur in Anſehung des Fürſten, ſondern auch in dem Umgange zwiſchen Privatperſonen eine zwangvolle Förmlichkeit und Steifheit finden. In Perſien waren ſowohl, wenn man den Monarchen anredete, als auch ſonſt gegen Leute von allen Ständen, gewiſſe abgemeſſene Unterwürfigkeits- und Höflichkeitsbezeigungen vorgeſchrieben. Noch jetzt findet man dieſes in Perſien, in Indien, und inſonderheit in China. In dieſem letztern Reiche iſt der Zwang im Umgange auſſerordentlich (44), und ſteht mit den Geſetzen und der ganzen Staatsverfaſſung des Landes in genauer Verbindung. Die Häupter der Familien ſchärfen das Ceremoniel täglich den Ihrigen ein, und das Volk wird monatlich zweymal von den Mandarinen darin unterrichtet. Man glaubt dort, daß Zwang und Förmlichkeit im äuſſerlichen Betragen deswegen unter den Menſchen eingeführt worden ſeyn, um Verführungen vorzubeugen, und der Verbreitung des Laſters zu ſteuern (45).

So weit auch dieſe Art des Umganges der Feinheit europäiſcher Sitten nachſtehen, und ſo ſehr ſie auch von den Vortheilen, welche Freymüthigkeit und ungezwungene Sprache des Herzens gewähren, entfernt ſeyn mag: ſo iſt ſie doch der ganzen Verfaſſung und dem Character der Chineſer ſehr gemäß. Ihre furchtſame und argwöhniſche Gemüthsart, macht ſie zu gegenſeitigem

(44) Die Chineſer pflegen Perſonen vom höhern Range ihre Ehrerbietung nicht mündlich, ſondern ſchriftlich zu bezeigen. Je größer die Ehrfurcht iſt, die ſie ihnen ſchuldig ſind, deſto kleinere Buchſtaben machen ſie; und das größte Compliment, welches man einem machen kann, iſt, wenn man ſo klein ſchreibt, daß die Schrift ganz unleſerlich wird.

(45) Man vergleiche hiemit die Aufnahme und Beurlaubung bey dem Wißier von Yambo, in Irwins Reiſen nach dem rothen Meere.

tigem Zutrauen ganz unfähig, welches auch ohnedieß bey ihrer Geneigtheit zur Rachſucht ſehr oft triegen müßte, zumal unter einer Regierung, wo heimliche Anſchläge und Verbindungen, und alles, was die innere Ruhe nur im mindeſten zu beeinträchtigen ſcheint, aufs ſtrengſte geahndet wird. Um den Mangel eines freyen und uneingeſchränkten Umganges zu erſetzen, haben die Geſetze in dieſen öſtlichen Ländern, eine Art ſich zu betragen eingeführt, die zugleich ſowohl den oben gedachten Endzwecken, als auch der Trägheit und Unwiſſenheit des Volkes, angemeſſen iſt. Verſchiedene Stücke in dem neuen, vielleicht zur Zeit der Kreuzzüge aus den Morgenländern nach Europa gebrachten, Syſtem des ſo genannten artigen Umganges, ſcheinen eine Abkunft aus heißen Klimaten dadurch ſchon zu verrathen, daß man Perſonen, denen man höflich begegnen will, immer jede Anſtrengung, oder, wie man ſich insgemein ausdrückt, Bemühung und Unruhe zu erſparen ſucht. Oft wird aber dieſe Höflichkeit, wenn man ſie zu weit treibt, abgeſchmackt und lächerlich, weil ſie bey denjenigen, denen ſie wiederfährt, eine gewiſſe Schwäche und Ohnmacht, und die Möglichkeit ſich in einem gemäßigten oder kalten Klima durch eine geringe Bewegung des Körpers zu ermüden, voraus zu ſetzen ſcheint. Eben ſo tragen einige in den Morgenländern übliche Titel ſehr deutliche Spuren jener dem Bewohner heißer Länder angebornen Neigung zur Ruhe und Unthätigkeit an ſich. Manſuetudo, Tranquillitas, Serenitas (46), ſind Titel, welche ehedem den morgenländiſchen Kaiſern,

(46) Man vergleiche hiemit die Zueignungsſchrift des Eutropius an den Kaiſer Valens, vor der römiſchen Geſchichte des Erſtern. Seldens Titles of honour, c. 6. Unter den orientaliſchen Kaiſern ſtieg das Hofceremoniel, und inſonderheit die Titulatur der Kaiſer am byzantiniſchen Hofe nach und nach ſehr hoch. Dieſer noch jetzt im Orient herrſchende Geſchmack an glänzenden Titeln zeigt ſich am deutlichſten in dem im Corpus Juris enthaltenen Geſetzen

ſern, ſo wie jezt den Königen der Titel Majeſtät, gegeben wurden. Noch zu unſern Zeiten iſt der Titel Serenitas in einigen Theilen von Europa gebräuchlich.

Merkwürdig iſt es, daß Sitten und äuſſerliches Betragen in heißen Ländern lange unverändert ſich erhalten. In Perſien, Indien, und vermuthlich auch in China, beobachtet man noch heut zu Tage dieſelben Gebräuche, dieſelben Formalitäten im Umgange, die vor 2000 Jahren daſelbſt gewöhnlich waren (47). Man kann ſich von der Urſache dieſer Unveränderlichkeit mancherley Vorſtellungen machen. **Montesquieu** ſchreibt dieſelbe auf die Rechnung der in heißen Ländern gewöhnlichen Empfindlichkeit, welche beſtändig mit Unthätigkeit und Liebe zur Ruhe der Seele und des Körpers verknüpft iſt; daher denn da, wo alte Gebräuche einmal bleibenden Eindruck gemacht haben, und das Volk an ſie gewöhnt iſt, die Trägheit des leztern jede Abänderung derſelben beynahe unmöglich macht. Eine andere, und vielleicht noch mehr befriedigende Urſache, iſt die in den hieſigen Ländern faſt durchgängig despotiſche Regierungsform. Die Furcht und jenſeitige Eiferſucht der Einwohner gegen einander, läſſet jene Freymüthigkeit, welche nur das Eigenthum freyerer Staaten iſt, nicht aufkommen. Weit entfernt, ein Zutrauen gegen andere zu faſſen, oder ſie nachzuahmen, wird vielmehr alles, was man an andern wahrnimmt, Veranlaſſung zum Argwohn und zur Mißgunſt; und die Furcht vor der Regierung ſchreckt jedermann von Neuerungen ab.

Aller

ſetzen der chriſtlichen Kaiſer, wo ſie mehrere erhabene Titel und Ausdrücke, als, divini numinis affectus, oracula divina, indulgentia divina, manſuetudo noſtra, u. a. m. von ſich zu gebrauchen pflegen.

(47) Nähere Nachrichten hievon werden weiter unten, wo ich von dem Einfluſſe des Klima auf Geſetze und Gewohnheiten handle, vorkommen.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach, trägt dieſe Gleichgültigkeit der Sitten an ihrem Theile ſehr viel dazu bey, daß die Regierungsform in heißen Ländern ſich immer gleich bleibt, und beyde ſind durch lange Gewohnheit ſo innig mit einander verbunden, daß ſie ſich wirklich wechſelſeitig aufrecht erhalten. Neue Sitten und Gebräuche würde eine Menge neuer Begriffe, und zugleich eine Prüfung vieler Staatsgrundſätze und Meinungen, auf welche die Regierungsform ſich gründet, veranlaſſen.

Die wichtigſte Urſache dieſer Veränderlichkeit der Sitten iſt indeſſen vielleicht die Einſchränkung, in welchen das weibliche Geſchlecht in heißen Erdſtrichen lebt, und die daraus folgende Ausſchlieſſung deſſelben von jedem Einfluſſe auf das geſellſchaftliche Leben. In andern Ländern, wo der Umgang beyder Geſchlechter mit einander keinem ſolchen Zwange unterworfen iſt, wird das Verlangen des Frauenzimmers zu gefallen, und der Wunſch der Männer, jenen durch Gefälligkeit gegen ihre Neugier und veränderliche Launen, Vergnügen zu machen, eine Urſache beſtändiger Veränderungen in Sitten und äuſſerlichem Betragen.

Das äuſſerliche Betragen nordiſcher Völker ſcheint, mit dem in heißen Ländern üblichen verglichen, rauh und ungeſchliffen zu ſeyn. Die Art, wie ſie Andere aufnehmen, iſt insgemein plump und unhöflich, und ihr geſelliger Umgang wird von Vorſchriften einer abgemeſſenen Formalität wenig eingeſchränkt. Ueberdieß zeichnen ſie ſich durch Mangel an äuſſerlichem Anſtand und Artigkeit aus, welches man theils ihrem unempfindlichen, kühnen, trotzigen Charakter, und der Angewöhnung an heftige Leibesübungen, theils der geringen Achtung, in welcher das ſchöne Geſchlecht bey ihnen ſteht, zuſchreiben muß.

So ſind auch die Sitten in kalten Ländern weit weniger dauerhaft und einförmig, als in heißen. In einem

einem einzigen Menſchenalter haben die Sitten der Einwohner des groſſen ruſſiſchen Reiches, ohne gewaltſame Erſchütterungen des Staates, eine ganz andere Geſtalt gewonnen (48); eine Veränderung, die in den Morgenländern gewiß entweder gar nicht durchgeſetzt worden wäre, oder, wenn man ſie mit Gewalt eingeführt hätte, einen gänzlichen Umſturz der Regierungsform und Vergießung ganzer Ströme Blutes nach ſich gezogen haben würde. In jenen kalten Ländern aber eröffnete die Einführung neuer Sitten, der Induſtrie und Betriebſamkeit eine neue Laufbahn, erregte Ehrgeiz und Rangſucht bey dem einen, und Neugier und Eitelkeit bey dem andern Geſchlechte, und wurde daher mit größerer Bereitwilligkeit angenommen.

Was die Wirkung eines gemäßigten Klima auf Sitten und äuſſerliches Betragen betrifft, ſo ſind Gefälligkeit und Artigkeit jederzeit gemäßigten Himmelsſtrichen in einem hohen Grade eigen geweſen. Man hat dieſes insgemein der größern Vollkommenheit, welche alle Künſte daſelbſt erreicht haben, zugeſchrieben; vielleicht aber hat man dabey am meiſten auf die daſelbſt natürliche und mit einem beträchtlich ſtarken Empfindungsvermögen vergeſellſchaftete Neigung des Menſchen zur Thätigkeit, und auf die immer noch eine gewiſſe Freyheit im Reden und Handeln zulaſſende Regierungsart zu rechnen. Beſonders trägt aber auch der freyere Umgang beyder Geſchlechter ſehr viel dazu bey; und dieſer kann nur in gemäßigten Ländern Statt finden, weil das weibliche Geſchlecht in kalten Erdſtrichen geringe geſchätzt wird, und in heißen gar zu eingezogen leben muß. So wie die Weiber in Aſia als ein Stück des Eigenthumes angeſehen werden, ſo ſind ſie dage-

(48) Zwar hatte Peter der Große doch viel gefährliche Empörungen zu bekämpfen, ehe es ihm gelang, ſeine berühmte Reforme der ruſſiſchen Nation gänzlich durchzuſetzen.

dagegen in Europa Gegenſtände der Zärtlichkeit, der Hochachtung und einer vernünftigen Ergebenheit. Sie flößen hier Ehrerbietung und Gefälligkeit ein, und ihre Schwäche ſelbſt trägt, unter dem Namen feiner und ſanfter Empfindungen, zum Range einer Vollkommenheit erhoben, viel dazu bey, ihren Einfluß auf das Ganze zu verſtärken. Die Großmuth der Männer ſchützt ein Geſchlecht, welches ſich nicht ſelbſt vertheidigen kann, vor Unterdrückungen, und fordert den Muth und die Tapferkeit zu Vertheidigung deſſelben auf. Durch die Freyheit, in welcher ſie hier leben, berechtigt einigen Antheil an Geſchäften zu nehmen, und beſonders die des Hausweſens, als ihnen eigenthümlich zuſtändig, zu verwalten, theilen ſie faſt alle Schickſale mit dem männlichen Geſchlechte, und können auch dann noch, wenn ihre perſönliche Reitze verſchwinden, gegründete Anſprüche auf Hochachtung machen.

Ein anderer, dem Einfluße des ſchönen Geſchlechtes in gemäßigten Erdſtrichen ſehr günſtiger Umſtand iſt dieſer, daß hier Schönheit und Reife des Verſtandes ſich beyſammen finden, und ſolcher Geſtalt ein Frauenzimmer Gegenſtand der Liebe und Hochachtung zugleich ſeyn kann. Dieſes ſowohl, als auch die Einſchränkung der ehelichen Liebe auf eine einzige Perſon, und die auf ihr allein beruhende Hoffnung der Nachkommenſchaft, iſt, in Anſehung des geſellſchaftlichen Lebens, von ſehr wichtigen Folgen, und macht das Betragen der Männer gegen das andere Geſchlecht angenehm, ehrerbiethig und gefällig.

In Aſia verhält es ſich hiemit gerade umgekehrt. Die Frauensperſonen ſind dort von dem freyem Umgange mit dem männlichen Geſchlechte ganz ausgeſchloſſen; man liebt ſie bloß in ſo fern, als ſie zur Befriedigung einer ſinnlichen Leidenſchaft dienen, und ſelbſt dieſe Liebe müſſen ſie mit mehrern Perſonen ihres Geſchlechtes theilen. Ihre Schönheit iſt ſehr vergänglich,

lich, ihr Hang zu Ausſchweifungen überwiegend, und ihr Verſtand unausgebildet. Sie nehmen keinen Antheil an Geſchäften, und werden im Range den Männern weit nachgeſetzt; daher ſie dann unmöglich Gegenſtände der Ehrfurcht, Achtung und vernünftiger Zuneigung ſeyn können. Kein Wunder alſo, wenn die Männer ſich ſo wenig Mühe geben, ein dem ſchönen Geſchlechte gefälliges Betragen anzunehmen (49).

In kalten Ländern befinden ſich zwar die Weiber nicht in dem Zwange einer beſtändig eingezogenen Lebensart; dem ungeachtet aber begegnet man ihnen, wie ich oben gedacht habe, mit ſehr geringer Achtung, und ihr Umgang mit dem andern Geſchlechte kann daher wenig Einfluß auf die Sitten haben. In Rußland wurden die Weiber noch in neuern Zeiten kaum für etwas beſſer, als Hausbediente, gehalten, und mußten ſich bequemen, von ihren Männern, ſo oft es dieſen einfiel, Schläge zu erdulden; ja das Symbol der Ehe ſelbſt war eine Knotenpeitſche (Knute). Durch die Gemeinſchaft mit andern Nationen hat dieſes rohe Betragen ſich größtentheils verloren, und Rußland hat dadurch ſowohl, als auch durch andere Sittenverbeſſerungen, gar ſehr in der Achtung des übrigen Europa gewonnen; indeſſen ſind doch Spuren genug übrig, welche den urſprünglichen Character des Volkes verrathen.

Die Urſachen, von welchen die größere Verfeinerung und Annehmlichkeit der Sitten in gemäßigten Ländern

(49) Das Mahlen des Getreides, eine äußerſt beſchwerliche und niedrige Arbeit, wurde ehedem, und wird noch jetzt in den Morgenländern durchgehends von Sclavinnen verrichtet 2. Moſ. 11, 5. 12, 29. Matth. 24, 41. *Homer.* Odyſſ. XX. 105. 108. *Shaw's* Travels. p. 296. *Harmer's* Obſ. 1, p. 153.
Es haben aber die meiſten Reiſebeſchreiber uns irrige Nachrichten von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechtes in den Morgenländern ertheilt, weil ſie keinen Unterſchied zwiſchen Sclavinnen und Freygebornen machen.

dern abhängt, machen zugleich dieſelben ſchwankender und veränderlicher. Unbeſtändige, und, gleich dem Klima, der Abwechslung immerfort unterworfene Launen, Freyheit oder gelinde Regierung, Einfluß des weiblichen Geſchlechts auf viele Dinge, deren Entſcheidung und Verwaltung es ſich einmal angemaßt, hat; lauter Umſtände, aus welchem ſich jene Veränderlichkeit der Sitten hinlänglich erklären läßt. Dieſen muß man vielleicht ſelbſt einen beträchtlichen Antheil an der Verfeinerung der Sitten zuſchreiben, welche allezeit mit einer in den Morgenländern nie Statt findenden Fähigkeit und Triebe zur Vervollkommnung gleichen Schritt hält. Und obgleich jede Veränderung auch wahre Verbeſſerung iſt, ſo iſt ſie doch Unterſuchungen und Prüfungen günſtig, welche zuletzt insgemein auf Abſtellung tadelhafter Sitten und Gebräuche hinaus läuft.

Das Klima hat ferner auf die Geiſteskräfte, ſowohl auf Gelehrſamkeit, als auch auf Erfindungen und Künſte, Einfluß.

Zuerſt das heiße auf Gelehrſamkeit. Ich habe vorhin behauptet, daß die den Bewohnern heißer Himmelsſtriche eigene Reitzbarkeit und geſchärfte Empfindungskraft uns den beſten Aufſchluß üben ihren Character geben könne. Eben ſo verhält es ſich auch mit ihren Verſtandeskräften; und daher ſind die ſüdlichen Länder zu allen Zeiten an Werken der Einbildungskraft ſo fruchtbar geweſen, wohin man vorzüglich die Erfindung und Ausſchmückung der alten Fabellehre und jene Sagen der Vorwelt rechnen muß, die noch jetzt ſo reichen Stoff zu Gemälden der Phantaſie und dichteriſchen Anſpielungen darbieten. Vielleicht war dies ſelbſt der Urſprung der Dichterſprache, in welcher die älteſten darſtellenden Werke, die wir kennen, abgefaßt ſind. Dieſer Geiſt der Dichtung iſt in jenen

ſüd=

ſüdlichen Ländern keiner beſondern Claſſe von Menſchen eigen, ſondern, unabhängig von den Vortheilen des Ranges und einer guten Erziehung, insgemein durch alle Stände einer Nation verbreitet. Lebrun erzählt, daß die Perſer nichts ſo hoch, als die Dichtkunſt, ſchätzen, und in ihren dichteriſchen Werken den lebhafteſten und erhabenſten Schwung des Geiſtes auszudrücken bemüht ſind. Unter den Bauern auf der Inſel Minorka ſind Wettgeſänge noch heut zu Tage etwas ſehr gewöhnliches (50); einer ſingt auf der Stelle erdachte Verſe über einen beliebigen Gegenſtand, die er mit der Zither begleitet, welche unmittelbar darauf mit einer gleichen Anzahl extemporirter Verſe von einem andern beantwortet werden, der ſich jenen im Geſange zu übertreffen oder lächerlich zu machen bemüht; und ſo dauert der Wettſtreit, zu großer Beluſtigung der Zuhörer ſo lange fort, bis der Witz des einen oder des andern Sängers erſchöpft iſt. Eben ſo waren die Wechſelgeſänge der alten Griechen beſchaffen, die Theokrit und Virgil in ihren Hirtengedichten ſo glücklich nachgeahmt haben.

Selbſt die Einwohner von Otaheite haben, der geringen Ausbildung ihrer Sitten und Geiſteskräfte ungeachtet, eine Art von Verſen, die nach Zeitmaß und Anzahl der Sylben regelmäßig abwechſeln; viele ſind ſogar gereimt, und haben gewiſſermaßen mit den oben erwähnten Wechſelgeſängen einige Aehnlichkeit.

Als Beyſpiele der morgenländiſchen Dichtkunſt will ich hier nur eines ihrer älteſten und ächteſten Denkmäler, das ſogenannte hohe Lied Salomonis anführen; ein Geſang, der wirklich das Gepräge des erhabenen darſtellenden Dichtergeiſtes hat, ungeachtet er nach keinem uns bekannten Sylbenmaße geordnet und abgetheilt iſt, welches jedoch ſeinem innern Werthe nicht nachtheilig ſeyn

 kann,

(50) *Cleghorn's* account of Minorca.

kann, ſondern ihn vielmehr noch um ein Großes erhöhet. Wir finden darin eine zärtliche und lebendige Darſtellung der Liebe; Reichthum an ſanften anmuthigen Bildern, viel umfaſſende Gedanken, und kühne fruchtbare Einbildungskraft. Das volle Gefühl des Verfaſſers verſtattete ihm größere Freyheit und Kühnheit im Ausdrucke, als unſere Sitten zulaſſen; und daher ſcheinen uns viele der Gleichniſſe und Bilder, an welchen dieſes Gedicht ſo reich iſt, matt oder gezwungen zu ſeyn (51); allein, dieſes iſt dem Character der morgenländiſchen Völker völlig gemäß, bey welchen ſchwelgeriſche Einbildungskraft mehr, als Wahrheit und Genauigkeit der Empfindung und des Ausdruckes, gilt (52). Auch kann bey der innigen Kenntniß und dem täglichen Anſchauen der Gegenſtände, auf welche ſich ſolche Vergleichungen beziehen, und bey der in jenem Klima herrſchenden feinen Empfindung, die Aehnlichkeit in der That weit treffender ſeyn, als unſere an dergleichen kühne Bilder nicht gewöhnte, und ihre beſondere Schönheit und Stärke zu empfinden unfähige Einbildungskraft zu erreichen im Stande iſt (53).

Gleichniſſe würden vor Zeiten, und werden noch jetzt bey den morgenländiſchen Völkern für die größte Zierde des mündlichen und ſchriftlichen Vortrages gehalten. Auf Veranlaſſung der entfernteſten Aehnlichkeit erlaubt ſich ihre fruchtbare Einbildungskraft oft dichteriſche Zuſammenſetzungen und Erzählungen, die uns unnatürlich vorkommen. Ihre alte und neue Gedichte ſind ſich hierin durchgängig gleich. Themiſtokles war von der Gewohnheit dieſer Völker, in Gleichniſſen zu reden, ſo wohl unterrichtet, daß er am Hofe des

(51) z. B. Cap. 4. V. 2—5. Cap. 7, V. 1—5.

(52) Die arabiſche Sprache übertrifft alle andere Sprachen ſo ſehr an Zierlichkeit, daß dieſes ſeiner einfachen Lebensart wegen ſonſt ſo merkwürdige Volk in der Feinheit des Ausdruckes und anmuthigen Unregelmäßigkeit der Bilder einen Vorzug vor allen andern Nationen hat.

(53) Man ſehe auch, was Herder in den Liedern der Liebe (Lpz. 1778) S. 100, fgg. ausführlicher hierüber erinnert hat.

des Artaxerxes ſogleich dieſe Sprache annahm, und bey der erſten Audienz, Reden mit einem reichen und mit mancherley Figuren durchwirkten Teppiche verglich, deſſen ſchöne Zeichnung am beſten in die Augen fällt, wenn der Teppich ausgebreitet und eben iſt, und hingegen verworren und unſcheinbar wird, wenn derſelbe zuſammen gefaltet iſt. Vielleicht rührt dieſes Wohlgefallen an der Bilderſprache von derſelben Urſache her, welcher dieſe Völker auch jene vor Alters an ihnen beobachtete, und noch jetzt fortdauernde Fähigkeit die Natur glücklich nachzuahmen, verdanken.

Weniger Fortgang haben alle ernſthaftere Wiſſenſchaften, die ſowohl Fleiß und anhaltende Geduld als auch Genie und Empfindung erfordern, in heißen Klimaten gefunden. Unter den Arabern verdienen kaum einige wenige als Geſchichtforſcher in Betrachtung gezogen zu werden. Noch merklicher iſt die Unwiſſenheit dieſer Völker in der Naturwiſſenſchaft (54), welche ſich jetzt bey ihnen in einem ſehr armſeligen Zuſtande befindet, und ſelbſt ehedem, da ſie noch auf einer höhern Stufe der Vollkommenheit ſtand, nur in Vergleichung mit den Kenntniſſen anderer Völker glänzte. Mit willkührlichen unverſtändlichen Lehrmeinungen und Muthmaſſungen überladen, hatte ſie gänzlichen Mangel an Thatſachen und Erfahrungen, welche allein die zuverläßigſten Stützen der Weltweisheit ſind.

In der Arzneygelahrtheit ſcheinen es die Araber ziemlich weit gebracht zu haben, und einigen ihrer Schriftſteller kann man wirklich einiges Verdienſt um dieſe Wiſſenſchaft nicht abſprechen. Rhazes hat verſchie-

(54) Die Araber haben nicht nur keine neue Entdeckungen und Verbeſſerungen in der Mathematik gemacht, ſondern ihr ſogar durch Verfälſchung des Euklidiſchen Textes und anderer Schriftſteller großen Schaden gethan. Die Kräuterkunde iſt bey ihnen nicht glücklicher geweſen. *Freind* Hiſtoria Medicinæ (L. B. 1734.) p. 105.

ſchiedene neue Krankheiten, z. B. die Blattern und den Winddorn, genau beſchrieben; und ihm ſowohl als einigen andern Arabern hat man die erſte Kenntniß einiger neuen Arzneymittel, z. B. der Senna, des Rhabarbers und der Manna, zu verdanken; allein im Ganzen ſind ihre Schriften doch weiter nichts, als ſchwerfällige Erläuterungen alter griechiſcher Schriftſteller, beſonders des Hippokrates und Galenus, die ſie doch der Nachwelt nicht in ihrer urſprünglichen kunſtloſen Geſtalt, ſondern durch eigene leere Erdichtungen und ſpitzfindige Träumereyen entſtellt überliefert haben. Doch findet man bey einigen arabiſchen Aerzten richtigere und aufgeklärtere Begriffe. Avenzoar, unter allen noch der ſcharfſinnigſte, giebt als den unumſtößlichſten Grundſatz der Arzneygelahrheit dieſen an, daß die Erfahrung allein in Ausübung die ſicherſte Führerin ſey, und daß man nimmermehr durch dialektiſche Spitzfindigkeiten, ſondern einzig und allein durch ſorgfältige Beobachtung der Natur und geſunde Urtheilskraft ſich die Fertigkeit, Krankheiten glücklich zu heilen, erwerben könne. Man ſieht hieraus, wie ſehr dieſer denkende Arzt von den zu ſeiner Zeit herrſchenden Begriffen abgieng. In Anſehung der Naturwiſſenſchaft, welche Baco in ſpätern Zeiten zu großem Vortheil der ganzen Weltweisheit umſchuf, ward Avenzoar von ſeinen Zeitgenoſſen für einen bloßen Empiriker ausgegeben; eine Beſchuldigung, die er ſo wenig verdiente, daß er vielmehr die Thorheit allgemeiner Heilvorſchriften und Univerſalarzneyen in ſeinen Schriften lächerlich machte, und ſie den alten Weibermährchen, und abgeſchmackten Grillen der Sterndeuter, gleich achtete.

Noch nachtheiliger iſt es der Vernunft- und Sittenlehre geweſen, durch die Hände der Araber gegangen zu ſeyn. Als dieſe Wiſſenſchaften nach dem Verfalle der Gelehrſamkeit auf kurze Zeit in Aegypten und Ara-

Arabien wieder auflebten, fielen ihnen die Schriften der griechiſchen Weltweiſen, beſonders des Ariſtoteles, in die Hände. Die feinen und künſtlichen Diſtinctionen und Erklärungen dieſes Schriftſtellers waren ihnen, bey ihrem natürlichen Hange zur Unbeſtändigkeit und Neugier, willkommen, und ſo gründeten ſie auf ſeine Ausſprüche ein ungeheures und ſchwerfälliges Syſtem der Sittenlehre, welches ſehr bequem war, gelehrte Zwiſte zu verlängern, und den Ruhm der Streiter auszubreiten, keineswegs aber zur Aufklärung der Wahrheit und zur Verbeſſerung der Sitten dienen konnte. Dieſes hatte ſehr nachtheilige Folgen für die Wiſſenſchaft, und brachte eine Art zu ſchließen und zu lehren auf, wo man, zum Verderben der Weltweisheit, Sittenlehre und Religion, mehr darauf dachte, über ſeine Gegner zu ſiegen, als Wahrheiten zu erforſchen.

Was den Einfluß eines heißen Klima auf Erfindungen und Künſte betrifft, ſo iſt die in heißen Ländern gewöhnliche Reitzbarkeit und lebhafte Einbildungskraft immer Antrieb und Veranlaſſung zu neuen Entdeckungen geweſen, und die Geſchichte lehrt uns, daß die meiſten nützlichen und auf die Bequemlichkeiten des menſchl. Lebens ſich beziehenden Erfindungen urſprünglich aus jenen Ländern abſtammen. Man hat gegründete Urſachen zu glauben, daß ſelbſt der Urſprung der Sprache (56), wenigſtens die erſte regelmäßige Anordnung derſelben, ſo wie auch die Erfindung der Schrift, in den Morgenländern zu ſuchen ſey. Die Kunſt, Getreide zu ſäen und Brod zu backen, iſt von ägyptiſcher Abkunft; und nach einer alten Tradition ſoll Iſis in Aegypten die erſte Anleitung zum Weitzen- und Ger-

(55) *Freind*, l. c. p. 227, 334, ſqq.

(56) Cadmus und Prometheus ſollen die Buchſtabenſchrift aus Phönicien nach Europa gebracht haben.

Gerſtenbau, ſo wie **Oſiris** zur Anpflanzung anderer Früchte, gegeben haben. Vom **Bacchus** erzählt man, er habe den Gebrauch des Pfluges, und die Kunſt Wein zu pflanzen und zu keltern, von ſeinen Zügen nach Indien zurück gebracht. Die Bearbeitung der Seide iſt eine aſiatiſche Erfindung; und die Buchdruckerkunſt, das Schießpulver und der Compaß, waren zur Zeit ihrer erſten Erſcheinung in Europa, ſchon längſt in China bekannt.

Die mechaniſchen Künſte und Manufacturen haben ebenfalls ein ſehr hohes Alter, und ſind zum Theil in heißen Erdſtrichen zu einer ſehr beträchtlichen Vollkommenheit gebracht worden. Der Geſchmack und die feine Empfindung der dortigen Völker verrathen ſich in der Schönheit ihrer Manufacturarbeiten ſehr deutlich; und man pflegt daher die nach morgenländiſchen Muſtern gearbeiteten europäiſchen Waaren allen andern vorzuziehen.

Selbſt die Kriegskunſt, von der wiſſenſchaftlichen Seite betrachtet, iſt in den heißen Ländern von hohem Alter, und die nordiſchen Nationen konnten erſt nach einem langen Umgange mit den ſüdlichen Völkern, und nach einer lange fortgeſetzten Uebung in der Kriegskunſt, die Eroberung der ſüdlichen Länder von Europa vollenden (57).

Vielleicht könnte man hier fragen: woher denn, wenn dieſes ſich ſo verhielte, jene Ueberlegenheit in kriegeriſchen Un-

(57) Gibbon behauptet vollkommen richtig, es ſey von den Römern ſehr unklug gehandelt geweſen, und habe zum Verfall ihres Reiches ſehr viel beygetragen, daß ſie bey ſo vielen Gelegenheiten nordiſche Truppen in Sold genommen, und ſolchergeſtalt dieſe mit dem Gebrauche ihrer Waffen und ihrer Art Krieg zu führen, bekannt gemacht hätten. Nichts konnte dieſen nordiſchen Völkern Einhalt thun, da ſie mit ihrer natürlichen wilden Kühnheit nunmehr auch jene Fertigkeiten vereinigten. Gibbon vom Verfall und Umſturz des römiſchen Reichs, a. d. Engl. 1779.

Unternehmungen kommen könne, worin es die Bewohner kalter Erdſtriche den ſüdlicher wohnenden Völkern ſo ſehr zuvor thun? Ich antworte hierauf, daß die ſüdlichen Nationen, ob ſie ſich gleich insgemein beſſer, als ihre nordiſche Nachbarn, auf den Krieg, als Wiſſenſchaft betrachtet, verſtehen, doch in Anſehung der Tapferkeit und des Muthes ſich mit leztern nicht vergleichen dürfen. So gut ſie auch, gleich den heutigen Chineſern, mit allen Kriegsbedürfniſſen verſehen ſeyn mögen, ſo fehlt es ihnen doch an Standhaftigkeit, Thätigkeit und Entſchloſſenheit, ohne welche auch die größten und vollſtändigſten Zurüſtungen von ſehr geringem Nutzen ſind.

Montesquieu iſt der Meinung, daß der Stolz der ſüdlichen Völker ſehr viel dazu beytrage, ihre kriegeriſche Unternehmungen ſo oft zu vereiteln. Die Perſer hatten lange ſchon vor Alexanders Zeiten die Ueberlegenheit der Griechen aus eigener Erfahrung in manchen Schlachten kennen gelernt, und gleichwohl ließen ſich ihre Monarchen durch die Schmeicheleyen ihrer Höflinge, und durch ihren eigenen Stolz, nur allzu leicht überreden, im Vertrauen auf ihre eingebildete Vorzüge der Tapferkeit und Kriegserfahrenheit, ſich in Schlachten einzulaſſen, die das perſiſche Reich nur entkräfteten, und den gänzlichen Umſturz immer näher brachten. Doch konnte hier noch eine Urſache hinzu kommen, welche ſie vielleicht den Krieg auf dieſe Art zu entſcheiden vermochte; und dieſe war die Schwierigkeit für ihre ungeheure Armeen, die nie, ohne eine unnüze Menge von allerley Kriegsgeräthſchaften mit ſich zu führen, in das Feld rückten, lange Zeit hindurch hinlänglichen Unterhalt zu finden, und die Betrachtung, wie wenig ſie ſich auf die Treue ihrer Unterthanen verlaſſen könnten. Der römiſche General Lucullus war von dieſen Staatsgrundſätzen der morgenländiſchen Fürſten ſo wohl unterrichtet, daß er in dem Kriege mit dem Mithridates die Heere deſſelben nicht in offener Schlacht, ſondern bloß durch Zögern, und den dadurch bey ihnen einreißenden Mangel an Lebensbedürfniſſen aufrieb, und ſolcher Geſtalt dieſen mächtigen König faſt ohne Schwertſtreich überwand, da hingegen ſein Vorgänger, Cotta, weil er ſich zu übereilt in Schlachten eingelaſſen hatte, zur See und auf dem feſten Lande allenthalben geſchlagen wurde, und ohne Lucullus Beyſtand gewiß in die Gefan-

genſchaft gerathen wäre. Endlich konnte auch noch die Beſorgniß, daß bey der geringen Gemeinſchaft zwiſchen den einzelnen Theilen des Reiches, und bey dem Mangel jener Neigung und Liebe, welche allezeit das ſtärkſte Band der Unterthänigkeit iſt, die entferntern Provinzen während eines langwierigen Krieges abtrünnig werden, und die Statthalter derſelben ſich unabhängig machen möchten, die morgenländiſchen Fürſten zu Lieferung entſcheidender Schlachten bewegen. **Tiribazus** widerrieth daher dem **Artaxerxes** ein Treffen zu vermeiden, wenn **Cyrus** ihn angreifen ſollte, weil ſonſt der Aufſchub den Verluſt der vornehmſten Provinzen des Reiches nach ſich ziehen könnte.

Die Künſte des geſellſchaftlichen Lebens ſind in heißen Ländern ebenfalls zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht worden, Perſien, Indien, China, haben ſeit den älteſten Zeiten ſtarken Handel getrieben, und immer iſt der größte Vortheil auf ihrer Seite geweſen. Zwar muß man hier mit auf die natürliche Beſchaffenheit dieſer Länder rechnen; indeſſen iſt doch auch die Klugheit und der Scharfſinn ihrer Einwohner in der Benutzung jener natürlichen Vortheile nicht zu verkennen. Vielleicht gefiel es der Vorſehung dieſe Anſtalt ſo zu treffen, um dem gänzlichen Untergange und der Entvölkerung dieſer Länder vorzubeugen. Von ſchwachen Fürſten beherrſcht, und von muthloſen Nationen bewohnt, ſind ſie eine Beute eines jeden Eroberers; und beſäßen ſie keine Mittel ſich wieder zu bereichern, und denen, die ſie beraubten, ihr Gut wieder abzugewinnen, ſo müßten ſie bald zu Grunde gehen. So wenig alſo auch der Handel ſie vor feindlichen Angriffen ſchützen kann, ſo iſt er ihnen doch eben das, was Tapferkeit, Klugheit und Kriegsbedürfniſſe andern Völkern ſind, — die Stütze und Seele ihrer Staatsverfaſſung. Man hat immer behauptet, daß die Staatskunſt in heißen Erdſtrichen ihre höchſte Vollkommenheit erreicht habe, welches doch ſchwerlich von allen heißen Ländern (wie ich dieſe Be-

nen-

nennung hier brauche,) gelten kann, obgleich die Staatsgrundſätze der Chineſer und Japaner die Aufmerkſamkeit dieſer Völker auf ihren eigenen Nutzen zur Genüge beweiſen.

Ein Umſtand iſt noch in heißen Ländern zu bemerken übrig, welchen man mit vieler Wahrſcheinlichkeit dem höhern Empfindungsvermögen zuſchreiben kann; ich meine die frühzeitige Entwickelung und die eben ſo bald erfolgende Abnahme des Verſtandes und Scharfſinnes. Man nimmt dieſes in allen heißen Erdſtrichen wahr, vornämlich in Südamerika, wo dieſe frühzeitige Ausbildung der Geiſteskräfte einen ſchädlichen Einfluß auf die Sitten haben ſoll, indem ſie die jungen Leute mit dem Laſter bekannt, und ihnen ſeine Reitze fühlbar macht, ehe noch ihre Urtheilskraft reif genug iſt, die verderblichen Folgen deſſelben zu erkennen. Es iſt ſchwer, dieſen ſchnellen Fortgang des jugendlichen Geiſtes zu erklären. Zeitigt die Hitze vielleicht die thieriſchen und geiſtigen Kräfte eben ſo, wie im vegetabiliſchen Reiche Kräuter und Bäume unter ihrem Einfluſſe früher ihre Vollkommenheit erreichen, aber auch zugleich minder feſt und dauerhaft, als diejenigen, werden, die längere Zeit zur Vollendung ihres Wachsthumes erfordern? Oder kann der höhere Grad von Empfindungsvermögen, das lebhaftere Selbſtgefühl, und der daraus entſpringende Leichtſinn, Stolz und Trägheit uns einen Aufſchluß über den geringen Fortgang geben, welchen die Bewohner heißer Erdſtriche in einem reifern Alter in ihren Einſichten machen?

Endlich trägt auch folgender Umſtand nicht wenig dazu bey, den Geſichtspunct feſt zu ſetzen, aus welchem wir die Kunſtfertigkeit der Menſchen in heißen Erdſtrichen betrachten müſſen. Man hat faſt durchgängig angemerkt, daß Künſte und Wiſſenſchaften in ſolchen Ländern nur bis zu einer gewiſſen Stufe der Ausbil-

bildung, und zwar zu dieſer insgemein plötzlich erho- ben werden, alsdann aber ſtehen bleiben, und Jahr- hunderte lang, ohne durch neue Entdeckungen und Verbeſſerungen vervollkommnet zu werden, einerley Ge- ſtalt behalten. Man findet keine Spur, daß unter dem jüdiſchen Volke, ſo lange es einen eigenen Staat aus- machte, nach David's und Salomon's Zeiten, Er- finder und Verbeſſerer aufgeſtanden wären, welche die damals bekannten Künſte und Wiſſenſchaften mehr aus- gebildet, und den Umfang der Nationalkenntniſſe er- weitert hätten. Ihr höchſtes Ideal der Kunſtvollkom- menheit ſcheint, bis zum endlichen Untergange ihres Staates, der Salomoniſche Tempel, und die Geräthe deſſelben, geweſen zu ſeyn; (Esrä 3, 12. Marc. 13, 1. Luc. 13, 5.) ſo wie David's und Salomon's Geſänge immer das vollkommenſte Muſter der hebräi- ſchen Dichterſprache geweſen ſind. Vergleicht man ferner die wenigen Nachrichten, welche uns die alten Schriftſteller hin und wieder von dem Zuſtande der Künſte und Wiſſenſchaften, beſonders der mathemati- ſchen und aſtronomiſchen, unter den Perſern und In- dianern hinterlaſſen haben, mit demjenigen, was die neuern Reiſebeſchreiber davon erzählen, ſo wird man ſich leicht überzeugen, daß in einer ſo langen Reihe von Jahrhunderten die Kenntniſſe jener orientaliſchen Völker, ſowohl an Menge als an Vollkommenheit, wenig oder gar keinen Zuwachs erhalten haben. Die Chineſer ſind ſchon ſeit langer Zeit, und, wenn man ihren Jahrbüchern und den Nachrichten der franzöſi- ſchen Miſſionarien Glauben beymeſſen könnte, ſchon ſeit Jahrtauſenden, im Beſitze der Buchdruckerkunſt, des Compaſſes, der mathematiſchen Zeitrechnung, des Schießpulvers ꝛc. und gleichwohl befinden ſich dieſe Künſte bey ihnen noch größtentheils im erſten Zuſtande der Kindheit, da ſie doch in Europa, wo ihre Erfindung weit neuer iſt, nur ſeit einem

Jahr-

Jahrhunderte unglaubliche Fortſchritte zur Vollkommenheit und gänzlichen Ausbildung gethan haben. So wie Lebhaftigkeit der Empfindung und Einbildungskraft die Geiſtesproducte heißer Länder auszeichnen: ſo tragen hingegen die geiſtigen Beſchäftigungen der nördlichen Völker das Gepräge des Scharfſinnes, des Fleißes und der Beharrlichkeit. Indeſſen können auch Dichtertalenten ihnen keinesweges gänzlich abgeſprochen werden; doch ſchränkt ſich die Dichtkunſt der eigentlich ſogenannten nordiſchen Nationen faſt einzig und allein auf hiſtoriſche Gegenſtände ein. Was **Tacitus** von den alten Deutſchen erzählt, daß ihre Geſänge das Lob und die Thaten ihrer Götter und Helden enthalten hätten, das gilt auch von den alten celtiſchen Barden, den ſkandinaviſchen und isländiſchen Skalden, von den nordamerikaniſchen Wilden, kurz, von allen faſt unciviliſirten nordiſchen Nationen; und man wird finden, daß ſelbſt die geſitteten in der Epopee, den Schwung der ſüdlichen Dichter am glücklichſten erreicht haben. Verſchiedene dem menſchlichen Geſchlechte nützliche Wiſſenſchaften haben ihre ſchätzbarſte Bereicherungen nordiſchen Nationen zu verdanken. Man darf ſich nur an die Verdienſte eines **Copernicus**, eines **Tycho Brahe** und eines **Kepler**, um Mathematik und Aſtronomie, erinnern.

In der Geſchichtkunde haben ſich die nördlichen Völker nicht ſehr hervor gethan, ob ſie gleich immer auf weitläuftige und getreue Nachrichten von öffentlichen Begebenheiten, Unterhandlungen, Nationalanſprüchen und Geſchlechtsregiſtern ihrer Fürſten, viel gehalten haben. Da man aber bey ihren Geſchichtſchreibern tiefe Einſichten in das politiſche Intereſſe und den Einfluß dieſer Dinge auf menſchliche Angelegenheiten, ſcharfſinnige Beurtheilung der Charactere und treffende Schilderung der Triebfedern, welche bey dieſer oder jener Begebenheit wirkten, vermißt,

ſo

ſo kann man ſie auf keine Weiſe den griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreibern gleich ſchätzen.

Auſſer den mathematiſchen und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften haben es die nordiſchen Nationen auch in verſchiedenen Theilen der Naturkunde und Arzeneywiſſenſchaft ziemlich weit gebracht. Dem Norden haben wir einen Linné zu verdanken, deſſen Werke immer der Stolz ſeines Vaterlandes ſeyn werden. Durch ſyſtematiſche Anordnung der Naturkunde und der Arzeneywiſſenſchaft trug er viel dazu bey, die unbeſtimmten Begriffe aufzuklären, und die Unordnungen zu heben, welche die Kenntniß dieſer beyden Wiſſenſchaften bisher ſo ſehr erſchwert hatten. Er erleichterte die Beurtheilung vieler Arzneymittel durch Feſtſetzung gewiſſer allgemeiner Grundgeſetze, und belebte den Geiſt der Unterſuchung und Wißbegierde, deſſen glückliche Wirkungen in unſern Zeiten ſo ſichtbar ſind. Durch ſein Beyſpiel ermuntert, beſuchten viele ſeiner Schüler die entfernteſten Länder, um durch neue Entdeckungen die Naturkunde und Arzneywiſſenſchaft zu bereichern.

Sittenlehre, Metaphyſik und Vernunftlehre haben den Bewohnern kalter Länder wenig Vortheile und Entdeckungen zu verdanken. Menſchenkenntniß und Tiefblick in die geheimen Triebfedern menſchlicher Handlungen, kann mit einem ſtumpfern natürlichen Gefühle nicht beſtehen; und feine logiſche und metaphyſiſche Abſtractionen ſind kein Geſchäft für Fähigkeiten, welche mehr zum Wirken, als zur bloſſen Speculation, mehr die Ausübung der Tugend zu erleichtern, als das Weſen derſelben, zu zergliedern, von der Natur beſtimmt ſind.

Von Erfindungen und Künſten ſcheinen kalten Klimaten nur wenige eigen zu ſeyn. Selbſt die gemeinſten, und zum menſchl. Leben dem Anſcheine nach unentbehrlichſten, waren verſchiedenen, übrigens aber

ganz

ganz und gar nicht ungebildeten Nationen völlig unbekannt. Die Hunnen und Alanen wußten von dem Getreidebaue nichts (58); und ſelbſt die alten Deutſchen waren in dieſem Stücke ſo unwiſſend, daß ſie nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache hatten, um die zu Einerndtung der Feldfrüchte beſtimmte Jahrszeit zu bezeichnen (59). Noch weit ſpäter lernten ſie die Buchſtabenſchrift kennen. Bey aller Langſamkeit im Erfinden fehlt es jedoch den nordiſchen Nationen keineswegs an Fähigkeit, wiſſenſchaftliche Begriffe zu faſſen und auszubilden. Viele Theile der menſchlichen Kenntniſſe ſind durch ihre Bemühungen zu einer gröſſern Vollkommenheit gelangt, als bey denjenigen Nationen, denen man die erſte Erfindung derſelben zu verdanken hat.

In den nördlichſten Theilen von Europa giebt es wenig Manufacturen und Fabriken; und obgleich die Arbeiten, welche einige derſelben liefern, in ihrer Art eine außerordentliche innere Güte haben, und den Umſtänden und Bedürfniſſen, zu welchen ſie beſtimmt ſind, völlige Genüge leiſten, ſo fehlt es ihnen doch an Mannigfaltigkeit, Anmuth und Bequemlichkeit. Es iſt merkwürdig, daß äußerſt heiße und kalte Himmelsſtriche in einigen Stücken einerley Wirkungen hervor bringen. Dieß bemerkt man auch in Anſehung der Kunſtfertigkeiten. **Strabo** gedenkt der Geſchicklichkeit der Indianer im Nachahmen; und dieſe beſitzen auch die Chineſer in einem ſolchen Grade, daß ſie ſogar die auffallendſten Fehler und Mängel ohne Unterſchied in ihren Kunſtwerken nachahmen (60). Eben die Bemerkung hat man auch von den Ruſſen gemacht. Die

(58) *Ammian. Marcell.* L. 31, c. 2.

(59) *Cæſar* de bello gall. L. 6. *Tacitus* de morib. Germanor. c. 26.

(60) Eben daſſelbe ſagt Ulloa, in der Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Südamerika, B. 5, C. 5, von den Einwohnern dieſes Landes.

Die Geiſtesfähigkeiten der nordiſchen Völker begünſtigen den Handel nicht ſo ſehr, als man aus der Nothwendigkeit, ihren Bedürfniſſen durch ausländiſche Waaren abzuhelfen, muthmaßen ſollte. Zur Erläuterung dieſes Satzes füge ich hinzu, daß dieſe Völker keine natürliche Anlage zu jener Aufmerkſamkeit auf die künſtliche Nutzung aller Vortheile haben, welche zu glücklicher Treibung des Handels erfordert wird, ob ſie gleich oft durch Fleiß und anhaltende Geduld große Geſchäfte machen. Aus dieſem letztern Geſichtspuncte muß man Rußlands Handel beurtheilen, den dieſes Land beynahe mit gleichem Vortheile, als andere europäiſche Nationen, treibt.

Auch in der Staatskunſt ſind die Bewohner kalter Erdſtriche noch ſehr weit zurück. Die ihnen natürliche Freymüthigkeit und Offenheit kann dem argliſtigen und mißtrauiſchen Character der ſüdlichen Völker nicht die Wage halten; und daher kömmt es, daß, nach Montesquieus Bemerkung, die nordiſchen Völker immer die durch die Waffen erworbenen Vortheile durch Unterhandlungen wieder einbüſſen.

Einfluß eines gemäßigten Klima auf die Geiſteskräfte. Sowohl in alten als neuern Zeiten hat man die Beobachtung gemacht, daß ein gemäßigtes Klima der menſchlichen Natur die meiſten Vortheile gewähre. **Ariſtoteles** und **Galen** ſtimmen darin überein, daß die Bewohner gemäßigter Länder vor den Eingebornen ſehr heißer und kalter Erdſtriche, ſowohl in Anſehung körperlicher Vollkommenheiten, als auch der Sitten, und beſonders des Verſtandes, große Vorzüge beſitzen. Und wirklich können wir, unter einem Klima, wo ſo viele Künſte erfunden worden ſind, wo der menſchliche Verſtand ſo weit umfaſſend, ſeine Einbildungskraft ſo fruchtbar iſt, und ſeine Geiſtesſtärke ſich in Gelehrſamkeit, Handel, Staats- und Kriegskunſt ſo deutlich äußert, nicht umhin, auf eine

eine glückliche Zuſammenſtimmung äußerlicher Umſtände und auf natürliche Geiſtesvorzüge zurück zu ſchließen.

Die oben beſchriebenen eigenthümlichen Vorzüge der Bewohner heißer und kalter Erdſtriche müſſen zuſammen treffen, oder vielmehr gleichförmig gemiſcht ſeyn, um dem menſchlichen Character ſeine höchſte Vollkommenheit zu geben. Iſt daher Stärke und Reichthum der Begriffe mit Beharrlichkeit, Fleiß und Scharfſinn vereinigt, ſo entſteht daraus das höchſte Ideal menſchlicher Geiſtesfähigkeiten. Dies kann man gewiſſermaßen im allgemeinen Sinne von gemäßigten Klimaten ſagen, wo der Menſch beyderley Eigenſchaften, aber keine in ſchädlichem Uebermaße, beſitzt. Ariſtoteles bemerkt in ſeiner Rhetorik, daß die Einwohner kalter Gegenden viel Muth und Entſchloſſenheit, aber wenig Feinheit des Verſtandes und Kenntniſſe in Wiſſenſchaften beſitzen, daher zwar ihre Freyheit insgemein ſicher, ihre Staatsverwaltung aber fehlerhaft ſey, und ihre Macht ſelten durch auswärtige Eroberungen einen Zuwachs erhalte. Den aſiatiſchen Völkern aber fehlte es bey allem Scharfſinn und Erfindſamkeit in Künſten, an Muth und Entſchloſſenheit; daher auch Unterwürfigkeit und Sclaverey ihr gewöhnlichſtes Schickſal ſey. Bey den Griechen hingegen, deren Land gleichſam in der Mitte zwiſchen jenen beyden äußerſten Gränzen liegt, ſey der Muth und die Tapferkeit der nordiſchen, und die Klugheit und der Scharfſinn der aſiatiſchen Völker in einem Character vereinigt, daher ſowohl ihre Freyheit unerſchütterlich, als ihre Staatsverwaltung weiſe angeordnet ſey, und es nur bey ihnen ſtehe, durch Einführung einer durchaus gleichen Regierungsform, ſich alle andere Völker unterwürfig zu machen. — Als Beyſpiele zu Beſtätigung dieſer Wahrheit, können wir noch den größten Theil der heutigen europäiſchen Staaten, die nördlichen Küſten von Afrika am mittelländiſchen Meere,

und zum Theil auch Kleinaſia und Nordamerika anführen; und man wird hieraus mit vieler Wahrſcheinlichkeit auf den Grund jener Ueberlegenheit ſchlieſſen können, welche dieſe Länder, beſonders die europäiſchen, jederzeit vor allen andern behauptet haben.

Vermöge der oben angezeigten Eigenſchaften haben es die Bewohner gemäßigter Länder, und vorzüglich die Europäer, allen andern Völkern in jedem Fache der Gelehrſamkeit weit zuvor gethan. Selbſt in der Dichtkunſt, dem Gebiete der Einbildungs- und Erfindungskraft, hat man dem regelmäßigen und geſetztern Genie der Europäer Werke zu verdanken, welche weit mehr innern Werth beſitzen, als der regelloſe kühne Flug der aſiatiſchen Dichter. Doch ſcheint ein mehr warmes als kaltes Klima den Geiſt der Dichtung am meiſten zu begünſtigen. Griechenland und Italien haben die meiſten und vortrefflichſten Dichter hervor gebracht: und obgleich auch England unter ſeinen Eingebornen einen Dichter (Milton) aufweiſen kann, der in Anſehung des Genies und erhabenen Schwunges keinem Ausländer nachſteht: ſo iſt doch ſchon die Parteylichkeit dieſes großen Mannes für die italiäniſchen Dichter, und der Nutzen, den er aus ihren Schriften gezogen zu haben rühmte, Beweis genug, daß ein wärmeres Klima nach ſeiner Meinung ſich am beſten zu Ausbildung dichteriſcher Talente ſchicke. Selbſt derjenige Ruhm, den die Morgenländer in der fabelhaften und romantiſchen Dichtungsart ſich erworben haben, iſt ihnen durch ähnliche Werke europäiſcher Dichter ſtreitig gemacht worden.

Gemäßigte, oder doch nicht allzu heiße Klimate ſcheinen ſich auch zu Ausbildung eines richtigen Gefühles und Beurtheilungsvermögens in Werken der ſchönen Künſte am beſten zu ſchicken. Feines Gefühl iſt die Seele des guten Geſchmackes, aber es darf nicht überſpannt ſeyn, weil ſich ohne Feſtigkeit des

Ver-

Verſtandes und der Urtheilskraft, welche uns in der Auswahl des Vortrefflichen leiten, und unſern Empfindungen eine gewiſſe Gleichförmigkeit und Beſtändigkeit geben ſoll, kein guter Geſchmack denken läßt. Uebermaß der Empfindungen iſt faſt nie mit reifer Urtheilskraft gepaart; und daher kömmt es, daß die morgenländiſchen Dichter bey allem Reichthume an Bildern, bey aller Schönheit des Ausdruckes, doch durch ihre gränzenloſe Neigung zum Wunderbaren und durch ihre Unbeſtändigkeit einen großen Theil des Ruhmes verſcherzen, auf den ſie ſonſt gegründete Anſprüche machen könnten. Auch iſt der in heißen Gegenden allgemeine Hang zur Trägheit, der Correctheit ihrer Schilderungen nachtheilig; und wenn gleich allzu mühſamer Fleiß und Pünctlichkeit mehr zu Unterdrückung als zu Anfeuerung des Genies dient, ſo iſt dieſer Fehler doch allzeit noch der ausſchweifenden Regelloſigkeit vorzuziehen, welche man in den morgenländiſchen Kunſtwerken wahrnimmt. Endlich iſt auch die deſpotiſche Regierungsform dieſer Länder, weit entfernt die Wiſſenſchaften aufzumuntern, vielmehr ihrer Ausbildung und den Aeußerungen des Genies hinderlich. Die Neigung der Morgenländer zum Glänzenden und Prächtigen zeigt ſich überall. An ihren Gebäuden, an ihren Kleidungen, u. ſ. w. ſind die koſtbarſten und ſchimmerndſten Verzierungen, aber ohne ſonderlichem Geſchmack in der Anordnung, verſchwendet.

In den ernſthaftern Wiſſenſchaften iſt jene Ueberlegenheit der Einwohner gemäßigter Erdſtriche noch ſichtbarer. Hiſtorie, Geographie, Chronologie ꝛc. ſind daſelbſt mit dem beſten Erfolge getrieben worden. Zwar hat man den mechaniſchen Theil der Hiſtorie (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) in den nordiſchen Ländern fleißig bearbeitet; ich habe aber auch ſchon oben die Urſachen angeführt, warum man dieſen Arbeiten

keinen Platz unter jenen pragmatiſchen Geſchichtſchreibern zugeſtehen könne. In der Geographie, einem Studium, welches mehr Fleiß und Mühe, als Erfindung und Genie, erfordert, haben die nordiſchen Nationen wirklich vieles geleiſtet; die wichtigſten Verbeſſerungen und Entdeckungen in dieſer Wiſſenſchaft hat man aber doch gemäßigtern Klimaten zu verdanken. Eben das gilt von der Naturkunde, an deren Erweiterung und Vervollkommnung Deutſchland, Italien, Frankreich und England, beynahe gleichen Antheil gehabt haben.

In keinem Theile der Wiſſenſchaften iſt die Ueberlegenheit gemäßigter Erdſtriche vor allen übrigen ſo ſichtbar, als in der Medicin. Aus heißen Ländern abſtammend, und durch den Fleiß der nordiſchen Völker unterſtützt, iſt ſie dennoch ihre Umbildung zur philoſophiſchen Wiſſenſchaft, ihre Gründung auf Thatſachen und Erfahrungen, die Vervollkommnung der Hülfswiſſenſchaften, welche ihr den Weg bahnen, und ſelbſt Theile ihres Gebietes ſind, und ihre ſchätzbarſte Entdeckungen, beynahe einzig und allein gemäßigten Klimaten ſchuldig.

Die Sittenlehre, und die dahin einſchlagenden Wiſſenſchaften, haben ebenfalls unter gemäßigten Klimaten ihre größte Vollkommenheit erreicht; und dieſer glückliche Fortgang rührt von denſelben Urſachen her, welche zur Beförderung der Geſchichtkunde und ihrer Hülfswiſſenſchaften in gemäßigten Klimaten ſo vieles beygetragen haben. Inſonderheit ſcheint das engliſche Klima der Bearbeitung aller Theile der Moralphiloſophie ſehr beförderlich zu ſeyn.

Neue Entdeckungen ſcheinen ſich, nach demjenigen, was ich oben bemerkt habe, mehr für das lebhafte Gefühl und Empfindungsvermögen in heißen Ländern, als für die langſamern Fähigkeiten der Bewohner gemäßigter Himmelsſtriche, zu ſchicken. Und doch hat

eine

eine anhaltende, mit Beurtheilung verbundene und aufmerkſame Beobachtung bey den Europäern nicht ſelten dieſelben Entdeckungen gemacht, welche die Aſiater ihrer fruchtbaren Erfindungskraft zu verdanken hatten. So beförderten wiederholte Verſuche, ob ſie gleich ihren eigentlichen Endzweck verfehlten, die Erfindung des Schießpulvers. Zufall und Nachdenken zugleich, haben die noch nützlichere, und faſt eben ſo wichtige Erfindung der Buchdruckerkunſt, ingleichen der Lehre von Neigung der Magnetnadel, ihr Daſeyn gegeben. Dem berühmten Harvey hat man eine Entdeckung zu verdanken, die ganz allein auf Grundſätze und Wahrnehmungen gebauet war, und daher dem menſchlichen Verſtande viel Ehre machte; ich meine: den Umlauf des Blutes; eine Wahrheit, die dem Scharfſinne der ältern und neuern Naturforſcher vor ſeiner Zeit entgangen war.

Wenn man aber auch den Bewohnern heißer Länder die Ehre der mehreſten Erfindungen zugeſtehen wollte, ſo iſt doch unläugbar, daß wir weit mehr Urſache haben, ihre richtige Anwendung zum Gebrauch des menſchlichen Lebens und ihre Vollendung, gemäſſigtern Klimaten zu danken. So ſind z. B. die Wirkungen des Magnetes, das Schießpulver, und die Kunſt zu drucken, zwar vorlängſt in China bekannt geweſen, aber man machte wenig Gebrauch von dieſen Erfindungen, und die Geſellſchaft hatte wenig Vortheile davon, da ſie hingegen von den Europäern ſchnell zur Vollkommenheit gebracht, und zu Ausführung der wichtigſten Abſichten genutzet worden ſind. Eben das gilt großentheils auch von Manufacturen, dergleichen allerdings ſchon in ſehr frühen Zeiten in den Ländern des heißen Klima bekannt geweſen, und zum Theil außerordentlich ſtark getrieben worden ſind. Allein, es ſind insgemein ſolche, die wenig Anſtrengung des Geiſtes und Körpers erfordern; und ſie dienen bloß

dazu, die müßigen Stunden ſolcher Leute durch eine Beſchäftigung auszufüllen, welche aus Noth gedrungen ſind, ſich ihren Unterhalt zu erarbeiten, und für welche die Zeit einen geringen Werth hat. Wenn man daher ihre Verfahrungsart mit den Handgriffen vergleicht, welche den europäiſchen Künſtlern eigen ſind: ſo iſt der Vorzug, welchen die letztern, in Abſicht auf Kunſt, Erſparung der Arbeit, und Vortrefflichkeit der Ausführung, vor den erſtern haben, nicht zu verkennen. Selbſt in einigen Kunſtarbeiten, die man ſonſt bloß für oſtindiſche Producte anſahe, ja, wo man ſogar die Vorzüge der oſtindiſchen Manufacturiſten für beſonders wichtig hielt, haben die europäiſchen Künſtler ihnen den Rang ſtreitig gemacht.

Ich betrachte nunmehr den **Einfluß des Klima auf Geſetzgebung.**

Municipal- oder poſitives Privatgeſetz eines gewiſſen Staates, iſt eine Regel des bürgerlichen Verhaltens, welche die Beobachtung deſſen, was rechtmäßig iſt, einſchärft, und das Gegentheil unterſagt. Alle Geſetze vereinigen ſich bey allen Nationen in dieſem allgemeinen Endzwecke der Geſetzgebung. Aber die nähern Beſtimmungen des Rechtes und Unrechtes, die mit der Beobachtung und Verletzung der Geſetze verbundenen Belohnungen und Strafen, und die Art und Weiſe die Handlungen des Bürgers nach den Geſetzen zu entſcheiden, leiden nach den verſchiedenen Ländern, Lagen und Klimaten, mancherley Abänderungen.

1. **Gegenſtand der bürgerlichen Geſetzgebung unter heißen Klimaten.** Alle Geſetze haben, wie ich eben geſagt habe, einen und denſelben entfernten, allgemeinen Endzweck; zunächſt aber beziehen ſie ſich, auf mannigfaltige Art, auf den Nationalcharacter und den Geiſt der Geſetzgebung.

Die

Die älteſten Geſetzgebungen enthalten Beyſpiele von dem Einfluſſe der Denkungsart und Sitten eines Volkes auf ſeine Geſetze. Man ſehe außer dem, was Montesquieu hierüber geſagt hat, inſonderheit in Anſehung der römiſchen Geſetze: *Pilati de Taſſulo* Traité des loix politiques des Romains, To. II. c. 16. Dieſe Beziehung iſt in der Natur der Sache gegründet. Man wird es ohne Beweis einräumen, daß der Geſetzgeber, die Nationaltugenden und Fähigkeiten der Unterthanen zum Beſten des Staates ſehr vortheilhaft nutzen könne; allein, es iſt nicht weniger gewiß, daß ſelbſt manche Fehler des herrſchenden Characters einen nothwendigen Einfluß auf die Geſetze haben. Allgemeine Vorurtheile und ſittliche Verderbniſſe auszurotten, ſind die Geſetze zu ohnmächtig. Ihr Geſchäft iſt nur dieſe glückliche Veränderung, die ein Werk der langſam fortſchreitenden Aufklärung der Nation iſt, vorzubereiten und zu unterſtützen. So lange Unterricht und Erziehung dieſe Veränderung noch nicht hervor gebracht haben, ſo lange iſt es Pflicht für den Geſetzgeber, die Umſtände zu nehmen, wie ſie ſind. Ohne die Fehler des Nationalcharacters zu begünſtigen, oder ihnen mit Gewalt entgegen zu arbeiten, welches eben ſo vergeblich als gefährlich ſeyn würde, ſucht er ihnen die beſte Richtung zu geben, deren ſie fähig ſind, und ihre ſchädliche Folgen durch weiſe Anſtalten zu verhüten. Auch in der moſaiſchen Geſetzgebung iſt die Anwendung dieſer Regel der geſetzgebenden Klugheit nicht zu verkennen.

Da die Bewohner heißer Erdſtriche eine vorzüglich reitzbare Empfindung haben, ſo kann es nicht fehlen, daß dieſer Umſtand einen merkwürdigen Einfluß auf die Geſetze haben muß. Dahin gehört z. B. daß jedes Verbrechen als perſönliche Beleidigung angeſehen wird, und die Strafgeſetze mehr rächende Vergeltung des Unrechtes (61), als Erſetzung oder künftige Verhütung

(61) Aus dieſem, ſüdlichen Völkern vorzüglich eigenen Hange zur Rache, läßt ſich wohl, wenigſtens zum Theil, die ehemals bey den Juden, und noch jetzt bey den Arabern gewöhnliche Blutrache der nächſten Verwandten des Entleibten herleiten. Die Juden kannten dieſe Sitte ſchon, ehe Moſes ihnen Geſetze gab; und dieſer weiſe Geſetzgeber fand nicht für gut, ſie aufzuheben, ſondern er ſchränkte nur die Rechte des

hütung des zugefügten Schadens zur Abſicht zu haben ſcheinen. Bey den Japanern (62) ſieht man daher die Strafen nicht als Beſſerungsmittel, ſondern als eine Rache an, mit welcher die an dem Kaiſer ſelbſt, wie man glaubt, durch das Verbrechen verübte Beleidigung gebüſſet wird.

Auch der Stolz, welcher nicht weniger die Folge eines ſehr reitzbaren Gefühles iſt, begünſtiget die Strenge der Strafgeſetze unter Völkern heißer Himmelsſtriche. In Japan beſtraft man Verbrecher mit dem Tode, weil man glaubt, daß der Ungehorſam gegen die Befehle des Kaiſers, eines ſo großen Fürſten, die härteſte Ahndung verdiene. In dieſem Reiche iſt alſo, wie es ſcheint, die Aufrechthaltung der Hoheit und Würde des Regenten der Endzweck der Geſetzgebung. Daher kömmt es, daß verſchiedene Vergehungen, die nicht einmal den Schein eines Verbre-

des Bluträchers ein, um ihren Mißbrauch zu verhüten. Eine merkwürdige Stelle beym Homer, Iliad. IX, v. 628, ſ. beweiſet ſehr deutlich, daß man auch bey den Griechen in den früheſten Zeiten bey Beſtrafung einer Mordthat, vornämlich die Abſicht gehabt habe, die Familie des Entleibten an dem Thäter zu rächen. Die Erlaſſung der Strafe beruhete daher bloß auf ihr. Der Mörder mußte flüchtig werden, oder ſich mit ihr ausſöhnen, und ſich, gegen Erlegung einer anſehnlichen Buſſe, die Freyheit, in ſeinem Vaterlande zu bleiben, verſchaffen. Selbſt bey den zur Rache weniger geneigten Deutſchen waren die Feindſchaften, wie Tacitus, Germ. c. 21, ſagt, vermöge einer Nationalgewohnheit, in der Familie erblich, und der Mörder mußte, um vor der Rache der Verwandten ſicher zu ſeyn, den Frieden mit ihnen durch einige Stücke Vieh erkaufen, oder ſich auf andere Art mit ihnen ausſöhnen.

(62) Eſprit des loix l. 6, c. 13. Montesquieu ſetzt die Urſache, warum faſt alle Verbrechen in Japan als Beleidigungen der Hoheit und Rechte des Kaiſers angeſehen, und als ſolche beſtraft werden, in der deſpotiſchen Verfaſſung dieſes Staates. Ein Fürſt, der über Sclaven herrſcht, die kein Eigenthum haben, leidet unmittelbar durch jede Beleidigung, die ſeinen Unterthanen an ihrer Perſon, Gütern oder Rechten, welche ſie nur vergünſtigungsweiſe beſitzen, widerfahren kann.

brechens haben, z. B. das Spielen um Geld, bey den Japanern Lebensſtrafen nach ſich ziehen. Auch durch falſche Ausſage vor der Obrigkeit wird bey ihnen das Leben verwirkt. Dieſes Geſetz, welches dem natürlichen Rechte der Selbſtvertheidigung widerſpricht (63), hat vormals auch in Aegypten (64), wiewohl unter verſchiedenen Umſtänden, gegolten.

Ein gleich wichtiges Augenmerk für die Geſetzgebung iſt die Eiferſucht, welche ebenfalls, ſo wie der Stolz, ein leicht zu erregendes Gefühl voraus ſetzt. Die Stärke dieſer Leidenſchaft iſt die Urſache, warum die Geſetze wider den Ehebruch unter heißen Himmelsſtrichen (65) außerordentlich ſtrenge ſind (66), und warum man zu Verhütung ſowohl, als zu Entdeckung

(63) Nämlich in ſolchen Fällen, wo Leben, und, was gleichen Werth mit dem Leben hat, Freyheit, auf der Ausſage des Befragten beruhet, und wo alſo der nie zu verläugnende Trieb zur Erhaltung ihn in die unglückliche Nothwendigkeit ſetzt, Leben und Freyheit auf Koſten der Wahrheit zu erkaufen.

(64) *Diod. Sicul.* L. 1.

(65) In Italien und Spanien darf der beleidigte Ehemann den ergriffenen Ehebrecher ungeſtraft um das Leben bringen. Auch in den moſaiſchen Geſetzen war die Lebensſtrafe auf den Ehebruch geſetzt. Aber nicht alle Bewohner heißer Klimate haben dergleichen harte Strafen. Es iſt merkwürdig, daß die Geſetze des Muhamed in dieſem Stücke weit gelinder ſind. Ungeachtet des ſüdlichen Klima und der rachſüchtigen Gemüthsart der Araber, wird doch der Ehebruch nach dem Koran nicht härter, als mit Schlägen, beſtraft.

(66) Bey einem Volke, welches die Verletzung der ehelichen Treue als eine Beleidigung anſieht, welche die empfindlichſte Rache fordert, dürfen die Geſetze den Ehebruch für kein geringeres Verbrechen anſehen, als er nach den Nationalbegriffen in den Augen des beleidigten Ehgatten iſt. Wenn die Strafe in dieſem Falle zu weit unter der Vorſtellung bleibt, welche die Nation von der Größe des Verbrechens hat, ſo erreicht das Geſetz ſeine Abſicht nicht. Denn, indem es dem Beleidigten keine hinlängliche Genugthuung verſchaffet, befreyet es die Geſellſchaft nicht von dem Uebel der Selbſtrache, und iſt in Abſicht auf den Verbrecher ein ſchwächeres Abhaltungsmittel, als die Furcht vor der Rache des Ehemannes im natürlichen Zuſtande ſeyn muß.

dieſes Verbrechens, ſo viele Geſetze gemacht hat. Nach einem Geſetze der Weſtgothen (67) durfte der Wundarzt einer Freyen anders nicht, als in Beyſeyn des Vaters, des Bruders, Sohnes oder Oncle, die Ader öffnen. Die Geſetze, ſagt Montesquieu, argwohnten alles, ſobald der Character des Volkes argwöhniſch ward.

Auch auf die, ſüdlichen Völkern natürliche, Furchtſamkeit nimmt die Geſetzgebung Rückſicht, indem ſie für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wacht. Dieß iſt vornämlich der Fall in China, wo jede Störung des öffentlichen Friedens, jeder gewaltſame Widerſtand der Unterthanen, mit der äuſſerſten Härte beſtraft wird. Von dieſer Wachſamkeit der Geſetze rührt auch die ſtrenge Polizeyverfaſſung her, welche in dieſem Reiche angetroffen wird. Indeſſen dient dieſe Strenge mehr dazu, und ſoll, wie es ſcheint, mehr dazu dienen, den Muth des Volkes niederzuſchlagen, und es zur Unterwürfigkeit zu gewöhnen, als ihren ſittlichen Character zu verbeſſern. Denn bey aller Mühe, welche man anwendet, öffentlichen Unruhen vorzubeugen, werden doch Betrügereyen der Unterthanen unter ſich, wenn ſie nur nicht mit offenbarer Gewalt verbunden ſind, wenig oder gar nicht von den Geſetzen beſtraft.

Einige Geſetze haben ſogar Beziehung auf Nationalträgheit und Unthätigkeit. Der indianiſche Geſetzgeber Foe richtete ſich, bey Abfaſſung ſeiner Geſetze, die insgeſammt Mangel an Gefühl, und den Zuſtand einer vollkommenen Ruhe des Bürgers voraus ſetzen, nach

(67) In Tournefort's Reiſen kömmt ein merkwürdiges Beyſpiel der Eiferſucht vor. Dieſer Arzt ſollte dem Frauenzimmer im Serail Arzneymittel verordnen. Man erlaubte ihm aber, um ſich von dem Zuſtande der Krankheit und der Heilart, die er anzuwenden hatte, zu unterrichten, nur die Hände der Kranken zu ſehen und zu berühren.

nach ſeinem eigenen unthätigen Character. Allein ſeine Geſetze begünſtigten zugleich dieſen Nationalfehler, und zogen dadurch unendlich viel ſchlimme Folgen nach ſich. Die Geſetzgeber in China hingegen befolgten weiſere Maßregeln, indem ſie ſich den Menſchen nicht in einem ſo ruhevollen Zuſtande, dergleichen er nach dem gegenwärtigen Leben genießen ſoll, ſondern in einer ſolchen Lage vorſtellten, die ihn zur Erfüllung mancherley Pflichten des Lebens geſchickt macht, und daher Religion, Philoſophie und Geſetze ganz praktiſch einrichteten. In China verabſcheuet man deswegen die Geſetze des Foe. Ueberhaupt iſt es eine ausgemachte Wahrheit, daß, je ſtärker der natürliche Hang zur Unthätigkeit iſt, deſto mehr man ſich davon durch ſittliche Bewegungsgründe abziehen zu laſſen verbunden ſey.

Dieſe mannigfaltige Beziehung der Geſetze auf Denkungsart und Sitten, hat die Anzahl der Verbrechen ſehr vermehrt. Der Gedanke z. B. die beleidigte Hoheit des Regenten an dem Schuldigen zu rächen, hat die grauſamſten Verfolgungen in China veranlaſſet. Nach den Geſetzen dieſes Reiches wird jeder, der dem Kaiſer nicht die gehörige Achtung erzeigt, am Leben geſtraft. Da die Geſetze nicht beſtimmen, worin dieſer ſtrafbare Mangel an Ehrerbietung beſtehe, ſo iſt es leicht, eine jede Handlung als eine Verletzung dieſer Pflicht anzuſehen, und unter dieſem Vorwande den unſchuldigen Bürger um das Leben zu bringen, oder auch wohl ſeine ganze Familie zu vertilgen. Du Halde erzählt einen beſondern Fall, da zwey Perſonen zum Tode verurtheilt wurden, weil ſie einen gewiſſen Umſtand nicht mit der pünctlichſten Genauigkeit in die Hofzeitung geſetzt hatten. Eine Perſon von hohem Range wurde nebſt ihrer ganzen Familie am Leben geſtraft, weil ſie aus Unachtſamkeit auf ein mit dem kaiſerl. rothen Pinſel unterzeichnetes Memorial ei-

nen

nen Strich gemacht hatte. Beydes ſahe man als einen Mangel an Ehrerbietung gegen den Kaiſer an. Kurz, die morgenländiſchen Regenten ſehen nicht darauf: ob der Unterthan ſeine Schuldigkeit erfüllt hat, ſondern ob ſeine Perſon ihnen aus irgend einer Urſache mißfällig iſt (68). In dieſem Falle hängt die Einziehung ſeiner Güter, Gefängniß und Tod, von ihrer Willkühr ab.

Die argwöhniſche Gemüthsart einer Nation giebt ebenfalls mannigfaltige Gelegenheit, die Anzahl der Verbrechen zu vermehren. Handlungen, die man in gemäßigten Regierungen für gleichgültig anſieht, oder doch nur gelinde beſtraft, werden nicht ſelten von furchtſamen und mißtrauiſchen Regenten zu Verbrechen gemacht (69). Waffen zu tragen, ohne irgend einen mörderiſchen Gebrauch davon zu machen, iſt in einigen Ländern ein Verbrechen, welches Lebensſtrafe nach ſich zieht. Von Staatsgeſchäften zu reden, oder ſie zu beurtheilen, ja, ſogar ihrer mit Beyfall zu gedenken, wird in gewiſſen Fällen, wo nicht mit dem Tode, doch ſonſt mit großer Härte beſtraft.

Auch die Eiferſucht vervielfältigt die Verbrechen. In aſiatiſchen Ländern iſt oft Lebensgefahr damit verbunden, wenn Jemand Frauensperſonen in ihren Wägen zu begegnen das Unglück hat.

2. **Gerichtliches Verfahren.** In heißen Ländern hat man allzeit nur wenige, und ganz einfache Regeln des gerichtlichen Verfahrens. Die Kenntniß der Geſetze iſt hier keine kunſtmäßige Wiſſenſchaft, und man hat nicht nöthig, die Staatshandlungen oder Rechtsbücher

(68) Lettres from the Eaſt Indies, p. 193.

(69) Dieſes iſt alſo eigentlich nicht eine Folge des Nationalcharakters ſüdlicher Völker, ſondern ein Fehler der despotiſchen Regierung, die allzeit mißtrauiſch iſt, und, unbekannt mit den Mitteln, ihr Anſehen durch die Liebe der Unterthanen zu ſichern, alles zu entfernen bedacht iſt, was nur einigermaßen Furcht zu erwecken, und der Tyranney gefährlich zu ſeyn ſcheint.

bücher bey vorkommenden Fällen zu Rathe zu ziehen. Klagen über langwierige Proceſſe, ein nothwendiges Uebel ſolcher Staaten, wo man die Rechte des Bürgers durch eine Menge Geſetze zu ſichern für nöthig findet, ſind hier unbekannt. Man fordert nichts, als den Beweis der Thatſache, auf welche die Forderung gegründet wird, und dann wird die Entſcheidung ſofort gegeben. Der Richter unterſucht, verurtheilt, und ordnet die Vollſtreckung der Strafe in Perſon an. Dieſes Verfahren ſtimmt mit der Lage und dem Zuſtande ſolcher Völker genau überein. Bey der ihnen natürlichen Trägheit würden ſie, wenn ihre Gerichtsproceſſe von langer Dauer wären, lieber Unrecht erdulden, als eine Schadloshaltung auf Koſten ihrer Ruhe fordern wollen; ja, ſie würden eine ſolche Wiedereinſetzung in ihre Rechte vielmehr für das größte Unglück, als für eine Glückſeligkeit, anſehen.

Mithridates (70) klagt in einer Anrede an ſeine Armee, die er zum Kriege wider die Römer aufmuntern will, unter andern auch über die durch ſie eingeführte gerichtliche Chicane; und die Latier (71) waren über die gerichtliche Unterſuchung, welche Juſtinian wegen des an ihrem Könige verübten Mordes bey ihnen angeordnet hatte, ſehr mißvergnügt.

Eine zweyte Urſache des einfachen gerichtlichen Verfahrens unter ſüdlichen Himmelsſtrichen, liegt in der Natur der deſpotiſchen Gewalt, welche keine Formalien des Gerichtsproceſſes verträgt, die nothwendig die Ausübung einer willkührlichen Macht erſchweren, wo nicht gar verhindern würden. Eben daher rührt die kurze Dauer ihrer Gerichtshändel. Es liegt wenig daran, wie man ſie entſcheide, wenn ſie nur zu Ende ge-

(70) *Juſtini* L. 38, c. 7.

(71) *Agathias*, L. 4. Auch Verelſt hat, in ſeiner Abh. über die Unmöglichkeit, die engliſchen Geſetze in Bengalen einzuführen, einige vortreffliche Bemerkungen hierüber gemacht.

gebracht werden. Ein türkiſcher Baſſa hört die Parteyen eine kurze Zeit an, läßt hierauf dem einen oder andern Theile die Baſtonade geben, und der Handel iſt geendigt. In China geht man noch weiter, und beſtraft nicht den einen Theil allein, ſondern beyde zugleich, wenn die Klage von geringer Erheblichkeit war. In ſolchen Ländern iſt es gefährlich, proceßſüchtig zu ſeyn. Proceßluſt ſetzt ein heftiges Verlangen, ſein Recht zu behaupten, einen tief eingewurzelten Haß, Thätigkeit und Beharrlichkeit bey dem einmal gefaßten Entſchluſſe voraus; ſie muß daher in einer Regierung, wo Furcht die Gemüther der Unterthanen allein beherrſchen darf, und wo ein Aufruhr oft die ſchleunigſten und unerwartetſten Revolutionen nach ſich zieht, verhütet werden.

3. Unterſuchungsart. Eben dieſelben Urſachen, welche die Formalien des Gerichtsproceſſes einfach machen, kürzen auch die richterliche Unterſuchung ab. Insgemein beruhen die Beſtimmung der Frage von dem Rechte, die Berichtigung der Thatſache, auf welche die Klage ſich bezieht, die Anordnung des Verfahrens, und die Beſtrafung, auf einer und eben derſelben Perſon. Dieſe Art der richterlichen Entſcheidung hält man theils um deswillen für vorzüglich, weil ſie kürzer, und daher mit dem unthätigen Character der Nation übereinſtimmender iſt, theils, weil ſie weniger Zweifel zuläßt, und den Geſinnungen des regierenden, gemeiniglich trägen, wollüſtigen und unwiſſenden Fürſten mehr entſpricht. Mehrere Richter könnten verſchiedene Meinungen haben, und ſich genöthigt finden, die endliche Entſcheidung ihrer gegenſeitigen Zweifel dem Regenten zu überlaſſen. Hiezu würde ihm nicht nur die nöthige Fähigkeit mangeln, ſondern bey dem mehrentheils großen Umfange deſpotiſcher Staaten, würden auch dergleichen Berufungen unendlich viel Verwirrung anrichten. Daher iſt die Ernennung

nung eines einzigen Richters, Weſſirs u. d. gl. beynahe ein Grundgeſetz ſolcher Regierungen.

Indeſſen hat der Aberglaube in einigen Ländern über Klima und Regierungsform geſiegt, und Ausnahmen von dieſer allgemeinen Regel gemacht. So hat man z. B. die Waſſerprobe in Kleinaſien, und Arten davon auf den Küſten von Malabar und Siam eingeführt. In Pegu (72) und Monomotapa iſt eine andere eben ſo ſehr von dem Zufalle abhängende, ſeltſame Beweisart bekannt. In Aegypten (73) iſt zwar in den älteſten Zeiten ein Beweismittel gebräuchlich ge-

(72) Comment. on the Laws of England, L. 4, c. 27.

(73) Man erwählte, wie Diodor von Sicilien berichtet, aus jeder der vornehmſten Städte des Reiches, Heliopolis, Theben und Memphis, 10 Richter, die dem athenienſiſchen Areopagus, oder dem Senate in Lacedämon, an Anſehen glichen. Dieſes Collegium ertheilte einem aus ſeinem Mittel den Vorſitz, deſſen Stelle die Stadt Heliopolis durch ein neues Mitglied erſetzen mußte. Weder Eigenſinn, noch Haß, oder andere einſeitige Nebenurſachen durften ihr Urtheil bey Ausſprüchen, gerichtlichen Handlungen, und Beſtrafung der Verbrechen leiten, oder ſie veranlaſſen, auf irgend eine Art anders zu verfahren, als die Geſetze verordneten. — Es iſt merkwürdig, daß eine ähnliche Art des gerichtlichen Verfahrens und ſelbſt der Kleidung dieſer Richter in den engliſchen Gerichtshöfen gewöhnlich iſt. Der Vorſitzer in der Verſammlung ägyptiſcher Richter trug eine goldene Kette. Alle Schutzreden mußten, ſo wie in England geſchieht, auf beglaubten Urkunden und Zeugniſſen beruhen. Der Kläger legte dem Gerichte eine Schrift vor, welche den Gegenſtand ſeiner Klage, die Geſchichtserzählung, und den Betrag ſeiner Forderung enthielt. Der Beklagte erhielt eine Abſchrift der Klage, und gab hierauf eine Schutzſchrift ein, worin er entweder das Factum läugnete, oder Ausflüchte gegen die Forderung beybrachte, oder auch Gründe zur Milderung des Schadenerſatzes anführte. Der Kläger konnte hierauf antworten, und der Beklagte konnte dieſer Antwort aufs neue begegnen. Der Oberrichter gieng alsdann mit ſeinen Beyſitzern, gleichwie dieſe unter ſich, über die Sache zu Rathe, ſammelte die Stimmen, und entſchied. Man muß ſich über die Aehnlichkeit dieſes Verfahrens mit dem engliſchen und gemeinen bürgerlichen Gerichtsproceſſe verwundern. Die im römiſchen und engliſchen Rechte gegründete Klage, Einrede, Replik, Duplik, Triplik und Quadruplik der Parteyen war auch in den ägyptiſchen Gerichten bekannt.

geweſen, welches den in freyen Staaten üblichen Beweismitteln ähnlich iſt. Allein aus den Nachrichten, welche **Diodor** von Sicilien von Aegypten giebt, ſieht man, daß dieſer Staat, ob er gleich, dem Namen nach, eine Monarchie war, gleichwohl um die damalige Zeit guten Theils eine republikaniſche Verfaſſung hatte, wovon ich weiter unten die Urſache zu erklären ſuchen werde.

4. Strafen. Dasjenige, was ich vorher von den eigenthümlichen Gegenſtänden der Geſetzgebung in ſüdlichen Klimaten geſagt habe, giebt einen hinlänglichen Aufſchluß über die Urſache: warum die Strafen in eben dieſen Ländern ſo außerordentlich hart und grauſam ſind. Wo die Größe der Beleidigung nach der Würde der beleidigten Perſon geſchätzt wird, da muß auch die Strafe nach Beſchaffenheit dieſes Umſtandes ſehr ſtrenge ſeyn. Daher ſteht in Japan, gleichwie vormals auch in Peru (74), beynahe auf jedem Verbrechen die Todesſtrafe. Man weiß, daß in der Türkey Brodbäcker (75) um deswillen, weil ſie das Brod nach zu leichtem Gewichte verkauft hatten, (eigentlich eine bloße Polizeyſache) lebendig geſpießt worden ſind.

Die Härte der Strafen in dieſen Ländern äußert ſich aber nicht nur in ihrem Verhältniſſe gegen die Mißhandlungen, ſondern auch in ihrer Vollziehung. Nicht zufrieden, die Schuldigen zum Tode zu verurtheilen, (die größte unter allen Strafen, welche in keinem Falle durch empfindliche Marter erhöhet werden ſollte!) hat man ſie wohl in noch warme Thierhäute genähet, und ſie in dieſem Zuſtande der Wuth angehetz-
ter

(74) Die Peruaner verehrten den Ynka als eine Gottheit, und betrachteten daher die Verbrechen als Beleidigung und Entweihung göttlicher Rechte.

(75) *Montesquieu* Lettres Perſannes, Lettre 10.

ter Hunde Preis gegeben, ſie von Bäumen, Wägen oder Pferden, gliederweiſe zerreiſſen laſſen, ſie gekreuzigt, lebendig verbrannt, in ſiedendes Waſſer geworfen, zu Tode peitſchen, Hungers ſterben, oder pfählen laſſen. Ich übergehe mehrere andere, den Wohlſtand und die Menſchlichkeit in gleichem Grade beleidigende Grauſamkeiten. Es war eine Zeit, wo ſie, zur Schande des menſchl. Geſchlechtes, beynahe in allen Ländern verübt wurden; bey ſüdlichen Völkern aber erhalten ſie ſich noch immer, und zwar in einem faſt allgemeinen Gebrauche.

Unſtreitig iſt die oben erwähnte Schätzung der Größe des Verbrechens nach der perſönlichen Würde des Beleidigten, eine vorzügliche Urſache des häufigen Gebrauches der Todesſtrafe ſowohl, als auch der Unmenſchlichkeit ihrer Vollziehung. Es kommen aber noch andere Umſtände hinzu. Die Bewohner heißer Klimate ſind von Natur furchtſam, und dieſe Gemüthsart iſt, wie man angemerkt hat, faſt allezeit mit der Grauſamkeit verſchwiſtert. Ob die Eitelkeit des Fürſten ſeine Ueberlegenheit zu zeigen, oder das Verlangen, ein jedes Hinderniß ſeiner Macht aus dem Wege zu räumen, ihn grauſam mache, will ich nicht entſcheiden. Zuweilen hat doch die Furchtſamkeit, oder vielmehr die Gemächlichkeit des Regenten, mit einem gewiſſen Antheile von Aberglauben verbunden, eine völlig entgegen geſetzte Richtung genommen. Kaiſer **Mauritius** faßte den Entſchluß, das Blut ſeiner Unterthanen nie zu vergieſſen. **Anaſtaſius** beſtrafte gar keine Verbrechen; und **Iſaacius**, der Engel, legte einen feyerlichen Eid ab, daß während ſeiner Regierung niemand am Leben geſtrafet werden ſollte. Dieſe griechiſche Kaiſer erinnerten ſich nicht, ſagt **Montesquieu**, daß ihnen das Schwert nicht umſonſt verliehen war.

Die Beſchaffenheit des mehrentheils despotiſchen Regimentes begünſtigt dieſe Grauſamkeiten nicht weniger.

ger. Denn da die Furcht hier die Triebfeder der Regierung iſt, ſo glaubt man, daß ein Verfahren um ſo vielmehr der Staatsverfaſſung gemäß ſey, je mehr Furcht es zu erregen fähig iſt. Allein, wenn auch der Grundſatz, auf welchem dieſe Meinung beruhet, an ſich ſelbſt nicht irrig iſt, ſo kann man doch die Sache leicht übertreiben, und, an ſtatt dem Uebel abzuhelfen, es auf dieſem Wege unendlich verſchlimmern. In Japan haben z. B. die auſſerordentlich harten Strafen, wie Montesquieu bemerkt, der despotiſchen Verfaſſung dieſes Reiches ungeachtet, die ſchädliche Wirkung gehabt, daß das Volk dadurch um deſto fühlloſer, hartnäckiger, eigenwilliger und kühner geworden iſt. Wenn die Todesſtrafe zu gemein gemacht wird, ſo hört ſie auf ein Gegenſtand des Schreckens zu ſeyn, und verfehlt mithin ihren Endzweck, die Geſetze unverbrüchlich zu machen. Vermuthlich iſt in China, einem wenigſtens eben ſo despotiſchen Reiche, die Erhöhung der Strafen, um eben dieſer Urſache willen, immer ein gewiſſer Vorbothe einer nahen Staatsrevolution geweſen.

Die verſchiedene Denkungsart der Nation in gelinden und in despotiſchen Regierungen, iſt eine neue Urſache, warum in den letztern härtere Todesarten, als in den erſtern, gebraucht werden müſſen. Menſchen, die unter der willkürlichen Gewalt eines Despoten ſtehen, ſind unglücklich genug, den Verluſt des Lebens an ſich minder zu achten, als ſie ſich vor dem Tode fürchten, daher müſſen die Lebensſtrafen um deſto härter ſeyn. In milden Regierungen hingegen hält man den Verluſt des Lebens für ein größeres Uebel als den Tod; daher einfache Lebensſtrafen zu ihrer Abſicht ſchon hinlänglich ſind.

Hoffentlich wird man nicht glauben, daß ich den grauſamen Strafmitteln das Wort rede, indem ich ihre

ihre Veranlaſſung zeige. Ich bin vielmehr überzeugt, daß ſie in den meiſten Fällen eine ihrer Abſicht ganz wiederſprechende Wirkung haben; und wenn man auch keine andere Urſache, ſie zu verabſcheuen, hätte, ſo würde ſchon die Stimme der Natur, welche ſich unter jedem Klima, in was für einem Zuſtande wir die Menſchen auch finden können, laut wider eine ſolche Unmenſchlichkeit empört, uns hinlänglich dazu bewegen müſſen.

Es iſt hier der Ort, zu bemerken, daß in den ſüdlichen Ländern beynahe alle Streitſachen die Natur eines Verbrechens haben. Wenn über ein erlittenes Unrecht geklagt wird, ſo ſtraft der Richter oder Baſſa den Beklagten um Geld; auf Schadenerſetzung aber wird ſelten Rückſicht genommen.

Einfluß des kalten Klima auf die Geſetze.

1. Gegenſtand der Geſetze. An ſtatt, daß das reitzbare Gefühl ſüdlicher Völker ein jedes ihnen zugefügte Unrecht als eine ihrer Perſon wiederfahrne Beleidigung betrachtete, hielten vormals die kalten gefühlloſen Bewohner des Nordens bloß den ihnen zugezogenen Verluſt oder entgangenen Vortheil (76) ihrer Aufmerk-

(76) Nach dem ſaliſchen, ripuariſchen, und andern Geſetzen nördlicher Völker, lief es bey allen Sachen auf Schadenerſetzung hinaus, und jede Anklage wegen begangener Verbrechen war bey ihnen gewiſſer Maßen als ein bürgerlicher Fall anzuſehen.

Nach den älteſten deutſchen Geſetzen war es erlaubt, beynahe alle, ſelbſt peinliche Strafen mit Geld abzukaufen; und da kein Unterſuchungsverfahren des Richters Statt fand, ſo war die wieder den Schuldigen vor das Gericht gebrachte Anklage, da ſie einem jeden, der nicht beſonders davon ausgeſchloſſen war, frey ſtand, in ſo fern als ein bürgerlicher Fall zu betrachten.

merkſamkeit werth. In beyden Fällen bezog ſich die Verletzung auf die Perſon; allein der Beleidigte ſuchte in jenem Rache, in dieſem nur Schadenerſetzung zu erhalten. So gar ſolche Mißhandlungen, die wir nach unſern heutigen Rechten für öffentliche, den Staat intereſſirende Verbrechen anſehen, z. B. Mordthaten, Beraubung, Straßenraub, Verſtümmelung ꝛc. wurden bey den nordiſchen Völkern ehedem, aus gleicher Urſache, nur als Privatklagen vor Gericht gebracht.

Auch die Eiferſucht, eine Tochter der Empfindlichkeit, die einen ſo wichtigen Einfluß auf die Geſetze orientaliſcher Völker hat, vermag in dieſem Stücke bey den Bewohnern kalter Länder ſo wenig, daß der Ehebruch, der nach dem römiſchen Rechte eine öffentliches Verbrechen iſt, ſelbſt nach den engliſchen Geſetzen, die doch vielleicht ihren Urſprung einem kältern Klima zu verdanken haben, dafür nicht gehalten (77), ſondern als eine Privatbeleidigung oder geringere Vergehung beſtraft wird.

Die Furchtſamkeit, deren Einfluß auf die Geſetzgebung ſüdlicher Völker ſo groß iſt, kömmt unter kalten Klimaten eben ſo wenig in Betrachtung. An ſtatt, daß die Geſetze in Perſien und Indien darauf bedacht waren, offenbaren Gewaltthätigkeiten durch die ſchärfſten Strafmittel Einhalt zu thun (78), und heimlichen Betrug kaum ihrer Aufmerkſamkeit werth hielten, finden wir, daß die nördlichen Völker hierin ganz entgegen

(77) S. State Trials, Vol. 2, wo man einen Beweis davon finden kann, daß man wegen Ehebruches vormals eine peinliche Anklage in England geſtattet, und ihn als ein öffentliches Verbrechen beſtraft hat.

(78) Die römiſchen Geſetze beſtraften den heimlichen Dieb mit dem doppelten, ſo wie den über der That ergriffenen Dieb mit dem vierfachen Erſatze der geſtohlnen Sache. Nach eben dieſer Idee erkärt das bürgerliche Recht den Raub für eine ſtrafwürdigere Handlung, als den gemeinen Diebſtahl.

gegen geſetzte Grundſätze befolgten. Muth und Unerſchrockenheit minderte vielmehr bey ihnen die Strafwürdigkeit eines Verbrechens. Daher kam es, daß die Geſetze der Alemaynen vormals den heimlichen Diebſtahl an einem Leibeigenen hart beſtraften, und ihn im Gegentheil, wenn er einen gewaltſamen Raub begangen hatte, nur zur Schadenerſetzung verbanden.

So wie indeſſen der kriegeriſche und muthvolle Character nördlicher Völker, die Zahl der Verbrechen auf der einen Seite minderte, ſo trug er dagegen auf der andern zu ihrer Vermehrung bey. Man weiß, daß die Geſetze einiger Völker unter dieſem Klima, ſanſtatt Trägheit und Muthloſigkeit zu begünſtigen, dieſe Fehler vielmehr als ſchwere Verbrechen mit einem ſchmählichen Tode zu beſtrafen pflegten. Dem ungeachtet ſind die Geſetze dieſer Völker, überhaupt genommen, der Vervielfältigung der Verbrechen und den Lebensſtrafen gar nicht günſtig. Nur in wenigen Fällen ſetzen ſie die Todesſtrafe, und geringere Verbrechen unterſcheiden ſich durch das richtigſte Verhältniß der Strafen von einander. Den Vortrag der Geſetze findet man plan und ungekünſtelt, und die Richter erweiterten eben ſo wenig den Sinn der Geſetze, als ſie ihre Sanction eigenmächtig erhöheten.

Vielleicht iſt die Regierungsverfaſſung, welche in kalten Ländern faſt jederzeit eine gewiſſe Handlungsfreyheit geſtattet, die Haupturſache einer gelinden Geſetzgebung. Da die Furcht hier nicht die Triebfeder der Regierung iſt, ſo hat man nicht nöthig, die Unterthanen durch eine Schärfe zu ſchrecken, die zu guter Einrichtung der Geſellſchaft und zur Wohlfahrt des Staates nicht weſentlich erfordert wird.

2. **Gerichtliches Verfahren.** In kalten Klimaten iſt das Verfahren des Richters und die Form des Gerichtsproceſſes natürlich und einfach, doch nicht auf gleiche Art, wie in heißen Ländern. Von dieſer Be-

ſchaffenheit war vormals das rechtliche Verfahren nach den alten gothiſchen, und ſelbſt nach den engliſchen Geſetzen (79), die, wie man glaubt, von jenen abſtammen; und eben ſo findet man es auch bey den alten Deutſchen. Der geſchäftige kriegeriſche und kunſtloſe Character dieſer Nationen verabſcheuete alle Kunſt und Spitzfindigkeit, und ſie bedurften bey der Beſchaffenheit ihrer Lebensart, Staatsverfaſſung und Cultur, noch keine kunſtmäßige Verwickelung des Gerichtsverfahrens. Einige noch jetzt bekannte Formalien des Gerichtsproceſſes nördlicher Völker, ſind Beweiſe ihres Nationalſtolzes. Bey den Deutſchen hielten es z. B. die vor Gericht geladenen Parteyen unter ihrer Würde, ſich an dem geſetzten Tage vor dem Richter zu ſtellen, und verſchoben das Erſcheinen, um das Anſehen eines Zwanges zu vermeiden, oft bis auf den andern und dritten Gerichtstag. Die gothiſchen Geſetze (80) geſtatteten gleiche Freyheit, ſo wie noch jetzt die engliſchen Geſetze (81) thun, nach welchen dem Vorgeladenen eine dreytägige Friſt, binnen welcher er erſcheinen muß, ohne anderweite gerichtliche Ladung eingeräumet wird. Es iſt genug, wenn er nur noch am vierten Tage der Ladung Folge leiſtet. Dieſes galt auch bey dem gerichtlichen Zweykampfe (82), wo der Beklagte erſt auf die dritte Ladung zu erſcheinen nöthig hatte.

Etwas ähnliches findet ſich bey der Krönung von Großbritannien, bey welcher die gewöhnliche Aufforderung durch dreymaligen öffentlichen Ausruf von den Herolden geſchieht. In

(79) *Glanville* de legibus et conſuetudin. Angliae.
(80) *Stiernhook* de iure Gothorum, L. 1, c. 6.
(81) *Blackſtone's* common Book III. c. 18.

(82) Von der dreymaligen Aufforderung zum Zweykampf durch den Herold, ſ. *Spelman*'s Gloſſ. ſ. v. Campus. Das Zeichen zum Kampf wurde drey mal mit der Trompete gegeben. Man vergleiche Arioſt's Orlando furioſo, L. V. 603, 604. Auch das Signal zum Treffen wurde drey mal wiederholt.

In Shakeſpear's König Lear nimmt der Zweykampf zwiſchen Edgar und Edmund in dem Augenblicke ſeinen Anfang, da die Trompete ſich zum dritten mal hören läſſet. Milton hat dies nachgeahmt, und läſſet auf gleiche Art Harapha vom Simſon drey mal zum Zweykampf auffordern.

3. Unterſuchungsart. Rechtliche Streitigkeiten wurden bey nordlichen Völkern auf verſchiedene Art erörtert. Eine der älteſten Gewohnheiten war es, die Unterſuchung der Sache einer beträchtlichen Anzahl Richter zu überlaſſen, die dem Beklagten an Stande gleich waren. Daher brachte man vormals bey den Deutſchen, peinliche Klagen vor die Verſammlung der Nation, in welcher ein jeder Freyer, wie es ſcheint, ſeine Stimme gab. An die Stelle dieſer Unterſuchungsart trat in ſpätern Zeiten, nachdem die Erweiterung des Reiches und die anwachſende Volksmenge dieſes Verfahren unbequem gemacht hatte, ein anderer auf eben demſelben Grundſatze beruhender Gebrauch: geſchworne Richter zu verordnen. Man kann nicht mit Gewißheit beſtimmen, wenn dieſe neue Einrichtung des Gerichtsweſens ihren Anfang genommen habe (83). Nur ſo viel weiß man, daß ſie ſehr alt, von allgemeinem Gebrauch, und mit der ganzen Verfaſſung nördlicher Völker ſo verwebt iſt, daß die früheſten Nachrichten, welche wir von der einen haben, zugleich Spuren von der andern enthalten.

Keine Erörterung ſtreitiger Rechtsſachen konnte dem Charaeter dieſer Völker angemeſſener ſeyn, als dieſe. Die Menge der Richter, deren Ausſpruch entſcheidend war, ſchmeichelte dem Nationalſtolze, indem ſie zugleich Beſtechung und Eigenſinn des Richters verhütete.

 Durch

(83) Nach Stiernhook's Meinung wurden dieſe geſchworne Richter zuerſt unter dem Könige von Schweden Regner, welcher zu gleicher Zeit mit Egbert regierte, eingeführt.

Durch die Standesgleichheit zwiſchen Richter und Beklagten kam man auf der einen Seite der Unterdrückung, und auf der andern der Beleidigung des Wohlſtandes, zuvor. Zugleich war dieſe Anſtalt ein Verwahrungsmittel gegen den Irrthum, weil die übereinſtimmende Meinung mehrerer Richter ſchwerlich die Wahrheit verfehlen konnte. Einem freyen Volke mußte überdies eine Einrichtung nothwendig gefallen, die den Grundſätzen der republikaniſchen Verfaſſung ſo ſehr gemäß war.

So guten Grund man indeſſen hat, dieſe gerichtliche Unterſuchungsart in nördlichen Ländern als die Grundfeſte der bürgerlichen Freyheit anzuſehen, ſo wenig würde ſie dem Zuſtande ſüdlicher Nationen angemeſſen geweſen ſeyn. Der unter einem ſolchen Klima gewöhnliche Hang zur Trägheit, würde die Uebernehmung des richterlichen Amtes zu einer beſchwerlichen Laſt machen. Ueberdies müßte dieſe Unterſuchungsart bey der mißtrauiſchen Gemüthsart ſüdlicher Völker mehr zu ihrem Mißvergnügen, als zu ihrer Zufriedenheit, gereichen. Rachſucht und Schadenfreude würden hier Gelegenheit finden, Unſchuldige aus Haß in Unglück zu bringen, und das herrſchende Sittenverderben würde die Beſtechung erleichtern. Man ſetze hinzu, daß die unter heißen Himmelsſtrichen gewöhnliche Unwiſſenheit die Richter in ſolchen Rechtsfällen, die gewiſſe Kenntniſſe voraus ſetzen, zur Entſcheidung ungeſchickt machen, und daß überhaupt ein der Freyheit ſo ſehr günſtiges Verfahren in despotiſchen Reichen nicht willkommen ſeyn würde.

Eine andere, ſehr alte Entſcheidungsart iſt der Zweykampf, welcher jedoch nicht, ſo wie die beeidigten Richter, den nördlichen Völkern eigenthümlich war, ſondern auch in andern Ländern, vornämlich in Spa-

nien (84), gegolten hat. Die Deutſchen (85) hatten ihn indeſſen; und man findet ihn auch in der alten gothiſchen Gerichtsverfaſſung gegründet (86).

Blackſtone urtheilt richtig, daß dieſe Gewohnheit von dem kriegeriſchen Geiſte, und zugleich von dem Aberglauben dieſer Völker, herrühre. Man ſahe nämlich ein ſolches Beweismittel als eine Berufung auf die Gottheit an, und glaubte nicht ohne Vermeſſenheit und ohne allen Grund, daß ſie der gerechten Sache den Sieg geben werde. Eine ſtreitbare beherzte Nation, die noch dazu in Friedenszeiten ſowohl, als im Kriege, jederzeit bewaffnet ging, konnte zwar ohnedies leicht auf dieſes Mittel fallen; indeſſen iſt es aus demjenigen, was uns Tacitus, welcher die Sache ausdrücklich nicht erwähnt, von den Deutſchen erzählt, allerdings wahrſcheinlich, daß der Aberglaube zum Theil Gelegenheit dazu gegeben hat. Dieſer Schriftſteller ſagt, daß die Deutſchen dem Wahrſagen ſehr ergeben, und gewohnt waren, den Ausgang des Krieges aus einem Zweykampfe zu beurtheilen, welchen ſie zwiſchen einem Kriegsgefangenen der feindlichen Nation, und einem aus ihrem Mittel veranſtalteten (87). Was war natürlicher, als daß ein Volk, welches den Zweykampf als ein ſchickliches Mittel, Staatsangelegenheiten zu entſcheiden, betrachtete, auf den Gedanken gerieth, daß auch Privatſtreitigkeiten ſich auf eben dieſem Wege füglich beylegen lieſſen (88)! Dieſes ganze Verfahren war freylich im Grunde ungereimt; doch war es, wie Montesquieu erinnert, nicht ſo ganz von allen Grundſätzen der Vernunft und Erfahrung entblößt, als man wohl glauben mochte (88).

(84) Polybius und Livius ſagen dies beyde. Man ſehe inſonderheit das von Lezterm, L. 28, c. 21. erzählte Beyſpiel nach.

(85) *Vellej. Paterc.* Hiſt. rom. L. 2, c. 118.

(86) *Stiernhook* de Jure Sueonum, L. 1. c. 7.

(87) *Tacitus* Germ. c. 10.

(88) In Rußland wurde, unter Iwan's Regierung, der gerichtliche Zweykampf, um das J. 1580, durch ein ausdrückliches Geſez eingeführt.

(89) So ungereimt der Gedanke war, die Behauptung oder den Verluſt einer Befugniß von dem größern oder geringern Maſſe der Leibesſtärke abhängen zu laſſen, ſo hatte man doch be- d...

Bey einem kriegeriſchen Volke iſt die Verzagtheit allgemein verhaßt, nicht nur als Laſter, ſondern auch als Kennzeichen eines unedeln Characteres (90). Sie iſt ein Beweis, daß man den durch Erziehung beygebrachten guten Grundſätzen entgegen gearbeitet hat; daß die Gründe, nach welchen wir handeln, von den Triebfedern verſchieden ſind, welche die Handlungen anderer Menſchen lenken, und daß weder ihre Geringſchätzung, noch ihre Hochachtung, einen Eindruck auf uns macht. Kurz, ſie iſt Verachtung des Anſehens der Geſetze und der Volksſitten, und kann, von dieſer Seite betrachtet, als ein Verbrechen gegen den Staat angeſehen werden. Vielleicht war eben um deswillen bey den Deutſchen eine ſo harte Strafe darauf geſetzt.

Unter die, bey nördlichen Völkern üblichen Beweismittel, welche von der Beſchaffenheit des Klima herrühren, gehört auch der Reinigungseid des Beklagten zu Darthuung ſeiner Unſchuld (91). Die engliſchen Geſetze geſtatten ihn noch jetzt in Civilſachen, ob er gleich nicht in Uebung iſt. Man kann die natürliche

dem gerichtlichen Zweykampfe ſelbſt verſchiedene gute Einrichtungen gemacht. „Es gibt Thorheiten", ſagt Montesquieu: „die in der Ausführung weiſe ſind"

(90) Eben daher erregte der Beklagte ein ungünſtiges Vorurtheil wider ſich, wenn er nicht Muth genug zeigte, ſeine Rechte mit gewaffneter Hand gegen die Kläger zu verfechten.

(91) Die alten ſächſiſchen Rechte begünſtigten den Beklagten dergeſtalt, daß, wenn er, im Fall einer peinlichen Anklage, des Verbrechens nicht offenbar überwieſen, oder in Civilſachen die Forderung des Klägers aus gerichtlichen Verhandlungen dargethan werden konnte, kein Beweis gegen ihn Statt fand, ſondern ihm erlaubt war, im Läugnungsfall ſeine Unſchuld, und den Ungrund der gegenſeitigen Anſprüche, durch einen Eid, welcher die völlige Kraft eines verneinenden Beweiſes hatte, darzuthun. Vielleicht wählt man dieſe beſondere Art des rechtlichen Beweiſes, welche doch nicht allen Völkern deutſcher Abkunft gemein war, als den kürzeſten Weg, Streitigkeiten ohne Weitläuftigkeit zu entſcheiden, und überſahe, bey der für den Beklagten in den mehrenſten Fällen vorhandenen günſtigen Vermuthung, die nachtheiligen Folgen dieſes Verfahrens um deſto leichter, je weniger der Character der Nation ſie zu Betrug und Meineid geneigt machte.

liche Einfalt, die Aufrichtigkeit und das gegenſeitige Zutrauen der Bewohner kalter Klimate ſehr deutlich daraus abnehmen (92). Indeſſen fand ſich doch der burgundiſche König **Gundebald**, zu Verhütung des Mißbrauches dieſes verneinenden Beweismittels, bewogen, den gerichtlichen Zweykampf durch ein ausdrückliches Geſetz zu geſtatten (93). Einem Manne, der Muth und Tapferkeit beſaß, und Gefahr lief, durch den Eid des Beklagten ſeine Anſprüche gegen ihn zu verlieren, blieb in der That nichts übrig, als, dieſes ihm zugefügten Unrechtes, und zugleich des Meineides wegen, welchen jener zu begehen im Begriff geweſen war, Genugthuung zu fordern. Daß **Gundebald** wirklich die angeführte Abſicht gehabt habe, kann man auch daher ſchließen, weil die Geſetze der ſaliſchen Franken, welche die verneinenden Beweiſe verwarfen, zugleich auch den gerichtlichen Zweykampf mißbilligten. Das bey dem angeführten Rechtfertigungseide voraus geſetzte Zutrauen gegen den Beklagten iſt wirklich beynahe unter keinen Umſtänden der Schwäche der menſchl. Natur gehörig angemeſſen, und konnte nirgends Statt finden, als unter Menſchen, welche ein erhabenes Gefühl von Ehre mit einer großen Redlichkeit vereinigten. Und doch mußte auch in dieſem Falle, ſobald die vom Meineide zu erwartenden Vortheile beträchtlicher wurden, der Gebrauch eines Beweismittels, welches eine gänzliche Verkehrung des Rechtes, und ein allgemeines Sittenverderben nach ſich gezogen haben würde, aufgehoben oder verhütet werden.

Auſſer

(92) Auch die Aegypter, ein wegen ſeiner Redlichkeit und edeln Character vormals berühmtes Volk, bedienten ſich in den älteſten Zeiten eben dieſes Beweismittels.

(93) Gundebald gibt in dem angeführten Geſetze die Urſache ſelbſt ausdrücklich an. „Meine Abſicht iſt“, ſagt er: „auf dieſe Art zu verhüten, daß meine Unterthanen ungewiſſe Dinge eidlich beſtärken, oder auch wiſſentlich einen Meineid begehen. Leges Burgund. Tit. XLV.

Auſſer den jetzt beſchriebenen Arten des gerichtlichen Beweiſes, findet man noch verſchiedene andere abergläubige Beweismittel bey den nordiſchen Völkern, z. B. die Ordalien oder Gottesurtheile, u. a. m. welche aber unter allen Himmelsſtrichen bekannt waren, und daher keine Beziehung auf das Klima zu haben ſcheinen.

4. Strafen. Ich habe ſchon vorhin bemerkt, daß die Criminalgeſetze der nördlichen Nationen die Strafen insgemein nur als Vergütung einer Privatbeleidigung anſehen, und daß ſie daher in Geldbußen oder einer andern Schadenerſetzung beſtehen. Bey den Deutſchen z. B. wurden ehemals öffentliche Mißhandlungen mit Korn oder etlichen Stücken Vieh gebüßet (94); und bey

(94) Aus demjenigen, was Tacitus, Germ. c. 12 und 21, von den Strafen der Deutſchen anführt, iſt zu vermuthen, daß ſie zwey Arten der Genugthuung hatten. Die eine war gerichtliche Vergütung eines Verbrechens; die andere, auſſergerichtliche Erſetzung einer zugefügten Beleidigung. Jene nennt Tacitus Mulcta. Sie wurde zur einen Hälfte dem Könige oder dem Staate, zur andern dem Beleidigten entrichtet. Dieſe iſt: Satisfactio. Sie gehörte dem Beleidigten, oder denen, welche ſeine Stelle vertraten, allein, und beruhete auf einem freywilligen Vergleiche.

Spelman und Stuart glauben, daß der Fiscus in jedem Falle einen Theil der Buße oder des Wehrgeldes erhalten habe. Allein Tacitus redet ausdrücklich, und in ganz verſchiedenen Stellen, von zweyerley Strafen: Mulcta und Satisfactio. Nur von der erſten ſagt er, c. 12, daß ſie dem Könige zur Hälfte verfallen ſey. Von der letztern ſagt er dieſes nicht, und ſein Stillſchweigen beweiſet das Gegentheil. Der Ausdruck Satisfactio ſchickt ſich ohnehin mehr, eine Privatgenugthuung, als eine öffentliche, zu bezeichnen, und nach den eigenen Worten der angeführten Stelle, c. 21, hatte nur die Familie der Beleidigten Antheil daran. Von gerichtlicher Ahndung der Verbrechen iſt auch hier gar nicht die Rede, ſondern von einem auſſergerichtlichen Vergleiche über eine vorgefallene Beleidigung.

Was der römiſche Schriftſteller Satisfactio nennt, hieß in der Sprache der ſpätern Zeiten: Compoſitio; ſ. *du Fresne*, im Gloſſ. bey dem Worte: componere, wo ebenfalls gezeigt wird, daß die Ausdrücke das Sühngeld oder die Genugthuung bezeich-

bey Privatbeleidigungen konnte man die Strafen auf gleiche Art abkaufen. So büßte man ſelbſt für Mordthaten, indem der Mörder ſich mit den Verwandten des Entleibten um den Preis verglich. Dieſer Geiſt der Geſetzgebung läſſet ſich bey allen Völkern deutſcher Abkunft wahrnehmen, und man findet, daß ſie die Größe der Genugthuung mit der äuſſerſten Sorgfalt nach dem Grade der Beleidigung abmeſſen. Stockſchläge wurden in den Geſetzen der Frieſen mit einer geringen Buße;

bezeichnen, welche dem Beleidigten, oder deſſen Erben, vermöge eines Vergleiches gegeben wurde. Stellte man aber eines öffentlichen Verbrechens wegen gerichtliche Klage an, ſo erhielt der König oder der Staat wirklich einen Theil der zuerkannten Geldſtrafe. Dieſer Antheil heißt in den alten Geſetzen Fredum, von dem deutſchen Friede, (weil der Verbrecher ſich den öffentlichen Frieden dadurch erkaufte,) und war der dritte Theil der ganzen Summe. Privatbeleidigungen brachte man, wie es ſcheint, nicht eher vor Gericht, als nachdem der beleidigte Theil die Schadloshaltung verweigert hatte. Bey gerichtlichen Anklagen wegen eines Verbrechens, nöthigte der Richter den Beklagten, ſich mit ſeinem Gegner, der Genugthuung wegen, zu vergleichen, wenn es nicht freywillig geſchahe.

Die Geſetze Wilhelm's des Eroberers, die im Grunde ſächſiſche Geſetze waren, verordneten die Bezahluug des Wehrgeldes, (nach der alten engl. Gerichtsſprache: Manbote,) erſt alsdann, wenn der Beklagte ſich nicht freywillig zur Genugthuung verſtehen würde. Man ſieht zugleich aus dieſen Geſetzen, daß die Privatgenugthuung beym Todtſchlage eben ſo, wie bey geringern Verletzungen, Statt fand. Selbſt das noch jetzt in den engliſchen Gerichtshöfen gebräuchliche uralte Formular der gerichtlichen Vorladung in gemeinen Rechtsſachen gibt zu erkennen, daß das ganze nachfolgende Gerichtsverfahren um keiner andern Urſache willen angeordnet wird, als weil der Beklagte ſich bey Anfange des Rechtsſtreites zu vergleichen geweigert hat; denn es wird ihm ausdrücklich darin auferlegt, entweder die Zahlung zu leiſten, oder die Urſachen, warum er ſich deſſen weigere, vor Gericht anzuzeigen. *Spelman's* Gloſſar. p. 569. *Stuart's* View of Society in Europe. p. 254.

Etwas dem ähnliches, was Tacitus, c. 12, von der bey den Deutſchen gewöhnlichen Theilung der Bußen zwiſchen dem Fiscus und dem Kläger ſagt, findet ſich noch jetzt in den engliſchen Geſetzen, nach welchen der Ankläger, auf Verlangen, ein Drittel der Geldſtrafe erhält, welche der Gerichtshof der königl. Bank dem Beklagten zuerkannt hat.

Buße; Verwundungen, mit einer größern, beſtraft. Eben ſo war es nach den ſaliſchen Geſetzen. Die longobardiſchen und alten ſächſiſchen Geſetze beſtimmen für 1, 2, und mehrere Schläge, nach Beſchaffenheit der Anzahl, eine gewiſſe Genugthuung. **Ethelbert** ſetzte für erlittenen Verluſt des Gehöres, für Quetſchung, Durchſtechung oder Abſchneidung eines Ohres, für Verwundung der Naſe, und des Mundes, und ähnliche Verletzungen des Leibes, eine verhältnißmäßige Schadloshaltung. Die Geſetze **Alfred's** (95) enthalten faſt dieſelben Verordnungen. Auch auf Religionsverbrechen pflegte man dieſe Art der Schätzung anzuwenden. In dem däniſchen Rechte finden wir ſie ebenfalls. Man ſchließe indeſſen aus dieſer Beſchaffenheit der Strafen nicht, daß die nördlichen Völker auch nur im geringſten ohne Gefühl der Ehre waren. (96). Vielleicht hatten Schläge darum, weil es unter einer beſtändig bewaffneten Nation nicht ſelten dazu kam, in ihren Augen nichts beſchimpfendes (97), und wurden daher als bloße Privatbeleidigungen durch Schadenerſetzung vergütet. Den Werth der Beleidigung des weiblichen Geſchlechtes berechnete man auf ähnliche Art. Wer das Haupt einer Frauensperſon mit Gewalt entblößte, bezahlte 50 Solidos; die Entblößung des Schenkels bis zum Knie, koſtete noch einmal ſo viel; und die Entblößung des Knies aufwärts, das Doppelte von der letztern Summe. Man ſollte glauben, ſie hätten dieſe Beleidigungen des ſchönen Geſchlechtes geometriſch berechnet. So gar bey einigen Verbrechen, welche die öffentliche Wohlfahrt ſehr genau angehen, war es erlaubt,

(95) Legg. Alfredi, c. 40. de vulneribus.

(96) Ihr Gefühl für die Ehre war ſo groß, daß ſie den Verluſt des Schildes im Treffen als die größte Schande betrachteten, und oft ſich ſelbſt um das Leben brachten, um dieſe Schande nicht zu überleben. *Tacit.* Germ. c. 6.

(97) *Spelman's* Gloſſar. unter Wera und Wergildus.

laubt, die Strafe mit Geld abzukaufen; und nichts, als die Größe der Geldbuße oder des Wehrgeldes, konnte das Leben der Unterthanen, und ſelbſt des Fürſten (98), in Sicherheit ſetzen.

Dieſe Beſchaffenheit der Strafen hing, auſſer dem Klima, noch von verſchiedenen andern Urſachen ab. Dahin rechne ich den kriegeriſchen Character dieſer Völker, nach welchem ſie ihr Blut zu koſtbar achteten, um anders, als mit dem Degen in der Fauſt, vergoſſen zu werden. Dieſer Denkungsart zu Folge, unterwarfen ſie nur denjenigen der Todesſtrafe, welcher in ihren Augen ein Gegenſtand des Abſcheues oder der Verachtung war, deſſen Umgang folglich ſie entehren mußte, und dem man weder Unternehmungen in auswärtigen Kriegen, noch die Vertheidigung des Vaterlandes mit Sicherheit anvertrauen konnte. Dieſe Grundſätze zeigen ſich noch immer in den Strafgeſetzen nördlicher Nationen. In Schweden und Dänemark ziehen nur wenig Verbrechen die Todesſtrafe nach ſich, und in den weitläuftigen ruſſiſchen Staaten iſt ſie ganz abgeſchafft. Aus gleicher Urſache iſt auch der Gebrauch peinigender Lebensſtrafen in dieſen Ländern ganz unbekannt, oder doch äuſſerſt ſelten. Ein tapfres Volk iſt eben ſo wenig geneigt, ſich ſelbſt Begegnungen, zu unterwerfen, welche der Menſchheit unwürdig ſind, als ſich durch Darſtellung öffentlicher Beyſpiele, die dem Werthe der menſchlichen Natur Hohn ſprechen, zu entehren.

Vielleicht hindert auch zum Theil die Staatsklugheit in dieſen Reichen den Gebrauch grauſamer Todesſtrafen. Sollte man ſie einführen, ſo würde man ſie unfehlbar an Staatsverbrechern vollſtrecken, deren Hinrichtung freylich oft die Sicherheit des Staates nothwendig macht, die aber doch insgemein ein gewiſſes Mitleiden erregen, und in der That, moraliſch betrachtet, oft wenig Schuld haben. Bey den orientaliſchen Völkern dienen ſie, die ohnedies von Natur furcht-

(98) Die Deutſchen waren Liebhaber von geſelligen Gaſtmahlen, und ſtarken Getränken bis zur Ausſchweifung. Ihre Gelage endigten ſich oft mit Wunden und Todſchlag. Schlägereyen konnten alſo nicht ſelten bey ihnen ſeyn; man findet aber nicht, daß dergleichen Beleidigungen als ſehr groß angeſehen worden ſind. *Tacit. c. 22.*

furchtſame Nation noch mehr niederzuſchlagen. In nördlichen Staaten hingegen würden ſie, beſonders in ſolchen Fällen, wo der Verbrecher ſeinen Anhang unter dem Volke hat, wahrſcheinlich das allgemeine Mißvergnügen vielmehr erregen, als unterdrücken.

So wenig man indeſſen den Geſetzen kalter Himmelsſtriche den Vorwurf einer zu weit getriebenen Härte und Grauſamkeit machen kann, ſo beleidigen ſie doch zuweilen den Wohlſtand (99) auf eine unſchickliche Art, die einen Mangel an Gefühl verräth. Noch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhundertes beſchimpfte es den Adel nicht (100), von dem Henker, eben ſo wie der gemeinſte Bauer, um einerley Verbrechen willen gepeitſcht zu werden. In unſern Tagen hat die Weisheit einer Monarchinn, die ihren Namen durch die preiswürdigſten Anſtalten ihrer Regierung unter den größten Geſetzgebern des Nordens verherrlicht, jenes entehrende Verfahren gänzlich abgeſchafft.

Wirkungen des gemäßigten Klima auf Geſetzgebung.

1. Gegenſtand und Abſicht der Geſetze. An ſtatt, daß man in heißen Himmelsſtrichen die Rache des Beleidigten, oder die Behauptung der verletzten Hoheit des Fürſten, und in kalten Ländern, die Schadloshaltung, zur Hauptabſicht der Strafgeſetze macht, iſt ſie

(99) Man ſehe die Nachrichten von der Beſtrafung der Staatsdame Lapouchin, unter der Regierung der Kaiſerinn Eliſabeth.

(100) In Perſien wurde ein Edelmann, wenn er ein Verbrechen begangen hatte, um deſſen willen ein geringer Mann würde gegeißelt worden ſeyn, nur von dem Henker entkleidet, und die Schläge wurden ſeinem Kleide gegeben. In Frankreich waren vormals die Geldſtrafen bey dem gemeinen Manne gelinder, als bey dem Adel, an ſtatt daß es ſich in Abſicht auf die Leibesſtrafen umgekehrt verhielt. Der Edelmann verlor ſeinen Adel; der gemeine Bürger, der keinen Rang zu verlieren hatte, wurde zu einer Leibesſtrafe verurtheilt.

ſie in mildern Himmelsſtrichen die Verhütung der Verbrechen. Die berühmten Geſezgeber alter und neuer Zeiten, haben in Anſehung dieſes Endzweckes übereinſtimmig gedacht. „Man beſtraft die Ver„brecher,“ ſagt Plato: (1) „nicht ihrer Miß„handlung wegen, denn das Böſe kann doch nie unge„ſchehen gemacht werden, ſondern es geſchieht, um „theils ſie ſelbſt, theils andere durch Betrachtung des „Strafübels zu warnen, und von Vergehungen ab„zulenken.“ „Wäre es möglich,“ ſagt Tullus Hoſtilius zum Metius Suffetius, „dich von der Unver„brüchlichkeit geſchloßener Verträge und Bündniſſe zu „überzeugen, ſo würde ich dieſes Geſchäft, mit Erhal„tung deines Lebens gern übernommen haben; allein, „da dein Herz unverbeſſerlich iſt, ſo ſoll jezt dein Bey„ſpiel andere die Heiligkeit der Bündniſſe lehren, die „von dir verlezt worden ſind.“ (2) So erhabene Einſichten in den eigentlichen Endzweck der Strafgeſeze in einem ſeit kurzem erſt gebildeten Staate, müſſen uns nothwendig von der Rechtskenntniß der Bewohner gemäßigter Himmelsſtriche einen größern Begriff geben, als wir uns von der Rechtswiſſenſchaft der ſüdlichen und nördlichen Völker zu machen Urſache haben. Sie beweiſen, daß das Studium der Philoſophie und anderer Wiſſenſchaften, welches in ſolchen Ländern am meiſten getrieben wird, und ohne Zweifel die Begriffe und Grundſäze ſolcher Völker berichtigte, nicht ohne die wichtigſten Vortheile für die Geſellſchaft Aufmunterung erhielt.

Unter die zahlreichen Vortheile, welche die oben gedachte Theorie von dem Endzwecke der Strafen hervor bringt, rechne ich zuvörderſt die richtige Schäzung der Verbrechen, die man, bey Vorausſezung der Abſicht

(1) *Plato* de Legibus.
(2) *Livius* L. 1, c. 28.

ſicht der Strafgeſetze, ſie zu verhüten, nach der Größe der Beleidigung beſtimmt, welche für den Staat daher erwachſen iſt. Dieſes iſt natürlich. Denn Verbrechen, welche die Geſellſchaft beleidigen, ſind es eben, welche hauptſächlich zu verhüten ſind. Die Beſchaffenheit und Größe der Strafen wird nach ihrem Endzwecke beſtimmt; ſie ſtehen dadurch mit dem Verbrechen in einem richtigen Verhältniſſe, und dieſes genaue Ebenmaß vermindert die Anzahl der größten Verbrechen. (3) Da die Verhütung die Triebfeder der Geſetzgebung iſt, ſo hat der Eigenſinn des Regenten weniger Einfluß auf ſie, als wenn ſie zu einem Werkzeuge der Rache, oder zu Befriedigung gewiſſer Leidenſchaften, dient. Noch mehr: die Geſetze werden, wenn dieß ihr Hauptendzweck iſt, mit größerer Mäßigung und Uiberlegung abgefaſſet. Ein Fürſt, welcher Geſetze giebt, um zu ſtrafen, ſetzt bey ſeinen Verordnungen den Uebertretungsfall, als ſchon gegenwärtig, voraus, und beſtimmt, von Unwillen über dieſe Verletzung erhitzt, die Strafe unter dem Einfluſſe ſeiner Leidenſchaft. Dieſer Gemüthszuſtand macht ihn zur Partey, und er ſollte doch nur Geſezgeber ſeyn. (4)

Ganz anders iſt ein Regent geſinnt, der nur die Abhaltung von Verbrechen zur Abſicht hat. Er betrachtet die Strafen als ein trauriges, obgleich nothwendiges Uebel, von welchem folglich nur ſelten, und nicht anders, als mit reifer und uneingenommener Ueber-

(3) *Ciceronis* Oratio pro Cluentio, c. 46. *Beccaria* dei delitti e delle pene, c. 4. Principles of penal Law, c. 2. *Blackſtone's* Comm. Book IV, c. 4. §. 2.

(4) Morgenländiſche Fürſten lieſſen ſich oft durch unerhebliche Urſachen überreden, ſehr grauſame Befehle ergehen zu laſſen. Auf das bloße Verlangen eines Staatsminiſters, und ohne die Wahrheit der von dieſem angeführten Umſtände im geringſten zu unterſuchen, gab Ahasverus jenes harte Edict, welches die Juden aus ſeinen Staaten vertrieb.

berlegung, Gebrauch gemacht werden darf, ohne daß irgend ein anderer Bewegungsgrund, als die Nothwendigkeit, dabey in Betrachtung zu ziehen iſt. Hierzu kömmt: daß der Gedanke, die Verbrechen vielmehr abzuwenden als zu beſtrafen, erhabene Begriffe einflößt, und das Herz wohlwollend macht. Er trägt dazu bey, die Sprache der Geſetze deutlich und einfach zu machen. Er lenkt den Richter vielmehr auf die Seite des Beſchuldigten, als ſeines Anklägers. Er macht nicht die einſeitigen Vortheile einer beſondern Claſſe oder Standes der Unterthanen, ſondern die allgemeine Wohlfahrt der Geſellſchaft zum Augenmerk der Geſetze, und erfüllt das Herz mit Ehrfurcht gegen dieſelben.

2. **Gerichtliches Verfahren.** Eben dieſelben Urſachen, welche die Begriffe von dem Endzwecke der Strafgeſetze berichtigten, gaben auch dem Gerichtsverfahren bey Unterſuchung und Beſtrafung der Verbrechen eine zweckmäßigere Einrichtung. So bald man die Verhütung der Verbrechen als den Endzweck der Geſetze betrachtete, begründete dieſe Vorausſetzung die menſchenfreundliche Vermuthung, daß der Angeklagte bis zum Beweiſe ſeiner Schuld für unſchuldig zu halten ſey.

Dieſes waren genau die Grundſätze des römiſchen Rechtes, nach welchem der Ankläger eine jede Beſchuldigung durch Zeugen zu beweiſen verbunden war. (5) Der Beſchuldigte hatte die Freyheit, die Gültigkeit der wider ihn aufgeſtellten Zeugen zu unterſuchen, und ihren Ausſagen durch ſeine eigene Zeugen, (6) oder durch andere, zu ſeiner Rechtfertigung

(5) Cicer. Orat. pro Coelio.
(6) *Roſini* antiq. rom. L. 9, c. 21. Man weiß aus dem Aſconius, daß die wider den Angeklagten aufgeführte Zeugen von dem Ankläger ſo wohl, als von dem Beſchuldigten, nach dem römiſchen Gerichtsverfahren, befragt wurden.

dienliche Beweismittel zu begegnen. Er konnte die That gänzlich läugnen, (7) oder darthun, daß ſie die Größe des angeſchuldigten Verbrechens nicht erreiche, oder ſie auch als eine ganz ſchuldloſe Handlung darſtellen. **Juſtinian's** Geſetzgebung, die in ein verderbteres und knechtiſches Zeitalter fiel, begünſtigte die entgegen geſetzte Vermuthung, und verſagte ſo gar dem Beklagten das Recht, Zeugen für ſich aufzuführen. In Frankreich verfährt man auf gleiche Art. **Voltaire**, (8) der dieſe Unbilligkeit mit Recht tadelt, beobachtet ſehr richtig, daß ſie oft zum Verderben des Beklagten gereiche. Es iſt den engliſchen Geſetzen rühmlich, daß ſie gerechtere und edlere Grundſätze in dieſem Stücke annehmen. Nach ihnen hält man, ſo lange das gerichtliche Verfahren mit dem Endurtheile nicht geſchloſſen iſt, die Unſchuld des Beklagten noch für möglich; bis dahin nehmen die Geſetze an, daß er ſich völlig rechtfertigen, daß er wenigſtens von der Strafe frey zu ſprechen, oder doch zur Begnadigung berechtigt ſeyn könne. Eben dieſe liebreiche Geſinnung des Geſetzgebers hat den öffentlichen Beweis eingeführt, da man die Zeugen einander ſelbſt ſowohl, als dem Beſchuldigten, unter die Augen ſtellt. (9) Daher rührt der Gebrauch des verneinenden Beweiſes, und die Beſtrafung falſcher Anklagen. Geſetze, welche falſche Angeber in Schutz nehmen und ſchadlos ſtellen, um die Anklagen zu begünſtigen, dienen offenbar dazu, die Verbrechen und inſonderheit den Meineid

(7) *Roſinus*, l. c. c. 22.

(8) S. Deſſen Anmerkungen über Beccaria, Cap. 22. Nach der alten franzöſ. Gerichtsverfaſſung wurden von beyden Seiten Zeugen abgehört.

(9) So war ehemals das Gerichtsverfahren der Römer beſchaffen. Voltaire ſtellt, a. ang. O. eine Vergleichung zwiſchen dem römiſchen und dem heutigen franzöſ. Gerichtsproceß an, welche ſehr zum Vortheil des erſtern ausfällt.

eid zu vervielfältigen. Hingegen hat das engliſche Recht ſelbſt die Möglichkeit einer falſchen eidlichen Ausſage dadurch aufgehoben, daß es niemand erlaubt, in ſolchen Sachen, die eine Beziehung auf ſeine eigene Vortheile haben, (10) die Stelle eines Zeugen zu vertreten. Dieß gielt vornämlich in peinlichen Fällen, wo dem Beklagten weder gerichtlich auferlegt, noch frey geſtellt wird, den Ungrund der gegenſeitigen Beſchuldigung vermittelſt Eides darzuthun.

Mit einer gleichmäßigen Vorſicht verfahren die engliſchen Geſetze, wenn jemand ſein eigener Ankläger wird. Außergerichtlichen Geſtändniſſen legen ſie wenig Gewicht bey, und die Criminalrichter bemühen ſich nicht, dergleichen zu erhalten.

3. Unterſuchungsart. Einſicht in den weſentlichen Endzweck der Strafen, und Fortſchritte in den Wiſſenſchaften überhaupt, haben beyde der Unterſuchung in gemäßigten Erdſtrichen eine Geſtalt gegeben, welche ſie zu Entdeckung der Wahrheit ungemein geſchickt macht. Ich meine hier die Unterſuchung durch Geſchworene, deren Erfindung ich ſchon oben den nördlichen Völkern zugeeignet habe. Dieſe Meinung iſt nicht ohne Grund. Die Regierungsverfaſſung und Sitten dieſer Völker konnten ſie, wie es ſcheint, ſehr leicht auf dieſen Weg der Unterſuchung leiten. Indeſſen war er auch bey cultivirten Nationen und in gemäßigten Himmelsſtrichen nicht unbekannt; ja man kann mit Gewißheit behaupten, daß, wenn gleich die Ehre dieſer Erfindung dem kalten Klima gebührt, mildere Gegenden ihr doch mehr Ausbildung und Vollkommenheit gegeben haben.

(10) Mit gleicher Sorgfalt mußten vormals bey den Römern alle Umſtände unterſucht werden, welche entweder die Redlichkeit des Zeugen verdächtig machen, oder ihm ein zu nahes Intereſſe an der Sache, in welcher er ſeine Ausſage zu erſtatten hatte, geben konnten.

4. Strafen. Es iſt ſchon oben gezeigt worden, daß die Strafmittel in heißen Ländern insgemein Leibesſtrafen ſind, gleichwie man ehemals unter kalten Himmelsſtrichen beynahe keine andere als Geldſtrafen oder andere Schadenerſetzungen kannte. Die Bewohner gemäßigter Himmelsſtriche wählen die Mittelſtraße. In einigen Fällen laſſen ſie Strafen, welche Leib und Leben betreffen, als nothwendig zu; andere geringere Vergehungen hingegen beſtrafen ſie mit dem Verluſte des ganzen Vermögens, oder eines Theiles deſſelben.

Man hat jederzeit, und mit Recht, die Beſtimmung des wahren Verhältniſſes der Strafen gegen die Verbrechen, als den wichtigſten Gegenſtand der geſetzgebenden Klugheit betrachtet. Die vollſtändige Auflöſung dieſer Aufgabe aber haben wir, wie es ſcheint, dem gemäßigten Klima ganz allein zu danken, weil man nirgends, als hier, die Grundſätze, auf welchen dieſe Unterſuchung beruhet, gehörig zu faſſen im Stande war. England giebt vielleicht das vollkommenſte Muſter in Rückſicht auf die Proportion der Strafen, obwohl auch hier noch manche Fehler übrig ſind, welche der Geſetzgebung in dieſem Staate zur Unehre gereichen. Indeſſen entfernen ſich die engliſchen Geſetze überhaupt gänzlich von der Vorſtellung einer rächenden Gerechtigkeit, und ſehen die Strafen zwar als ein nothwendiges, aber unglückliches Mittel an, die Unterthanen von Verbrechen zurück zu halten. Eben dieſer Grund muß auch die Lebensſtrafen, da wo ſie vollſtreckt werden ſollen, in Verbindung mit den göttlichen Geſetzen, welche das Siegel auf ihre Vollziehung drücken, rechtfertigen. Aber keine, die nothwendigen Leiden eines gewaltſamen Todes überſteigende Schmerzen, oder Beſchimpfung, erhöhen in einem ſolchen

chen Falle die Todesſtrafe. (11) Philoſophen vom erſten Range, z. B. Montesquieu, Voltaire und Beccaria, haben dieſe Mittelſtraße, welche man nicht leicht anderswo, als in England, beobachtet findet, in ihren Schriften empfohlen, wiewohl der Letztere in Abſicht auf die Gelindigkeit der Strafen ſo weit gegangen iſt, daß ſeine Theorie ſich mit den Frieden und der Sicherheit der Geſellſchaft ſchwerlich vereinigen läßt. Noch vor einiger Zeit hob ein Parlamentsſchluß in keiner andern Abſicht, als neuen Verbrechen zuvor zu kommen, die Brandmarkung mit fortdaurenden und in die Augen fallenden Zeichen der Schande, gänzlich auf. So ſchimpflich auch die auf gewiſſe bürgerliche Verbrechen geſetzte Strafe, z. B. das Halseiſen, immer iſt: ſo verknüpfen doch die heutigen engliſchen Rechte in dergleichen Fällen den Verluſt der Ehre und der gemeinen Achtung mit einer ſolchen Strafe nicht, am wenigſten die Unfähigkeit zu Zeugniſſen. Wer z. B. einer Schmähſchrift wider die Regierung wegen, an das Halseiſen geſtellt wird, kann darum nicht weniger als Zeuge gebraucht werden; dagegen derjenige, welcher durch argliſtige Betriegereyen andere in Unglück gebracht, oder einen Meineid begangen hat, mit dieſer Strafe zugleich auch die Fähigkeit zu Zeugniſſen verliert.

Das römiſche Recht ſieht gleichfalls die Abhaltung von Verbrechen als den Endzweck und Maßſtab der Strafen an; (12) und es gereicht der engliſchen Geſetzgebung zu einem vorzüglichen Ruhm, daß die Beſchaffenheit der Strafen hier, ſo wie auch in verſchiedenen

(11) Die, dem Anſcheine nach, die Todesſtrafe bey dem Hochverrathe erſchwerenden Strafen, z. B. die Ausreiſſung des Herzens, u. a. m. werden nur an dem todten Körper vollſtreckt. Frauensperſonen werden in dergleichen Fällen allezeit zuvor erdroſſelt, und nachher erſt verbrannt.

(12) L. 20. Dig. de poenis.

andern europäiſchen Ländern geſchieht, nach eben dieſem Grundſatze beſtimmt wird.

Je verderblicher die Folgen der Mißhandlung ſind, und je öfter ſie wiederholt wird, (13) deſto mehr wächſt die Schuld des Verbrechens. In beyden Fällen muß alſo auch die Strafe härter ſeyn. Dieſer Unterſchied wird in den engliſchen Geſetzen mehrentheils ſehr ſorgfältig und mit großer Klugheit beſtimmet. Ich berufe mich z. B. auf die Verordnung wegen des vorſetzlichen, doch mit keinen beſchwerenden Umſtänden begleiteten Todſchlages, wo das Geſetz die Fälle deutlich angiebt, in welchen die Strafe abgeändert werden ſoll. Eben daher rührt der häufige Gebrauch der Geldſtrafen in den engliſchen Gerichten, die ſich von der in heißen Ländern ſo gewöhnlichen Einziehung des Vermögens in aller Abſicht unterſcheiden. Jene ſetzen Ueberweiſung voraus, dieſe erfolgt auf einen bloſſen Verdacht; jene ſind in den Geſetzen auf eine Summe eingeſchränkt, die der Beſtrafte, ohne ſeine Familie zu Grunde zu richten, oder ſich an den Bettelſtab zu bringen, bezahlen kann, dieſe betrifft das ganze Vermögen, deſſen man habhaft werden kann. Jene dienen alſo dem Uebelthäter zur Warnung und Beſſerung; dieſe trifft nicht ſelten den Unſchuldigen, und bringt ihn durch den hoffnungsloſen Zuſtand, in welchen ſie ihn verſetzt, dahin, daß er ein Böſewicht wird. Kurz: in jenem Falle ſoll der Boshafte gebeſſert werden; in dieſem wird der gute Bürger zum Laſterhaften gemacht.

Noch ein Vorzug des peinlichen Gerichtsverfahrens in nördlichen Ländern überhaupt, und inſonderheit in England, iſt: die ſorgfältige Beobachtung des

(13) Eine Verordnung Ludwig des XIV. erhöht die Strafe der Gottesläſterung ſtufenweiſe bis zur ſiebenten Wiederholung.

des Wohlſtandes bey den mehreſten Leibesſtrafen. Gegen das weibliche Geſchlecht und gegen Perſonen von Stande, verfährt man bey Vollziehung der Strafe mit einer gewiſſen Achtung, und geſtatten dem Pöbel nicht, wie an andern Orten nicht ungewöhnlich iſt, den verurtheilten Miſſethäter zu verſpotten, oder über ſeine Leiden zu frohlocken. Es iſt wahr, dieſe Vorzüge der Criminalgeſetzgebung werden nicht überall unter dem nördlichen Klima, dem ſie doch eigentlich ihren Urſprung zu danken haben, angetroffen. Staatsveränderungen ſowohl, als auch der verſchiedene Nationalzuſtand, in Rückſicht auf Macht- und Sittenbildung, nebſt mehrern andern Urſachen, haben zuweilen dieſe weiſe Anſtalten bey nördlichen Völkern, ungeachtet ihre Lage ſie dazu geneigt machte, gehindert, oder in Vergeſſenheit gebracht. Indeſſen überzeugen uns noch Urſachen genug, daß das Studium dieſes Theiles der Rechtswiſſenſchaft auf dieſem Boden einheimiſch iſt, obgleich ſeine Cultur durch zufällige Hinderniſſe aufgehalten werden kann.

Ich betrachte auch noch den Einfluß des Klima auf Gebräuche und Sitten oder Gewohnheiten.

Geſetze und Gebräuche ſind zwar zwey nahe mit einander verwandte, aber doch in gewiſſen weſentlichen Stücken ſehr verſchiedene Dinge. Ein Gebrauch iſt eine allgemein übliche Verrichtung oder Unterlaſſung einer gewiſſen Handlung. Von dem Geſetze unterſcheidet er ſich erſtlich dadurch, daß er nicht niedergeſchrieben, noch in eine allgemein verbindliche Form gebracht iſt. So iſt z. B. der Gebrauch, irgend eine gewiſſe Kleidung zu tragen, wenn ſolche gleich durchgängig eingeführt iſt, doch kein Gegenſtand einer bürgerlichen oder ſittlichen Verbindlichkeit, ſondern beruhet bloß auf der Willfährigkeit, ſich ſeinen Mitbürgern

gleich zu verhalten. Zweytens, ſind die Geſetze allezeit als Ausſprüche der regierenden Macht, ſie ſey in welchen Händen ſie wolle, zu betrachten; dahingegen die Gebräuche allezeit von der ganzen Nation abhängen, und gleichſam eine Art ſtillſchweigender Verträge ſind, dieſe oder jene Handlung zu verrichten, oder ein gewiſſes äußerliches Betragen anzunehmen. Aus dieſer Urſache hat vermuthlich auch das Klima einen ſichtbaren Einfluß auf Gebräuche, als auf Geſetze.

Einfluß heißer Himmelsſtriche auf die Gebräuche. Wären wir mit den Gebräuchen und Sitten heißer Länder beſſer bekannt, ſo würden wir auch dem Einfluſſe des Klima auf dieſelben leichter und ſicherer nachſpüren können. Doch iſt es in einigen Fällen möglich, den Zuſammenhang zwiſchen den dortigen Gebräuchen und dem Klima zu ergründen. Die Kleidung iſt in heißen Ländern allezeit wallend, und liegt nie dicht am Leibe an. (14) Die öffentlichen Gebäude ſind hoch und geräumig, und die Privathäuſer mit Abſicht dazu eingerichtet, die allzu große Hitze abzuhalten. Von dieſem allen findet man den Grund in gewiſſen natürlichen Bedürfniſſen des Klima. (15) Andere Gebräuche hingegen, z. B. die Einſchränkung, Niedrigkeit, und der faſt ſclaviſche Zuſtand, in welchem die Weiber daſelbſt leben, laſſen ſich aus der in dem Character der ſüdlichen Völker liegenden Eiferſucht, Stolz und Empfindlichkeit, und aus der deſpotiſchen Regierung, hinreichend erklären.

Endlich giebt es noch gewiſſe Gebräuche, die zwar auch von der Beſchaffenheit des Klima abzuhängen ſchei-

(14) Das Gegentheil ſagt Tacitus, c. 18, von den alten Deutſchen.

(15) Die weite und ſchwimmende Kleidung der morgenländiſchen Völker ſchickt ſich für ihr Klima vortreſſlich, ſo wie die zahlreichen Falten ihres muſſelinenen Turbans ſie gegen die brennenden und ſenkrechten Sonnenſtrahlen ſchützen.

ſcheinen, ſich aber doch nicht ohne mancherley Schwierigkeiten aus einer feſt beſtimmten und hinreichenden Urſache herleiten laſſen. Hieher gehören die ſchweren Büßungen, welche einige indianiſche Prieſter oder Faquirs ſich ſelbſt auflegen, und die Gewohnheit der indianiſchen Weiber, ſich mit ihren verſtorbenen Männern verbrennen zu laſſen.

Die in heißen Himmelsſtrichen herrſchenden Gebräuche erhalten ſich eben ſowohl, als die Sitten, lange Zeit hindurch unverändert. Die Gebräuche der Morgenländer ſind noch eben dieſelben, die ſie vor 2000 Jahren geweſen ſind. Ihre Kleidung war damals ein weiter Rock, und auf dem Haupte trugen ſie einen Turban, gerade wie noch heut zu Tage. Ihre Fürſten entzogen ſich, wie noch jetzt, den Augen ihrer Unterthanen, und kamen faſt nie aus ihren Palläſten hervor. Es war ehedem in den Morgenländern gewöhnlich, und iſt es noch jetzt, daß die Hofleute an dem Thore des königl. Pallaſtes aufwarteten; (16) eine Gewohnheit, die der ältere **Cyrus** eingeführt haben ſoll, wahrſcheinlicher Weiſe aber weit ältern Urſprunges iſt. Auch wurde damals in den Thoren der Palläſte, ſo wie noch heutigen Tages, Gericht gehalten. (17)

Bey

(16) Daher war das Sitzen in des Königs Thor ein Kennzeichen hohen Ranges, weil es das Recht, um den König zu ſeyn, voraus ſetzte. So ſaß der Jude Mardochai in Königs Ahasverus Thor, und Daniel in dem Thore Nebucadnezar's. Und Xenophon gedenkt, ſowohl im 8ten B. der Cyropädie, als auch in dem Buche vom Kriegszuge des jüngern Cyrus, des Aufwartens der Hofleute am Thor des königl. Pallaſtes. Dieſe Gewohnheit findet man noch heut zu Tage in den Morgenländern, und, wie Shaw erzählt, auch in der Barbarey. Letztgedachter Schriftſteller iſt der Meinung, daß man aus dieſer Urſache den Hof des türkiſchen Kaiſers die Pforte genannt habe.

(17) Ausdrücke, welche ſich hierauf beziehen, findet man 5 Moſ. 22, 15, und 25, 7; Pſ. 127, 5; Jeſ. 29, 15; Amos 5, 10. Homer ſtellt den Priamus mit ſeinen Räthen am ſcäiſchen Thore

Bey den mediſchen Königen war es vor alten Zeiten gewöhnlich, Statthalter, welche bey ihnen in Ungnade gefallen waren, durch Abgeſandte erdroſſeln zu laſſen, eben ſo wie es noch heut zu Tage in jenen öſtlichen Reichen zu geſchehen pflegt.

Die Unveränderlichkeit der Gebräuche in jenen Ländern hat mancherley Urſachen. Erſtlich iſt die Beſchaffenheit des Klima ſich immer ſelbſt gleich, und wenigern Veränderungen unterworfen, als in Ländern, die unter einer gemäßigten Breite liegen; und daher iſt auch die Lebensart der dortigen Menſchen das ganze Jahr hindurch faſt immer dieſelbe. Zweytens iſt das feine Gefühl der ſinnlichen Werkzeuge, welches die Seele jedem Eindruck öffnet, mit einer gewiſſen Trägheit des Körpers und der Seele verknüpft, wodurch beyde zu jeder Anſtrengung untüchtig werden. Man begreift daher leicht, daß es in dieſen Gegenden ſehr ſchwer hält, ſtarke, und durch öftere Wiederholung zur Gewohnheit gewordene ſinnliche Eindrücke und Empfindungen aufzugeben, oder gegen neuere zu vertauſchen. Alſo muß man ſich die auſſerordentliche Macht der Gewohnheit in heißen Erdſtrichen erklären. Die Wiederholung einer gewiſſen Handlung vermag daſelbſt über die Menſchen ſo viel, daß man auf ſie die Worte anwenden kann, deren ſich Burke in ähnlicher Rückſicht von den Wahnwitzigen bedient: „ihre allzu „große Empfindlichkeit bringt die Lebensgeiſter in Unord-

Thore ſitzend vor. Plutarch erzählt, im Leben des Camillus, daß man zu Rom einige Rechtsſachen, ſelbſt in peinlichen Fällen, unter den Thoren der Stadt abgemacht habe, und unter andern auch Manlius Capitolinus daſelbſt verhört worden ſey. Shaw berichtet, daß man noch heut zu Tage in Algier unter dem Thore des Pallaſtes Gericht halte. Merkwürdig iſt es, daß ſelbſt in England die Gefängniſſe ehedem meiſtentheils an den Thoren der Städte, vielleicht aus einer ähnlichen Urſache, angebracht wurden. Die Benennungen der Londner Gefängniſſe Newgate, Ludgate, Gatehouſe, u. ſ. w. können als Beweiſe dienen.

„ordnung, und veranlaßt ſie oft, gewiſſe Handlungen „bis an ihren Tod unaufhörlich fortzuſetzen.“ Hieraus kann man ſich auch einige anſcheinende Widerſprüche in dem Character dieſer Völker, deren ich oben gedacht habe, erklären.

Eine andere Urſache der Unveränderlichkeit der Gebräuche in heißen Ländern, iſt die genaue Beziehung, in welcher ſie daſelbſt mit der Religion und den Geſetzen ſtehen. In Indien machen Religion, Geſetze und Gebräuche, nur ein einziges Ganzes aus. Jeder Gebrauch iſt Religionsvorſchrift und Rechtsgrundſatz. Eben ſo verhält es ſich auch in China. Die chineſiſche Sprache ſchreiben zu lernen, koſtet viel Mühe; und da die Chineſer ihre ganze Lebenszeit darauf verwenden, die Bücher, welche von ihren Gebräuchen handeln, leſen und verſtehen zu können, ſo trägt dieſes vermuthlich nicht wenig dazu bey, den Gemüthern des Volkes dieſe Gebräuche tief einzuprägen, und dieſelben auf dieſe Art zu verewigen.

Die Gebräuche heißer Länder ſind ferner, wenigſtens bey geſitteten Nationen, allgemein ausgebreitet. Im ganzen Orient iſt faſt einerley Lebensart eingeführt, und in dem großen chineſiſchen Reiche herrſchen, ſelbſt in den kleinſten Umſtänden, durchgängig einerley Gewohnheiten. Dieſe Allgemeinheit der Gebräuche läßt ſich aus denſelben Urſachen erklären, die ich ſo eben von der Unveränderlichkeit derſelben angezeigt habe.

Einfluß eines kalten Klima auf die Gebräuche. Die Kälte hat eben ſowohl, als die Hitze, Einfluß auf Nationalgebräuche; nur ſind ihre Wirkungen in dieſem Falle nicht ſo mächtig und allgemein. Man kann mit vieler Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß die in kalten Ländern gewöhnliche Kleidertracht eben ſo wohl, als diejenige, deren die Bewohner heißer Gegenden ſich bedienen, eine ſichtbare Beziehung auf die Bedürfniſſe des Klima habe. Es iſt gewiß, daß ihre urſprüngliche

liche Form mancherley Abänderungen erlitten haben mag; man kann aber doch nicht ohne Grund vermuthen, daß ſie in den älteſten Zeiten mit der gegenwärtig, oder wenigſtens mit der vor etwa 200 Jahren in vielen europäiſchen Ländern üblichen Kleidertracht, viele Aehnlichkeit gehabt habe. **Tacitus** erzählt, daß zu ſeinen Zeiten die Kleidung der Deutſchen nicht weit und faltig, wie bey den Sarmaten und Parthern, geweſen ſey, ſondern dicht an dem Körper angelegen habe, ſo, daß man in ihr die Geſtalt aller Glieder habe unterſcheiden können. Noch mehr Aehnlichkeit mit der heutigen europäiſchen Tracht hatte die Kleidung der deutſchen Weiber. Ihr Gewand hatte keine Aermel, ſondern die Arme waren vom Ellbogen bis an die Hand bloß, und ſo auch der obere Theil des Halſes. Es iſt ſchwer einzuſehen, warum man in kalten Erdſtrichen, dieſe Art ſich zu kleiden vor allen andern gewählt hat. Vielleicht um gewiſſe häusliche Geſchäfte, z. B. Waſchen ꝛc. mit mehrerer Bequemlichkeit verrichten zu können.

Arbuthnot (18) behauptet die Verſchiedenheit der Luftwärme habe auch auf die Bildung der Sprache einigen Einfluß. Der abgebrochene rauhe Sprachton der nordiſchen Völker, rührt vielleicht daher, daß ſie, ſo viel als möglich, ſich hüten, den Mund in der Kälte weit aufzuthun, daher ihre Sprache einen Ueberfluß an Mitlautern hat. In wärmern Ländern hingegen pflegt man, aus entgegen geſetzten Urſachen, den Mund mehr zu öffnen, und daher muß die Sprache daſelbſt einen ſanftern Klang und einen Ueberfluß an Selbſtlautern haben.

Die Bewohner kalter Erdſtriche ſind in der Anhänglichkeit an ihren Gebräuchen weit weniger beſtändig

(18) Ueber die Wirkung der Luft auf den menſchlichen Körper, Cap. 6. §. 20.

dig, als diejenigen, welche in heißen Ländern leben. Der ruſſiſche Zar Peter I. unternahm eine gänzliche Abänderung der Gebräuche und Sitten in ſeinem ganzen ungeheuern Reiche, und führte ſie ohne großen Widerſtand und ohne Blutvergießen aus. Ein ähnlicher Verſuch, den ein chineſiſcher Kaiſer machte, ſeine Unterthanen zu Abſchneidung der Nägel und der Haare zu nöthigen, zog eine gänzliche Staatsumkehrung nach ſich. Wenn man gleichwohl bedenkt, daß die Bewohner des ruſſiſchen Reiches ſtark und muthig, die Chineſer hingegen ſchwach und verzagt ſind, und ſollte man glauben, daß es weit leichter ſeyn müßte, in China eine ſolche Sittenänderung zu treffen, als in Rußland. So wie aber dort das Vermögen Widerſtand zu leiſten größer, und der Trieb, welcher es in Thätigkeit zu ſetzen vermochte, ſchwächer ward: ſo wurde hingegen in China dasjenige, was der Kräft zu widerſtehen abgieng, durch den überwiegenden Antrieb zur Widerſetzlichkeit, durch hartnäckige Beharrlichkeit auf einmal eingeführten Gebräuchen, erſetzt.

Einfluß eines gemäßigten Klima auf Gebräuche und Gewohnheiten. Man kann ſchwerlich behaupten, daß es gewiſſe Gebräuche gebe, welche gemäßigten Klimaten ganz allein eigen wären. Die daſelbſt üblichen Handlungsweiſen und Gewohnheiten ſind auſſerordentlich veränderlich, und nähern ſich bald denjenigen, welche in kalten, bald ſolchen, die in heiſſen Ländern eingeführt ſind, je nach dem Vergrößerung des Gebiethes und Nationalreichthumes, Einfluß irgend eines auswärtigen Staates, oder andere Umſtände, den Ausſchlag auf dieſer oder jener Seite geben.

Von dem Einfluſſe des Klima auf die Regierungsform und Religion, werde ich an ſeinem Orte handeln.

Diſſ. de zonis et climatibus. Præſ. *Melch. Crüger.* Reſp. *Ge. Henr. Hoffmann,* Vitemb. 1660. 4. 1. u. e. h. B.

Diſſ. de differentiis naturarum reſpectu climatum. Præſ. *Andr. El. de Büchner.* Reſp. *Werner. Guil. Müller,* Hal. 1746. 4. 8. u. e. h. B.

Anmerkung von den Wirkungen der Verſetzung oder Veränderung des Klima, bey den Gewächspflanzen, Thieren und Menſchen, ſt. im 75. St. der Berl. wöchentlichen Relat. der merkw. Sachen aus dem Reiche der Natur ꝛc. a. d. J. 1754. S. 599, und 76. St. S. 604. f.

Beweis, daß die Veränderung des Erdbodens und des Klima einer Sache oft mehr zur Vollkommenheit als zum Schaden gereiche, ſt. im 26. St. der Stuttg. phyſik. ökon. Realzeit. oder gemeinnützl. Wochenſchr. v. J. 1755.

The cauſes of heat and cold in the ſeveral climates and ſituations of this globe, ſo far as they depend upon the rays of the Sun, by *J. Scheldrake,* Lond. 1756. gr. 8. 3 B.

Betrachtung über das Leben der Thiere, und den Einfluß des Klima in dieſelben, ſt. im 30. St. der phyſik. Beluſtig. Berl. 1757. 8. S. 1497 — 1511.

J. D. F. Abhandlung von den Urſachen der Hitze und Kälte unſerer Erde, ſt. im 1 B. der Carlsruher nützl. Samml. v. Jahr 1758. S. 12[illegible] — 149.

Bemerkungen, was das Klima für einen Einfluß auf den Holzwuchs habe, ſt. im 3 B. des allgem. ökon. Forſtmagaz. Frf. u. Lpz. 1763. gr. 8. S. 179 — 184.

La Phyſique de l'hiſtoire, ou Conſiderations générales ſur les principes élémentaires du temperament & du caractere naturel des peuples, (par Mr. l'Abbé *Pichon*) à Amſt. 1765. 8. Die wahre Abſicht des Verf. iſt, die Einwohner der warmen Länder zu vertheidigen, die in kältern Gegenden wohnenden zu verſchwärzen, und zuletzt den gemäßigten Himmelsſtrichen, worunter der Verf. ſein Vaterland die Provinz Maine zählt, den Vorzug in allem Guten zu zuſchreiben.

Jo. Gottl. Steebs Verſuch einer allgemeinen Beſchreibung von dem Zuſtand der ungeſitteten und geſitteten Völker, nach ihrer moraliſchen und phyſikaliſchen Beſchaffenheit, Carlsruhe, 1766. 8. 13 B.

Lettre á M*** dans laquelle on examine le ſentiment de *Varénius,* ſur l'ordre des ſaiſons entre l'équateur et le huitiéme degré de latitude; où l'on ſe propoſe enſuite de demontrer, que, de tous les habitans de la terre, ceux qui ſont à l'équateur, ou auprès de l'équateur, doivent reſſentir tous les jours, le ſoir, un froid proportionellement plus grand que tous les autres peuples de la terre, & que cette différence de température dans la journée, diminue à meſure que l'on approche des pôles, par M. Tr. de L. ſt. im *Merc. de France.* Nov. 1767. S. 156 — 170.

Von dem Einfluß der Landesart auf die Sitten der Gemüther der Menſchen, ſ. das 31 St. der nützl. Beytr. zu den Streliz. Anz. v. J. 1768.

Be=

Beantwortung der Frage: was ein Klima im ökonomiſchen Verſtande ſey, ſt. im 27. St. der ökon. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſien v. J. 1774, S. 213—218.

Hat das Klima, oder die Regierungsform, einen größern Einfluß in den verſchiedenen Charakter der Völker? Eine Abhandlung von D—r. ſt. in Nro. 3. der Olla Potrida, vom J. 1778. Berl. gr. 8. S. 66—90.

Einige Grundſätze vom Klima, oder vom Einfluß des Himmelsſtrichs auf den urſprünglichen Charakter der Nationen, von C. L. Junker, ſt. im 7. St. der Ephemeriden der Menſchheit v. J. 1778, S. 8—19.

Frage: Was ein Klima im ökonomiſchen Verſtande ſey, von Zeplichal, ſt. im 45. St. der ökonom. Nachr. der patriot. Geſ. in Schleſien, v. J. 1779, S. 35—358.

Forſök at viſa, det olika Climater icke verka hos Folkslagen olika Lynnen och Själens förmögenheter, uti Tal, hållet för Kong. Vet. Acad. d. 25. Oct. 1780, af Bengt. *Ferrner*. Stockh. 1780. 8. 3. B. Hr. Kanzleirath Ferrner zeigt die Unrichtigkeit der Meynung des Hume und Helvetius, welche ſich gegen den von Monteſquieu behaupteten, und von Caſtilhon beſtätigten Satz, das Klima ſey der Grund von dem verſchiedenen Charakter der Nationen, erklärte, und ſtellt die Beweiſe des Monteſquieu und Caſtilhon in ihrer Blöße dar.

Some obſervations relative to the influence of climate on vegetable and animal bodies, by *Alex. Wilſon*. Lond. 1780.
D. überſ. u. d. T. Alex. Wilſon's Beobachtungen über den Einfluß des Klimas auf Pflanzen und Thiere. Aus dem Engl. Lpz. 1781. gr. 8. 11. u. e. h. B.

Remarks on the influence of Climate, Situation, Nature of country, Population, Nature of food, and Way of life, on the diſpoſition and temper, manners and behaviour, intellects, laws and cuſtoms, form of governement and religion of mankind. By *Will. Falconer*. Lond. 1782.
D. überſ. u. d. T. Wilh. Falconer's Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsſtrichs, der Lage, natürlichen Beſchaffenheit und Bevölkerung eines Landes, der Nahrungsmittel und Lebensart, auf Temperament, Sitten, Verſtandskräfte, Geſetze, Regierungsart und Religion der Menſchen. Aus dem Engl. mit Anmerk. und Zuſätzen. Lpz. 1782, gr. 8. 2. A. 1. B.

Ueber den Einfluß des Klima, der Landesbeſchaffenheit, Lage, Bevölkerung, Nahrungsmittel und Lebensart auf ganze Nationen, ſt. im 4ten St. der Jahrbücher des Geſchmacks und der Aufklärung, v. J. 1783, S. 4—28.

Von dem Unterſchiede der Länder, und des Klima, als einer Urſache von dem mannichfaltigen Unterſchiede der Biere, ſ. im V. Th, S. 3, f.

So wichtig die Betrachtung der Klimate für den Naturforſcher und den Oekonom iſt: eben ſo nützlich

 iſt

iſt es für den Arzt, ſein Augenmerk darauf zu richten. Faſt jedes Reich hat ſeine beſondere Krankheiten, wobey das Klima den größten Einfluß hat. Man weiß, daß oft die geſundeſten Menſchen, wenn ſie aus einem Lande in das andere kommen, ſogleich mit Krankheiten befallen werden, die kein Arzt heilen kann, wenn er nicht darauf Rückſicht nimmt. Auch iſt es bekannt, daß ſelbſt die ſich ziemlich ähnlichen Klimate der europäiſchen Reiche ihre ganz beſondere einheimiſche (endemiſche) oder **Landkrankheiten** Morbi endemii, oder endemici, haben, die auch beſondere Heilungsarten erfordern. Ueberhaupt bemerkt man, daß die Einwohner der heißen Klimate mehrentheils zu hitzigen Faulfiebern geneigt ſind; die Bewohner der gemäßigten Klimate leiden mehr an Wechſelfiebern und chroniſchen Krankheiten; und die Nordländer der kälteſten Klimate ſind mit dem Scharbocke und mit Entzündungen behaftet. Allein, ſo wie die Thiere und Pflanzen Wanderungen aus Süden nach Norden gethan haben, ſo iſt es auch mit vielen Krankheiten ergangen; und da ein Volk ſeine Krankheiten mit andern fremden vertauſcht hat, ſo iſt die Zahl derſelben auch leider um viele vergrößert worden.

Wenn Europäer in die warmen Gegenden kommen, ſo iſt ihr Körper noch nicht genug erſchlafft, um unbehindert ausdunſten zu können; ſie bekommen daher eine Krankheit, welche man dort the Seaſoning nennt, und die ein Entzündungsfieber iſt. Die ſtarke Ausleerung, welcher die Kranken während der Cur ſich unterwerfen müſſen, erſchlaffet ihre Gefäße, und verſchaffet ihnen eine freye und leichte Ausdunſtung. Hierin beſteht die Veränderung oder der Grad von Erſchlaffung, worunter man das **Gewohntwerden** eines Klima verſteht.

Mit eben dieſen Zufällen werden auch diejenigen befallen, die aus heißen oder gemäßigten Gegenden nach Grönland oder Nova Zembla reiſen. Die Ausdunſtung, an welche der Körper einmal gewöhnt iſt, wird durch die Kälte gehemmet; die Stärke des Kreislaufes des Blutes hat die

Ge-

Gefäße in ihren Lungen noch nicht ſo erweitert, daß dieſe eine ſo ſtarke Ausleerung bewirken könnten, wie die Lungen der Eingebohrnen, bey denen wegen der Spannung ihrer feſten Theile ein ſchneller Kreislauf, mithin eine reichliche Ausleerung Statt findet. Daher ſind fremde dem Scharbocke mehr, als die Eingebornen, ausgeſetzt, beſonders im erſten Winter, als nachher, wenn ſie, durch die Erweiterung der Lungengefäße, des Klima gewohnt worden ſind. Da auch dieſe Gefäße zu einer beſtändigen Ausleerung genöthiget werden, ſo werden ſie dadurch immer in dieſem Zuſtande erhalten, ja eher noch mehr erweitert.

Erſchlaffung der Körper läſſet ſich als eine gewiſſe Diſpoſition zur Fäulniß betrachten, welche die Urſache faſt aller dem heißen Klima eigenen Krankheiten zu ſeyn ſcheint. Dieſe Art von Fäulniß entſteht ſonſt von Schwäche, in warmen Gegenden aber zugleich von roher vegetabiliſcher Nahrung. Mehr ſcorbutiſche Zufälle, als gänzlicher Scharbock, ſind in ſolchen Gegenden gleichfalls häufig, und rühren von einem zu ſehr animaliſirten Zuſtande des Körpers, und einer imprägnirten Atmosphäre her. So ſind auch Durchfall und Ruhr wegen der rohen vegetabiliſchen Nahrung und der Erſchlaffung, nichts ſeltenes. Am meiſten aber herrſchen Faulfieber. Sie entſpringen von der unterdrückten Ausdunſtung und einem zu ſehr angeſchwängerten Dunſtkreiſe; dadurch wird die Materie, welche durch die Haut, und durch die Lungen ausgeführt werden ſollte, im Körper zurück gehalten. Ein ſolches Fieber nimmt ſehr ſchnell überhand, und daran iſt das Klima Schuld.

Da Nervenkrankheiten die Folge eines erſchlafften Körpers ſind, ſo findet man ſie in heißen Gegenden ebenfalls häufig. Der unangenehme und öfters höchſt faule Geruch, den die Gauche aus den durch blaſenziehende Mittel erzeugten Blaſen in dieſer Krankheit von ſich giebt, beweiſet, wie ſehr die Säfte zur Fäulniß geneigt ſind.

Der Kinnbackenzwang, welcher ſich bey leichten Verwundungen einſtellt, iſt zwiſchen den Wendekreiſen etwas ſehr gemeines, und rührt von einer außerordentlichen Reizbarkeit der Nerven her; ſ. Th. XXXVIII. S. 15.

Die dem kalten Klima eigenen Krankheiten, entſpringen von einer zu ſtarken Spannung der Fibern, woran die gar zu heftige Kälte Schuld iſt. Doch ſind auch faulende Krankheiten etwas ſehr gewöhnliches, weil der Körper durch

die Nahrung, und aus Mangel der gehörigen Ausdunſtung, in einen zu sehr animaliſirten Zuſtand verſetzt wird, obgleich die Luft, welche die Bewohner athmen, ſehr dephlogiſtiſirt iſt. Was für Wirkung eine beſtändige vegetabiliſche Nahrung bey einem Einwohner in Nova Zembla hervor bringen würde, läſſet ſich ſchwer beſtimmen; doch iſt es wahrſcheinlich, daß auch da zur Unterhaltung der animaliſchen Wärme, und Bewegung eine gewiſſe Diſpoſition zur Fäulniß ſchlechterdings nothwendig ſey. Dieſes erhellet noch deutlicher, wenn man erweget, daß, wie Crawford (*) bewieſen hat, Körper ihre empfindbare Wärme deſto ſchneller verlieren, je kälter in Verhältniß die Atmoſphäre iſt, von welcher ſie umgeben ſind. Daher muß in ſehr kalten Gegenden aus der in die Lungen eingeſogenen Luft eine größere Menge Wärme abgeſetzet werden, um den beſtändigen Abgang der Wärme, den der Körper auf ſeiner Oberfläche leidet, zu erſetzen. Die Quantität der abſoluten oder verborgenen Wärme in der Atmosphäre aber hängt von der Reinigkeit dieſer Luft ab. Um dieſe Wärme in den Lungen abzuſetzen, und empfindbar zu machen, bedarf es einer Quantität Phlogiſton, die vorhanden ſeyn muß, um in den Lungen zerſetzt zu werden. Daher ſcheint eine Neigung des Körpers zur Fäulniß, wobey das Phlogiſton ſich überflüſſig entwickeln kann, nothwendig, um eine hinreichende Abſonderung der Wärme aus der in den Lungen vorhandenen atmosphäriſchen Luft hervor zu bringen, und dadurch die Temperatur des Körpers zu unterhalten. Die Erfahrung beſtättigt dieſe Wahrheit; denn unter allen Himmelsſtrichen wird die Luft um deſto mehr dephlogiſtiſirt, je kälter ſie wird, da hingegen die Atmoſphäre in tropiſchen Breiten mehr Phlogiſton, und folglich weniger Wärme enthält, daher minder fähig iſt, die Wärme des Blutes in den Lungen zu vermehren. Unter jenen Himmelsſtrichen iſt alſo ein geringerer Abſatz der Wärme, und der atmoſphäriſchen Luft nöthig, weil der Körper an ſeiner Oberfläche unendlich weniger Wärme, als in nördlichen Gegenden, verliert. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß der Vorrath von Wärme, der in den Lungen abgeſetzt wird, durch

(*) In ſeinen Experiments and obſervations on animal heat &c. Lond. 1779, welche auch deutſch überſetzt ſind, u. d. T. Adair Crawfords Verſuche und Beobachtungen über die thieriſche Wärme, Lpz. 1785, 8.

durch den Verluſt, welchen der Körper auf ſeiner Oberfläche leidet, beſtimmt werde, weil die Atmoſphäre verſchiedener Gegenden in Verhältniß der Wärme dieſer Gegenden phlogiſtiſirt iſt, und weil ſie die Wärme von der Oberfläche des Körpers bald geſchwinder, bald langſamer, einſauget, nach dem die Gegenden mehr oder weniger warm ſind. Unter heißen Himmelsſtrichen, wo die verborgene Wärme der Atmoſphäre geringe iſt, wird daher die Abſonderung in den Lungen auch nur geringe ſeyn, und der Verluſt der Wärme auf der Oberfläche des Körpers in demſelben Verhältniſſe ſich vermindern. Auf dieſe Weiſe läſſet ſich die unter allen Klimaten durchgängige Gleichheit der Wärme des menſchlichen Körpers erklären.

Solcher Geſtalt ſcheint unter ſehr kalten Klimaten ein gewiſſer Grad von Fäulniß dem menſchlichen Körper nothwendig zu ſeyn, weil er das natürlichſte und wirkſamſte Mittel abgiebt, die Einwirkung der Kälte zu verbeſſern, und den zu Erhaltung des Lebens erforderlichen Grad von Wärme zu unterſtützen.

Auf denjenigen Theilen der Oberfläche unſerer Erdkugel, welche ſich in jeder Hemiſphäre von 30 bis 65 Grad der Breite erſtrecken, oder unter den gemäßigten Klimaten, findet man, im Ganzen genommen, kaum eine Krankheit, oder Art von Krankheit, die man endemiſch nennen könnte. Der Grund davon liegt darin, weil jene Urſachen, welche die Krankheiten in dem heißen und kalten Klima erzeugten, in dieſen Gegenden keine hinreichende Kraft zu wirken haben. Als eine Folge dieſes Mangels an Kraft, einen allgemeinen Charakter hervor zu bringen, findet man dagegen, daß ſich unter gemäßigten Klimaten die in den heißen und kalten Gegenden gewöhnlichen Krankheiten mit einander vermiſchen, und unter verſchiedener Geſtalt erſcheinen, welche durch unzählige Urſachen, die von der Lage, Jahrszeit, Bevölkerung, Waldung, Moräſten und Cultur abhängen, vervielfältiget werden. Von dieſen und andern ähnlichen Urſachen entſpringen die mannichfaltigen Krankheiten, die man unter den temperirten Klimaten antrifft, da es im Gegentheil in den heißen und kalten deren wenige giebt, und die größten Theils nicht verwickelt ſind.

De prognoſticatione ſecundum naturam regionum, ſ. *Bern. Gordonii* tr. de prognoſticis, Partic. II. c. 7. in Deſſen Lilio medicinae, Frf. 1617, 8. p. 927—930.
Account of the change of climat, and the effects of it, who are very ſenſible tho human bodies, when he approach the Tropick, by Dr. *Stubbes*, ſt. in Philoſ. Transact. Vol. III. for the year 1668, No. 36 S. 707, f.
Diſſ. de morbis endemiis Præſ. *Chr. Jo. Lange*, Reſp. *Sam. Veielius*. Lpſ. 1694, 4. 5 B.
Fried. Hoffmann diſſ. de morbis certis regionibus & populis peculiaribus. Hal. 1705. 4. 4 B. ſt. auch in Deſſen diſſertation. Phyſico-medicar. ſelectior. Decade, L. B. 1713, 8. Diſſ. 3.
Aug. Quir. Rivini diſſ. de morbis endemiis, iſt die 36ſte in Deſſen Diſſertatt. med. Lpſ. 1710, 4. S. 639—668.
A treatiſe of endemic diſeaſes, by *Clifton Wintringham*, York, 1718. 8. 8 u. e. h. B.
Jo. Phil. Burggrav diſſ. de methodo medendi pro climatum diverſitate varie inſtituenda. L. B. 1724, 4. 3 B.
Frid. Wilh. Hartmann diſſ. 1. de climate eiusque notitia, medico admodum neceſſaria, Regiom. 1729. 4. 3 B. Diſſ. 2. 1729, 4 B.
Diſſ. de medendi methodo varia pro climatum diverſitate, Præſ. *Frid. Hoffmann*, Reſp. *Paul Curtius*. Hal. 1734, 4. 5 B.
Jo. Caſpar Meyer diſſ. de morbis endemiis, L. B. 1738, 4.
Diſſ. de diverſitate corporum, morborum et curationum ſecundum regiones Europae, Præſ. *Jo. Gottlob Krüger*, Reſp. *Chr. Frid. Henrici*. Hal. 1744, 4. 5 B.
Jo. Frid. Charteuſer diſſ. 1. de morbis endemiis. Frf. V. 1768 4. 5 B. Diſſ. 2da. 1768, 5 B. Diſſ. 3tia, 1769, 4 u. e. h. B.

Klimmen, eine Benennung des wilden Weinſtockes, Ciſſus *L.* ſ. Weinſtock (wilder)

Klimmen, ein Neutrum, mit dem Hilfsworte ſeyn, wird im Oberd. und in der höhern und dichteriſchen Schreibart der Hochdeutſchen für klettern gebraucht. Du klommeſt ſchnell den Baum hinauf. Geßn. Auch in weiterer Bedeutung, für mühſam ſteigen, ja auch wohl für ſteigen überhaupt.

Im Niederſ. klemmen, im Angelſ. climan und climban, im Engl. climb, im Schwed. klaenga. Das Oberd. klimſen, die Niederdeutſchen klemmern, klempern, und das Engl. clamber, ſind Frequentativa oder Intenſiva davon. Es wird mit dieſem Worte, ſo wie mit klettern, eigentlich auf das Einhacken der Nägel an den Händen und Füßen, oder auf das Anhalten mit den Händen und Füßen, geſehen. Siehe Klamm und Klammer. Zum Geſchlechte

dieſes

dieſes Wortes gehört noch das Niederſ. Klamp, ein Steg, über einen Graben, das Franz. grimper, klettern und das Griech. Κλιμα, eine Staffel in einer Leiter, und Κλιμαξ, eine Leiter.

Daher erklimmen, im Oberdeutſchen und in der höhern Schreibart, für erklettern, durch klettern erreichen.

Klimmop oder **Klimmup**, in einigen niederdeutſchen Mundarten, und auch in einigen Gegenden der Mark Brandenburg, eine Benennung des im XI. Th. S. 102. fgg. beſchriebenen Epheu, Hedera Helix *L.* weil dieſe Pflanze an den Zäunen, Bäumen, Wänden, und Mauern, in die Höhe klimmet, und ſich mit ihren Faſern, die an den Ranken als Wurzeln ſind, daran feſt hält, ſo, daß ſie oft eine ganze Wand von beträchtlicher Höhe und Weite bekleidet.

Aus dieſem Niederdeutſchen Klimmop, iſt vermuthlich das Wort Klinop, worunter man ebenfalls den Epheu verſteht, durch eine verderbte Ausſprache entſtanden.

Klimperer, ſ. oben. S. 345.

Klimpern, ein Neutrum, welches das Hilfswort haben zu ſich nimmt, und eine etwas feinere oder kleinere Art eines tönendes Schalles, als klempern, ausdruckt; ſ. oben, S. 365. Es bedeutet ſowohl dieſen Schall von ſich geben, als denſelben hervor bringen. Mit dem Gelde in der Taſche klimpern. Auf dem Klaviere klimpern, ſchlecht ſpielen. Siehe auch Klippern.

Klimſen, ſ. Klimmen, auf der vorherg. Seite.

Kling-Bolzen, ſ. im VI. Th. S. 196.

1. **Klinge**, ein nur noch im g. L. einiger Gegenden übliches Wort, welches ſowohl den Begriff der Erhöhung, als auch den damit verwandten Begriff der Vertiefung hat.

1. Der Höhe, in welchem Verſtande es noch hin und wieder einen Hügel bedeutet, beſonders in den eigenthümlichen Namen mancher Oerter, Kaltenklingen, Klingenau, u. ſ. f.

Schon bey dem Ulphilas iſt Hlaina, im Schwediſchen Klint, Klett, und im Isländ. Klettur, ein Berg, Hügel; wohl nicht von klettern, klimmen, Schwed. Klaenga, weil man ſolche Oerter hinan klettern muß, ſondern ohne Zweifel, ſo fern alle dieſe Wörter den Begriff der Verbindung haben, eine Maſſe mehrerer mit einander verbundener Theile zu bezeichnen. Siehe Klunker.

2. Der langen Vertiefung. Ein enges zwiſchen Bergen gelegenes Theil, beſonders im Oberdeutſchen. Das Schloß liegt auf einem Horn des Berges Blauen, da kommt man durch dieſe Klingen, Wurſtiſen bey dem Friſch. Um Mittag kamen wir auf Höhen, und hatten unter uns eine faſt tiefe und enge Klinge, Felix Faber, eb. daſ. Gebirg, Klingen und wüſte Wälder, Hans Sachs. Ein Bach heißt bei dem Ottfried im männlichen Geſchlechte ein Klingo, bey dem Notker aber im weiblichen Chlinga. Die von ſtarken Regengüſſen ausgeriſſenen Vertiefungen, beſonders an abhängigen Orten, heißen im Oberdeutſchen Klingen, an andern Orten Schluchtern. Die kleinen flachen Canäle fließenden Waſſers, worin die Brunnenkreſſe erzeuget wird, ſind in Thüringen unter dem Namen der Klingen, im g. L. der Klinkern, bekannt, und in Franken heißen die Gräben, welche das Waſſer aus den Weingebirgen ableiten, Klingen. Im Niederſ. iſt Klinke, eine Falte in der leinenen Wäſche, imgleichen ein winkeliger Schnitt oder Riß, Klinkenmauen, in Falten gelegte Aermel, klingen, klinken, einklinken, in Falten legen. Es ſcheint in dieſer Bedeutung mit dem Worte Klinſe, Klunſe, eine Spalte, ein Riß, von klieben oder klaffen abzuſtammen; wo es nicht vielmehr unmittelbar zu dem vorigen Worte gehört, indem die meiſten Wörter, welche eine Höhe bezeichnen, auch eine Tiefe bedeuten;

ten; wie Wall und Vallis, Bak, Deich, und Teich, Damm, Kimme, Katze, und viele andere mehr.

2. Klinge, ein Wort, welches überhaupt den Begriff eines langen vorn ſpitzig zulaufenden dünnen Körpers zu haben ſcheint, aber nur noch in engerm Verſtande den eiſernen oder ſtählernen eigentlich ſchneidenden oder ſtechenden Theil eines Meſſers, aller Arten der Degen, und Schwerter, der Senſen, Futtermeſſer, und vielleicht noch anderer ähnlicher Werkzeuge mehr, bezeichnet; im Gegenſatze des Gefäßes, Heftes, oder Stieles. In engerer Bedeutung die Klinge eines Degens. Daher die figürlichen R. A. Jemand vor die Klinge fordern, ihn zum Zweykampfe auffordern. Eine Sache mit der Klinge, durch die Klinge entſcheiden. Ueber die Klinge ſpringen laſſen, niederhauen, im Kriege. Nicht bey der Klinge bleiben, nicht bey der Sache bleiben, die Streitfrage verändern.

Figürlich führt in Thüringen ein länglich ovales Stück Feldes, welches einer gewöhnlichen Meſſerklinge gleicht, den Namen der Klinge.

Im Holländ. Klinge, Klinke, im Schwed. Klinga. Die gemeinſte Meinung leitet es von klingen her, wegen des klingenden Geräuſches, welches die Degenklingen in einem Gefechte machen. Siehe Klinke, welches mit dieſem Worte verwandt iſt. Die Niederſachſen brauchen von einem Meſſer dafür Lämmel, Lemmel, Holländ. Lemmer, Lat. Lamella, Lamina, Fr. Lame, Allumelle, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Lambel, Lamel.

Daher wird in den Gewehrfabriken ein Schmid, welcher die Degen und Säbelklingen verfertigt, der Klingenſchmid genannt. Bey den Meſſerſchmieden führen diejenigen Arbeiter, welche die Klingen zu den Meſſern verfertigen, den Namen der Klingenſchmide, zum Unterſchiede von den Beſchalern.

Der Klingenſchmid, Lat. Faber enſium führt zwar ſeinen Namen von den Degen = Säbel = und

Hirſchfängerklingen; er ſchmiedet aber auch, wenn es verlanget wird, Bayonnette und Ladeſtöcke zu den Musketen.

Die Degen und Säbel erfordern die ſtärkſten Proben der Stärke, Härte und Elaſticität des Stahles. Doch muß man nicht verlangen, daß dieſe drey Eigenſchaften zugleich mit der Dichte in einer einzelen Klinge in größter Vollkommenheit angetroffen werden. Die Stärke wird durch wenigere Länge und mehrere Dicke oder durch ſtarken Rücken der flachen Seiten vermehrt, und dieſes hindert eine ſehr große Biegſamkeit. Der höchſte Grad der Härte hat nur bey kurzen Hirſchfängern und Jägerklingen Statt. Man hauet mit denſelben Eiſen und ungehärteten Stahl ab; ſie laſſen ſich aber nicht wohl zu einem Bogen, wie dünne, lange Klingen biegen. Die Kunſt beſteht darin, dieſe drey Eigenſchaften nach den Umſtänden möglichſt zu vereinigen.

Die ſpaniſchen Stoßklingen ſind wegen ihrer großen Länge, Leichtigkeit und guten Proportion, bekannt; ſ. Th. IX. S. 57. Die türkiſchen Säbel werden vorzüglich wegen des dazu genommenen damascirtes Stahles geachtet; ſ. Th. VIII. S. 643. fgg. In Solingen macht man alle Arten der Klingen faſt für die ganze Welt, und durch innere Güte und wohlfeilen Preis vorzüglich; ſ. Th. IX. S. 56. Die ſo genannten ſolinger Wolfsklingen, (ſ. Th. IX. S. 58.) von dem Meiſter J. Wolf, welche mit einem eingeätzten Wolfe bezeichnet ſind, beſitzen eine ſo große Federkraft, daß man ſie über $\frac{1}{3}$ ihrer Länge nieder biegen kann, worauf ſie ſogleich wieder gerade ſpringen. Auſſer der Güte des Stahles, und der Geſchicklichkeit der Meiſter, beruhet auch die große Federkraft dieſer Klingen darauf, daß ſie erhabene flache Seiten, ohne Rücken, haben, und daß ſie dünn und beym Schleiſen beſon=

beſonders von der Parirung, bis zur Spitze, wohl proportionirt ſind.

Die Hauptvorzüge einer vortheilhaften Klingen-Fabrik ſind: 1. Hinreichende Steinkohlen, und guter Gärbeſtahl, dem ſteyermärkiſchen gleich. Man muß alles Stahlgärben mit Steinkohlen verrichten können, welches verurſachet, daß der Stahl von geſchickten Schmieden beſſer und dichter, als mit Holzkohlen, geſchweißet werden kann. Das Ausſchmieden muß mit leichten Hämmern, damit der Stahl nicht geſprenget werde, geſchehen. 2. Durch guten Abſatz muß die Fabrik im Stande ſeyn, die verſchiedenen Arbeiten durch verſchiedene Arbeiter verrichten zu laſſen. Einige müſſen die Schwertmaſſen unter dem Kneiphammer ſchmieden, u. ſ. f. welches geübte und hurtige Arbeiter gibt. 3. Daß beſondere Meiſter ſich blos mit dem Schmieden vor der Hand beſchäftigen. 4. Daß man unter mehrern Schleifern und Schleifmühlen möge wählen können. 5. Daß das Härten, weil es eine deren Arbeiten, die die größte Genauigkeit erfordern, iſt, durch eigene Meiſter geſchehe.

Der Stahl hiezu muß rein und frey von Eiſenſträngen, auch wohl gegärbt, im höchſten Grade dich, ſtark geſchmiedet, und von Schlacken und Ritzen völlig frey ſeyn. Das Gärben muß ohne das bey andern Stahlſchmieden gebräuchliche Umlegen des Eiſens geſchehen. Es iſt eigentlich die Arbeit, durch welche die Zähigkeit des Stahles ohne merklichen Verluſt ſeiner Härte befördert wird. Das Einlegen des Eiſens mitten in den Stahl, welches an einigen Orten für die Klingen gebräuchlich iſt, vermehrt zwar die Zähigkeit, der Stahl verliert aber auch dadurch viel an ſeiner Federkraft, und wird geneigt bey ſtarkem Angriff gelähmt oder gebogen zu werden. Solcher Stahl kann für Brodmeſſer ꝛc. welches einem ſtarken Bre-

chen ausgeſetzt iſt, nützlich ſeyn. Eben ſo kann Stahl mit einem Eiſenſtrange für grobe Schlagfedern in Flintenſchlöſſern, zu Ladeſtöcken, Bogen, Wagenfedern, Tiſchgabeln, u. d. gl. aber nicht für Degenklingen, die eine vollkommene Elaſticität erfordern, vorzüglich ſeyn. Daher kömmt es, daß Brennſtahl zu gedachten Federarten undienlich iſt; denn ſollen ſie nicht ſpringen, ſo muß man einen Eiſenſtrang mitten in dieſelben legen, und beym Härten muß der Stahl über das Blaue weg bis zur Waſſerfarbe anlaufen, wobey aber faſt alle Härte und Elaſticität verloren geht.

In Frankreich theilt man die Degenklinge in drey Theile. 1. Die Parirung, Fr. le Talon, d. i. das hinterſte merklich ſtärkere Stück der Klinge, unter der Angel (Soie), zunächſt des Stichblattes (Garde). 2. Die Schwäche, le foible, d. i. der vordere Theil der Klinge, nach ihrer Spitze zu. 3. Die Stärke, le fort, d. i. der Theil zwiſchen der Parirung und der Schwäche. In Deutſchland hat man eine andere Eintheilung. Hier heißt der Theil vom Stichblatte bis zur Mitte der Klinge, die ganze und halbe Stärke; und der dritte und vierte Theil der Klinge, bis gegen die Spitze hin, heißt die ganze und halbe Schwäche.

Die Klingen eines Degens, eines Hirſchfängers, und eines Säbels, werden alle nach einerley Handgriffen geſchmiedet, auſſer daß dieſe oder jene eine andere Geſtalt erhalten. Jede Klinge bekömmt eine eiſerne Angel; und ein Stück der Klinge ſelbſt, unter der Angel, iſt gleichfalls von Eiſen. Je ſchlechter die Klinge iſt, deſto länger iſt auch dieſer eiſerne Theil, ſo, daß er bey ſehr geringen Klingen wohl 2 bis 3 Zoll lang ſeyn kann; bey feinen aber beträgt er etwa nur ½ Zoll. Die Angel mit dem Eiſen in der Klinge wird aus einem Stücke geſchmiedet, und die ſtählerne Klinge

ſelbſt

ſelbſt ſchweißt der Klingenſchmid beſonders aus. Die Gewehrfabriken unterhalten einen kleinen Schwanzhammer, worunter man ſowohl das Eiſen, als auch den Stahl, zu flachen Schienen oder Zainen ausſtreckt, woraus nicht allein die Klingen, ſondern auch die übrigen Arbeiten der Klingenſchmiede, weiter ausgebildet werden. Ein ſolcher Hammer iſt ungefähr 20, bis 40 Pfund ſchwer. Wenn ſowohl die Angel mit dem obern eiſernen Theile der Klinge, als auch die Klinge ſelbſt, gehörig unter einem gewöhnlichen Hammer ausgeſtreckt iſt, werden beyde Metalle zuſammen geſchweißet. Alles dieſes bleibt bey Klingen gleich; allein die weitere Ausarbeitung der Klingen richtet ſich nach ihrer verſchiedenen Geſtalt.

Die Degenklingen ſind entweder durchgängig vierkantig, doch ſo, daß jeder Durchſchnitt eine rautenförmige Figur gibt, oder die Kante auf jeder flachen Klinge iſt etwas niedergedrückt; oder ſie haben, ſtatt dieſer Kante, unter der Angel eine Hohlkehle; oder ſie erhalten unter der Angel eine Parirung. In den beyden erſten Fällen, und in dem leztern Falle, kann der Klingenſchmid die Klinge unter dem Hammer aus freyer Hand ausbilden, wenn er es der Geſchwindigkeit wegen nicht etwa für gut findet, ſeine Arbeit durch ein Geſenke zu erleichtern. Hat aber die Klinge unter der Angel eine Hohlkehle, ſo muß dieſe nothwendig durch Hilfe eines Geſenkes ausgehöhlet werden. Die Geſenke dieſer Art beſtehen, wie alle übrigen (ſ. Th. XVII, S. 531, fgg.) aus einer Unterlage, Fig. 2201, und einem Senkhammer, Fig. 2203. Beydes, ſowohl die Bahn der Unterlage, welche die Hohlkehle bilden ſoll, als auch die Bahn des Senkhammers, müſſen walzenförmig ſeyn, und einerley Größe haben. Dieſe hängt aber wieder von der Breite und Tiefe der Hohlkehle, die man aushöhlen will, ab. Daher hat der Klingenſchmid ſchmahle und breite Geſenke dieſer

Art.

Art. Bey dem Gebrauche befeſtigt er die Unterlage, Fig. 2201. in ſeinem Falze auf der Bahn eines Amboſſes, a, Fig. 2202, legt auf die abgerundete Unterlage die Stelle der rothwarm gemachten Klinge, die er vertiefen will, und ſetzt gerade über der Unterlage, auf die oberſte Seite der Klinge den Senkhammer. Durch einige Hammerſchläge auf den Senkhammer wird zugleich eine Hohlkehle auf jeder flachen Seite der Klinge ausgebildet. Dieſe Arbeit verrichten zwey Perſonen. Die eine hält den Senkhammer, und zieht zugleich die Klinge zwiſchen den Geſenken nach der Länge; und die zweyte Perſon ſchlägt mit einem ſtarken Hammer auf den Senkhammer.

Der Rücken, und die Seitenflächen der Säbelklingen, werden blos unter dem Hammer ausgearbeitet, und eben dieſes gilt auch von der Krümmung. Die Hohlkehlen hingegen müſſen gleichfalls in den Geſenken auf gedachte Art vertiefet werden. Jede Säbelklinge erhält auf der flachen Seite zwey Hohlkehlen, eine ſchmahle kurz unter dem Rücken, und eine ziemlich breite gegen die Mitte der Klinge, nach der Breite gerechnet. Dieſe Hohlkehlen ſind ſo lang, als die Klinge ſelbſt; und es verſteht ſich von ſelbſt, daß man zu der ſchmahlen Hohlkehle ein dünnes, zu der breiten aber ein ſtarkes Geſenke wählen muß.

Der Hirſchfängerklinge giebt der Klingenſchmid gewöhnlich eine vierkantige und ſtarke Parirung. Unter dieſer erhält die Klinge mit einem Setzhammer (ſ. Th. XXI, S. 344.) einen Anſatz, und nimmt bis an die Spitze ſtäts an Stärke ab. Die Parirung bekömmt keine Hohlkehle, aber wohl der vordere Theil der Klinge in der Mitte der Flächen. Wenn die Klingen auf ſolche Art ausgeſchmiedet, und gebildet ſind, werden ſie durch den Härter und Schleifer zur

Vollkommenheit gebracht, wie ich weiter unten zeigen werde.

Eine dreyeckige Klinge mit einer ſcharfen Spitze, Fig. 2204. wird ein Bayonnet genannt. Es beſteht daſſelbe aus zwey Theilen, der Dille (Tille) a b c, und der Klinge, c d. Die Dille beſteht aus einer kurzen Röhre, a b, und einem dünnen gekrümmten Arme b c. Die ganze Dille, nebſt dem Hintertheile der Klinge c d, werden von Eiſen geſchmiedet, die Spitze c d der Klinge hingegen iſt von Stahl. Die breiteſte Seite dieſer dreykantigen Klinge iſt glatt, den beyden ſchmahlen Seiten aber ſind hohl geſchliffen. Aus dem Zuſammenhange der Beſchreibung erhellet, daß die Dille aus einem Stücke Eiſen geſchmiedet wird, und daß der Klingenſchmid die ſtählerne Spitze der Klinge c d beſonders ausſchmieden, und mit dem unterſten Theile der Klinge an der Dille zuſammen ſchweißen muß. Die Röhre a b wird erſt zu einer flachen Platte ausgeſtreckt, hernach aber um einen runden und ſtarken Dorn, welcher nach dem Kaliber des Gewehres abgemeſſen iſt, mit dem Hammer gewickelt, und zuſammen geſchweißet. Den Arm b c, ſtreckt der Profeſſioniſt unter dem Hammer aus, und krümmt ihn auf einem Sperrhorne. Die Klinge c d kann der Hammer zwar dreykantig ſchmieden, alle Flächen aber bleiben nur glatt. Die beiden kleinen Seiten dieſer Pyramide werden, bereits erwähnter Maßen, ausgehöhlet. Der Profeſſioniſt macht, in dieſer Abſicht, mit einer ſtarken und runden Finne des Hammers, auf jeder dieſer beyden Flächen, kurz über dem Arme b c, in c einen Anſatz, und bringt die Flächen hierauf in ein Geſenke, Fig. 2205. Die Vertiefung a dieſes Geſenkes iſt nach der Geſtalt der beyden hohlen Seiten der Klinge, zuſammen genommen, ausgehöhlt, und man darf daher dieſe Seiten nur in den Einſchnitt des Geſenkes rothwarm legen, ſo erhalten

ſie,

ſie, durch einige Schläge des Hammers auf die größte Seite der Klinge, ihre Aushöhlung.

Eine Arbeit des Klingenſchmides, iſt auch der eiſerne Stock, welcher an einem Gewehre in ſeinen Mütterchen ſteckt, und womit die Ladung eingeſtoßen wird, oder der ſogenannte Ladeſtock. Sein dünner Theil wird aus Stahl geſchmiedet, damit der ſchwache Stock beym Laden ſich nicht biege, unten aber wird ein ſtarker eiſerner Stämpel angeſchweißt. Von dieſem Stämpel läuft der Ladeſtock nach und nach immer dünner und ſpitziger zu. Das Hammerwerk liefert dem Klingenſchmiede zu den Ladeſtöcken flache Schienen von Stahl, welche ziemlich die Dicke des ſtählernen Theiles an dem Ladeſtocke haben. Der Klingenſchmied zerſchrotet dieſe Schienen zu kleinern Zainen, und dieſe ſchmiedet er unter dem Hammer, ſo gut, wie möglich, rund. Der eiſerne Stämpel wird durchgängig nur aus freyer Hand geſchmiedet, und mit dem Stahle zuſammen geſchweißt. Damit aber der ſtählerne Theil des Ladeſtockes völlig rund werde, wird er in einem Geſenke geglättet. Hiezu gehören abermal zwey Theile: eine Unterlage, Fig. 2206. die gleichfalls auf der Bahn eines Amboſſes, a, F. 2202, befeſtigt wird, und ein Senkhammer, F. 2207. Auf der Bahn des Hammers und des Geſenkes, iſt eine Vertiefung a, nach einem halben Cylinder ausgehöhlt, und beyde Vertiefungen müſſen gleich groß ſeyn. Ein Arbeiter legt den Ladeſtock rothwarm in die Aushöhlung der Unterlage, F. 2206, ſetzt die Vertiefung des Senkhammers, Fig. 2207, gleichfalls auf den Stahl, und zieht den Ladeſtock in dem Geſenke beſtändig etwas nach ſich; ein zweyter Arbeiter muß aber zugleich mit einem ziemlich ſtarken Hammer auf den Senkhammer ſchlagen. Zur Vervollkommnung wird endlich der Ladeſtock, ſo wie alle vorerwähnte, von dem Klingenſchmiede verfertigte

fertigte Stücke, dem Härter und Schleifer übergeben.

Unter den Härter verſteht man in Gewerbfabriken denjenigen Arbeiter, welcher Klingen, Ladeſtöcke, und andere Geräthe, welche die Härte erhalten ſollen härtet. Die meiſten unter dieſen Profeſſioniſten verſtehen weiter nichts, als gedachte Stücke auf eine gute Art in Waſſer zu härten. Einige unter ihnen beſitzen über dem noch das Geheimniß, auf Eiſen und Stahl Figuren zu äzen, und dieſe Metalle zu vergolden. In ihrer Werkſtätte ſteht neben der Eſſe ein großer Härttrog, und ein Amboß. Auf dem Amboßſtocke iſt noch eine ſtarke Gabel von Eiſen befeſtigt. Ehe der Profeſſioniſt ein Stück härtet, es mag nun eine Klinge, oder ein Bayonnet, oder ein Ladeſtock, ſeyn, muß er es prüfen, ob es gerade ſey. Er hält es daher vor ſeinen Augen gegen das Licht, und beſieht es von allen Seiten. Findet er ein Stück, welches ſich geworfen hat, ſo ſchlägt er es entweder mit dem Hammer auf dem Amboße gerade, oder er biegt es in der oben gedachten eiſernen Gabel kalt gerade. Die tauglichen Stücke werden ſogleich einzeln in einem langen Feuer rothwarm gemacht, und langſam in den Härttrog geſteckt. So wie überhaupt alle ſchneidende Geräthe, wie ich im X. Th S. 658, f. gezeigt habe nach dem Härten wieder auf glühenden Kohlen habergelb anlaufen, und ſodann abermal in kaltes Waſſer getaucht werden müſſen: ſo gilt dieſes auch von den Klingen, und allen ähnlichen Stücken.

Das Journal de Paris führt einen Verſuch an, den man in Frankreich gemacht hat, um Couteauklingen von ſolcher Güte zu härten, daß man die härteſten Holzarten, als: Franzoſen- und Ebenholz, auch Knochen, ohne Merkmale der Beſchädigung damit hat hauen können. Dieſes Mittel beſteht darin, daß man die Klingen bis an das Heft in kochendes Fett ſteckt, und zwey Stunden darin kochen, und

nachdem man ſie wieder heraus genommen, langſam hat erkalten laſſen.

Die gehärteten Waaren überliefert der Härter zwar dem Schleifer; er erhält aber nach dem Schleifen und Poliren diejenigen Stücke wieder zurück, die geätzet, und vergoldet werden ſollen. Beydes, das Aetzen und das Vergolden, ſind Geheimniſſe; und wenn der Härter ſich mit dieſer Arbeit beſchäftigt, vermeidet er ſo gar die Gegenwart ſeiner Profeſſionsverwandten, wenn ſie nicht um das Geheimniß wiſſen. Auf jeder Fabrik pflegen auch nur zwey oder drey Perſonen zu ſeyn, die das Aetzen, und inſonderheit das Vergolden, verſtehen, und dieſe bringen es nur ihren nächſten Anverwandten wieder bey. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, bedienen ſich dieſe Profeſſioniſten bey dem Aetzen keiner andern Mittel, als derjenigen, die jedem Schwertfeger bekannt ſind. Siehe die Art. Blau angelaufen, im V. Th. S. 609, fgg. und Damascener Arbeit, im VIII. Th. S. 642, fgg. Das Ende der Klinge, worauf Figuren geätzet werden ſollen, wird mit Wachs, und in den Fabriken vermuthlich nur mit Leinoehl beſtrichen. Im letztern Falle muß das Leinöhl erſt antrocknen, ehe man mit einem Grabſtichel, oder einer Radiernadel die Figuren abzeichnen kann. Die vertieften Züge der Figuren werden mit Scheidewaſſer ausgefüllet, und eben deshalb muß die Fläche mit einer fettigen Materie überſtrichen werden, wodurch das Scheidewaſſer in den Zügen eingeſchränket wird. Das Scheidewaſſer aber äuſſert ſeine Kraft deſto beſſer, wenn man die Angel der Klinge warm macht, oder die ganze Klinge nur auf eine warme Stelle legt. Es iſt leicht zu erachten, daß ſtärkere Züge auch mehr Scheidewaſſer faſſen, als ſchwache, und daher beſtimmt der Grabſtichel die Wirkung des Scheidewaſſers. Wenn dieſer ſtarke Spiritus genug gewirket hat, ſchaffet man ihn mit Waſſer wieder weg,

und

und das Wachs wird gleichfalls abgeſchmolzen. Vielleicht hat der Härter noch einige kleine Handgriffe, wodurch er ſich das Aetzen erleichtert.

Nach dem Vergolden des Stahles und Eiſens im Feuer, fragt man, wenigſtens in unſerer Gegend, vergebens. Das Amalgama von Gold und Queckſilber, welches man zu dieſer Arbeit zubereitet, iſt bekannt genug; die Schwierigkeit liegt aber darin, wie die Härter dieſe Maſſe auftragen; denn das Queckſilber hängt, bekannter Maßen, mit dem Eiſen und Stahle nicht zuſammen. Die Neigung der mehreſten Profeſſioniſten in den Fabriken, in Kleinigkeiten zurück zu halten, um hiedurch ihrer Perſon einen höhern Werth beyzulegen, macht es wahrſcheinlich, daß man das Vereinigungsmittel nicht ſo leicht erforſchen wird. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Arbeit künſtlich iſt, denn die Härter pflegen nicht nur die Parirung der Klingen zu vergolden, ſondern die Fabrik zu Solingen liefert auch ſeit einiger Zeit Klingen, deren Parirung zugleich ſchwarzblau angelaufen, und mit vergoldeten Figuren belegt iſt, die man vorher geätzt hat. Die übrigen Eiſenarbeiter wiſſen es zum Theil eben ſo gut, wie man das Eiſen blau anlaufen läſſet; allein, wie mit dieſem blauen Anſtriche zugleich vergoldete Figuren vereinigt werden, das verſtehen bis jetzt nur einige Perſonen in der Fabrik zu Solingen.

Endlich ſind die von dem Klingenſchmiede verfertigten und gehärteten Stücke noch zu ſchleifen. Die in den Meſſerfabriken gebräuchliche Schleifmühle werde ich an ſeinem Orte beſchreiben. In Gewehrfabriken muß eine Mühle dieſer Art nicht nur in Abſicht des Mühlenwerkes ſtärker ſeyn, ſondern ſie hat auch weit mehr Mannichfaltiges. Das erſte iſt deshalb nöthig, weil hier ſtärkere und mehrere Steine und Polirſcheiben beweget werden; das letztere aber, damit man Stücke von verſchiedener Geſtalt abſchlei-

ſen könne. Eine ähnliche, und nach Beſchaffenheit der Umſtände noch mannichfaltigere, Einrichtung muß eine Schleifmühle haben, die in einer großen Stadt zum Gebrauch der mehreſten Eiſenarbeiter angeleget wird. Eine ſolche Schleifmühle ſtellt Fig. 2208. dar. Die Welle A B. des Waſſerrades A, trägt zugleich auf dem andern Ende ein ſtarkes Kammrad B, deſſen Zähne auf jeder Seite in ein Getriebe C D, greifen. Auf der Spitze der Welle D E, ſteckt ein ſtarker Schleifſtein E, welcher ziemlich 1 Fuß dick iſt, worauf die glatten Flächen der Klingen geſchliffen werden. Zugleich trägt eben dieſe Welle ein ſtarkes Schnurrad F, deſſen Stirn nicht nur ausgehöhlt, ſondern auch ſo breit iſt, daß zwey bis drey Taue darauf neben einander liegen können. Dieſe werden mit Theer beſtrichen, denn ſie vereinigen, vermittelſt der Rollen G und H, das Schnurrad F mit 2 bis 3 kleinen Wellen, und ſetzen dieſe zugleich mit dem Schnurrade in Bewegung. Die gedachten kleinen Wellen, G I, H K, tragen Schleifſteine oder Polirſcheiben, I und K; dieſe laſſen ſich aus ihrem Zapfenlager nehmen, um andere dagegen einzulegen. Man bemerkt daher in dieſen Schleifmühlen, Wellen mit Polirſcheiben und Schleifſteinen in ziemlicher Anzahl, und von verſchiedener Geſtalt und Größe. Einige haben zwar auch eine glatte Stirn, bey andern aber ſind auf der Stirn 6 bis 7, und mehrere Parallelreifen ausgehauen. Nicht nur die Reifen, ſondern auch die Vertiefungen zwiſchen ihnen ſind rund, und beyde haben eine verſchiedene Größe. Alles, was bis jetzt von dieſen Schleifſteinen mit Ringen geſagt iſt, wird Fig. 2209 begreiflich machen. Es iſt nunmehr nicht nöthig, von dem Schnurrade L, und den kleinen Wellen, M N, O P, die das Rad vermöge der Taue bewegt, etwas zu ſagen; denn man darf hier nur in Gedanken dasjenige, was kurz vorher geſagt wor-

worden iſt, wiederholen. Neben dieſem Mühlenwerke, und überdem noch wohl in den Bohrmühlen, wird ein beſonderes Waſſerrad Q, mit einem Kammrade R, angebracht, welches durch das Getriebe S, einen ſtarken Schleifſtein T, treibt. Dieſer Schleifſtein iſt unter allen der ſtärkſte, und es werden auf demſelben die Röhren zu den Flintenläufen abgeſchliffen. Er muß zum öftern geſchärfet werden. Dieſer und alle übrige Steine laufen in einem hölzernen Troge, in welchen auf jeder Seite des Schleifſteines eine hölzerne Rinne von dem Waſſergerinne Waſſer herbey leitet. Jede Rinne ergießt zugleich ihr Waſſer auf ein Zapfenlager der Welle, und kühlt den Zapfen ab.

Was bey dem Schleifen der Meſſer im Kleinen gilt, findet auch größtentheils bey den Klingen Statt. Man ſchleift die ebenen Flächen dieſer Klingen auf dem großen Schleifſteine E, Fig. 2208, eben ſo wie in den Meſſerfabriken. Der einzige Unterſchied iſt, daß bey den Degen = Säbel = und Hirſchfängerklingen oft Hohlkehlen auszuſchleifen vorfallen; allein die Schwierigkeit wird durch die Einrichtung der Schleifmühle völlig gehoben. Auf der Stirn der Schleifſteine mit Reifen, F. 2209, wechſeln, bereits erwähnter Maßen, große mit kleinen Reifen ab; der Schleifer darf alſo nur einen Reif ſuchen, welcher in die Hohlkehle paſſet. Ueberhaupt verlangt man von ihm weiter nichts, als daß er die Klinge gut auf jedem Schleifſteine zu lenken wiſſe; denn das übrige thut das Mühlenwerk nebſt dem Schleifſteine ohne ſein Bemühen. Die Polirſcheibe, welche hier mit Leder überzogen iſt, richtet ſich ſtets nach dem Schleifſteine. Folglich wird zu den ebenen Flächen eine glatte, zu den Hohlkehlen aber eine reifige Polirſcheibe gewählt. Grobe Klingen erhalten ihre Politur nur mit Schmirgel und Baumöhl, und beydes

wird, vermiſcht, blos auf das Leder der Scheibe geſchmiert. Soll aber die Klinge eine vorzügliche Glätte erhalten, ſo bringt man ſie, wenn ſie geſchmirgelt iſt, noch auf beſondere Polirſcheiben, die mit zerſtoſſenem Blutſteine, und in manchen Fabriken auch mit Kohlenſtaube beſtreuet werden. Das mineraliſche Waſſer, womit die Fabrik zu Solingen ihre Klingen härtet, ſoll viel dazu beytragen, daß dieſelben eine vorzügliche Politur annehmen.

Alle fertige Klingen müſſen eine Probe ihrer Güte ausſtehen. Eine Perſon, die vor andern Kräfte hat, hauet mit der flachen Klinge einige Mahl auf einen Klotz; und wenn die Klinge bey dieſer Probe nicht zerſpringt, wird ſie für tüchtig erklärt. Die Probe der Klingen der ſchwediſchen Kronlieferanten iſt, daß die Klingen ſich bis auf $\frac{1}{3}$ ihrer Länge biegen laſſen, und dann wieder ohne Lähmung, Krümmung oder Brüche gerade ſpringen. Die Stärke des Stahles wird durch einen ſtarken Hieb in einen Birkenſtock geprüft, welches die Klinge, ehe ſie für gut erkannt werden kann, aushalten muß.

Das Rohr an dem Bayonnete, a, b, Fig. 2204, ſteckt der Schleifer beym Schleifen auf einen langen Dorn, der an einem Ende ein Kreutz hat. Das entgegen geſetzte Ende des Dornes wird dergeſtalt in ein Zapfenlager geleget, daß das Rohr den Schleifſtein berührt. Der Schleifer darf es nur auf dem Schleifſteine beſtändig im Kreiſe, vermittelſt des Kreutzes an dem Dorne, umdrehen. Es wird nur mit einer Schlichtfeile polirt, ſo wie auch der gekrümmte Arm b c. Die ebene Seite der Klinge c d ſchleift man auf einem glatten Schleifſteine ab; und auf einer ähnlichen Polirſcheibe werden beyde Stücke auch mit Schmirgel und Baumöhl polirt. Die beyden ausgehöhlten Seiten der Klinge hingegen muß der Schleifer auf einem Steine mit Reifen, Fig. 2209, ausſchleifen,

und auf eben ſolcher Polirſcheibe mit Schmirgel und Baumöhle glätten. Die Reife an der Kante des Schleifſteines thun hiebey die beſten Dienſte, weil der Schleifer auf dieſen das Bajonnet am bequemſten dergeſtalt lenken kann, daß der Stein die hohle Fläche in allen ihren Puncten berührt.

Eben dieſelben Steine und Polirſcheiben mit Reifen, Fig. 2209, müſſen auch das Schleifen und Poliren des Ladeſtockes erleichtern. Man kann denſelben aber nicht auf einem Reife, ſondern nur in einer Vertiefung zwiſchen zwey Reifen abſchleifen; daher ſind dieſe Vertiefungen gleichfalls rund ausgehöhlt. Der Schleifer hat hiebey nichts weiter zu thun, als daß er den Ladeſtock auf dem Schleifſteine, ſeiner Länge nach zieht, und ihn zugleich im Kreiſe umdrehet. Eben dieſes gilt auch von dem Poliren auf den Polirſcheiben, die nur vorher mit Schmirgel und Baumöhle beſtrichen werden.

Klinge, (Damaſcener=) ſ. im VIII. Th. S. 643.
— — (Degen=) ſ. im IX. Th. S. 56, fgg.
— — (Dreykantige=) ſ. im IX. Th. S. 58.
— — (Fuchtel=) ſ. im XV. Th. S. 422.
— — (Futter=) ſ. im XX. Th. S. 592.
— — (Hau.) ſ. im IX. Th. S. 56, und im XXII. Th. S. 252.
— — (Hau=) der Hufſchmiede; ſ. im XXV. Th. S. 442, und die dazu gehörige Fig. 1455.
— — (Hirſchfänger=) ſ. im XXIII. Th. S. 759. und oben, S. 572.
— — (Hobel=) ſ. im XXIV. Th. S. 23 und 24.
— — (Hohl=) ſ. im XXIV. Th. S. 247.
— — (Panduren=) ſ. im XXIII. Th. S. 759.
— — (Rapier=) ſ. in R.
— — (Säbel=) ſ. oben, S. 572.

Klinge, (Schieß-) der Nadler, ſ. im IX. Th. S. 486.
— — (Schilf-) ſ. im IX. Th. S. 58.
— — (Solinger) ſ. im IX. Th. S. 56 und 58.
— — (Spalt) ſ. Meſſer der Böttcher, der Stuhlmacher.
— — (Spaniſche) ſ. im IX. Th. S. 57.
— — (Stoß) ſ. im IX. Th. S. 56.
— — (Wolfs) ſ. im IX. Th. S. 58, und oben, S. 570.
— — (Ziegler-) ſ. im IX. Th. S. 59.
Klinge-Beutel, ſ. Klingel-Beutel.
Klingen-Fabrik, ſ. oben, S. 571.
Klingen-Möhre, ſ. Zucker-Wurzel.
Klingen-Schmid, ſ. oben, S. 569.
Klingel, eine kleine Glocke, in Zimmern, um Bediente zu rufen, oder auch an Thüren, (Hausklingel, Hausthürklingel,) welche vermittelſt einer Schnur oder eines Drahtes mit dazu gehörigen Winkeleiſen gezogen wird; Klöckchen, Schelle, Fr. Clochette, Echelette, Sonnette. Die Wörter Schelle, und im Hochdeutſchen Klingel, bezeichnen nicht blos Glocke, ſondern ihr ganzes Zubehör, oder den ſogenannten Klingelzug.

Daher klingeln, vermittelſt kleiner klingender Werkzeuge einen wiederholten Klang hervor bringen. Beſonders vermittelſt kleiner Glocken oder Schellen; Fr. Sonner la clochette; im Niederſ. pingeln, im Engl. gingle. Einem klingeln, ihm mit einer kleinen Glocke ein Zeichen geben, daß er kommen ſoll. Dem Diener klingeln; Fr. Sonner pour appeller ſon valet. Seinen Leuten klingeln, Fr. Sonner ſes gens. An der Thüre klingeln, vor der Thüre ſtehen, und an dem Glöckchen ziehen, damit die Thür geöffnet werde; an andern Orten ſchellen; Es klingelt, oder ſchellt Jemand an der Thüre.

Anklingeln, an die Klingel ziehen, beſonders um dadurch ein Zeichen zum Aufmachen der Hausthür zu geben, wofür man an einigen Orten, z. B. in Thüringen, anſchellen, ſagt. Vor einer Thüre anklingeln, Sonner la clochette d'une porte.

Das Zubehör und die Einrichtung einer Klingel, iſt eine Schlöſſerarbeit. Duhamel, in ſeiner Schlöſſerkunſt, beſchreibt ſie folgender Maßen (*).

„Jedermann weiß, wie bequem es iſt, um die Bedienten zu rufen, wenn man nur an einer Schnur ziehen darf, die entweder bey dem Kamine, oder am Bette, oder bey dem Schreibtiſche, befindlich iſt. Dieſe Schnur ſetzt eine Klingel in Bewegung, die ſich an dem Orte hören läſſet, wo ſich die Bedienten aufhalten, wenn gleich dieſer Ort von dem Cabinete oder Zimmer, das man bewohnt, weit entfernt iſt. Die Bewegung der Schnur wird der Klingel durch Eiſendrahte und Winkeleiſen mitgetheilt. Vermittelſt dieſer Winkeleiſen wiſſen die Schlöſſer, die in der Arbeit Klingeln zu ſtellen, erfahren ſind, den Draht in einem ganzen Zimmer herum zu ziehen; ſie führen ihn bis oben hinauf in die Häuſer, und wieder herunter in das untere Stockwerk, ſo, daß man die entfernteſten Klingeln mit geringer Mühe in Bewegung ſetzen kann.

„Diejenigen, welche die Klingeln anſchlagen, dürfen ſich vor den Scheidewänden, Mauern und Balken, die ſie auf ihrem Wege getroffen, gar nicht aufhalten laſſen, ſondern machen ein Loch hinein, und ziehen ihren Eiſendraht durch. Sie haben dazu Drill-Bohrer, Fig. 2210, mit Bohr-Eiſen, Fig. 2211 a) und b), welche 9 Zoll, bis 2 Fuß, und mehr,

 lang

(*) Nach Schrebers Überſetzung im 9. B. des Schauplatzes der Künſte und Handwerke, Lpz. und Königsb. 1769. gr. 4. S. 443. fgg.

lang ſeyn müſſen, um die Mauern Balken und dicken Scheidewände zu durchbohren. Man muß daher ſolche Bohreiſen haben, wie die Marmorarbeiter, womit ſie die Steine durchbohren; und wieder andere, wie die Tiſchler, womit ſie das Holz bohren. Auch haben ſie Spitzen, Fig. 2212, die am Ende verſtählt ſind; einige ſind 1. Fuß lang, andere zwey oder mehr; ſie ſind bisweilen ſehr nützlich, um die Löcher geſchwinder zu machen, wenn ſich inwendig in der Mauer Stücke Gyps oder Kalk befinden, welche die Spitze angreifen kann. An dieſe Spitzen ſchweißt man in a einen Abſatz, daß man ſie leicht wieder heraus ziehen kann, wenn man ſie mit dem Hammer mit Gewalt hinein geſchlagen hat. Man kann auch einige haben, die ſehr dünn ſind, und worin bey b herum ein Loch iſt, damit man den Draht damit durch die Löcher, wenn ſie gemacht ſind, durchſtecken kann. Bisweilen ſteckt man blos eine Nadel mit einem Bindfaden in das Loch, woran man den Draht befeſtigt hat, und zieht ihn damit durch. Ferner muß man ſtarke Beißzangen Fig. 2213. a) haben, um die Spitzen der Winkeleiſen, die etwa nicht recht eingeſchlagen ſind, wieder heraus zu ziehen; auch muß man Zangen mit ſchneidenden Mäulern haben, um den Draht abzukneipen. Es iſt ſehr gut, wenn man auch Drahtzangen, Fig. 2213. b), hat; einige mit runden Mäulern, um den Draht krumm zu biegen; andere mit viereckigen Mäulern, damit man den Draht faſſen, und ihn bequemer ziehen kann, als mit den Händen, wenn er widerſteht, oder wenn man denjenigen, der ſich krumm gebogen hat, wieder gerade richten will.

„Die Hämmer Fig. 2214. dienen, die Spitzen (F. 2212.) und auch die Dörner an den Winkeleiſen, die Krampen ꝛc. einzuſchlagen. Auf dem kleinen Horne, Fig. 2215, kann man das Ende an dem ſtarken Drahte biegen, woraus man die Federn macht, die man

man gemeiniglich auf einen runden Cylinder windet, den man mit einer Kurbel umdreht.

„Man gebraucht höchſtens dreyerley Arten von Winkeleiſen. Wenn der Nagel A, Fig. 2216 a), woran der Triangel B C D iſt, in die Mauer eingeſchlagen iſt, ſteht der Winkelhaken mit der Fläche der Mauer parallel. Das Winkeleiſen Fig. 2216. b) iſt von jenem nur darin unterſchieden, daß der Arm B etwas länger iſt, als der andere. An dieſen Arm befeſtigt man die Schnur, weil man, wenn ſie an einen längern Arm von Hebel gebunden iſt, die Klingel deſto leichter ziehen kann.

„Fig. 2218, ſtellt den Nagel A der Fig. 2215. und 2216, vor, den man in die Mauer oder in das Holz ſchlägt. Man macht niemal einen Mauerhaken daran, weil ſie in Gypſe ziemlich gut halten, und noch beſſer im Holze; und wenn man ihn in Mörtel befeſtigen müßte, dürfte man nur einen ſtarken hölzernen Keil in das Loch ſchlagen, worein man ein Loch macht, damit man die Spitze a vom Nagel hinein ſtecken könne. Der Theil b iſt rund, damit man ihn in das Loch c von den Triangeln BCD (F. 2216 a) und b)) ſtecken könne. Oben darauf ſetzt man den Ring c, worauf man das Ende des runden Theiles b vernietet.

„Wenn der Nagel A vom Winkeleiſen, Fig 2218. in die Mauer eingeſchlagen iſt, befindet ſich der Triangel BCD in einer ſenkrechten Stellung gegen die Mauer. Um nun dieſe Wirkung hervor zu bringen, macht man in den Nagel A, einen Stift oder Zapfen in C, der in das Loch B des Triangels, und in den Ring hinein geht, da denn alles durch die Vernietung des Zapfens feſt gehalten wird; und man ſieht alſo, daß die Bewegung des Dreyeckes mit dem Stifte am Nagel parallel ſeyn muß. Dergleichen Winkeleiſen werden in die Ecken geſetzt, oder wenn der Draht einen doppelten Winkel machen muß.

„Was

„Was die Klingeln betrifft, ſo ſetzte man ſie ehemals in kleine hölzerne Köpfe a, Fig. 2219, die von Zapfen b b gehalten wurden, die man in lange Kloben c c ſteckte, welche in die Mauer geſchlagen wurden. Einer dieſer Kloben iſt in Fig. 1220 beſonders vorgeſtellt. Man ſieht in f, 2219, ein Gegengewicht, welches die Klingel wieder in ihre ordentliche Stellung zu ſetzen diente; denn durch ihr Gewicht allein hätte ſie das Reiben aller Winkeleiſen nicht überwinden können. Jetzt aber hängt man faſt alle Klingeln an eine gewundene Feder g, F. 2221, 2223, und 2224 und um das Reiben der Winkeleiſen zu überwinden, bringt man eine andere gewundene Feder h, (Fig. 2223 und 2224) an, die den Draht i zieht, welchen man an denjenigen, der die Klingel zieht, in k befeſtigt. Man ſtellt dieſe zurück ziehende Federn auf verſchiedene Art, nachdem der Platz es erfordert, welches man ſich leicht vorſtellen kann; und ſie thun allemal eine ſehr gute Wirkung. Iſt der Draht von einem Winkeleiſen bis zum andern ſehr lang, ſo läſſet man ihn in kleinen Krampen l (Fig. 1221 und 2223) gehen. Eine von dieſen Krampen ſieht man F. 2222 beſonders.

„Will man ſich von der Bewegung der Winkeleiſen einen Begriff machen, ſo darf man nur die Augen auf Fig. 2221 werfen, und man wird leicht ſehen, daß man, wenn man an der Schnur f zieht, die Winkeleiſen a b c d e, in Bewegung ſetzen wird. Die Bewegung derſelben iſt durch punctirte Linien angedeutet. Es iſt ganz klar, daß man die Klingel h bewegt, wenn man die Schnur f herunter zieht. Wenn man nur ein wenig Ueberlegung braucht; ſo wird es gar nicht ſchwer fallen, die Winkeleiſen auf gehörige Art zu ſtellen; auch kann man dieſelben, ehe man ſie anſchlägt, auf verſchiedene Art drehen, bis man die rech-

rechte Stellung gefunden hat. Damit auch die Winkeleiſen durch die zurück ziehenden Federn nicht verrücket werden, ſchlägt man auf der Seite, wo ſie ſich nicht bewegen ſollen, einen eiſernen Nagel ein, der mit ii (Fig. 2221) bezeichnet iſt, worauf ſich der eine Arm von dem Winkeleiſen legt, wenn man die Schnur losgelaſſen hat.

„Man kauft den Eiſendraht in Packeten, die ringweiſe gewickelt ſind. Erſtlich muß man ihn in einem Ofen, oder in glühenden Kohlen ausglühen; man muß ſich aber wohl in Acht nehmen, daß er nicht verbrenne. Hierauf wird er gerichtet, und dieſes thut man, wenn man das eine End an einen Nagel befeſtigt, ein Stück Leder in die Hand nimmt, den Draht in dieſes Leder ſtark eindrückt, und rückwärts geht, um ihn durchzuziehen, wodurch er hinlänglich gerichtet wird.

„Die Arme B C D an den Winkeleiſen, Fig. 2216 a), und 2218, ſind zuweilen von Eiſen, meiſtentheils aber von gegoſſenem Meſſing, und ungefähr 2½ Zoll lang. Der Dorn oder Nagel A, Fig. 2216 a) und b), iſt 4 bis 5 Zoll lang, und der an den Winkeleiſen, (Fig. 2218) 6 bis 7 Zoll, und bey der Vernietung 5 bis 6 Linien dick.“

Da es bey häufigen Gewittern an mehrern Orten geſchehen iſt, daß der Blitz nicht allein an dem Drahte, woran Klingeln befeſtigt geweſen, ſondern auch an dem Drahte unter der verputzten Arbeit an Lambris ꝛc. herum gefahren iſt; wodurch ſich die Gefahr von neuem geäuſſert hat, nahe an ſolchem eiſernen Drahte ſich aufzuhalten; dem ungeachtet aber der Gemächlichkeit, entfernt wohnenden Perſonen ein Zeichen zu geben, nicht eben deshalb zu entſagen ſteht, ſo wurde in Nro. 26 des Leipz. Int. Bl. v. Jahr 1771. S. 291. angefragt: was für einer Art von Schnuren, die auch der äuſ-

ſern

ſern Witterung ausgeſetzt werden können, man ſtatt des eiſernen Drahtes ſich zu bedienen habe? Hierauf wurde in Nro. 31. deſſ. v. e. d. J. S. 357, die Nachricht ertheilt, daß man eine Art Schnuren verfertigen könne, welche aber beſonders dazu präpariret werden müſſen, die der äuſſerlichen Näſſe gänzlich wiederſtehen, und ſtatt des eiſernen Aufziehdrahtes, wie auch zum Berohren unter der verputzten Arbeit gebraucht werden können. Denn je länger dieſe Schnuren ſtehen, deſto härter und feſter werden dieſelben. Wollte man auch Schnuren von Schaf- oder Bocksdärmen dazu nehmen, ſo ſind dieſelben doch allemahl der Gefahr ausgeſetzt: 1. von der äuſſerlichen Näſſe angegriffen; 2. wenn dieſelben trocken, von den Mülben, Würmern, Ratzen und Mäuſen, welche häufig darnach gehen, zerfreſſen zu werden; auch können ſolche Schnuren, ſtatt der Saiten unter die Blattenknöpfe gemacht werden.

In Nro. 28. deſſ. v. 1775. S. 251. wird angemerkt, daß es, zu Zuvorkommung der Gefahr bey Gewittern, wenigſtens wohl gethan ſeyn würde, wenn man den Winkelhaken, wodurch der Klingeldraht, wo er in die Zimmer führt, zum Ziehen beweget wird, durch einen elektriſchen Körper, als: Pech, oder verſchiedene Gummata, in die Wand befeſtigt, und ſodann den Winkelhaken, woran man zieht, durch einen ſtarſten ſeidenen Faden oder Schnur verbindet. Am andern Ende des Winkelhakens kann man auch den Klingeldraht durch eine ſtarke ſeidene Schnur, oder, weil dieſe dem Wetter ſehr ausgeſetzt iſt, mit einer von Pferdehaaren gewirkten Schnur, verbinden. Hiedurch werden die Winkelhaken von allen nicht elektriſchen Körpern abgeſondert.

Bey Erbtheilungen und Käufen, darf der Allodialerbe oder Verkäufer die Hausthürklingeln nicht mit ſich nehmen; auch nicht einmal diejenigen, die er

zu

zu ſeiner Bequemlichkeit an die Stuben hat befeſtigen laſſen. Denn das Befeſtigen, welches ein Schlöſſer, oder Schmid verrichtet, und die Beſtimmung, machen ſie zu einem Pertinenzſtücke der Stube, und mithin zu einer Zubehör des Hauſes. Ein bloßer Miethmann hingegen läſſet nicht mehr, als er in den Stuben gefunden hat, und nimmt alſo auch die von ihm angeſchaffte Klingel mit.

Klingel-Beutel, (Klingebeutel) Klingelſack, ein Beutel oder Säckchen von beliebigem Zeuge, unten mit einer oder mehrern Schellen, welcher an einem langen Stiele in den Kirchen umher getragen wird, Almoſen und freywillige Gaben darein zu ſammeln; im Oberdeutſchen das Cymbelſäckel (im g. L. Zimpelbeutel); Fr. Aumônière. Mit dem Klingelbeutel gehen, denſelben in der Kirche herumtragen. Die denſelben herum tragen, werden auf dem Lande Klingelmänner, in Städten aber, beſonders wenn es angeſehene Perſonen ſind, Klingelherren, Säckelherren, genannt.

Die Anlage zum Klingelbeutel iſt ſchon im Ordine Romano, der älteſten Anweiſung über Kirchenceremonien, aus der erſten Hälfte des achten Jahrhundertes, kenntlich, worin vorgeſchrieben wird, wie die Acoluthen, in Geſellſchaft des Archidiaconi, und einiger Subdiaconorum, mit einem Sacke in der Kirche die Opfer ſammeln ſollen, und was jeder dabey zu thun habe: die Acoluthen nämlich ſollten Sackträger ſeyn; die Subdiaconi dafür ſorgen, daß der Sack weit genug geöffnet würde; der Archidiaconus endlich war dabey, um das Opfer hinein zu ſtecken (*). Dieſe Art der

(*) Et accedentes ſubdiaconi ſequentes cum Acoluthis, qui *ſacculum* portant a dextris et a ſiniſtris altaris, extendentibus Acoluthis brachia cum *ſacculis*, Subdiaconi ſequentes ſtant a fronte, ut parent ſinus ſacculorum Archidiacono, ad ponendas *oblationes*. *Ordo Romanus antiquus de divinis Catholicae Eccleſiae officiis et miniſteriis per totius anni circulum.* In Bibliotheca

der Einſammlung iſt dann bis auf unſere Zeiten geblieben; nur mit dem Unterſchiede, daß, ſeit dem die Opferungen in der Kirche, mit Ausſchluß anderer Dinge, allein im Gelde zu beſtehen angefangen haben, aus dem ehemaligen Sacke ein bloßer Beutel geworden iſt, dem wäſſerige Predigten und ſchläfrige Zuhörer noch zu einer Klingel verholfen haben.

Chr. Wildvogel diſſ. de oblationibus, quæ fiunt in Eccleſia per ſacculum ſonantem, vulgo Klingelbeutel Jen. 1705. 4.

Was die Kirchenvorſteher wegen des in den Klingelbeuteln geſammelten Geldes zu beobachten haben, ſ. im XXXVIII. Th. S. 646.

Klingel-Herr, Klingel-Mann. ſ. in vorh. Art.

Klingel-Möhre, ſ. Zucker-Wurzel.

Klingel-Sack, ſ. Klingel-Beutel.

Klingeln; anklingeln; ſ. S. 584, und 585.

Klingen, Lat. clangere, ſonare, tinnire, Fr. ſonner, tinter, ein Neutrum, welches mit dem Hülfsworte haben verbunden wird, und in doppelter Geſtalt üblich iſt.

1. Als ein irreguläres Zeitwort, denjenigen tönenden, d. i. anhaltenden, gemeiniglich angenehmen, Laut von ſich geben, welchen dieſes Zeitwort als eine Onomatopoieſis ausdruckt, und welcher durch die zitternde Bewegung entſteht, welchen harte elaſtiſche Körper, wenn ſie geſchlagen werden, der Luft mittheilen.

1. Eigentlich. Geſpannte Saiten, Glocken, dünne Stücke gewiſſer Metalle klingen, wenn ſie geſchlagen werden. Und hieng viel goldene Schellen und Knäufe umher an ihn, daß es klünge, (klänge), wenn er aus- und eingienge, Sir. 45. 11. Ein tönend Erz oder eine klingende Schelle,

1. Cor.

es *Max.* PP. Tom. XIII. pag. 639. S. auch du Fresne, v. *Saccus.*

1 Cor. 13, 1. Wie die Saiten auf dem Pſalter durcheinander klingen, Weish. 19, 17. Mit klingendem Spiele ausziehen, von Soldaten, wenn ſie unter dem Schalle der Trommeln und unter dem Klange der Feldmuſik ausziehen. Das Geld klinget, wenn es in einer ſchwebenden Lage iſt, und man darauf ſchlägt. Die Ohren klingen mir, das Klingen der Ohren, wenn man ein Klingen in denſelben empfindet.

In weiterer Bedeutung zuweilen auch von ſolchen Inſtrumenten, welche mit einem Schalle klingen. Die Trompete, die Poſaune klingt. Wenn die Drommete klingt, Hiob, 39, 25, wo man doch lieber das Wort ſchallen braucht, außer daß von der Beſchaffenheit des ſchallenden Lautes auch das Hauptwort Klang üblich iſt. Die Trompete hat einen guten, einen ſchlechten Klang. Aber von dem Schwerte, ich will das Schwert laſſen klingen, Ezech. 21, 15, und von dem Köcher, wenn gleich der Köcher klinget, Hiob 39, 23, iſt eine ein wenig harte Figur.

(2) Figürlich. a) Durch das Gehör empfunden werden, von Worten und Ausdrücken, doch nur in Anſehung der Art und Weiſe. Die deutſche Sprache klingt vielen Ausländern rauh upd fürchterlich. b) Dem Inhalte nach, dem Verſtande nach, in welcher Bedeutung auch lauten gebraucht wird. Euer Lob klingt nicht fein! Dieſe Frage klingt befremdend.

2. Als ein reguläres Zeitwort, einen Klang hervor bringen. Mit den Gläſern klingen. Heman— waren Sänger, mit ehernen Cymbeln helle zu klingen, 1 Chron. 16, 19. in welchem Verſtande es doch ungewöhnlich iſt, indem von dem bloßen Rühren kleiner Glocken, klingeln, von dem Hervorbringen harmoniſcher Töne aber ſpielen üblicher iſt. Eben dieſes

gilt von der Stelle, Cap. 17, 42. mit Drometen und Cymbeln zu klingen und mit Saitenſpielen Gottes.

In dem alten Gedichte auf Carl's Feldzug bey dem Schilter clingen, im Niederſ. gleichfalls klingen, im Schwed. klinga, im Engl. clink, und clank, im Böhm. klinkati, im Lat. clangere, im Griech. κλαγγω, und ohne Gaumenlaut λιγγω. Kling, Klang ſind Nachahmungen dieſer Art des Lautes ſelbſt, wo die Selbſtlaute i und a den feinern oder tiefern Ton, der Naſenlaut ng aber das anhaltend tönende ausdrückt.

Daher erklingen. 1. Deutlich, laut klingen, mit dem Hülfsworte ſeyn, größtentheils nur in der dichteriſchen und höhern Schreibart. 2. Wieder klingen, mit dem Hülfsworte haben. Das ganze Haus erklang von der Muſik.

Klingender Hanf, Rhinantus Criſta galli *L.*; ſ. im XXI. Th. S. 196.

Klingenberg, eine kleine Stadt in Franken, zwiſchen den Städten Wertheim und Aſchaffenburg, am Mayn gelegen, und dem Churfürſten von Maynz gehörig. Es iſt zwar dieſes, dem Anſehen und ſeinen Gebäuden nach, ein kleiner, aber des Weinbaues wegen weit berühmter Ort, indem der dortige Wein nebſt dem Steinweine zu Würzburg, und dem Muskatellerweine zu Bacharach, unter die drey beſten gerechnet, und deswegen weit und breit verführt wird.

Klinger, ſ. Klinker.

Klink-Haken, ſ. im folg. Art.

Klinke, Fr. Cadole, Clenche, Clinche, Cliquet, Loquet, überhaupt ein jedes Werkzeug, welches mit einem Klange oder Schalle niederfällt, und dadurch etwas verſchließt; doch nur in engerer Bedeutung, ein fallender Riegel an einer Thüre, welcher in den Klinkhaken greift, und die Thür dadurch zumacht, ein am Ende um einen Punct beweglicher Riegel.

Daher aufklinken, die Klinke aufheben, und dadurch die Thür öffnen; einklinken, die Klinke in den

für

für ſie beſtimmten Haken bringen, oder fallen laſſen. Die Thür klinket nicht recht ein. Klinke doch ein. Zuklinken, vermittelſt der Klinke verſchließen, die Thür zuklinken.

Dieſes Wort iſt auch eine Benennung des Sperrkegels an den Kattun- und Leinweberſtühlen, ſ. im XXXVI. Th. S. 38.

Im Niederſ. und Dän. Klinke, im Schwed. Klinka, im Griech. Λυκος, im mittlern Lat. Cliquetus, wo auch clingere mit einer Klinke verſchließen iſt, im Poln. Klamka. In einigen oberdeutſchen Gegenden bedeutet es einen Schlagbaum vor den Thoren, (daher das ehemalige Gericht zu der Klinke bey Brandenburg ſeinen Namen hat; ſ. im XXXI. Th. S. 876) bey dem Apherdian aber einen jeden Riegel oder Grendel. Im Poln. iſt Klin und Kliuek, ein hölzerner Nagel, imgl. ein Keil, im Böhm. Klicka, ſowohl ein Sperriegel, als auch eine Handhabe. Vielleicht von dem Schalle, welchen ein ſolches Werkzeug im Gebrauche macht, daher man eine Klinke im Oberdeutſchen auch eine Schnalle zu nennen pflegt, wo doch klingen nicht in der ſchärfſten Bedeutung, ſondern in weiterer für klacken genommen werden muß, welchen Schall das Franz. Cliquet, Loquet, und andere, beſtimmter ausdrücken; wo nicht dieſes Wort überhaupt den Begriff eines langen dünnen Körpers hat, wie aus der Vergleichung mit dem Worte Klinge wahrſcheinlich wird.

Ich werde die verſchiedenen Arten der Klinken, und ihre Einrichtung, ſo wie ſie in Frankreich gewöhnlich iſt, nach Dühamel's Anleitung, in ſeiner Schlöſſerkunſt, beſchreiben.

Man kann die Klinken, als eine beſondere Art eines Verſchluſſes anſehen, die in gewiſſen Fällen beynahe eben ſo gut ſind, als die Schlöſſer, weil man einen Schlüſſel nöthig hat, um ſie aufzumachen.

Eine gemeine Klinke beſteht aus einem langen Stücke Eiſen AB, Fig. 2225, welches man den Schaft (Klinkenſchaft), Fr. le Battant, und in einigen Ländern la Clinche, nennt; dieſes iſt eine Art von He-

bel, der ſich frey um einen Nagel dreht, der ſich meiſtentheils an einem Ende des Schaftes A befindet. Das andere Ende B, welches man den Kopf nennt, wird von einer Krampe CC zurück gehalten, die ſeine Bewegung mäßigt, ohne ihn zu hindern, ſich in einer gewiſſen Weite zu erheben, und wieder nieder zu fallen. Wenn der Kopf des Schaftes niederliegt, befindet er ſich in einer Art von Haken, H und T, Fig. 2226 und 2227, den man den Klinkhaken, Fr. Mentonnet, nennt, der in die Zarge in der Thüröffnung, oder in die Verkleidung der Thür eingeſchlagen iſt, welche auf dieſe Art von dem Schafte der Klinke zugehalten wird. H, F. 2226, ſtellt einen Klinkhaken mit der Spitze vor, die man in das Holzwerk einſchlägt. Der Klinkhaken T, F. 2227, hat einen Mauerhaken, den man in dem Mauerwerke verſtreicht. Will man die Thür aufmachen, ſo muß man den Schaft der Klinke mit einem Stücke Eiſen L M, Fig. 2228, in die Höhe heben, welches durch die Thür geht, und deſſen Stiel man bisweilen aufhebt, wenn man mit dem Daumen auf einen breiten Theil L drückt, welcher am Ende dieſes kleinen Eiſens iſt, und ſich auswendig an der Thür befindet. Dieſes nennt man eine Klinke mit dem Daumendrücker. Auswendig an der Thür iſt eine Art einen Griffes K, womit man die Thür anzieht, um ſie zuzumachen; dieſer Griff und dieſer Drücker L M, werden durch ein Blech N O, welches an die Thür genagelt wird, gehalten. Bisweilen iſt auch auswendig an der Thür ein Ring F, Fig. 2229; eine Olive D, F. 2225; oder ein Knopf, den man dreht, um den Schaft in die Höhe zu heben. Man bedient ſich gemeiniglich ſolcher Klinken an Stubenthüren. Wenn man die Olive D, oder den Ring F dreht, ſo hebt das kleine Stück Eiſen G oder E den Schaft auf. Bisweilen iſt der Stiel an der Olive D, oder an dem Ringe F, viereckig; man ſteckt ihn in das Loch A, F.

2225,

2225, welches man alsdann viereckig macht, und indem die Olive ſich umdreht, hebt ſich der Schaft auf; allein es reibt oft zu ſehr, und thut zu viel Widerſtand.

Es giebt noch andere Klinken, welche künſtlicher eingerichtet ſind, und die ſich nicht anders, als mit einem Schlüſſel, aufmachen laſſen. Man macht dergleichen Klinken auf zwey verſchiedene Arten; die eine Art nennt man Louquet à Vielle, und die andern à la Cordelière (*). Die Klinken a Vielle, *Fig.* 2230, haben eben einen ſolchen Eingang, wie die Schlüſſer; und wenn man den Schlüſſel, *Fig.* 2234, ſo tief hinein ſteckt, daß ſein Bart über die Dicke der Thür hinaus ſteht, und man dreht ihn um, ſo hebt der Bart eine Art von Kurbel, NO, *Fig.* 2231 und 2232, oder einen gekrümmten Hebel, auf, welcher den Schaft in die Höhe hebt, wie in *Fig.* 2233 zu ſehen iſt. Die Klinken à a Cordelière, die an den Schlafzimmern in Klöſtern ſehr gebräuchlich ſind, haben ebenfalls einen Schlüſſel, *Fig.* 2239, den man aber nicht umdreht, ſondern bloß in die Höhe hebt. Das Ende des Bartes dieſer Art von Schlüſſel hebt ein kleines Stück Eiſen f, *Fig.* 2236, welches an den Schaft befeſtigt iſt, in die Höhe. Dieſer Bart iſt an verſchiedenen Stellen durchbrochen, durch welche die Stückchen Eiſen von gleicher Figur gehen, welches eine Art eines ſehr künſtlich ausgedachten Beſatzes ausmacht.

Dasjenige, was jetzt von den verſchiedenen Arten der Klinken geſagt worden iſt, kann nur einen allgemeinen Begriff davon machen. Um ſie genauer kennen zu lernen, iſt Folgendes zu bemerken.

1. **Einfache Klinken.** Wenn man an den Flügel einer Thür inwendig im Zimmer ein Stück Eiſen, wie AB, Fig. 2225, befeſtigte, in das Loch A einen Nagel ſteckte, damit

(*) Bey uns haben ſie keinen andern Namen, als Klinke, ein Klinkenſchloß, auf deutſche, franzöſiſche Art ꝛc.

damit dieſes Stück Eiſen, welches man den Klinkenſchaft nennt, ſich auf dem Puncte A umdrehen könnte, und an die Zarge der Thür, ebenfalls inwendig im Zimmer einen Klinkhaken H, Fig. 2226, ſetzte, in welchen das Ende B des Schaftes AB, F. 2225, eingriffe: ſo iſt klar, daß derjenige, welcher außer dem Zimmer wäre, unmöglich hinein gehen, und derjenige, welcher darin iſt, leicht heraus kommen könnte, wenn er mit dem Finger das Ende B des Schaftes aufhebt, um es aus dem Klinkhaken H, F. 2226, zu heben. Um aber zu verhindern, daß das Ende B, F. 2225, nicht durch ſein eigenes Gewicht ſenkrecht herunter falle, und auch nicht zu hoch in die Höhe gehoben werden könne, ſchließt man es in die Krampe CC, F. 2225, ein, welche ſeine Bewegung aufhält. Hat die Thür einen Anſchlag von Gyps, ſo braucht man ſtatt des Klinkhakens H, F. 2226, einen gebogenen, T, Fig. 2227, welcher zwey Mauerhaken hat, um ihn in der Thüröffnung zu befeſtigen (*).

Gemeiniglich verlangt man, daß man die Klinken ſowohl inwendig in den Zimmern, als auch auswendig, aufmachen könne, und man giebt ihnen dieſe Eigenſchaften auf verſchiedene ſehr einfache Arten. Die gemeinſte iſt geweſen, daß man auswendig an die Thür ein Blech I, Fig. 2228, angeſchlagen, und einen krumm gebogenen Arm K durchgeſteckt hat, welcher, wenn er inwendig im Zimmer vernietet wird, einen Griff abgiebt, wobey man die Thür an ſich ziehen und zumachen kann. Durch das Blech I geht noch eine Spindel LM, die durch einen Einſchnitt und einen Stift an das Blech befeſtigt iſt. Dieſe Spindel wird auswendig breit, wie eine Scheibe L, die man den Daumendrücker nennt, weil man, indem man mit dem Daumen auf dieſe Scheibe drückt, den Theil M in die Höhe zu gehen nöthigt, und den Schaft der Klinke aufhebt, bis er aus dem Klinkhaken heraus iſt. Iſt man inwendig im Zimmer, ſo macht man die Klinke auf, wenn man entweder das Ende M aufhebt, oder unmittelbar das Ende B des Schaftes, F. 2225, aufhebt; gemeiniglich aber bringt

(*) Dieſe Art von Klinken machen die Bauern bey uns von Holze.

bringt man bey G einen Knopf an, woran man ihn aufhebt (*).

Eine noch einfachere Art, und der man ſich oft bedient, um eben die Wirkung hervor zu bringen, iſt dieſe. Man macht ein viereckiges Loch A, F. 2225, und ſteckt eine viereckige Spindel hinein, die inwendig im Zimmer durch eine Mutter feſt gehalten wird, und woran auswendig ein Knopf oder eine Olive iſt, wie D, die auf einem Bleche ſteht. Dieſer Knopf, womit man die Thür anzieht, dient auch, wie man ganz deutlich ſieht, die Klinke aufzumachen, wenn man ihn dreht. Die einzige Schwierigkeit dabey iſt dieſe, daß es etwas ſchwer iſt, den Knopf umzudrehen, wenn der Schaft gedrange in den Klinkhaken geht, weil dieſer Widerſtand an einem langen Hebel iſt; daher man den Knopf entweder oval macht, oder ihm einen ziemlich großen Durchſchnitt giebt. Oft nietet man an dergleichen Klinken inwendig im Zimmer auf den Schaft gegen G, einen kleinen Knopf, woran man den Schaft in die Höhe hebt, und die Thür an ſich zieht, wenn man ſie aufmacht.

Fig. 2225 ſtellt eine andere Einrichtung der Klinke mit einem Knopfe vor. D iſt ein Knopf, welcher auswendig an dem Zimmer iſt; in ſeinem Mittelpuncte iſt eine Spindel E, woran ein runder Theil hervor ſteht, der den Schaft aufhebt. Bisweilen nimmt man, ſtatt des Knopfes, einen Ring F, Fig. 2229, und ſetzt auf die Spindel ein Stück Eiſen G, welches den Schaft aufhebt, wenn man den Ring umdreht. Bisweilen ſetzt man auch, wenn man an einen Knopf ſtößt, einen Zug in Bewegung, welcher den Schaft aufhebt; und da es bloß darauf ankömmt, den Schaft aufzuheben, ſo kann man ſehr viele Mittel ausfindig machen, dieſe Wirkung hervor zu bringen.

2. **Klinken à Vielle** (**). Es ſollte etwas ſchwer ſeyn, die Klinken aufzumachen, und in die Zimmer zu kommen; daher man die Klinken in den Stand geſetzt hat, daß

(*) Dieſes wird eine Klinke mit der Wippe genannt, und iſt die ſimpelſte Art, die man hat. Sie iſt beſſer, als die von Dühamel gleich hernach beſchriebene.

(**) Klinke mit der Leyer nach dem eigentlichen Wortverſtande. Man kann ſie Klinken mit einem Bindſchlüſſelſtück nennen.

daß ſie einigermaßen ſtatt der Schlöſſer dienen, die zwar ſehr unvollkommen, aber doch zulänglich ſind, Sachen von geringem Werthe zu verſchließen, oder Thüren zuzuhalten, welche, da ſie ſich bloß an Schlafzimmern befinden, ſicher genug ſind. Man hat einen Schlüſſel, oder etwas ähnliches, nöthig, wenn man dieſe Klinken aufmachen will, welche man Klinken à Vielle nennt, vermuthlich deswegen, weil ſie durch eine Kurbel, die man mit einer Leyer ihrer verglichen hat, in Bewegung geſetzt werden.

Dieſe Klinken beſtehen aus einem Bleche P, Fig. 2230 welches mit 4 Schrauben an die Thür befeſtigt iſt, und in der Mitte den Eingang zum Schlüſſel hat. Der Schaft der Klinke iſt auf der andern Seite der Thür angemacht. Auf die entgegen geſetzte Seite, Fig. 2231, iſt ein Stift O genietet, woran der gebogene Hebel N, oder die Leyer, iſt die ſich um den Nagel O bewegen läßt; in M iſt auch noch ein kleiner Beſatz wahrzunehmen, alſo muß man ſich vorſtellen, Fig. 2232, daß der Stift S faſt an das Blech angemacht iſt, daß die Kurbel, da ſie ſich am Ende S mit einer Dille endigt, die an den Stift geſteckt iſt, um den Punct S gedreht werden kann; und man ſieht, daß der Bart des Schlüſſels, wenn er an den Punct T ſtößt, die Leyer aufhebt, und der Arm R, der in V, Fig. 2233, vorgeſtellt iſt, hebt den Schaft A B auf, bis er aus dem Klinkhaken heraus gehoben iſt. Man begreift ferner, daß das Blech PP ſtatt des Schloßbleches dient, worauf man den Stift O, den Beſatz M, F. 2231, und den Eingang des Schlüſſels befeſtigt. Damit nun alles dieſes Eiſenwerk nicht dicht an einander ſtoße und ſich reibe, thut man die Decke X, Fig. 2233, noch hinzu, worin ein Loch iſt, in welches das Ende des Schlüſſels, Fig. 2234, welches man dieſerwegen etwas lang macht, hinein gehen kann. Man macht auch noch auf das Blech eine Krampe mit Nieten, Fig. 2235, worin der Theil B des Schaftes geht.

Dieſe Klinken ſind ſehr gewöhnlich (*), um die Garderoben und andere kleine Zimmer zu verſchließen, worin eben keine koſtbare Sachen verwahrt werden. Man kann ſie auch mit einem Haken ganz leicht aufmachen. Die folgen-

(*) Bey uns ſind ſie ganz ungewöhnlich. Man kann für eine ſolche Klinke beynahe ein Schloß gemacht bekommen.

genden hingegen ſind etwas ſchwerer aufzumachen, wenn man nicht den Schlüſſel dazu hat, nämlich:

3. die Klinken à la Cordelière. AB, Fig. 2236, iſt der Schaft der Klinke. C, iſt die Krampe oder der Kloben, worin ſie geht. D, iſt ein Knopf, welcher an den Theil g des Schaftes feſt angemacht iſt. gf, iſt ein eiſerner Stiel, der an das Ende g der Spindel des Kopfes D feſt angemacht iſt, und an dieſem Orte einen Winkelhaken macht. Alles dieſes iſt inwendig im Zimmer, und man ſieht, daß man, wenn man aus dem Zimmer heraus gehen will, dieſe Klinke aufmacht, indem man den Knopf D in die Höhe hebt; und wenn man außer dem Zimmer iſt, ſo wird man die Klinke aufmachen können, wenn man das Ende der Spindel f in die Höhe hebt. Damit man aber nothwendig einen Schlüſſel haben müſſe, um den kleinen Stiel fg aufzuheben, hat man unter das Blech, Fig. 2237, eine Art von Beſatz geſetzt. aa, F. 2237, iſt ein Blech, welches auf die auswendige Seite der Thür genagelt iſt. Der Eingang b der Klinke à la Cordelière iſt daran, und es dient ihr ſtatt des Schloßbleches. Die Abtheilung c, die den Eingang b, ſeiner Länge nach in zwey Theile theilt, beſteht aus dem Flügel c a e von Fig. 2238. Dieſes Stück, F. 2238, wird bey c, mit dem breiten Theile e, an das Blech F. 2237 angemacht, der Theil e c, Fig. 2238, theilt den Eingang durch die Abtheilung c, F. 2237, in zwey Theile, und der runde Th. b, F. 2238, macht einen Theil des Beſatzes aus, weil er, wie man ſogleich ſehen wird, in den zugeründeten Theil i des Schlüſſels, Fig. 2239, hinein gehen muß. ee, F. 2236, iſt ein Blech, welches wie eine Rinne krumm gebogen iſt, und unter das Schloßblech a, F. 2240, angemacht iſt. Es dient ſtatt einer Dille im Schloſſe, die den Schlüſſel aufhält, damit er nicht zu weit hinein gehe; und die concave Krümmung dieſes Stückes muß gegen die convexe Krümmung des Theiles hg, F. 2239, des Schlüſſels zu ſtehen kommen.

Um nun zu begreifen, wie man ſich dieſer Klinke bedient, ſtelle man ſich vor, das Blech a, F. 2237, ſey hinten auf die Thür genagelt, die Klinke AB, F. 2236, ſey an den inwendigen Theil der Thür mit einer Schraube oder einem Nagel befeſtigt, der in das Loch A geſteckt wird, und an dem andern Ende mit der Krampe C. Hiezu ſetze man noch, daß man eine Ausſchweifung in die Thür ge-

macht habe, worein die Dille e e zu ſtehen kömmt, die an dem innern Theile des Bleches a, F. 2237, befeſtigt iſt, welches ſtatt des Schloßbleches dient, wo der Theil g h des Schlüſſels, F. 2239, hinein geht. Wenn man ihn platt in die Oeffnung g h von Fig. 2237 ſteckt, ſo geht das Stück c c, F. 2237 und 2238, in die Fuge a des Schlüſſels, F. 2239; der runde Theil b von Fig. 2238 geht in die Oeffnung i des Schlüſſels; die Flügel a d von Fig. 2238 gehen in die Oeffnung b c des Schlüſſels. Wenn man alsdann dieſen Schlüſſel in die Höhe hebt, ſtößt er an das Ende f des kleinen Stückes Eiſen f, Fig. 2236, und hebt den Schaft g der Klinke A B in die Höhe, bis er aus dem Klinkhaken ausgehoben iſt. Der Beſatz dieſer Art Klinken beſteht in der Uebereinſtimmung, welche zwiſchen allen Theilen der Stücke c c e d, F. 2238, und e e, F. 2236, mit der Geſtalt des Schlüſſels ſeyn muß; daher es kömmt, daß die Klinken à la Cordelière ſchwerer aufzumachen ſind, als die mit der Leyer.

Klinken-Schaft, ſ. oben, S. 595.

Klinken-Schloß, ſ. oben, S. 597, Anm.

1. **Klinker**, ein beſonders im Niederſächſiſchen übliches Wort, kleine hart gebackene Mauerſteine zu bezeichnen, welche einen hellen Klang geben, wenn man daran ſchlägt, eigentlich Klinger. An andern Orten nennt man ſie Flieſen, welches aber eigentlich eine Benennung der im XIV. Th. S. 261, f. beſchriebenen Steine iſt.

Unter Klinker ſind grünbläuliche Steine, welche wir aus den Ziegelbrennereyen zu Bötzow, Werder und Ferch, unweit Potsdam bekommen; ſie ſind durch das Brennen im Ziegelofen gleichſam glaſurt worden, und dermaßen hart ausgebrannt, daß ſie bey jedem Stoße klingen. Sie entſtehen von denjenigen Steinen, die im Ofen in den Zügen ſtehen, und daher dem Feuer vorzüglich ausgeſetzt ſind. Zuweilen ſchmelzen ſogar 2, 4 bis 12 und mehrere ſolche Steine in einen Klumpen zuſammen. Man lieſet dieſe Klinker aus den übrigen Steinen eines Brandes aus, und

und verkauft ſie beſonders. Ihre Glaſur hält das Waſſer vorzüglich ab; daher ſie mit Vortheile zu Grundſteinen, Brunnen, Rinnen, Pflaſtern in den Küchen, und überhaupt zu Werken, die der Feuchtigkeit ausgeſetzt ſind, genommen werden.

Die vorzüglichſten Mauerſteine zum Waſſerbau, ſind die holländiſchen, von blaßgelber Farbe, welche zu Harlingen in Friesland verfertigt, und weit verfahren werden. Sie ſind ungemein hart, und haben zum Waſſerbau, mit Tarraß vermauert, eine ewige Dauer. Als im J. 1768 die Schleuſe auf der Inſel Wilhelmsburg, in der Elbe neben Harburg, ausgebeſſert wurde, beſetzte man den Boden der Schleuſe wieder mit denſelben Klinkern, die ſchon 33 Jahr in derſelben unter Waſſer geweſen waren.

Dieſe Steine werden, wie Hr. Hofr. **Beckmann** in ſeinen Anmerkungen zu des Sage chem. Unterſuch. verſchied. Mineralien, (Gött. 1775, 8) S. 49, meldet, aus einem feinen weißen Thone gemacht, welcher etwas feinen Kalk bey ſich hat, daher er auch brauſet, und dem man noch etwas zarten Sand beymiſcht, wodurch die ganze Miſchung einiger Verglaſung fähig wird. **Cronſted** ſcheint zu glauben, als ob die Klinker aus einem rothen eiſenſchüßigen Thone gemacht würden.

2. **Klinker**, eine Art Fahrzeuge der Schweden und Dänen, wie auch in Languedoc und zum Häringsfang, mit plattem Boden, welche nicht tief gehen, und andern Schiffen in der See behülflich ſind; Fr. Cabarre, Clincart.

Klinkſchön, ein nur in Niederdeutſchland von flüſſigen Körpern für klar, d. i. hell, durchſichtig, übliches Wort. Der Wein wird klinkſchön verkauft, d. i. abgezogen, ohne Hefen, ganz klar. Am Rheine iſt dafür lauter üblich.

Im Niederſ. lautet es auch klinkklar. Die erſte Hälfte gehört vermuthlich zu dem Geſchlechte des Wortes glänzen.

Klinop, ſ. Klimmop, oben, S. 567.

Klinſe, im g. L. einiger Gegenden, eine Ritze, Spalte, wo es auch Klünſe und Klunſe lautet.

Im Bergbaue iſt die Klunſe, ein Ritz im Geſteine; Böhm. Kloju und Klojeni.

An andern Orten werden hohle Stellen in einem Strohdache Klinſen genannt; Fr. Gautieres.

Mit klieben und klaffen von einem Stamme. Siehe dieſe Wörter.

Klinſeln, in Schleſien, weinerlich reden, kläglich thun.

Klipdas, Cavia capenſis *Pall.* Marmotte du Cap de bonne eſperance *Buff.* ein Thier, welches bisher wenig bekannt iſt, und wovon wir die erſte richtige und ausführliche Beſchreibung den Herren Pallas und Vosmaer zu verdanken haben. Sie ſind auch die erſten, welche es mit dem Namen einer capiſchen Cavie belegt haben, da die Holländer daſſelbe in ihrer Sprache Klipdas nennen. Ich behalte dieſe letztere Benennung, mit Hrn. Graf Mellin (welcher folgende Beſchreibung dieſes Thieres, nebſt einer von ihm ſelbſt nach der Natur gezeichneten Abbildung, im 3. B. der Schriften der berl. Geſellſch. naturforſch. Freunde, Berl. 1782, gr. 8. S. 271, fgg. geliefert hat) bey, weil dieſes Thier nicht füglich unter das Geſchlecht der Cavien, oder Zavien, zu bringen iſt.

Der äußern Geſtalt nach ſieht der Klipdas einem kleinen Bären, der nicht größer als ein Kaninchen wäre, nicht unähnlich. Der Kopf iſt nach Proportion ſeines Körpers klein. Die Augen ſind groß, ſchön hell und lebhaft. Die untern und obern Augenwimpern beſtehen aus kurzen, ſchwarzen Härchen, über welche man 6 oder 7 längere, ſchwarze, borſtenähnliche

Haare ſieht, die unterhalb der Ecke des Augenliedes hervor kommen, und ſich nach dem Kopfe rückwärts hin wenden; eben dergleichen lange Barthaare hat er auch an der obern Lippe ungefähr in der Mitte der Schnautze. Unterhalb den Backen, gleich hinter ſeinem kleinen Munde, ſträuben ſich auf beyden Seiten des Kopfes, ein Buſch langer, dichter, gelblicher Haare hervor, die ſich bis an die Kinnladen herab ziehen, und nach denſelben hin immer länger werden. Dieſe Haare ſtehen, wenn man das Thier gerade von vorn anſieht, etwas vom Kopfe ab, und machen, daß der Kopf, unterhalb den Backen hinter dem Munde, dicker ausſieht, als er wirklich iſt. Die Naſe iſt nacket, ohne Haare, und durch eine feine Naht, die bis auf die Lippen reicht, getheilt. Der Gaumen im Munde hat 8 tiefe Furchen. Die Zunge iſt dick, ziemlich lang, hellroth, mit Wärzchen beſetzt, und an der Spitze oval abgerundet. Die obere Kinnlade hat 2 lange Zähne, die vorn am Munde hervor ſtehen, und durch einen breiten Zwiſchenraum von einander abgeſondert ſind. Sie haben die Geſtalt eines länglichen platten Dreyeckes. Die Zähne der untern Kinnlade ſtehen unten dicht beyſammen; es ſind ihrer 4 an der Zahl; ſie ſind breit, platt, ziemlich lang und ſchneidend. Die Backzähne ſind ziemlich groß, 4 unten, und eben ſo viele oben; man könnte noch einen fünften rechnen, der aber viel kleiner, als die übrigen, iſt.

Der Klipdas hat ſehr kurze Vorderbeine, die halb unter den Haaren des Leibes verſteckt zu ſeyn ſcheinen. Die Füße haben keine Haare, und ſind nur mit einer ſchwarzen Haut bedeckt. Die Vorderfüße haben 4 Zehen, davon die längſte die dritte Zehe, oder die zunächſt an der äußern iſt; die vierte oder äußere aber iſt viel kürzer als die übrigen, und nur wenig von den neben ſtehenden längſten abgeſondert. Die Spitze jeder Zehe iſt mit einem runden, flachen, ſchwarzen Nagel beklei-

det,

det, welcher, wie ein Menſchennagel, an die Haut feſt anſchließt. Die Hinterfüße haben 3 Zehen, deren 2 ſtets im Gehen an der Erde anliegen, und deren Nägel ſo wie die an den Vorderfüßen beſchaffen ſind. Die dritte inwendige aber iſt viel kürzer, von den andern abgeſondert, und bey jeder Art von Bewegung trägt das Thier dieſelbe aufgerichtet. Dieſe dritte Zehe iſt mit einem ſonderbaren, größern Nagel verſehen, welcher eine Art von Rinne macht, deren Ränder ſehr dünn ſind, ſich anfangs einander nähern, ſodann aus einander laufen, ſich hinterwärts biegen, und zuletzt durch ihre Vereinigung eine kleine hakenförmige Spitze formiren, welche bis auf die Hälfte der Rinne reicht. Der Nagel iſt ſo geſtellt, daß das Thier niemals die Erde damit berührt. Es iſt wegen der Dünne deſſelben nicht glaublich, daß das Thier dieſen Nagel zum Miniren oder Graben gebrauchen könne; vielmehr ſcheint er ihm dazu gegeben zu ſeyn, um ſich damit das Ungeziefer abzukratzen, wozu die andern runden, ganz flachen Nägel ungeſchickt ſind. Dieſes iſt wenigwenigſtens **Klockner's** Meinung von der Beſtimmung dieſes Nagels (*).

Dieſes Thier hat gar keinen Schwanz, ſondern das Weidloch oder die Oeffnung des Maſtdarmes iſt frey, und nur durch die Rückenhaare etwas bedeckt. Die Farbe der Haare iſt an der Spitze ſchwarz, und der übrige Theil deſſelben ochergelb, ungefähr wie das ſchwärzlich graugelbliche Haar der Haſen und Kaninchen. Das Haar iſt auf dem Kopfe und Rücken ſchwärzer, auf der Bruſt und dem Bauche aber heller. Es ſieht der Haſenwolle gleich, und iſt nur hin und wieder mit einzelnen langen ſchwarzen Haaren beſetzt.

Vom

(*) Zimmermann's geographiſche Geſchichte des Menſchen und der vierfüßigen Thiere, Th. 2, S. 329.

Vom Halſe nach der Bruſt, dicht vor den Schultern, geht ein weißlicher Streif herab, welcher ſich aber nur bis an die Vorderfüße erſtreckt.

Der Klipdas, welchen Hr. Graf Mellin zu beobachten, auszumeſſen und abzuzeichnen Gelegenheit hatte, war von Hrn. Pred. Chemnitz in Copenhagen, des Hrn. Grafen Schwager, dem Grafen Borcke überſendet worden. Es war ein ausgewachſenes Weibchen, und kam vom Vorgebirge der guten Hofnung, wo dieſes Thier zu Hauſe gehört. Es wog $2\frac{1}{2}$ berl. Pfund.

Der Graf Büffon (*) verwirft die Benennung Cavia capenſis, welche Hr. Pallas (**) dieſem Thiere beylegt, und zwar aus folgenden Gründen. 1. Weil das Clima aller Cavien das mittägliche Amerika iſt; da hingegen dieſes nur allein in Afrika angetroffen wird. 2. Weil der Name Cavia, oder, wie er eigentlich ausgeſprochen werden ſoll, Zavia, ein braſilianiſches Wort iſt, welches nicht auf ein afrikaniſches Thier angewendet werden ſollte, weil es nur dem wahren Cavia, welches der Cabiai iſt, zukömmt, und nächſt dieſem dem Cavia Cobaia, welches das bekannte Meerſchweinchen iſt. 3. Weil der wahre Cavia oder der Cabiai, wie aus dem Art. Waſſer-Schwein zu erſehen ſeyn wird, nur am Rande der Gewäſſer ſich aufhält, und Schwimmhäute zwiſchen den Zehen hat, dahingegen der Cavia vom Cap, oder der Klipdas, nur Felſen und ſehr trockne Höhlen zu ſeinem Aufenthalte erwählt.

Daß dieſes Thier auf den Felſen am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden wird, verſichern alle Reiſende, die es dort in ſeinem natürlichen Zuſtande geſehen haben; ſie fügen auch hinzu, daß er ſich, wie der Dachs, oder vielmehr wie das Kaninchen und Mur-

(*) Supplement a l'hiſtoire nat. To. V. (Ed. in 12) p. 293.
(**) Spicileg. zoolog. II. p. 16.

Murmelthier, in die Erde grabe. Dieſes letztere ſcheint zweifelhaft zu ſeyn. Alle uns bekannte Thiere, die ſich in die Erde graben, ſind von der Natur mit ſtarken Zehen und ſcharfen Nägeln bewaffnet, um in die oft harte Erde hinein zu ſcharren, um alle ihnen aufſtoßende Hinderniſſe aus dem Wege räumen zu können; der Klipdas aber hat, wie aus vorhergehender Beſchreibung erhellet, gar keine hervor ragende Nägel, ſondern, außer zwey langen Nägeln an den Hinterfüßen, auf den übrigen Zehen runde, flach anliegende Nägel, die den Menſchennägeln nicht unähnlich ſind, und dieſe können ihm ſo wenig zur Vertheidigung, als zum Eingraben, dienen. Es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß der Klipdas in die Klüfte und Steinhöhlen ſchlüpft, ſo wie ſie von der Natur gebildet ſind, ohne daß er im Stande iſt, zu ihrer Verbeſſerung das geringſte beyzutragen. Er ſucht vermuthlich ſich hiezu unzugängliche Oerter aus; und da er hoch und ſicher ſpringt, ſo iſt dieſe Gabe der Natur vielleicht die einzige, die er zu ſeiner Sicherheit anwenden kann, um auf hohe Felſen und Steinklippen hoch hinauf zu gelangen, wo ihn weder Menſchen noch Raubthiere folgen oder aufſuchen können.

Die Natur hat den Klipdas völlig wehrlos erſchaffen, und es iſt zu bewundern, daß dieſe Art Thiere nicht längſt durch Menſchen und Raubthiere ausgerottet worden iſt; denn es kann ſich ſo wenig durch eine ſchnelle Flucht retten, als es ſich mit den Zähnen oder Klauen wehren kann. Ob er gleich, wenn er böſe wird, mit einem grunzenden Laute zufährt und beißt, kann er doch ſo wenig ausrichten, daß, als er einmal mit dem ſehr kleinen Schoßhündchen ſeiner Gebieterin Händel bekam, und ſie beyde mit vielem Gnurren und Lärmen auf den Hinterfüßen ſtehend ſich herum biſſen, man ſie beyde aus einander brachte, ohne

daß

daß einer dem andern hätte etwas anhaben können (*). Ungeachtet der Klipdas ſo wenig ausrichten kann, iſt er doch beißig, und würde es noch mehr ſeyn, wenn man ihn nicht, da er ſehr zahm iſt, gleich durch Bedrohen davon abhielte, ſobald er zu gnurren anfängt. Er fährt gleich ſehr eifrig auf denjenigen zu, der ihn zum Zorn reitzt; und obgleich ſein Biß eine zu ſchmerzhafte Empfindung macht, als daß man ſich derſelben gleichgültig ausſetzen ſollte, ſo iſt er doch nicht hinlänglich, auch nur das kleinſte Raubthier ſich damit abzuwehren, welches es ernſtlich auf ihn angeſehen hätte.

Ohne langſam zu ſeyn, iſt er doch nicht ſchnell genug, um durch die Flucht auf der Ebene ſeinem Feinde zu entkommen. Daher bemerkt Hr. Graf Mellin, daß, wenn er ihn auf einen mit Gebäuden umgebenen Hof laufen ließ, er ſich ſogleich finſtere Winkel ausſuchte, um ſich da ſicher aufhalten zu können. Vornämlich nahm er gleich ſeinen Gang nach einem zuſammen geworfenen Haufen Mauerſteine, die eine Art von kleiner Höhle bildeten. Dabey ſpringt er ungemein leicht und hoch, ohne jedoch klettern zu können. In dieſem Springen ſetzt er gewiß ſeine größte Sicherheit; und weil er dadurch den Menſchen und Raubthieren eher, als den Raubvögeln, entkommen kann, ſo ſetzt ihn jeder Anblick eines vorbey fliegenden großen Vogels in Schrecken. Wenn er auf dem Fenſter als ſeinem liebſten Aufenthalte, ſitzt, ſpringt er, ſobald er eine vorbey fliegende Krähe gewahr wird, gleich vom Fenſter, und läuft mit größter Geſchwindigkeit in ſeinen Kaſten, der ihm hier ſtatt einer Höhle die-

(*) Dieſe, nebſt vielen andern dieſes Thierchen betreffenden Nachrichten, hat Hr. Graf Mellin von ſeiner Frau Schweſter, der vermählten Gräfin Borcke, erhalten, dieſes noch beſitzt, in ihrem Zimmer frey herum gehen läßt, und es mit vieler Aufmerkſamkeit beobachtet hat.

dienen muß, wo er denn ſo lange bleibt, bis er die Gefahr vorüber zu ſeyn glaubt, und dann wieder nach ſeinem vorigen Platze zurück kehrt.

Er wurde dem Hrn. Gr. Mellin in einem hölzernen Käſtchen gebracht, woran er mit einem ſchwachen leinenen Bande gebunden war. Nie hat er aber den mindeſten Verſuch gemacht, ſich durch Zernagung des Bandes zu befreyen; auch wenn er in das Käſtchen eingekrochen war, und man ein kleines Gitter vorſchob, um es zu verſchließen, nagte er weder an den Seitenbretern, noch an den Sproſſen. Er drückte ſich vielmehr mit dem Rücken in den hinterſten Winkel ſeiner kleinen Wohnung, ſteckte die Naſe zwiſchen die Hinterkeulen, und ſchlief ſo feſt, daß man ihn ziemlich laut konnte ſchnarchen hören. Doch dieſer Schlaf ſcheint nur ein Mittel zu ſeyn, ſich die lange Weile einer engen Gefangenſchaft erträglich zu machen; denn nachdem man ihn weniger eingeſchränkt, und ihn frey in dem Zimmer hatte herum gehen laſſen, (eine Glückſeligkeit, der er auf einer weiten Seereiſe ſo lange beraubt geweſen war) wurde ihm bald ſein verſperrter Aufenthalt verdrüßlich. Er drängte ſehr geſchickt die Naſe zwiſchen dem Bodenbrete und dem Fallthürchen durch, und ſo ſchob er das Gitter auf, wenn ihm des des Nachts die Zeit im Kaſten lang wurde. Dann lief und ſprang er mit vieler Behendigkeit allenthalben im Zimmer herum, und hatte ſich beſonders einmal auf eine mit Porzellan beſetzte Commode gewagt, wo er alle Taſſen umgekehrt hatte, ohne etwas zu zerbrechen. Seitdem wird er beſſer verſperrt; ſonſt weiß er ſo geſchickt, wie die Katzen, auf die Tiſche zu ſpringen, wenn auch noch ſo viel darauf ſteht, ohne jemals etwas herab zu werfen.

Er frißt allerley grüne Gräſer, Brod, Obſt, auch vorzüglich gern Kartoffeln, roh und auch gekocht; nur muß man oft ſeine Speiſe abwechſeln, denn er wird

bald

bald eines Fraßes überdrüßig. So frißt er zuweilen ſogar Böckelfleiſch; nur muß es vom Rinde ſeyn, und ihm nur ſelten gereicht werden. Vielleicht hat er ſich zu dieſer Speiſe auf ſeiner Seereiſe bequemen müſſen. Das Moos, welches auf der Rinde der Eichen ſitzt, nimmt er auch gern zu ſeiner Nahrung, ſo wie er auch hiezu die Rinde der eichenen Scheite abſchält, die er unter dem aufgeſetzten Brennholze im Holzkorbe findet. Um zu dieſer Rinde zu gelangen, drängt er ſich zuweilen bis auf den Boden des Holzkorbes, zwiſchen die Scheite durch, wenn er auch bis oben an mit Holze angefüllt iſt, und findet ſich auch eben ſo geſchickt und geſchwinde wieder heraus. Haſelnüſſe frißt er auch gern, wenn man ſie ihm aufmacht, denn ſelbſt kann er die harte Schale nicht aufknacken; eben ſo ißt er auch gern Mandeln, dieſe ſcheinen ihm aber nicht zu bekommen, und er wird krank nach dieſer Speiſe. Wird ihm nicht etwas vorgeſetzt, das ihm ſchmeckt, ſo kann er den ganzen Tag hungern; aber den folgenden holt er es wieder ein. Sie ſaufen ſehr wenig, und man könnte faſt ſagen, daß ſie es gar nicht thun, wenigſtens gewiß nicht, wenn ſie Gräſer, Obſt und dergleichen Nahrung, die ſchon Feuchtigkeit an ſich haben, bekommen. Die Zeit hindurch, als Hr. Graf Mellin ihn bey ſich hatte, welches im Sommer war, da er ihn denn mit allerley grünen Kräutern und Obſte füttern ließ, hat er gar nicht trinken wollen, weder Waſſer noch lauwarme Milch; nachdem er aber in Stargord, dem Schloſſe des Gr. v. Borcke in Hinterpommern, geweſen war, hat er bisweilen, doch nicht viel, und nur Waſſer, geſoffen. Alsdann taucht er die Naſe ein, und ſauget das Waſſer auf; dahingegen das Meerſchweinchen ſolches mit der Zunge von oben herab einſchlägt, alſo auf eine umgekehrte Art, als die Hunde, Katzen, u. a. m., die es von unten herauf mit der Zunge in den Mund einwerfen. Ge-

wiß, es iſt eine Folge ſeiner erhaltenen Nahrung, wenn ſich der Klipdas zum Saufen bequemt, und vielleicht thut er es vornämlich, wenn man ihm Böckelfleiſch gegeben hat. Man kann alſo annehmen, daß er in ſeinem natürlichen Zuſtande, wenn er in der Freyheit lebt, gar nicht trinke, wodurch er ſich von den Cavien unterſcheidet, welche oft und viel trinken.

Der Klipdas hält ſich immer reinlich. Er hat die Art an ſich, ſeinen Urin und ſeine Loſung immer an demſelben Orte zu laſſen, und beydes, wie die Katzen oder Dachſe, ſehr ſorgfältig mit Sand oder Erde zu bedecken. Vielleicht iſt der Grund, warum er hiezu beſtändig einen und denſelben Ort wählt, der, daß er dabey gewiſſe Bequemlichkeiten nöthig hat, die er nicht an allen Orten findet. Er muß nämlich, wenn er loſen will, eine aufrechte Stellung annehmen, die Hinterfüße gegen eine Wand oder ſonſt etwas ſtemmen, und die Vorderfüße auf ein Stück Holz oder ſonſt eine bequeme Erhabenheit ſtellen; dabey ſteckt er die Zunge aus, und leckt ſich immer das Maul. Es ſcheint, daß die Ausleerung ſeines Körpers mit einiger Beſchwerde für ihn begleitet ſey.

Um ſich des Ungeziefers entledigen zu können, muß man ihm einen Haufen Sand hin werfen, worin er ſich herum wälzt und badet, gerade auf die Art, wie es die Hühner und Faſane zu thun pflegen, welches man noch bisher an keinem vierfüßigen Thiere auf der Welt bemerkt hat; denn das Wälzen der Hunde, Füchſe, Wölfe u. a. m. auf der Erde, iſt hiemit gar nicht zu vergleichen.

Der Prof. **Herrmann** ſetzt den Klipdas unter ein eigenes Geſchlecht, welches er Fetthiere nennt, weil er wirklich ſehr fett wird. Doch iſt dieſer übermäßig fette Zuſtand für ihn nicht mehr natürlich, als für jedes andere Thier, welches eingeſperrt, ſtark gefüttert wird, und ſich keine Bewegung machen kann,

oder

oder eigentlich im Maſtſtalle iſt. Wenn der Klipdas angebunden und gezwungen wird, ſeinen Wirkungskreis in ſolchen engen Raum einzuſchränken, als ſein Band oder ſeine Kette reicht, ſo verliert er alle ſeine Lebhaftigkeit, bringt ſeine Zeit mehrentheils ſchlafend zu, und wird alsdann ſehr fett. Läßt man ihm aber die Freyheit, im Zimmer frey herum zu gehen, ſo iſt es ein ſehr munteres Thier, welches den ganzen Tag im Zimmer herum geht, und von einem Orte auf den andern ſpringt, und alsdann wird es nicht ſo übermäßig fett, daß dieſes Fett als ein beſonderer Character für ihn angegeben werden könnte.

Die Lebensart dieſes Thieres iſt alſo nicht ſo einförmig, wie der Graf Büffon, aus den von ihm eingezogenen, und vermuthlich von einem eingeſperrten oder angebundenen Thiere gegebenen Nachrichten muthmaßet; er bringt keineswegs den größten Theil ſeines Lebens ſchlafend zu. Er hat den Gang des Meerſchweines; und weil er leicht und hoch ſpringt, ſo erwählt er gern erhabene Oerter zu ſeinem Aufenthalt. Hr. Graf Mellin hat bey demjenigen, welchen er beobachtete, gar nicht gefunden, daß er in ſeinen Bewegungen langſam ſey, noch daß er ſich, ſo wie das Kaninchen, hüpfend fort bewege, welches beydes Vosmaer dem Grafen Büffon berichtet hat. Er hebt in ſeinem gewöhnlichen Gange die Hinter- und Vorderfüße nach einander, wie das Meerſchweinchen, auf, ſitzt auf den Hinterkeulen, wie dieſes; und es iſt nur, wenn er läuft, daß er einen hüpfenden Gang annimmt, der aber alsdann allen Thieren gemein iſt.

Der Klipdas, welchen Hr. Graf Mellin beobachtete, konnte einen außerordentlichen Grad von Hitze ertragen, den er freywillig erwählte. Sehr oft liegt er ganz oben auf dem Ofen, wo er in der größten Geſchwindigkeit mit einigen Sprüngen herauf kömmt.

Wenn der Ofen in ſeiner Stube geheitzt iſt, ſpringt er in die Ofenthür hinein, denn es iſt ein Windofen, und legt ſich dicht neben den glühenden Kohlen. Es begegnete ihm vor einiger Zeit, daß er auch in den Ofen hinein ſprang, als die Einheitzerin eben die Kohlen hinein geſchüttet hatte, und hingieng, das Holz aus dem Korbe zu nehmen; weil er ſich vermuthlich an der Wand im Ofen gedrückt haben mußte, wird ſie ihn nicht gewahr, ſteckt das Holz ein, und macht die eiſerne Thür zu. Glücklicher Weiſe für den Klipdas bleibt die Einheitzerin vor dem Ofen ſtehen, um das Anbrennen des Holzes abzuwarten, und iſt nicht wenig verwundert, nachdem die Flamme praſſelnd in die Höhe lodert, das Thierchen die Naſe zur kleinen Zugthüre hinaus ſtecken zu ſehen; ſie macht geſchwinde auf, und er ſpringt heraus, ohne weitern Schaden genommen zu haben, als daß ihm das Haar auf beyden Seiten ganz gelb geſengt war. Dem ungeachtet hat ihn dieſe Feuersgefahr für das Feuer nicht ſcheu gemacht, und er hat immer fortgefahren, die Nähe deſſelben zu lieben.

Sein Gehör iſt ſehr leiſe, und er weiß ſehr genau die Stimmen und den Gang derjenigen zu unterſcheiden, zu denen er eine beſondere Zuneigung hat. Merkt er ſie im Nebenzimmer, ſo ſetzt er ſich dicht an die Thür, und legt das Ohr immer näher heran, je mehr die Perſon, welche er zu ſehen wünſcht, ſich der Thür nahet; geht ſie aber wieder weg, ohne herein zu kommen, ſo geht er auch wieder von der Thür langſam und unzufrieden fort. Er iſt ungemein zahm, und wenn man ihn vermißt und bey ſeinem Namen ruft, antwortet er mit einer Art von Pfeifen, die nicht unangenehm iſt. Eben dieſes thut er auch, wenn man ihn an ſich lockt, um ihn auf den Schoß zu nehmen; denn das iſt für ihn ein ſehr angenehmes Lager.

Weil

Weil dieſes Thierchen ſich auf den Felſen von nichts, als von feinen Kräutern, nährt, dabey auch ziemlich fett wird, ſo giebt es vielleicht ein ſchmackhaftes Wildbret ab. Kolbe verſichert es, und fügt hinzu, daß die Jagd deſſelben nicht beſchwerlich ſey (*). Aus der Analogie kann man ſchließen, daß dieſes Thier mehrere Junge auf einmal, wie alle kleine Thiere, wirft auch vielleicht einigemal im Jahre.

Klipp, (der) ein Klapp feinerer oder kleinerer Art, und ein Schlag, welcher dieſen Schall hervor bringt. Am häufigſten wird es noch im Diminut. **Klippchen** gebraucht, den Laut nachzuahmen, welcher entſteht, wenn der mittlere Finger von dem Daumen in die Hand geſchnellt wird, wofür doch im Hochdeutſchen **Knippchen**, und mit dem Ziſchlaute **Schnippchen**, üblicher ſind. Siehe **Klapp**, im XXXIX. Th. S. 345. Das Hauptwort, die **Klippe**, eine Falle, wegen des Schalles, womit der Deckel zufällt, **Vogelklippe**, ein Meiſenkaſten, und **klippen**, dieſen Schall machen, der mit klappen verwandt, nur von feinerer Art iſt, ſind im Niederſächſiſchen bekannter, als im Hochdeutſchen.

Klipp-Fiſch, der am Rücken aufgeriſſene, und auf Klippen oder Felſen gedörrte Kabeljau, welcher unter dem Namen des Stockfiſches am bekannteſten iſt; obgleich einige den letztern Namen nur dem ſehr hart gedörrten Klippfiſche beylegen. Siehe im XXXII. Th. S. 23, fgg.

Klipp-Kanne, im g. L. eine hölzerne Kanne mit einem Deckel, wegen des Schalles, welchen der letztere im Gebrauche macht; im Frieſiſchen nur **Klipp**.

Klipp-Kleber. Dieſer Name deutet auf die Lebensart, welche dieſen Conchylien, aber auch den **Meerohren** eigen iſt, indem ſie ſich an die Felſen ankleben.

(*) Beſchreib. des Vorgeb. d. g. Hoffn. S. 144.

Linne nennt dieſes Geſchlecht mit den Holländern und Franzoſen Patella. Sie heißen daher, nämlich wegen ihrer offenen Geſtalt, auch Schüſſelmuſcheln, Napfmuſcheln, Napfſchnecken, oder Schilder. Das Thier iſt der Erdſchnecke ohne Haus ähnlich; es hat Backen, Lippen und Zähne; die Augen ſtehen an der innern Seite der Fühlhörner; der Mantel hat eine Franſe, von drey Reihen Faſern. Gemeiniglich iſt ſolches eßbar. Die einfache Schale iſt einigermaßen kegelförmig geſtaltet, und ohne Schnörkel. Bonnet hat über die Klippkleber und andere Schalthiere, welche ſich durch eine Art von Leim befeſtigen, leſenswürdige Betrachtungen angeſtellt.

Die Schale der Patellen iſt gemeiniglich wie ein ſpitziger Hut oder wie eine Stürtze geſtaltet, worunter der ganze Körper des Thieres, wie unter einem Dache bedeckt liegt. Dieſes Dach kann das Thier nach Belieben aufheben und herunter laſſen. Im letzten Falle wird der ganze Körper bedeckt, und ſitzt unmittelbar auf dem Steine auf. Ein großer Muskel, welcher die ganze Schale einnimmt, und gleichſam die Grundfläche derſelben iſt, befeſtigt das Thier an den Stein. Ob es aber gleich nur mit einer Grundfläche von 1 Zoll breit aufſitzt, wird es doch nicht ohne viele Mühe losgemacht werden können. Wenn man einen Strick an die Schale legt, und gegen 30 Pf. daran hängt, wird die Trennung erſt nach einigen Minuten erfolgen. Es geſchieht dieſes, wenn der Stein auch ganz glatt iſt. Wenn man das Thier quer durchſchneidet, ſetzt es ſich eben ſo feſt an, als zuvor. Die Urſache dieſes Anhängens iſt in dem zähen Schleime zu ſuchen, womit der Muskel ganz durchzogen iſt, und den man auch mit dem Finger gar merklich fühlen kann. Die Napfmuſchel aber bleibt nicht immer auf einer Stelle feſt angeklebt; ſie kriecht auf dem Felſen hin, ihre Nahrung zu ſuchen. Der große Muskel dient ihr ſtatt der

Füße, und verrichtet die Dienſte, wie der Muskel der Erdſchnecke. Der Muskel kann ſich demnach von dem Steine losmachen, und das Thier kann nach Belieben die Verbindung trennen, welches kaum ein Gewicht von 30 Pf. verrichten kann. Wenn man mit einem naſſen Finger über den Muskel hin fährt, klebt der natürliche Leim nicht ferner daran. Die ganze Fläche des Muskels iſt voll Körnchen, die mit einer auflöſenden Feuchtigkeit angefüllt ſind. Wenn nun das Thier weiter gehen will, drückt es dieſe häufige Drüſen, der Leim wird alsdann aufgelöst, und das Thier kriecht fort. Doch hat das Thier nur einen beſtimmten Vorrath von Leim, und wenn man es öfters nach einander losreißt, wird der Vorrath erſchöpft, und es kann ferner nicht mehr ankleben.

Linne erwähnt 36 Arten Klippkleber, welche in verſchiedenen Stücken von einander abweichen, daher er ſolche in 5 Abtheilungen geordnet hat.

Die erſte enthält diejenigen, welche inwendig eine Lippe haben, und die Müller deswegen Lippſchalen nennt. Dergleichen ſind: die Fiſchweiberhaube, Rothlippe, chineſiſche Mütze, Nußſchale und der Pantoffel.

Zur zweyten gehören diejenigen, welche gezähnelt ſind, oder einen zackigen Umfang haben, und die Müller deswegen Zackenränder nennt, als: der Schilling, Meduſenkopf, die Sternpatelle, Mütze, Feſtung, das Körnerſchild, die gemeine Patelle, blaue und Knotenpatelle.

Die dritte begreift diejenigen unter ſich, welche einen ſpitzigen und gekrümmten Wirbel haben, und die Müller deswegen Krummwirbel nennt. Dergleichen ſind: die Narrenkappe, alte Haube, Kopfplatte, der Dreykiel, Runzelkamm, Rothring, Nagel, Zackenkamm, und die Moraſtpatelle.

Die vierte enthält diejenigen, welche einen glatten Rand, und einen ſtumpfen dichten Wirbel haben, und die Müller Glattränder nennt, als: die Glatpatelle, das Schildkrötenſchild, der Strohhut, die Bauernkappe, der Braunrand, Fleckenrand, Kreuzer, und die Netzpatelle.

Zur fünften werden diejenigen gerechnet, welche einen durchbohrten Wirbel zeigen, und die Müller Offenwirbel nennt, als: die Spalte, Blatter, das Gitter, die Strahlpatelle, und Wolkenpatelle.

In dem Anhange zu dem Naturſyſtem, hat Linne das Geſchlecht der Klippkleber noch mit folgenden zwey Arten vermehrt:

1. Die Noachspatelle, Patella noachica. Die kegelförmige Schale iſt etwas gedrückt, und ungefähr mit 20 erhabenen Rippen geſtreift; der Wirbel iſt ſpitzig zurück gebogen, und vorn mit einer Spalte gezeichnet, daher ſie unter die fünfte Abtheilung, mit durchbrochenem Wirbel, zu rechnen iſt.

2. Die Zwergpatelle, Patella miliaris. Sie iſt nicht größer als ein Hanfkorn, zart, durchſichtig, hat einen zurückgebogenen und an die Seite gelegten hakenförmigen Wirbel, und kömmt in vielen Stücken mit der Narrenkappe überein.

Klipp-Krämer, im gem. L. ein Krämer, welcher mit klappernden Kleinigkeiten handelt, dergleichen hölzernes Spielgeräth u. ſ. f. iſt. Daher der Klippkram, der Kram oder Handel mit ſolchen Kleinigkeiten. Siehe Krämer.

Im Niederſ. auch Kläter-Kram, von klätern, klappern, raſſeln. Siehe Klipp-Werk.

Klipp-Meiſter, ſ. Klipp-Schule.

Klipp-Rohr, Klippröhre, ein auf dem Vogelheerde nöthiges Geräth. Siehe Vogel-Heerd.

Klipp-Schenke, im g. L. eine geringe, ſchlechte Schenke; eine Kneipſchenke oder Kneipe.

Wohl nicht von dem Klippen oder Klappern mit den Kannen, weil ſonſt alle Dorfſchenken Klippſchenken ſeyn müßten, ſondern, ſo wie Klippſchule, vermuthlich als eine Nachahmung des vorigen Worts.

Klipp-Schule, eine Schule, worin die Kinder im Buchſtabiren und Leſen unterrichtet werden; eine Trivialſchule, Leſeſchule. Der Lehrer in einer ſolchen Schul' heißt im Niederſ. der Klippmeiſter.

Klipp-Springer, ſ. Klippen-Springer.

Klipp-Stecken, ſ. Klapper-Stecken, im XXXIX. Th. S. 367.

Klipp-Torf, ſ. Torf.

Klipp-Werk. Im gem. L. geringe oder kleine Waaren, welche im Verkehre klippen oder klappern, dergleichen kleine hölzerne Gefäße, hölzernes Spielwerk, u. ſ. f. ſind.

2. In den Münzen, eine Maſchine, und die ganze dazu gehörige Anſtalt, Scheidemünzen vermittelſt des Schlages mit dem Hammer zu prägen; von klippen, klappen oder ſchlagen. Siehe im Art. Münze.

1. **Klippe**, ein Name, womit man ſowohl im gem. L. als auch in der Münzwiſſenſchaft, die drey- oder viereckigen Münzen zu belegen pflegt, welche zuweilen aus Noth geſchlagen werden; die Feldklippe, Nothklippe, der Klippenthaler, der Klipping, Schwed. Klipping. Ohne Zweifel von dem noch im Schwed. üblichen klippen, ſchneiden, weil ſie nur in dringenden Nothfällen in der Eil geſchlagen, und mit der Scheere geſchnitten werden. Siehe Noth-Münze, im Art. Münze.

2. **Klippe**, Felsklippe, Steinklippe, ein jäher ſchroffer Felſen, beſonders wenn ſein Gipfel in mehrere Spitzen getheilt und gleichſam geſpalten iſt, er befinde ſich übrigens auf dem feſten Lande, oder im Meere; imgl. eine jähe gleichſam abgeſpaltene Spitze eines Felſen. *Der Adler bleibt auf den Klippen an den*

Fel-

Felſen, Hiob 39, 28. bey Hrn. Ritter Michaelis Felsſpitzen. Daß ſie die Klippen am Gebirg gegen Jeruſalem ſollten verwahren, Judith 4, 5. 5, 1. 7, 5. Die Gemſen wohnen auf den höchſten Klippen der Alpen.

Am gewöhnlichſten werden Klippen, L. Rupes, Scopuli, Fr. Briſant, Ecueil, Eſcueil, Roc, Roche, Rocher, Holl. Beining, Branding, Klip, oder Rots, diejenige Felſen, und zuſammen gewachſene, harte und ſpitzige Steine genannt, welche ſich im Meere gemeiniglich gegen die Küſten und Inſeln befinden, und welche oftmals Schiffbruch verurſachen. Ein Schiff wird *an ſeine Klippe* geworfen, wenn es an einen ſolchen jähen Felſen geräth; es *läuft auf eine verborgene Klippe*, wenn es auf eine ſolche verborgene Felſenſpitze geräth.

Klippen oder Sandbänke, welche oben mit einem ſo dicken Schlamme, oder einer ſo großen Menge Kräutig bedeckt ſind, daß die kleinen Schiffe, welche darauf geſtrandet ſind, ſich ohne Gefahr wieder erheben und los machen können, werden Cayes oder Roches molles, Holl. ſagte Klippen, genannt.

Figürlich, nennt man Klippe, eine gefährliche Sache, wobey Tugend, Ehre und Glück ꝛc. Schiffbruch leiden kann. *Das Hofleben iſt eine Klippe, woran mancher ſcheitert*; es iſt ſchwer, am Hofe ein ehrlicher Mann zu bleiben, Fr. il eſt difficile de ſauver ſa vertu des écueils de la Cour.

Im Dän. gleichfalls Klippe, im Schwed. Klippa, im Angelſ. Clif, im Engl. Cliff, im Walliſ. Clip, im Griech. ohne Gaumenlaut Λεπας. Nicht, wie Friſch will, von dem vorigen klippen oder klappen, wegen des Schalles, welchen das Anſchlagen der Wellen an die Klippen im Meere hervor bringt, ſondern von klieben, ſpalten, Angelſ. clypan, Schwed. klippa, ſcheeren, ſchneiden, ſo wie das Lat. Rupes, von rumpere, und das Holl. Rots, von reiſſen. Schon die Geſtalt der Klippen verräth es, daß ſie geſpal-

ſpaltene Felſen, oder ſolche Spitzen und Theile der Felſen ſind. Um eben dieſer Urſache willen werden ſie in der Oſtſee Schären oder Scheren genannt, von ſcheren, theilen. Hr. Stoſch hat ſich durch Friſch und Gottſched verleiten laſſen, die Klippen nur auf das Meer einzuſchränken; allein das Wort iſt auch auf dem feſten Lande überall, wo es deren giebt, von jähen und ſpitzigen Felſen üblich. Fels iſt das Geſchlecht, welches die Materie bezeichnet; Klippe drückt die Geſtalt aus. Im Schleswigiſchen wird ein hohes ſteiles Ufer, welches gleichſam abgeſchnitten iſt, das Kliff genannt.

Daher klippicht, Klippen ähnlich. Klippig, mit Klippen verſehen; ein klippiges Gebirge.

Klippen-Bock, ein Name, welchen bey einigen der Steinbock führt, weil er ſich auf den höchſten Klippen der Felſen aufhält. Siehe auch das Folgende.

Klippen-Springer, Klippſpringer, Antilope Ourebi *Allamand* Sauteur de rochers *Buff.* eine Art der ſpringenden Gazellen oder Ziegen. Er hat die Größe einer gemeinen Ziege, aber weit längere Füße. Sein Kopf iſt gerundet, gelblich grau, und hin und wieder mit kleinen ſchwarzen Streifen bezeichnet. Die Schnautze, die Lippen und der Theil um die Augen ſind ſchwarz. Vor jedem Auge iſt eine Thränendrüſe mit einer großen länglich runden Oeffnung. Die Ohren ſind ziemlich groß, und gehen ſpitzig zu. Die Hörner ſind ungefähr 5 Zoll lang, gerade und an der Spitze glatt, aber an der Wurzel derſelben haben ſie einige Ringe. Das Weibchen hat keine Hörner. Das Haar am Körper iſt gelblich falb. Jedes Haar iſt an der Wurzel weiß, in der Mitte braun oder ſchwarz, und am Ende graulichgelb. Die Füße und Ohren ſind mit weißlichen Haaren bedeckt. Der Schwanz iſt ſehr kurz.

Sparrmann (*) führt dieſe Klippenſpringer als Thiere der Gegend um Conſtantin an, die er nahe zu unterſuchen nicht Gelegenheit gehabt habe, und rechnet ſie zu den kleinen Antilopen. Hr. Forſter nennt ſie eine Gattung dieſes Geſchlechts, die den Naturforſchern bisher unbekannt geweſen iſt, und giebt ihr den Namen Antilope Oreotragus. Sparrmann ſagt, daß ſie nicht, wie andere Antilopen, in der Flucht Halte machen, um ihre Verfolger zu beſehen, ſondern, wie einige der kleinen Antilopen, nämlich: die capſchen Steinböcke, Rohrrehböcke, und Buſchböcke, mit ununterbrochenem Laufe den Jägern aus dem Geſichte zu entfliehen pflegen.

Der Klippenſpringer hat ſeinen Namen von ſeinem ſehr ſchnellen Laufen, und den weiten Sätzen, die er ſelbſt an den ſteilſten und ſteinigſten Oertern macht; daher er ſich auch nicht, wie der Steinbock und Gneißbock, von den Hunden fangen läßt. Er hält ſich auf den unzugänglichſten Felſen auf, und flieht bey dem Anblicke eines Menſchen ſogleich nach Oertern, die mit ſteilen Anhöhen umgeben ſind. Er ſetzt mit einem Sprunge über weite Zwiſchenräume von einem Felſen zum andern, und über ſchreckliche Abgründe hinweg. Wenn er von Hunden oder Jägern verfolgt wird, ſtürzt er ſich auf kleinen Abſätzen von Felſen herunter, die dem Anſcheine nach nicht ſo geräumig ſind, ihn aufzunehmen. Oft verwunden ihn die Jäger, die ihn nur von ferne und mit einer Kugel ſchießen können, ſo, daß er bis in die Tiefe des Abgrundes fällt.

Sein Fleiſch iſt von vortrefflichem Geſchmacke, und wird für das beſte Wildbret des Landes gehalten. Sein Haar iſt leicht, loſe, und fällt leicht zu jeder Jahrs-

(*) In ſeiner Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ꝛc. (Berl. 1784. gr. 8.) S. 43. 127. 520.

Jahrszeit aus; man braucht es zu Matratzen, und ſtopft damit ſogar Frauenzimmerröcke.

Hrn. Gr. v. Büffon Naturgeſch. der vierfüß. Thiere, nach der Ueberſetz. des Hrn. Prof. Otto. XII. B. Berl. 1787, gr. 8. S. 248, fgg. n. e. Abbildung.

Klippen=Thaler, ſ. oben, S. 619.

Klippel, ſ. Klöppel.

Klippen, ſ. oben, S. 615.

Klipper, ein Profeſſioniſt; ſ. Klempener, oben, S. 346.

Klipper, ein hölzerner Schlägel; ſ. Schlägel der Bildhauer und Steinmetzen.

Klipper=Stecken, ſ. Klapper=Stecken, im XXXIX Th. S. 367.

Klippern, das Frequentativum von klippen, wofür aber im Hochdeutſchen klimpern und klappern gangbar ſind; das unangenehme Getöſe bey gewiſſen Handwerkern.

Sprichw. Klippern gehört zum Handwerke; man muß ſich die kleinen Unannehmlichkeiten, die bey einer Sache ſind, nicht abſchrecken laſſen; figürlich: alle kleine Nebenvortheile bey einem Amte zu benutzen wiſſen.

Klipping, ſ. oben, S. 619.

Klirren, ein Neutrum, welches das Hülfswort haben erfodert, und einen gewiſſen hellen, halb klingenden, halb aber zitternden Schall nachahmt, dergleichen z. B. entſteht, wenn man Gläſer zerſchlägt, oder Fenſterſcheiben zerbricht, bloße Degen auf einander ſchlägt, u. ſ. f. dieſen Schall von ſich geben. Die Fenſter klirren, wenn eine Kutſche ſchnell auf dem Pflaſter vorbey rollt. Die Degen klirren, im Zweykampfe.

Imgl. dieſen Schall hervor bringen. Mit den Degen klirren. Mit den Gläſern klirren, wenn man ſie an einander ſtößt.

Der=

Dergleichen Geklirre, Geklimper ꝛc. heißt im Franz. Cliquetis.

Kliſſen, Spitzklette; ſ. oben, S. 387.

Kliſtier, ſ. Klyſtier.

Klitſch, Fr. Claque, Tapé, ein im g. L. übliches Wort, denjenigen Schall auszudrücken, welcher entſteht, wenn man einen weichen, zuſammen klebenden Körper an einen andern eben ſo weichen, oder auch an einen feſtern wirft oder ſchlägt, und welcher ein heller Klatſch iſt; ſ. Th XXXIX. S 375, f. Imgl. ein Schlag, welcher dieſen Schall hervor bringt.

Figürlich, im g. L. auch, ein Stück eines ſolchen zähen Körpers, welches denſelben hervor bringen kann. Ein Klitſch Butter, ein Stück von unbeſtimmter Größe, ein Klecks. Ein Klitſch Teig, Lehm, u. ſ. f. Daher das in den niedrigen Sprecharten übliche Bey- und Nebenwort klitſchig, für teigig. Das Brod iſt klitſchig, wenn es nicht ausgebacken iſt; Niederſ. klitzig, klidderig.

Siehe auch Klitſchen.

Klitſch-Angel, ſ. im II. Th. S. 112.

Klitſchen, einen Schall, welcher durch das Wort Klitſch ausgedrückt wird, von ſich geben; imgl. denſelben verurſachen. Darum daß du mit deinen Händen geklitſchet haſt, Ezech. 25, 6. wofür doch klatſchen üblicher iſt, ſo wie Judith 14, 12; da gieng Bagoa hinein und klitſchte mit den Händen.

Im Wendiſchen iſt tloczu, ſtoßen, quetſchen.

Klitſchern, in Schleſien, das Klirren des Geldes, das man in der Taſche trägt.

Klitſchig, ſ. oben, auf dieſer Seite.

Klittag, eine zur Befeſtigung der Ufer und gegen den fliegenden Sand ungemein nützliche Pflanze, welche vor mehr als 70 Jahren auf der däniſchen Inſel Seeland, welche den Ueberſchwemmungen ſehr ausgeſetzt war, von einem gewiſſen aufmerkſamen und witzigen Land-

Landmanne, dem man hernach zum unvergeßlich dankbaren Andenken eine Ehrenſäule errichtete, zuerſt entdecket und benutzet worden iſt; Flugſandrohr, Meerpfriemengras, Nervengras, Sandhalm, Sandrohr, Sandſchilf, Strandrohr, Arundo arenaria, calycibus vnifloris, foliis involutis mucronato-pungentibus *Linn.*

Im 5 St. der Stuttg. phyſikal. ökon. Realzeit. geſchahe einer Art Seekrautes, deſſen ſich die Holländer in ihrem Waſſerbaue, zu Befeſtigung ihrer Dünen und Dämme bedienen, Erwähnung. Sie wird daſelbſt eine geringe und ſchlechte Pflanze, eine Art Pfriemen- oder Heidekraut characteriſirt, die in lauterm Sande wachſe, und ſich mit ihren Wurzeln ungemein ſchnell in die Tiefe und Breite einſchlage, und dieſer Republik nunmehr ganze Millionen erſpare. Eine ſo vorzügliche Abſchilderung veranlaſſete den Freyh. v. **Hohenthal**, dieſes ſo vortrefflich ökonomiſirende Gewächs näher kennen zu lernen, in Hoffnung, es auch ſeinen Landsleuten, und allen denen, welche auch nur an Flüſſen und Ströhmen wohnen, und deren ſchädliche Gewalt empfinden, zu ihrem Behuf zu empfehlen. An angeführtem Orte geſchahe zugleich Meldung, daß den Dänen dieſe einfache, leichte und dauerhafte Art, einen feſten Damm wider die Gewalt des Waſſers zu ſetzen, ſchon ungefähr 50 Jahr vorher bekannt geweſen ſey. „Denn,“ heißt es daſelbſt: „Seeland war den Ueberſchwemmungen von einer gewiſſen Küſte her ungemein ausgeſetzt, ſo, daß nicht nur die Fluthen alles verheereten und verwüſteten, ſondern auch durch Zuführung einer Menge Sandes, den ſonſt ſehr fruchtbaren Boden nach und nach unfruchtbar zu machen droheten. Menſchenwitz und Hände wollten hier nicht zureichen, dieſes geſegnete Land von dem

Verderben und Untergange zu retten; die Gewalt des ſtürmenden Seewaſſers zernichtete alle Bemühungen. Endlich bemerkte ein Landmann, hier und da am Ufer im Sande einige kleine Hügel, die grün bewachſen waren. Seine vernünftige Neugier trieb ihn an, dieſes Kraut, ſo im lautern Seeſande wuchs, näher kennen zu lernen. Er fand es tief gewurzelt, und bemerkte zugleich, daß dieſe Einwurzelung von der Höhe der Sandhügel die Urſache ſey, und daß dieſer in die Wurzeln verwickelte Sand und Erde vom Waſſer nicht mehr könnten abgeſpühlet werden. Dieſes gab ihm die kluge Vermuthung an die Hand, daß, wenn ſeine Güter mit dieſem Kraute in einer aufgeworfenen und mit Sande vermengten Erde würden umpflanzet ſeyn, er nach und nach einen natürlichen und ewig fortdauernden Damm zu Stande bringen könnte. Der angeſtellte Verſuch betrog ihn in ſeiner Hoffnung nicht; die Sache wurde hierauf der Obrigkeit kund gemacht, und ſogleich alle Ufer, wo Gefahr war, mit ſolcher an ſich geringen, aber höchſt nützlichen Pflanze beſetzt. Der Erfolg war der allererwünſchteſte, und Seeland wurde hiedurch gerettet, dem Erfinder aber zum unvergeßlich dankbaren Andenken eine Ehrenſäule errichtet.“

Weil dem Hrn. v. **Hohenthal** dieſe Nachricht ungemein intereſſant ſchien, ſo wurde unverzüglich an einen Freund nach Kopenhagen geſchrieben, und um nähere Erläuterung dieſer Sache gebeten. Mittlerweile ſchlug Derſelbe ſelbſt hier und da in ökonomiſchen Schriften nach, um von dieſer annoch unbekannten Pflanze etwas aufzufinden; und da traf er auch im 3 B. der leipz. Samml. im 28 St. den ſo genannten **Helm** (*) an,

(*) Der Name Helm iſt nur eine verderbte Ausſprache für Halm, unter welchem es an einigen Orten wirklich vorkömmt; ſ. Th-

an, welches eine Art Seeſchilf zu ſeyn ſcheint, womit nicht allein in Holland und daſiger Inſel Seeland, ſondern auch ſeit 1703 in den oſtfriesländiſchen Inſeln, die Dämme und Dünen beſäet und bepflanzet, und dadurch gegen die Wellen befeſtiget, der fliegende Sand aber aufgefangen, und gleichſam zur Conſiſtenz gebracht wird. Es wird auch daſelbſt S. 311, dieſer kurze Unterricht ertheilt: „ daß dieſer Helm 1. um Allerheiligen, d. i. zu Anfange des Novembers, zu pflanzen wäre; daß 2. der Helm, wenn er alt würde und verginge, abgebrannt, und an deſſen Statt neuer gepflanzet werden müßte; indem S. 314 verſichert wird, daß alter verdorreter Helm die Dünen roh mache, und zur Zerſtäubung Anlaß gebe; daß 3. bey Leib- und Lebensſtrafe zu verbieten ſey, Pferde oder Hornvieh an den Dünen weiden zu laſſen, denen auch S. 314 noch die Schafe beygefüget werden.

Unterdeſſen lief auch aus Dänemark die erbetene Nachricht ein, in welcher die Pflanze quæſt. Klittag genannt, zugleich auch eine, zu einer auch in Sachſen zu machenden Probe erforderliche Quantität Same deſſelben, noch im Halme, mit überſchickt wurde. Der Augenſchein lehrte, daß dieſe Pflanze kein Schilfgewächs, ſondern eine Art von Aehrengetreide ſey, deren Halm, welcher auf einem hohlen Strohſtängel wächſt, faſt einer Rockenähre gleicht, die Körner aber dem Hafer ſehr ähnlich ſind. Zugleich wurde mit berichtet: daß dieſes Gewächs in Nordjütland eigentlich zu Hauſe ſey, wo es die göttliche Vorſehung, zu Hemmung der großen Sandberge an der Waſſerkante von Werdſyſſel, durch die Natur von ſelbſt hervor bringe, nachdem davon, etwa vor einem Jahrhunderte, ein großes Stück Erdreich, durch die Gewalt des Waſ-

Th. XXI, S. 277. Im Dän. wird es Hielme genannt; im Holl. aber Duinhelm, Dünenhelm; ſ. Th. IX, S. 621.

ſers der Nordſee weggeſpühlet worden, und dürften dieſe Pflanzen daſelbſt von Niemanden beſchädiget oder ausgeriſſen werden, bey Vermeidung einer zu verabſcheuenden Ahndung, welche das däniſche Geſetz L. VI, c. 17. Art. 29. dictire. Die übrigen Umſtände werden hienächſt dahin erläutert: „die ganze däniſche Inſel Seeland ſey um und um mit groben ſchweren Sand, ſammt kleinen und großen Steinen umgeben, und der Ebbe und Fluth nicht unterworfen, alſo auch keiner Bebauung benöthigt; allein in dem Kronborger Amte ſey, zu Königs **Friederich** IV. Zeiten, der von der See aufgeworfene Sand, ſo häufig worden, daß er, nachdem er eine Zeitlang am Ufer gelegen und getrocknet, von dem ſtarken Nordoſtwinde über die daſigen Berge gehoben, in die Thäler und in den Erzenomer See geführt, denſelben nicht allein ſo ziemlich angefüllet, ſondern auch die Felder und Wieſen eines ganzen und guten Diſtrictes der Landſchaft Kronborg und des Amtes Friderichsburg überflogen und bedeckt worden; und da er bey trocknem Wetter immer unruhig und in Bewegung geweſen, ſo wäre er der fliegende Sand genannt worden, und habe mithin das Erdreich unnutzbar gemacht. Um ſolchem Unheile nun zu remediren, habe ſich unter andern ein gewiſſer Bremer angegeben, und offeriret, dieſen ſo genannten fliegenden Sand, vermittelſt eines gewiſſen Samens, wozu er ſich auch des ſpaniſchen Kleees, dem er von Pferde- und Kuhmiſt eine Melange gegeben, mit bedient, zu dämpfen, welches er auch glücklich präſtiret, und dagegen ſey ihm, zur Erkenntlichkeit, in dortigem Reviere ein ſteinernes Denkmal errichtet, und daſſelbe mit folgender Aufſchrift in drey Sprachen, nämlich in lateiniſcher, däniſcher und deutſcher, geziert worden.

In-

Inſcriptionen, zum Gedächtniſſe der glücklichen Dämpfung des ſo genannten fliegenden Sandes in dem Friderichsburger Amte, 4 bis 5 Meilen von Kopenhagen, auf einer ſteinernen Säule.

1. Lateiniſche.

DEO OPTIMO MAXIMO STATORI
et
Auguſtiſſimis Regibus
Divo FRIDERICO IV. et CHRISTIANO VI,
quod
Eorum juſſu, auſpiciis & impendiis
hæc loca
exitiali arenarum incurſu,
quæ iam diu incredibili impetu effuſa
agros, paſcua, ſilvas, domos, integraque rura obducebant,
nunc feliciter liberata
atque ad culturam priſtinam revocata,
Securitatem tantum non deſperatam acceperunt:
Advigilante Territorii Præfecto
FRIDERICO de GRAM,
Ordinis Elephantini Equite, S. R. M. Conſiliario Intimo,
Supremo Venationis Magiſtro;
Opus vero ſolerter induſtrieque peragente
Johanne Vlrico Röhl,
commune agricolarum totaque vicinia tanto
Divini Numinis, Piiſſimorumque *Patriæ Patrum*
beneficio obſtricta
M. H. D.
M D CC XXXVIII.

 2. Deutſche.

2. Deutſche.

G O T T

Dem allerbeſten, großmächtigſten und feſten Beyſteher,

nebſt

dem Gottſel. FRIDERICH dem IVten
und Herrn CHRISTIAN dem VIten

daß,
auf Dero Geheiß, Anweiſung und Koſten
dieſe Oerter
von dem landverderblichen Einbruch des Sandes,
welcher ſich vor geraumer Zeit mit unglaublichem
Ungeſtüm ergoſſen,
Aecker, Wieſen, Wälder, Häuſer und ganze Felder
überzog,
itzund glücklich befreyet,
auch zur vormaligen Bebauung wiedergebracht,
die ſchier verzweifelte Sicherheit empfangen haben,
da, nächſt emſiger Aufſicht des Diſtrict-Amtmanns

Friderichs von Gram,

des Elephanten-Ordens Rittern, S. K. M. Geheim-
Raths und Ober-Jägermeiſters,

von Johann Ulrich Röhl

das Werk ſo wohlbedächtlich als geſchickt ausgeführet
worden,
mithin das geſammte Kirchſpiel
und die ganze Nachbarſchaft
wegen ſo groſſer Wohlthat
der göttlichen Majeſtät nebſt den gottesfürchtigen
und frommen Landes-Vätern
verpflichtet und verbunden ſey,
iſt dieſes zum Andenken gewidmet
1 7 3 8.

3. Däniſche.

3. Däniſche.

Her ſaa det ilde ud for nogle Tider ſiden,
Med Sand var alting ſkiult, og Faren var ei liden.
Sandbierge voxte op, floy frem naar Vinden komm,
Og drev ſaa mangen een fra Huus og Eiendom,

Hvorfor Kong Friderik til Landets Gavn og Beſte
Lod grive Verket an, med Vogne, Folk og Heſte,
Og lod ſaa viidt man kom, den löſe Grund beſaae,
At der, hvor intet var, oprorer Gräß og Straa.

Vor Siette Chriſtian, Vor Herrlighed i Norden,
Ved Ham det heele Verk til Ende bragt er vorden.
O! et Hans Ät og Säd ſaa länge blive maae,
San man kand Stöv og Sand omkring ved Havet faae.

Om nogen ſpörge vil, og haver Lyſt at vide
Paa hvem i denne Sag Monarchen kunde lide,
Da haver Amtmand Gram ei vilet med ſit Oye
Og Röhl, ſom velfortient, er lönnet for ſin Moye (*):

Beſchreibung, auf was Art und Weiſe man in Dänemark, und zwar im Friderichsburger Amtsdiſtricte, auf der Inſel Seeland, den fliegenden Sand gedämpfet hat, und annoch zu hemmen pflegt.

Wo ſich große Sandhügel befinden, welche ſehr hoch und jähe ſind, werden ſelbige erſt, ſo viel möglich, abgeſetzt. Demnächſt ſucht man ſo viel Bühein oder Maulwurfshügelein zuſammen, als genug iſt, um die Jähigkeit damit zu erſetzen, daß ſie allmählich ſchräge und eben werde. Wo das aber nicht practicabel iſt, werden ſie planiret, und überall mit Meer- oder Riethgras gedeckt, da denn eine gewiſſe Art von

(*) Die däniſche Inſcription lautet im Deutſchen folgendermaßen.

Klittagſamen hinein geſtreuet wird; in Ermangelung ſolchen Graſes aber nimmt man Geſträuch von Wachholder - Ellern - oder andern Geſtäuden, welches mit dem untern Theile ſchräge in den Sand hinein geſteckt wird, ſo, daß der Gipfel dicht oben über den Sand anſchließt. Doch, wenn dieſe letztere Art der Bedeckung gebraucht wird, iſt es am beſten, daß der Klittag zuerſt geleget wird, welches folgendermaßen geſchieht.

Eine

Schau Leſer!
dieſes grüne Land,
So du jetzt an der See ſiehſt liegen,
War neulich noch ein Meer von Sand,
Das, wo der Wind ſich hingewandt
Sandwellen ließ wie Berge fliegen.
Die überſchwemmten Feld und Wald;
Strom, Aecker, Wieſen, Dörfer, Hütten
Sah' man im Sande ganz verſchütten.
Das überſtrömte Feld droh't alſobald
Dem nächſtanliegenden mit gleicher Sandsgewalt.
Bis König Friderich der Vierte
Zuerſt der Noth half ab,
Dem Sande feſte Gränzen gab,
Und hin und wieder ihn mit grüner Kleidung zierte;
Worauf Sein großer Sohn, der Sechſte Chriſtian
Das Fehlende hinzugethan,
Bis Er das ſchöne Werk vollführte,
Daß jetzt der Sand, ſo Seeland wollt' verheeren,
Als ein fruchtbares Feld muß viele Thiere nähren.
Verehre ſo der Landesväter weiſen Rath,
Den Gottes Macht geſegnet hat,
Und wünſche, daß Ihr Stamm auf Erden
Mag wie der Sand am Meer und unvergänglich werden.

Es dämpft den Fliegeſand
Auf König Friderichs und Chriſtians Geheiß
Des Amtmanns Friderich von Grams getreuer Fleiß,
Und Röhls geübte Hand.

Eine oder zwey Aehren dieſes Klittagſamens werden eine gute Handbreit tief in den Sand nieder geleget, und ungefähr 1 Elle im Quadrat von einander vertheilt, welches ſolchergeſtalt reihenweiſe in dem Sande continuiret wird, doch ſo, daß nicht mehr geleget werde, als ſogleich verdecket werden kann. Zu dieſer Bedeckung vor dem Wehen des Windes, nimmt man Ellern= oder Birkenreiſer von 2 bis 3 Ellen lang, und ſteckt ſie ſo ziemlich dicht neben einander hin, als der Ort weit und breit iſt, und continuiret damit auf 3 Klafter in die Länge gegen den Wind, damit dieſer den anderweit noch unbebaueten Sand nicht auf die gelegte Saat hinüber wehe und erſticke. Der an die geſetzten Reiſer nach und nach anfliegende Sandzaun kann nachgehends zu fernerer Planirung des Terrains angewendet werden

Was die Zeit zu Legung der Saat betrifft, ſo iſt es im Frühlinge oder im Herbſte am beſten. Was im Frühlinge geſäet wird, wächſt im Herbſte hervor, und ſo umgekehrt.

Der Same des Klittags äuſſert ſich erſt in dem zweyten oder dritten Jahre. An dem ſpaniſchen Klee, welcher in demſelben Falle gebraucht wird, ſind die Aehren etwas länger, und die Körner ungefähr wie Haberkörner. Der Klittagſame hingegen iſt ſehr klein, und wird bey uns gegen den Anfang der Rockenärnde reif. Der ſpaniſche Klee aber braucht gern etwas längere Zeit, ehe er zur Reife kömmt. Wenn der Same reif geworden iſt, werden die Aehren dicht oben am Strohhalme weggeſchnitten, geſammelt und verwahret. Wenn er auch 2 bis 3 Jahr alt iſt, kann er doch zum Einſäen dienen; nur liegt er etwas länger, ehe er hervor wächſt.

Nachdem nun dieſes Gewächs alſo einige Jahre hindurch geſtanden und Samen getragen hat, breitet es ſich ſehr aus, und wächſt hoch und dicht zuſammen.

Daher werden an denjenigen Oertern, wo der Sand ſich ſo geſetzt hat, daß der Grund von dieſen Pflanzen dicht zuſammen gewachſen iſt, die Strohhalme platt an der Erde weggehauen und rein weggeführt, damit ſie den aus den Stoppeln wieder hervor wollenden Schoßreiſern nicht hinderlich ſeyn. Dieſes Abmähen geſchieht im Febr. oder März. Wo aber der Sand nicht zuſammen gewachſen iſt, ſondern noch loſe Sandplätze und Klinſen vorhanden ſind, geſchieht das Abmähen nicht, ehe der Same reif geworden iſt. Die Halme werden alsdann in der Mitte übergehauen, ſo, daß das Abgemähete mit den Aehren zwiſchen die Stoppeln in den Sand nieder fallen kann.

Bey dem allen aber iſt ſehr wohl zu merken, daß dergleichen bepflanzte Gegenden vor allerley Thieren ſtets wohl verwahrt bleiben müſſen. Denn auf ſolche Weiſe werden ſie nicht nur in gutem Stande erhalten, ſondern es entſteht auch daraus der wichtige Vortheil, daß die loſen Gründe, und die an den Sandbergen ſich anſetzenden Wellen, woraus endlich ein neuer Flugſand entſtehen könnte, ohne die mindeſte fernere Arbeit und Koſten, mit den ſich weit und breit, auf und nieder durch den Sand ſchießenden Klittagwurzeln verbunden und bewachſen werden, und ſich dergeſtalt ſetzen, daß Gras in großer Menge darauf wächſt.

Wo endlich mit der Zeit, durch ſtarke Sturmwinde, Löcher und Klinſen in die Sandberge eingeriſſen werden möchten, wird ſolches ferner nach und nach mit Meer- oder Riethgraſe gedeckt, und Klittag- und ſpaniſche Kleeſame hinein geſäet.

95 St. der öcon. Nachr. Lpz. 1756, 8. S. 629, fgg.
No. 33 des Lpz. Int. Bl. v. J. 1767, S. 315. f.

Linnäus, in ſeiner Sammlung von 100 in Gothland, Oeland und Smaland gefundenen Gewächſen, im 3 B. der überſ. Abhdl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1741, S. 209, fgg. führt dieſes Gewächs unter folgenden Namen, und mit folgender Nachricht, auf:

„Arun-

„Arundo foliorum lateribus convolutis: acumine pungente. *Fl. Lapp.* 26.

Gramen ſpicatum ſecalinum maritimum, ſpica longiore. *Scheuchz. agr.* 133.

Gramen ſparteum ſpicatum, foliis mucronatis longioribus. *Bauh. pin.* 5 *theatr.* 67.

Spartium oceanicum pungens. *Bauh. hiſt.* 2, p. 511.

Die Schweden heißen es Sandhafre, die Holländer Helm.

„Wächſt in Fåroen, oder nordwärts von Gothland, an der nördlichen Seite am Ufer.

„Hier wächſt alſo das Gras, das man in Holland auf die Dünen pflanzt, damit der Sand vom Winde nicht verwehet wird, und das Gras, das man ſich in Schonen ſo ſehr bemüht, im Triebſande fortzupflanzen. Es wächſt hier zulänglich.

„Der Triebſand treibt hier vom Strande hinauf, da das Land ganz eben iſt, und überdeckt nach und nach die Waldungen, und ſelbſt das Land. Wo aber dieſes Gras wächſt, hält es den Sand gleichſam auf, daß er nicht weiter kömmt, ſondern einen hohen Berg, wie etwa ſolche vom Schnee zuſammen getrieben werden, macht, und je mehr Sand in die Höhe kömmt, deſto beſſer wächſt das Gras. Dadurch ſind die Dünen in Fåroen entſtanden. Dadurch iſt das Waſſer verhindert worden, das Land fortzuführen, und im Winter darüber zu treten; dadurch ſind Marken und Wälder vor Ueberſchwemmung vom Sande bewahrt worden.“

Der Klittag wächſt nicht nur in Amerika an dem ſandigen Seeſtrande wild, ſondern auch hin und wieder in Europa, im unfruchtbarſten Sande ſtaudenweiſe. Die Wurzel geht ſehr tief in die Erde, und iſt faſt kaum zu ergründen. Er wächſt in dem dürreſten Sande vortrefflich in die Höhe und Tiefe; und da die Blätter unter dem Sande vertrocknen und vergehen, ſo ſieht er unter dem Sande als eine Bürſte aus, durch welche der Sand befeſtigt wird. Er könnte daher auch bey uns zu Dämpfung des Flugſandes gebraucht werden, inſonderheit da, wo der Sand von allen Seiten zuſammen geworfen wird; aber in lockerm Boden, in

Feldern,

Feldern, Wieſen und Gärten, iſt er ein ſchädliches Unkraut, macht einen dichten und feſten Raſen um ſich, und mengt ſich unter das Futter. Man muß es durch Pflug, Spaten und Dünger nach und nach vermindern; aber es iſt kaum auszurotten, wenn nicht ein Wirbelwind ganze Hügel zerſtöret und wegführt.

Nachricht von zweyerley Arten Pflanzen, womit die ſandigen Gegenden an der Priesnitz bey Dresden, ſeit ungefähr 15 Jahren beſetzt ſind, und wodurch der Flugſand glücklich gedämpfet wird, nämlich dem ſo genannten Seekorne, und Seehafer, von J. Janeck, churf. ſächſ. Sand- und Alleengärtner zu Dresden, ſt. in No. 38 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1767, S. 317.

Klitter, im g. L. einiger Gegenden, ein Klecks. Daher das Zeitwort **klittern** ſchlecht ſchreiben, klecken; das **Klitterbuch**, ein Buch, worein man die täglichen Vorfallenheiten ohne Kunſt nachläſſig verzeichnet; ſiehe **Kleckbuch**, im XXXIX Th. S. 399. **Klitterſchulden**, Fr. Dettes criardes, kleine Schulden, welche in kleinen Poſten hin und wieder gemacht werden; Schulden, die nicht auf ordentlichen Verſchreibungen, Wechſeln oder Verkehre beruhen, ſondern aus Kleinigkeiten, von Leihen und Borgen herrühren; allerley kleine Schulden, wegen welcher man ſtets gemahnt wird, z. B. was man Bäckern, Fleiſchern ꝛc. ſchuldig iſt; im g. L. auch Lapp- Lapper- oder Läpperſchulden, wo es aber auch von dem Niederſ. Kläterding, Klippwerk, Klapperzeug, Kläterkram, Klippkram, herkommen kann.

Klitter-Buch, } ſ. im vorherg. Artikel.
Klitte-Schulden, }

Klive, **Klivſame**, **Klebekraut**; ſ. Aparine, im II. Th. S. 279.

Kloak, ſiehe **Cloak**, im VIII Th. S. 194, f.

1\. **Kloben**, (der) ein Wort, welches überhaupt den Begriff einer zuſammen hangenden, verbundenen Maſſe hat, aber nur noch in einigen wenigen Fällen gebraucht wird.

In der Landwirthſchaft Oberſachſens werden die Haufen abgeſchnittenen Getreides, welche man bey dem Mähen Schwaden nennt, Kloben genannt.

Im Flachshandel, iſt ein Kloben Flachs, ein Gebünde Flachs, wonach der Flachs in Sachſen und Schleſien verkauft wird, und welches 12, an andern Orten aber 30, zuweilen auch wohl 60 Kauten oder Reiſten Flachs hält. Penſum lini quod *Clowe* dicitur, in Menkens Scriptor., bey dem **Friſch**. Sex *Clobones* lini, in den Anniverſ. eccleſ. Alam. bey dem **du Fresne**.

Im Niederſ. iſt Klouwen, ein Knäuel, im Angelſ. Cleouuae, Engl. Clew, wohin auch das Walliſ. Cwlm, Clwm, ein Knoten, das Lat. Globus, eine runde Kugel, gehört. Es gehört zu Klaue, ſo fern es ein Werkzeug des Haltens oder Faſſens bedeutet, zu kleben, und kleiben, ſo fern dieſe Wörter in dem allgemeinen Begriffe der Verbindung überein kommen. Im mittlern Lat. iſt Gloa, ein Kloß, und Globa, eine Fuge, ein Gelenk.

2\. Kloben, (der) ein gleichfalls nur noch in einigen Fällen übliches Wort, ein Werkzeug znm Halten zu bezeichnen.

Bey den Böttchern iſt der Kloben oder Reifkloben, ein beweglicher Haken an einem ſtarken Holze, die Reiſe damit anzuziehen. Bey den Schlöſſern und andern Metallarbeitern, iſt der Feilkloben, eine Art einer Zange mit einer Schraube, diejenigen kleinern Stücke, welche befeilet werden ſollen, darin feſt zu ſchrauben, um ſie halten zu können; ſ. im XII Th. S. 501, f. und die dazu gehörige Figur 631. Bey den Uhrgehäuſemachern, iſt das Klöbchen, Fig. 2240. ein kleiner Feilkloben, oder ein Handſchraubeſtock. Er weicht bloß darin von dem Feilkloben der übrigen Metallarbeiter ab, daß er hinten eine Angel hat, woran man das Werkzeug bequem halten kann.

Auch die Schmelzer und Probierer haben Kloben, welche eine Art Zangen ſind, die glühenden Kohlen,

Probirſcherben, u. ſ. f. damit anzufaſſen, und aus dem Feuer zu heben.

In dem Bergbaue iſt der Kloben, das Klobenglied, oder der Klobenring, ein eiſernes Glied, welches man in die Ketten ſogleich einhängen kann, wenn ein ordentliches Glied reißt oder bricht, und welches auch das Scherglied genannt wird.

Gleichfalls von Klaue und kleben, ſo fern ſie überhaupt halten, faſſen, bedeuten. Da indeſſen alle dieſe Werkzeuge gleichſam geſpalten ſind, ſo kann man ſie auch zu dem folgenden Worte rechnen.

3. Kloben, (der) ein Wort, welches von klieben, ſpalten, abſtammet, und zunächſt ein geſpaltenes, in weiterer Bedeutung aber auch ein ausgehöhltes Werkzeug bedeutet.

1. Ein geſpaltenes Werkzeug, in welcher Bedeutung es im g. L. ſehr häufig gebraucht wird, gewiſſe geſpaltene Dinge zu bezeichnen.

Im g. L. Ober- und Niederdeutſchlandes iſt ein Kloben Holz, ein großes Scheit Holz, ein aus einem Baume geſpaltenes Stück Holz, im Niederſ. auch eine Kluft. Daher Klobenholz, dasjenige Brennholz, welches in Kloben, d. i. großen Scheiten aufgeſetzt und verkauft wird; zum Unterſchiede von dem Klafterholze, welches aus kleinern Scheiten beſteht; ſ. im XXIV Th. S. 729.

Vermuthlich gehört dahin auch der Kloben bey den Falkenieren, welches eine Stange iſt, worauf die Falken ſitzen, wenn es in dieſer Bedeutung nicht vielmehr zu Klöppel gehört; ſ. dieſes Wort.

Noch häufiger, ein mit einer Spalte verſehenes Ding oder Werkzeug.

a) An einer Wage iſt der Kloben, der bey Andern auch die Schere, oder das Wagegericht, heißt, derjenige zweyſchenkelige Theil, in welchem der Wagebalken mit dem Zünglein ſchwebet; Fr. Brayette.

b) Bey

b) Bey den Vogelſtellern, beſteht der Kloben, L. Ames, Fr. Breulet, Perche d'oiſeleur, aus zwey genau auf einander paſſenden, an einem Ende mit einander verbundenen ſchwanken Hölzern, welche vermittelſt eines Fadens zuſammen gezogen werden können, um die Füße der Vögel, welche ſich darauf ſetzen, einzuklemmen, und ſie ſolchergeſtalt zu fangen. Man pflegt mit dieſem hölzernen Inſtrumente allerley kleine Vögel, inſonderheit aber die Meiſen, zu fangen. Es beſteht daſſelbe aus zwey langen, der Länge nach dergeſtalt ausgegrabenen Stecken, daß die Höhe des einen Steckens ſich in die ausgegrabene Tiefe, oder den geſtoßenen Falz des andern ganz genau hinein füget. Unten werden beyde Stecken etwas zugeſchnitzt, und hierauf in ein rundes vom Tiſchler oder Drechsler hiezu bereitetes Holz geſtoßen, wobey beyde Theile ſich von einander ſperren. Hierauf verſieht man gedachte zwey Theile des Klobens mit ſtarken Schnüren, womit ſie ſo genau zugezogen werden, daß ſie auch ein Haar feſt halten mögen. Kömmt nun die Meiſe oder ein anderer kleiner Vogel, auf einen ſolchen zubereiteten und zum Loche der Hütte hinaus gereckten Kloben: ſo zieht der Vogelſteller zu, fängt den Vogel bey den Klauen, und zieht ihn zur Hütte hinein. Dieſe Hütte wird eben daher insgemein eine **Klobenhütte**, oder, weil man ſolche meiſtentheils zum Meiſenfange gebraucht, auch eine **Meiſenhütte** genannt. Siehe **Meiſe**.

Bey dem **Notker** Chloben, bey den heutigen Oberſchwaben Chloba, bey dem **Winsbeck** Klobe, im Ital. Calappio, im Schwed. Klofwa, im Poln. Kluba, Kloba. **Sie zu fahen, wie die Vogler thun mit Kloben**, Jer. 5, 26. **Ein falſch Herz iſt wie ein Lockvogel auf dem Kloben**, Sir. 11, 31.

Siehe auch **Klopfe**.

c) Das in die Thürpfoſte geſchlagene zweyſchenkelige Eiſen, worauf die Klampe paſſet, und woran das

Anle=

Anlegeſchloß hängt, führt den Namen eines Klobens, weil es gleichſam geſpalten ausſieht.

d) Eine Rolle in einer ausgehöhlten oder gleichſam geſpaltenen Scheibe; eine Art eines Hebezeuges, eine Laſt vermittelſt des über die Rolle gehenden Seiles zu heben; wo der Name des Klobens eigentlich der geſpaltenen Scheibe zukömmt, in welcher die bewegliche Rolle ſich befindet, und welche auch die Flaſche genannt wird. Zwey oder mehrere zuſammen gehörige Flaſchen oder Kloben, machen einen Scheiben- oder Flaſchenzug aus. Das ganze Werk zuſammen, wird auch Klobenzeug, Scheiben- oder Flaſchenwerk, imgl. Seil- und Kloben, genannt. Siehe im XIV Th. S. 52, fgg.

Daher: die Klobenarbeit, diejenige Arbeit, welche vermittelſt des Klobens verrichtet wird, d. i. das Aufziehen der Baumaterialien vermittelſt des Klobens. Das Klobenſeil, dasjenige Seil, mit welchem eine Laſt vermittelſt des Klobens in die Höhe gezogen wird.

Die Lein- und Wollweber haben ähnliche Klöbchen in ihrem Geſchirre, d. i. Röllchen oder Räderchen, in welchen an Schnüren die Schäfte in dem Weberſtuhle beweget werden.

Die Uhrmacher nennen diejenige Walze oder Rolle, worauf die Saite oder Schnur einer Stubenuhr läuft, womit ſolche aufgezogen wird, den Kloben.

Bey den Großuhrmachern, wird auch die von ſtarkem Meſſingblech gegoſſene Röhre, welche den Wechſel und das Stundenrad von einander abſondert, damit ſich beyde, der Friction wegen, nicht unmittelbar berühren, der Kloben genannt.

2. Ein ausgehöhltes Werkzeug, in welchem Verſtande in der Bienenzucht der Kloben oder Bienenkloben eine hohle Büchſe iſt, einen Bienenweiſer darin gefangen zu ſetzen und aufzubewahren, wo dieſes Wort von Einigen auch im weiblichen Geſchlechte die

Klobe

Klobe gebraucht wird. Im Griech. iſt Κλωβος, und im mittlern Lat. Clobus, Clubum, ein Käfich, eine Zelle, wohin auch die letzte Hälfte des Wortes Conclaue gehört, welches bey dem Columella einen Käfich bedeutet. Im Isländ. iſt Klefe, ein Schlafzimmer, eine Zelle, und das Engl. Gloves bedeutet Handſchuhe.

Es ſtammet in dieſer Bedeutung von klieben, ſpalten, her, Nederſ. klöven, Dän. klove, in dem alten Fragmente auf Carl'n den Großen clouen. Siehe Klieben, oben, S. 440. Im Niederſ. iſt Klöve oder Klobe, eine Spalte. Siehe auf Kluft.

Kloben, (Bienen=) ſiehe oben, S. 640.
— (Feil=) ſ. oben, S. 637.
— (Futter=) der Glaſer, ſ. unter Karnieß=Bley, im XXXIV Th. S. 753.
— (Näh=) ſ. in N.
— (Reif=) ſ. oben, S. 637.
— (Schrauben=) ſiehe Schraub=Stock.

Kloben=Arbeit, ſ. oben, S. 640.

Kloben=Deichſel, eine geſpaltene Deichſel; eine Deichſel mit zwey Armen zu einem Pferde; Niederſ. Klob=Dieſſel; ſ. im IX Th. S. 81.

Kloben=Glied,) ſ. oben, S. 638.
Kloben=Holz,)

Kloben=Hütte, ſ. oben, S. 639.

Kloben=Ring, ſ. oben, S. 638.

Kloben=Säge, ſ. unter Säge.

Kloben=Seil,) ſ. oben, S. 640.
Kloben=Zeug,)

Klöben, ſpalten, ein niederdeutſches Wort; ſ. Klieben, oben, S. 440.

Klocke, ſ. Glocke.

Klonz, Bey den Böttchern, ein Stückchen Holz, welches in das Schloß eines Reifes, der zu weit oder zu lang iſt, geleget wird, um ihn dadurch enger und kürzer zu machen.

Im Schwed. iſt Kluns, ein Kloß, maſſa conglomerata.

Klopf-Eiſen, ein Werkzeug der Korbmacher von Meſſing oder Eiſen. Siehe im Art. Korb.

Klopf-Fechter, Leute, gemeiniglich gewiſſe Handwerksburſche, welche für Geld ihre Fechtſchulen halten, und mit allerley Arten des Gewehres fechten, Fr. Gladiateurs. Sie werden in Federfechter (ſ. Th. XII, S. 410) und Marcus- (Marx-) Brüder, oder Meiſter des langen Schwertes von St. Markus und der Löwenburg, abgetheilt. Wenn einer unter ihnen wider beyde Parteyen zu fechten, eine Schule anlegt, wird er ein Luxbruder genannt. Sie haben ihre Collegia und Schulen in den vornehmſten deutſchen Städten, wo ſie unter ſich Meiſter und approbirte Meiſter zu ſchlagen pflegen. Siehe Schau-Spiel.

Von den Klopffechtern bey den alten Römern, L. Pugiles, ſ. im XXXIV Th. S. 9.

Imgl. figürlich, ein zum Streite allezeit fertiger Schriftſteller; daher man die Streitigkeiten ſolcher Perſonen auch wohl im Scherze Klopffechtereyen zu nennen pflegt.

Klopf-Garn, im g. L. gebleichtes und weich geklopftes baumwollenes Garn, ſo wie es zu den Dochten gebraucht wird; Docht- oder Lichtgarn; ſ. Th. IX, S. 345.

Klopf-Hammer, ſ. im XXI Th. S. 333, und die dazu gehörige Fig. 1195.

Klopf-Hengſt, ein geklopfter, d. i. durch das Klopfen ſeiner Mannheit beraubter Hengſt. Weil dergleichen entmannte Hengſte nicht allemal allen Trieb zur Begattung verlieren, ſo wird auch wohl in weiterer Bedeutung ein jeder nicht gehörig geſchnittener Hengſt ein Klopfhengſt genannt.

Klopf-Holz, ein hölzernes Werkzeug damit zu klopfen.

So wird der Klöppel oder Knüppel der Tiſchler und Drechsler von ihnen auch zuweilen das Klopfholz genannt.

In

In den Buchdruckereyen nennt man Klopfholz, ein ſtarkes viereckiges Bret, welches auf jede Columne gelegt wird, ehe die Form völlig verſchloſſen, und mit dem Schließnagel auf das Holz geſchlagen wird; ſ. Th. XIV, S. 476.

Die Kattundrucker haben ein eyrundes Klopfholz, die auf den Kattun gelegte Form damit aufzuſchlagen; der Klopfer, Klopper; ſ. im XXXVI Th. S. 97, und die dazu gehörige Fig. 2000.

Andere Künſtler und Handwerker nennen ein ſolches Werkzeug den Schlägel. Siehe Klopf-Keule.

Bey den Töpfern, iſt das Klopfholz, ein von einer Bohle geſchnittenes längliches Stück Holz mit einem Stiele, womit der Thon zu den Flieſen und Kachelblättern feſt und glatt geſchlagen wird.

Auch die Zimmerleute haben ein Werkzeug dieſes Namens.

Klopf-Jagen, eine Jagd, wo das Wild durch Klopfen mit Stecken an die Sträuche, und zwar gemeiniglich ohne Zeug, zuſammen getrieben wird; ſ. im XXVIII Th. S. 327.

Klopf-Keule, bey den Böttchern, der hölzerne Schlägel, oder das Klopfholz, deſſen ſie ſich bey ihrer Arbeit bedienen. Siehe Hammer der Böttcher, im XXI Th. S. 328, und die dazu gehörige Fig. 1172 a) und b).

Klopf-Ring, ſ. Klopfer, unten, S. 647.

Klopf-Senſe, ſ. im XI Th. S. 394.

Klopf-Stange der Kohlenbrenner; ſ. Kohle.

Klopf-Stein, bey den Schuſtern, ein glatter Feldſtein, das Sohlleder darauf zu klopfen, damit es feſt und biegſam werde. An ſtatt des Steines bedienen ſich Einige nur eines hölzernen Klotzes.

Klopfe; 1. Bey den Nadlern, ein ſchmales Lineal mit vielen Rinnen, vermittelſt deſſen die Stecknadeln in die Briefe einzuſtecken. Siehe unter Nadel.

Vermuthlich, wegen dieſer darin befindlichen Kloben, d. i. Spalten oder Rinnen. Siehe 3 Kloben.

2. Jemanden in die Klopfe kriegen, im g. L. ihn in die Enge bringen, wo dieſes Wort auch Kloppe und Kluppe lautet; entweder gleichfalls von Kloben nach einer von dem Kloben der Vogelſteller entlehnten Figur, oder auch von dem folgenden klopfen, ihn in den Zuſtand verſetzen, worin er geklopfet wird, d. i. Schläge bekommt. Sie haben ihn in der Klopfe, ſie haben ihn in der Enge, ſowohl mit Worten, als mit Schlägen.

3. In der Landwirthſchaft werden die halb ausgeklopften, aber noch nicht völlig gedroſchenen Garben Klopfen genannt: im Niederſächſ. Kloppe; in Oberſachſen auch die Vorſchel, welches aus vorſchlagen verderbt iſt, welches Zeitwort dieſe Arbeit ausdrückt; im Oeſtreichiſchen Schäppes; ſ. im IX Th. S. 579.

Klöpfel, ein Werkzeug zum Klopfen, im Oberdeutſchen und in der anſtändigern Sprechart der Hochdeutſchen, wofür im g. L. Klöppel üblicher iſt. Siehe dieſes Wort.

Klopfen, ein Wort, welches eigentlich den dumpfigen Schall nachahmet, welchen man durch das Schlagen mit einem ſtumpfen dicken Körper hervor bringt. Es wird in doppelter Geſtalt gebraucht.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben, auf eine Art ſchlagen, daß dieſer Schall hervor gebracht werde. An die Thüre klopfen, wofür auch pochen üblich iſt; ſiehe Klopfer. Das Herz klopft, wenn die Bewegung des Blutes verſtärket wird, wofür auch pochen und ſchlagen gebraucht wird. Mit Herzen, die vor Freuden klopften. Einem auf die Achſel, auf die Backen klopfen, mit der Hand ſanft ſchlagen, zum Zeichen der Vertraulichkeit, der vertraulichen Gewogenheit. Auf den Buſch klopfen, wie die Jäger

Jäger thun, wenn ſie erfahren wollen, ob ein Haſe darunter befindlich iſt. Imgleichen figürlich, im g. L. verſuchen ob man etwas von Jemanden heraus locken, oder ſeine Abſicht bey ihm erreichen könne. In die Hände klopfen.

2. Als ein Activum mit der vierten Endung, in der vorigen Bedeutung. Jemanden auf die Finger klopfen, figürlich, ihn gelinde beſtrafen. Den Stockfiſch, die Wäſche, den Flachs, den Hanf klopfen, welches mit dicken runden Hämmern oder Bläueln geſchieht, und daher einen dumpfigen Laut giebt. Eyer klopfen, mit dem Löffel, welches einen ähnlichen Schall giebt. Ein Pferd klopfen, ihm mit einem hölzernen Hammer die Hoden zerquetſchen, eine Art des Wallachens; ſ. Klopfhengſt. Den Staub aus dem Kleide klopfen.

So auch in den Zuſammenſetzungen: Abklopfen. 1. Durch Klopfen wegbringen. Den Staub von dem Hute abklopfen. Imgl. durch Klopfen reinigen; den Hut abklopfen.

2. Zur Genüge klopfen oder ſchlagen. Eyer abklopfen. Und dann auch im Scherze, einen abklopfen, ihn wacker ausprügeln.

Anklopfen, an etwas klopfen. An ein Faß anklopfen. An das Fenſter anklopfen, d. i. damit man aufmache. An die Thür anklopfen, um dadurch ein Zeichen zum aufmachen zu geben; in welchem Verſtande dieſes Zeitwort mehrentheils abſolute gebraucht wird. Wer klopfte an? Stark, leiſe, behutſam anklopfen. Klopfet an, ſo wird euch aufgethan. Mit den Fingern, mit den Füßen anklopfen. Imgl. figürlich: Gott klopft zuweilen mit Krankheit bey dem Menſchen an, d. i. will ihn zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt bewegen.

Aufklopfen, durch Klopfen öffnen. Eine Nuß aufklopfen.

Ausklopfen. 1. Durch Klopfen heraus bringen. Den Staub ausklopfen, aus den Kleidern. Anieß, Kümmel u. ſ. f. ausklopfen. Imgl. metonymiſch, auf dieſe Art reinigen, oder von etwas befreyen. Die Kleider, die Felle ausklopfen. Siehe Th. III, S. 231.

2. In den Bergwerken, das Ende des Tagewerkes durch Klopfen anzeigen.

Beklopfen. 1. Mehrmals an etwas klopfen. So beklopfen die Bergleute das Geſtein, um zu verſuchen, ob es feſt iſt.

2. Oft und viel auf etwas klopfen, um ihm dadurch eine gewiſſe Geſtalt zu geben. So werden in der Münze die Schrötlinge beklopfet, damit ſie die gehörige Geſtalt erhalten.

Erklopfen, durch Klopfen eines Gehör erreichen. Er iſt zu weit, ich kann ihn nicht mehr erklopfen. Einen Schlafenden erklopfen, durch Klopfen erwecken.

Für ſchlagen überhaupt, wenn der Schall nicht damit überein kömmt, kann es nur im Scherze gebraucht werden, daher es Sprichw. 23, 35. ſie ſchlagen mich, aber es thut mir nicht weh, ſie klopfen mich, aber ich fühle es nicht, nicht an ſeinem rechten Orte ſteht.

Bey dem Kero von dem Klopfen an die Thür clochon, bey dem Notker chlochon, im Tatian clophan, bey dem Ottfried, der es für ſchlagen braucht, clobon, im Niederſ. kloppen, im Engl. clap, im Dän. klappe, im Schw. klappa, im Griech. καλαπτειν. Es iſt mit klappen genau verwandt, drückt aber einen dumpfigern Schall aus, als jenes, der von dem ſtumpfern Werkzeuge und der geringern gebrauchten Gewalt herrührt. Im Niederſ. iſt dafür auch bakern und dubben üblich.

Klopfer, Nieders. Klopper. 1. Ein Werkzeug zum Klopfen.

Bey den Handſchuhmachern, wird ein in einem hölzernen runden Hefte ſteckender, ungefähr 6 Z. langer runder Stift, welcher nach vorn zu dünner wird, und womit die Nähte an den Fingern der Handſchuhe geebnet und ausgeſtrichen werden, der Klopfer genannt; ſ. im XXI Th. S. 460, und die dazu gehörige Fig. 1230.

Von dem Klopfer oder Klopfholze der Kattundrucker, ſ. oben, S. 643.

Auch die Weißgärber nennen den Stock, mit welchem die Wolle von den Fellen gereiniget wird, den Klopfer, Fr. Batte.

In engerer Bedeutung heißt der Klopfer, Anklopfer, oder Thürklopfer, L. Malleus penſilis, ein an einer Thür beweglich befeſtigter Hammer, Schlägel oder Ring (Klopfring) von Eiſen oder Meſſing, dergleichen man gemeiniglich von auſſen an die Hausthüren und Thorwege zu machen pflegt, damit, wenn Jemand bey Nachtzeit, oder ſonſt verſchloſſener Thür eingelaſſen zu werden wünſcht, er den im Hauſe befindlichen durch das Klopfen und Anſchlagen mit demſelben ein Zeichen geben kann. Ein Klopfring, heißt im Fr. Heurtoir, Racloir; wenn es ein Hammer iſt, ſagt man gewöhnlicher Marteau de porte.

Der eiſerne Klopfer iſt eine Arbeit der Schlöſſer, und der meſſingene eine Arbeit der Rothgießer. Zuweilen iſt derſelbe zierlich gearbeitet; Fig. 2241 a), und 2242 a). Man wählt das weichſte und am beſten ausgeſchweißte Eiſen. Man ſchmiedet es ſo dick, und ſo groß, als der Ring werden ſoll. Den Rand dieſes Stückes Eiſen macht man hernach mit der Feile vollends vollkommen, indem man ein Papier, worauf die Zeichnung ſteht, auf das Eiſen geklebt hat. Man

bohrt an denen Oertern, welche durchbrochen werden ſollen, a a, eine Menge Löcher, nimmt mit dem Meißel und Grabeiſen das Eiſen weg, welches zwiſchen den gebohrten Löchern geblieben iſt, und macht die durchbrochenen Oerter mit Feilen von verſchiedener Figur und Größe vollends vollkommen, um den Stücken die Geſtalt zu geben, die ſie haben ſollen; Fig. 2241 b), und 2242 b). Hierauf müſſen die Erhöhungen macht werden, die man in Fig. 2241 a), und 2242 a) ſieht, und dieſes iſt alsdann eine Arbeit des Bildbauers und Ziſelirers, die mit Meißeln, Hohlmeißeln, kleinen ſchmalen Meißeln und Grabeiſen gemacht wird, die von dem beſten Stahle verfertigt ſind, und die man ſehr gut gehärtet hat. Dieſe Werkzeuge werden gemeiniglich von alten Feilen gemacht, die man ſehr gut dazu befunden hat. Man ſcheckiret und hämmert den Grund mit Durchſchlägen. Gewiſſe Oerter vertieft man mit Bohrern von verſchiedener Größe, oder mit ſtählernen Knöpfen, die wie Feilen gehauen ſind, und die man mit dem Bogen, wie Bohrer, drehet. Man bedient ſich auch der Senkkolben und Feilen, denen man nach Beſchaffenheit der Oerter, wo man damit arbeiten muß, verſchiedene Geſtalten giebt. Endlich macht man alles mit Grabmeißeln und Bunzelhämmern vollends fertig, und polirt die Oerter, die polirt ſeyn müſſen, mit Oehlſteinen, die auf verſchiedene Art geſchnitten ſind, oder mit Schmirgel und Oehl, welches man mit einem zugeſpitzten Holze in die Vertiefungen bringt; und gewiſſe Theile macht man glänzend, indem man ſie mit dem Gärbſtahle polirt. Auch arbeitet man bisweilen gewiſſe Theile beſonders, als: den Schild, Fig. 2241 a), und befeſtigt ſie da, wo ſie ſtehen ſollen, mit Niethen.

Man ſieht leicht, daß dieſe Arbeiten, die viel Geſchicklichkeit erfordern, viel Zeit wegnehmen und viel Mühe machen; daher man ſie gemeiniglich lieber von Meſſinge gießt, als

als von Eiſen verfertigt. Hätte man Schilder, oder andere Zierrathen von einerley Muſter und verſchiedene Stücke derſelben zu machen, ſo könnte man ſie in einem Geſenke aus dem Gröbſten arbeiten, welches ein ſtählerner Stämpel ſeyn würde, worin der Zierrath, den man erhoben machen will, eingegraben iſt.

Der Klopfer iſt ein Theil des Hauſes, darf alſo bey einem Hausverkaufe nicht abgebrochen, und mit hinweg genommen werden.

2. Im Jagdweſen werden bey einem Klopf= oder Treibejagen, diejenigen, welche das Wild durch Klopfen vor ſich her treiben, Klopfer genannt.

Bey den Hutmachern ſind die Klopfer eine Art Arbeiter, welche die Wolle durch Klopfen oder Schlagen zubereiten, oder geklopfte Arbeit verfertigen.

Auch der große Schwarzſpecht wird, wegen ſeines Klopfens, d. i. Hackens in die Bäume, in einigen Gegenden der Klopfer genannt.

Kloppe, ſ. Klopfe, und Kluppe.

Klöppel, ein Werkzeug zum Klopfen, und in weiterer Bedeutung zum Schlagen, überhaupt; Fr. Batoir, Billot, Gourdin, Tricot.

Ein hölzerner Schlägel, ein Klopfholz, wird bey Einigen mehrmals ein Klöppel oder Klippel, bey Andern, wie z. B. bey den Tiſchlern, auch ein Knüppel genannt; ſ. dieſes Wort.

Der kurze dicke Knüttel, welchen man beißigen Hunden (inſonderheit Dorfhunden,) anhängt, heißt oft der Klöppel, Klüpfel, Kleppel oder Klippel; und ein mit einem ſolchen Klöppel verſehener Hund ein geklöppelter oder geklippelter Hund. Siehe Th. XXVI, S. 402.

Diejenigen Stöcke, womit die Trommel geſchlagen wird, ſind unter dem Namen der Klöppel, Fr. Baguette de tambour, wenigſtens an einigen Orten bekannt,

kannt, ſo wie die an einem Ende gemeiniglich kugelig gedrechſelten ähnlichen Hölzer oder Werkzeuge von Horne, oder einer andern glatt gedreheten Materie, vermittelſt deren Spitzen, Schnüre, Kanten, Zäckchen, u. ſ. w. nach einer gewiſſen Ordnung und vorgezeichnetem Muſter über einem Klöppelküſſen, aus Garne, Zwirne, Seide, Gold- oder Silberfäden zuſammen geſchlungen oder geflochten werden; ſ. Klöppeln.

Eben ſo bekannt iſt es von dem eiſernen Schlägel in der inwendigen Höhle einer Glocke, welcher durch ſein Anſchlagen an den innern Rand eigentlich den Schall hervor bringt, und im Oberd. auch der Glöckel, von dem clochen des Kero und Notker, für ſchlagen, und in Niederſachſen der Knepel, Polniſch Kneple, Schwed. Klaep, im mittlern Lat. Clipeus, im Fr. Clipet, Battant de cloche, Batail, genannt wird.

Auch der runde Klotz, aus welchem Scheite geſchlagen werden ſollen, heißt im Forſtweſen einiger Gegenden ein Klippel oder Klöppel, in andern ein Schrot, eine Walze.

Es kömmt von klopfen, Nieberſ. kloppen, her, ſo fern daſſelbe ehedem auch ſchlagen überhaupt bedeutete, in welchem Verſtande noch Ottfried ſein clobon braucht. Es lautet daher ſowohl im Oberdeutſchen, als zuweilen auch in der edlern Schreibart der Hochdeutſchen in allen obigen Fällen und in den folgenden Ableitungen und Zuſammenſetzungen Klöpfel.

Klöppel-Flaſche, Klöppelglas, eine Benennung derjenigen Gläſer, deren ſich die Klöppelmädchen und einige Handwerksleute bedienen, und wodurch viele bey mäßigem Lichte bequem ſehen können. Siehe unter Lampe.

Klöppel-Garn,
Klöppel-Hölzer,
Klöppel-Küſſen, ſ. Klöppeln.
Klöppel-Lade,
Klöppel-Muſter,
Klöppel-Pult,

Klöppel-Scheit, Kleppel-Scheit, Scheite, welche aus den Klöppeln, d. i. klein gehauenen Aeſten, geſchlagen ſind, zum Unterſchiede von den Kernſcheiten.

Klöppel-Zwirn, ſ. im folg. Artikel.

Klöppeln, klöpfeln, kleppeln, oder knüppeln. 1. Spitzen, Kanten, Zäckchen oder Schnüre, von Golde, Silber, Seide, Zwirne, Neſſelgarne, u. d. gl. nach einem vorgeriſſenen Muſter auf einem Kiſſen, durch Fortſteckung und Umſchlingung der dazu gehörigen Stecknadeln, vermittelſt der an den Fäden herab hängenden Klöppel, künſtlich zuſammen ſchlingen, in einander flechten, oder wirken.

Das Garn oder der Zwirn, welches zum Klöppeln gebraucht wird, oder dazu beſtimmt iſt, wird Klöppel- (Klöpfel-) Garn oder Klöppelzwirn genannt.

Die Hölzer, worauf der Zwirn zu den Spitzen aufgewickelt wird, und mit welchen ſie geklöppelt werden, heißen Klöppel, Klöppel- (Klöpfel-) Hölzer, Niederſ. Knuppel, Fr. Fuſeaux. Von Einigen werden ſie auch Kegel genannt. Es ſind ungefähr 5 Zoll lange gedrechſelte Hölzer, bis zur Hälfte als eine dünne gedrehete Spille geſtaltet, und an dem obern dünnen Ende mit einer kleinen abgerundeten Scheibe verſehen, damit der darauf gewickelte Zwirn nicht herunter glitſchen,

(*) Im Oberd. glöckeln, von Glöckel, Klöppel, im Niederſ. knuppeln, Dän. kniple, welche zunächſt auch von knüpfen, knüpfeln, herſtammen können.

ſchen kann. Das untere Ende dieſer Klöppelhölzer iſt abgerundet und ſchwer, um bey dem Drehen des Zwirnes, wenn geklöppelt wird, den gehörigen Nachdruck geben zu können. Der Zwirn muß auf die Hölzer ſehr gleich und ordentlich aufgewickelt werden, damit er bey der Arbeit ſich nicht verwirre. Die mit einem Kiſſen verſehene kleine Maſchine, auf oder vor welcher das Klöppeln verrichtet wird, heißt die Klöppel- (Klöpfel-) Lade, oder das Klöppelpult. Auf dieſer Maſchine befindet ſich ein rundes, mit Kälberhaaren, Heu oder Weg ausgeſtopftes, und gemeiniglich mit grüner Leinwand überzogenes Kiſſen, welches das Klöppel- (Klöpfel-) Kiſſen, Fr. Couſſin à dentelle, genannt wird. Die auf Papier oder einem Pergamentſtreifen vorgeriſſene Figur und Abtheilung, nach welcher die Spitzen und andere dergleichen Arbeiten von mancherley Art geklöppelt werden müſſen, heißt das Klöppelmuſter, oder Spitzenmuſter. Auf gedachtes Pult wird das Papier, oder der Pergament Streifen, worauf das Muſter ausgeſtochen iſt, recht in der Mitte mit Stecknadeln befeſtigt. An der hohen Seite hat das Pult gemeiniglich ein Schublädchen, worin die fertigen Kanten nach und nach aufgewickelt aufgehoben werden. Andere bedienen ſich, zum Klöppeln, einer ausgepolſterten Kugel, welche, um ſie ſchwer zu machen, mit Steinchen oder Sande angefüllt iſt, und die auf einen runden Schachteldeckel geſetzt wird.

Das Klöppeln der Schnüre, iſt nicht ſo künſtlich, als der Spitzen, Kanten und Zäckchen, indem dieſe von faſt unzähligen Veränderungen ſind, und daher nach einem vorgeriſſenen Muſter über dem Klöppelkiſſen, unter vielfältiger Fortſetzung und Umſchlingung der Fäden um die dazu gehörigen Stecknadeln, geklöppelt werden. Die Klöppel-Arbeit von Gold- und

und Silberfäden wird in den Gold- und Silbermanufacturen verfertigt.

Bey dem Klöppeln der Spitzen wird, gedachtermaßen, das Muſter auf das Klöppelpult mit Nadeln befeſtigt. Der Zwirn wird auf mehr oder weniger Klöppelhölzer gewickelt, je nach dem die Spitzen breit oder ſchmal werden ſollen. Der Anfang der Arbeit wird damit gemacht, daß oben im Muſter Nadeln eingeſteckt, und um dieſelben die Enden der Zwirnfäden eines jeden Klöppels befeſtiget werden. Das ganze Muſter iſt mit hervorſtehenden Stecknadeln beſetzt, um welche die an den Klöppeln befindlichen Fäden rechts und links geſchlungen und in einander verknüpft, nachdem aber ein Stück Arbeit fertig geworden iſt, wieder ausgezogen, und aufs neue zur Fortſetzung der Arbeit eingeſteckt werden.

Nach dem das Muſter zu einer Kante künſtlich oder breit iſt, nach dem gehören mehr oder weniger Klöppel dazu. Schlechte oder gemeine Kanten haben an 50 genug; feinere verlangen ſchon 200; und die brabantiſchen, 4 bis 500 Klöppel, und vielleicht noch mehr. Nachdem das Muſter auf Papier gezeichnet, und die Züge mit einer Nadel auf einem Pergamentſtreifen nachgeſtochen worden ſind, werden in jedes Loch des Durchſtiches Nadeln geſteckt, das eine Ende des auf den Klöppel gewundenenen Zwirnes um die Nadel herum geſchlungen, die Klöppel nach der Vorſchrift der Nadeln und Stiche durch einander geworfen, die Blume geflochten, die Nadeln weiter gerückt, und ſo lange fortgeklöppelt, als der durchſtochene Streifen dazu hinreicht. Iſt dieſer ganz überklöppelt, ſo wendet man ihn um. Dieſes wird ſo lange wiederholt, als das Stück Kanten lang werden ſoll. Das Klöppeln geſchieht demnach jederzeit auf der pergamentenen Patrone, bis dieſe mit dem fertigen Kantenende ganz und gar bedeckt iſt, und zum Umkehren aufgehoben werden muß.

Bey

Bey dieſem Geſchäfte ſitzen die Klöppelmädchen vor dem Pulte; ſie breiten die bezwirnten Klöppel wie Strahlen mit beyden Händen aus einander, und durchflechten ſie nach der Vorſchrift des Muſters.

Die meiſten Kanten erſcheinen an ihren Rändern ausgezackt. Dieſe Zacken, ſo wie auch die Hinteröhſen, werden beſonders geklöppelt, und auch beſonders verkauft.

Der in Strähnen eingekaufte Klöppelzwirn wird um eine gemeine Winde fitzenweiſe gelegt, und nach Belieben auf den obern Theil der Klöppel aufgewunden. So oft der Klöppel ledig wird, knüpft man einen neuen Faden an das Ende des vorigen, vermittelſt eines Schleifknotens, an.

Ein Loth geringer Klöppelzwirn koſtet 2 bis $2\frac{1}{2}$, und der feinſte 10 und mehr Thaler.

Eine Klöpplerinn verfertigt, den Tag über, an ſchlechten und ſchmalen Kanten ungefähr 1 Elle; von den koſtbaren hingegen, die Woche über, 1 oder $1\frac{1}{2}$ Ellen.

Ein Klöppelpult, ſieht man Fig. 2243 abgebildet. a, die Klöppel. b, ein Ende bogiger Kanten.

Bey Erbtheilungen, ſind die Klöppelpulte, nebſt Zubehör, Gerade.

Das Klöppeln wird den Anfängerinnen in dieſer Kunſt erſt mit 4 Klöppeln oder Kegeln gewieſen, und mit ſolchen der ſo genannte Schlag verfertigt, da man denn 2 und 2 Klöppel jedesmal zugleich, und ſodann wechſelweiſe hin und her zu ſchlagen pflegt. Wenn dieſer gelernt iſt, geht man immer weiter, bis man endlich zu breiten, großen und künſtlichen Spitzen kömmt. Unter ſolchen ſind die ſo genannten geſchleiften eben nicht gar ſchwer zu machen, weil man meiſtentheils nach dem Muſter oder Riße fortwirken kann, ohne daß man zuweilen bey den Blumen, nach Angabe des Muſters, einige Klöppel aus- und einhängen muß. Bey dieſer Art Spitzen muß man ſowohl die obern, als auch die untern Oehrlein beſonders anfangen, und zuweilen anſchleifen. So kann man auch das Gitter nicht allemal zugleich mitwirken,

ken, ſondern es wird ſolches ebenfalls zuweilen beſonders angefangen. In den dicken Spitzen muß man ſich allezeit nach dem vorgegebenen Muſter richten, und, wie es gemacht iſt, immer abſetzen, welches ſich denn, eben wie die genäheten Spitzen, am beſten durch das mündliche und lebendige Anweiſen begreifen läßt.

Ein Mehreres von den Spitzen, und ihren Manufacturen, wird an ſeinem Orte vorkommen.

Auf gleiche Art werden nun auch allerley Galanterieſachen von reichen oder ſeidenen Fäden auf dem Klöppelpulte verfertigt. Bey glatten Sachen, wie z. B. Knie- oder Hoſengürteln ꝛc. die nach keinem Muſter gemacht werden, werden bloß die Anfänge oder Enden der Fäden an Nadeln angebunden. Dergleichen Bänder werden durch das mannichfaltige Ineinanderſchlingen der Fäden aus freyer Hand gearbeitet.

2. Einen Hund klöppeln, ihm einen Klöppel anhängen, ihn knütteln, bängeln.

Klopper, ſiehe Klopfer.

Klopps, (der) in den Küchen, eine gewiſſe Speiſe, welche aus Stücken Fleiſch beſteht, die vorher mit einem hölzernen Hammer geklopfet, und dadurch mürbe macht worden ſind.

Im Schwed. Kolops. Ohne Zweifel von klopfen, Niederſ. kloppen, wo Klopps auch einen Schlag bedeutet. Indeſſen iſt im Engl. Colop oder Collop, ein abgeſchnittenes Stück Fleiſch, und im Griech. Κολοβος, nach dem Suidas ein kleiner Biſſen, μικρος ψωμος.

Preußiſcher Klopps. Man nimmt gutes Rindfleiſch vom Hintertheile aus der Keule, ſchneidet lange ſchmale Stücke davon, klopft ſie auf beyden Seiten, ſchabet mit einem Meſſer das Fleiſch von den Sehnen, thut dazu fein gehackte Citronenſchale, geſtoßene Gewürznelken, Pfeffer, ein wenig durch einen feinen Durchſchlag geſiebte geriebene Semmel, fein gehackte Zwiebeln (Schalotten), fein gehackte gewäſſerte Sardellen, und auf jedes Pfund Fleiſch 1 bis 2 Eyer, nach dem

ſie

ſie groß ſind; ſtreicht alsdann davon Plätzchen, ungefähr wie ein Achtgroſchen Stück groß und etwas dicker, auf ein Bret, fährt mit einem naß gemachten Meſſer darunter, und nimmt damit die Plätzchen von dem Brete ab; läßt in einem eiſernen Tiegel Butter kreuſchen, legt die Plätzchen hinein, und kehrt ſie, wenn ſie auf der einen Seite ein wenig gelbbraun ſind, um, damit die andere Seite auch ſo werde. Wenn dieſe gut ſind, nimmt man ſie heraus, und legt wieder andere hinein, bis ſie alle ſind. Hernach thut man in eine zinnerne Schüſſel Butter, gehackte Sardellen, geſtoßene Muskatenblumen, Citronſcheiben, ein wenig geſtoßenen Pfeffer, Bouillon und Wein, ſetzt es auf ein Kohlenbecken, deckt es zu, und läßt es kochen; ſodann thut man die Plätzchen hinein, und kehrt ſie, wenn ſie ein wenig gekocht ſind, um. Iſt die Soße nicht eben genug, ſo ſtreuet man etwas geriebene Semmel, und, wenn es nöthig iſt, Salz daran; ſie müſſen aber nicht zu lange kochen, ſonſt werden ſie hart. An ſtatt der Sardellen kann man auch gewäſſerten Häring nehmen.

Nach Hrn. Conſiſtorialr. Bocks Berichte, in ſeiner wirthſchaftl. Naturgeſch. von Preuſſen, 1 B. (Deſſau, 1782, gr. 8.) S. 260, genießt man in Preuſſen den Klopps in den Haushaltungen gemeiniglich des Sonnabends; in den Weinhäuſern aber auch an andern Tagen bey einem Glaſe Wein zum Frühſtück. Wenn die Auſtern vorhanden ſind, werden einige, des feinern Geſchmackes wegen, dazu geſchlagen.

Klopps, auf andere Art. Man nimmt daſſelbe Fleiſch, und verfährt damit wie bey dem vorigen; ſtößt das geſchabete Fleiſch auf einem Brete zuſammen, daß es die Form einer kleinen Schnitte Semmel bekömmt, und hacket ſie mit einem Meſſer durch. Wenn ſie alle fertig ſind, thut man Butter in eine zinnerne Schüſſel, ſetzt ſie auf ein Kohlenbecken, thut dazu geriebene Muskatennuß, fein gehackte Schalotten, hacket eine

Härings=

Häringsmilch, legt davon etwas hinein, und ein wenig Salz, Citronſcheiben und fein gehackte Citronſchale; nimmt die Fleiſchſcheiben mit einem naſſen Meſſer ab, legt eine Lage von den Fleiſchſcheiben auf die Schüſſel, dann wieder Butter in kleinen Stückchen, und von allen vorbenannten Ingredientien; dann wieder von den Fleiſchſcheiben, und ſo fortgefahren, bis alles hinein iſt; deckt es mit einer Schüſſel zu, und läſſet es gelinde kochen. Wenn es eine Weile gekocht hat, kehrt man die Fleiſchſcheiben um, deckt ſie wieder zu, und läſſet ſie kochen, bis ſie gar ſind. Zuletzt kann man auch etwas Wein daran gießen, und ein wenig geriebene Semmel dazu thun.

Noch auf andere Art. Man nimmt ein mürbes Stück Rindfleiſch ohne Fett, Sehnen und Knochen, ſchneidet davon Scheiben einen Finger dick, klopfet ſie mit einem hölzernen Hammer, daß ſie ganz dünn werden; wäſcht ſie alsdann mit warmem Waſſer ein wenig ab; legt in eine tiefe zinnerne Schüſſel, oder verzinnte Caſſerole, ein Stück Butter, läſſet es zergehen, legt das Fleiſch darein, läſſet es eine Weile auf gelindem Kohlenfeuer ſchwitzen; thut hernach Franzwein, gewäſſerte und gehackte Sardellen, und geſtoßene Muskatenblumen dazu, legt eine Citrone in Scheiben geſchnitten dazwiſchen, und läſſet es zugedeckt ſchmoren. Wenn die Brühe eingekocht iſt, legt man noch etwas Butter dazu, und gießt noch etwas Wein daran. Man muß oft darnach ſehen, daß es ſich nicht anſetzt. Es muß auf gelindem Kohlenfeuer wohl 4 Stunden kochen. Wenn es gut iſt, drückt man Citronenſaft dazu, und richtet es an.

Kloſebuſch, Ilex Aquifolium; ſ. **Stech-Palme.**

Kloſpe, im Waſſerbaue, eine Leine, der über Breter genagelt wird, um ſie mit einander zu verbinden.

Kloß, (der) (mit einem langen o) plur. die **Klöße** (*), Dimin. das **Klößchen**, Oberd. **Klößlein**.

1. In

(*) Im gem. Leben Oberſachſens lautet der Plural häufig Klößer, welcher aber anſtändigern Sprech- und Schreibarten unbekannt iſt.

Es

1. In der weiteſten und eigentlichſten Bedeutung, eine zuſammenhängende Maſſe, ohne Betrachtung ihrer Größe, Materie, oder Geſtalt. In dieſer nunmehr veralteten Bedeutung pflegen noch die Töpfer einen Haufen zubereiteten Thonen einen Kloß zu nennen.

Im Ditbmarſ iſt Klood noch jezt ein Haufen, und im Schwed. Kläſe, congeries, beſonders eine Taube. Bey den niederſächſiſchen Torfgräbern iſt eine Klote, ein viereckiger Haufen Torf, zum Unterſcheide von einer Bülte, oder einem runden Haufen.

2. In engerer Bedeutung.

1) Eine trockne, unförmliche, zuſammenhängende Maſſe, ein unförmliches Stück, doch nur noch in einigen Fällen.

In den Salzwerken werden die Stücke Stein (Stückſteine, mit welchen der Raum zwiſchen der Pfanne und dem Heerde mit Gaſſenkothe verkleibet wird, daß kein Feuerfunken herausgehen kann, Klöße genannt.

Am üblichſten iſt es im g. L. von den unförmlichen Stücken zuſammengebackener Erde, welche in der anſtändigern Schreibart, wenn ſie nicht von einer ſehr geringen Größe ſind, Schollen, Erdſchollen, L. Gleba terrae, Fr. Mote, Motte genannt werden. Niederſ. Klut. Wenn der Staub begoſſen wird, daß er zu Hauſe läuft, und die Klöße an einander kleben, Hiob. 38, 38. Daß der Staub zuſammenfließt, und in Erdklößen an einander hängt. Hr. Ritter Michaelis. Bey fetten lehmigen Aeckern iſt es eine eigene Arbeit der Landleute, die Klöße zu zerſchlagen, Fr. rompre (caſſer) les motes.

Im Niederſ. Klute, Engl. Clot, Holl. Kluit.

2. Ein

Es gehört, ſo wie Klump, von welchem es doch im Gebrauche verſchieden iſt, zu dem Geſchlechte des Wortes Kleiſter. Siehe auch Klotz und Kleben.

2) Ein runder Körper, eine Kugel. Ehedem wurden die Kugeln, welche aus dem groben Geſchütze geſchoſſen wurden, Klöße genannt. Die Erdkugel führt zuweilen noch bey wäſſerigen Dichtern den verächtlich gewordenen Namen des Erdenkloßes, genannt Jordklot.

Im Niederſ. iſt Kloot, im Schwed. Klot, und im Dän. Klod, noch jetzt eine Kugel; und in den niedrigen Sprecharten werden die Hoden bey Menſchen und Thieren noch jetzt Klöße, im Niederſ. Klöte, genannt.

Am üblichſten iſt es in dieſer übrigens veralteten Bedeutung noch in den Küchen, die runder oder doch rundlichen, aus allerley Fleiſche, Fiſche, Semmeln, Mehl, Hefen und Gewürze u. ſ. w. in beliebiger Größe bereiteten Bälle oder Kugeln zu bezeichnen, welche hernach gekocht, oder in Butter gebacken, und theils beſonders in einer Brühe aufgeſetzt, theils an gemiſchte Eſſen, Potagen, u. d. gl. verbraucht werden. Sie werden in Oberſachſen Klöße und Klößchen, in Niederſachſen Klüte, Klümpe, Klümpchen, in Oſtpreuſſen Keulchen, in plattd. Külken, in Oberdeutſchl. Knödel, Knöpfchen. Knötchen, im Hennebergiſchen Hietis (welches zu Hode gehört,) genannt; L. Gleba ſ. Offula farinacea, Paſtillus, Turunda, Fr. Morceaux de pâte, Patée.

Die aus Mehl bereitenen Klöße, werden Mehlklöße genannt. Sie laſſen ſich nicht nur von Rockenmehle und Weitzenmehle, ſondern auch von Kartoffelmehle, ſ. Th. XXXV. S. 312 und 335, und von Kaſtanienmehle, ſ. eb. daſ. S. 587, f. machen. Die Klöße, welche, anſtatt des Mehles, aus getriebener Semmel bereitet werden, heißen Semmelklöße. Man macht auch Fleiſch = Fiſch = Käſe = Krebs = Reiß = ꝛc. Klöße. Bey ihrer Zubereitung iſt vornämlich darauf zu ſehen, daß das Fleiſch, welches man dazu nimmt, genugſam klein gehacket, ſie aber ſelbſt wohl

gewürzet, und fein locker gehalten, auch ſodann mit den Händen gerollet, oder mit einem Rührlöffel, ſo viel möglich, rund geformet werden, welches ein geſchickter Koch oder eine Köchin gar leicht zu bewerkſtelligen weiß.

Die gemeinen Klöße beſtehen aus einem Teige von Mehl mit oder ohne getriebene Semmel und Eyer, darunter man, wenn ſie gut werden ſollen, würfelicht geſchnittene, und in Butter geröſtete Semmel, oder auf eben ſolche Art geſchnittenen Speck menget; dieſe werden in geſalzenem Waſſer, Schinken- oder anderer Brühe gekocht und alſo verſpeiſet.

Zuerſt wird Speck in kleine Würfel zerſchnitten in einem Tiegel über Kohlen ausgebraten, und zuletzt grüner zerſchnittener oder getrockneter Thymian eingeleget, hierauf Mehl mit halb Waſſer und halb Milch hinzu gethan, der meiſt erkaltete ausgebratene Speck und deſſen Krappen hinein geleget, und von dem zur mittelmäßigen Steiſe gebrachten Teige, mit einer Kelle, die jedesmal in kochendes Waſſer zu tauchen iſt, damit kein Teig anklebe, gewöhnliche Klöße abgeſtochen, in den mit kochendem Waſſer angefüllten Keſſel geworfen, und darin gar gekocht.

Wenn zu heißer Speck mit dem Teige vermengt wird, werden die Klöße nicht locker.

Währendem Kochen im Keſſel müſſen die Klöße mit der Kelle von Zeit zu Zeit behend untergegriffen und aufgenommen werden, damit ſie theils nicht zuſammenbacken, theils nicht unten anbrennen.

Wenn die Klöße gar gekocht ſind, wird ein Drittel oder mehr Waſſer abgegoſſen, der Abgang aber mit ſüßer Milch erſezt; und wenn man die ganze Maſſe ſodann noch einmal hat aufwallen laſſen, werden die Klöße abgenommen, und bald verſpeiſet, damit ſie nicht hart werden.

Das Mehl iſt gemeiniglich zur Hälfte fein Rocken- zur andern Hälfte aber Weizenmehl.

In der Aerndte werden für die Schnitter oder Mäher die Klöße aus lauter Weizenmehle bereitet, die Brühe auch, auf oben gedachter Weiſe mit deſto mehr Milch verſchönert.

Die Klöße ſind eine Mittagsſpeiſe; ſie können aber, wie viele andere Vorkoſten, eine Abendſpeiſe werden, wenn das Ge-

Geſinde den Tag hindurch, als z. B. um des Holzhaues willen im Walde, nicht zu Hauſe geweſen iſt, und zum Mittageſſen keine warme Speiſen hat haben können.

Eben dieſe Klöße werden auch, in obſtreichen Gegenden, mit gebackenen Birnen zuſammengekocht, und als ein angenehmes Gericht von dem gemeinen Manne gegeſſen. Wenn die Klöße nach oben beſchriebener Weiſe bereitet ſind, werden ſie mit Waſſer dergeſtalt gar gekocht, daß keine Milch zu dem Waſſer oder zu der Brühe gegoſſen werde. Nachdem die Birnen, worunter auch etwas gebackene Aepfel oder Pflaumen genommen werden können, um das Ueberſüße der Birnen zu mindern, für ſich allein gar gekocht worden ſind, wird das Waſſer oder die Brühe, worin die Klöße gekocht ſind, abgegoſſen, und die Birnen mit ihrer Brühe hinzugethan. Die Birnen oder anderes Obſt müſſen mit etwas Butter oder Speckbrühe weich und ſchmackhaſt gekochet werden.

Auf gleiche Weiſe kann man auch grüne Birnen mit Klößen zurichten. Mit getrockneten oder welken Rüben wird es eben ſo gemacht. Uebrigens iſt dieſes ein Mittageſſen, und wird, theils allein, theils mit zugleich gekochten Speck oder Schinken, zur Mittagskoſt dem Geſinde gegeben.

Mehr als gemeine Klöße, ſind folgende. Man rührt ½ Pfund friſche Butter ſo lange, bis ſie zu Sahne geworden iſt, ſchlägt 10 Eyerdotter dazu, und menget dieſes, nebſt ½ Nößel kalten Waſſers, auch etwas Thymian, mit feinem Weizenmehle, zu einem Teig unter einander. Wenn man ſodann in einem Keſſel 1 Quart ſüße Milch zum Kochen gebracht hat, werden von dem bereiteten Teige mit einem Löffel die Klöße abgeſtochen, in die kochende Milch gethan, und mit der Kelle öfters behend umgeſtoßen, aber nicht gerühret, damit ſie nicht anbrennen. Man ißt dieſe Klöße mit kalten Fleiſchſpeiſen, als: Knackwurſt, rohen Schincken, auch gekochten aber kalten Schinken, kalten Schweinbraten, kalten Schweinkopf, kalten Eisbeinen, kalten Räucher- oder Böckelfleiſch. Es würde zu weich-

lich ſchmecken, wenn man die in Milch gekochten Klöße mit dieſen Fleiſchſpeiſen, in warmen Zuſtande, eſſen wollte.

Klöße mit Hefen. Zuvörderſt ſetzt man Mehl in einer irdenen Schüſſel an einen warmen Ort; hernach rührt man ein Paar Löffel gewäſſerte Hefen mit laulich gemachter Milch unter das Mehl, daraus man Klöße verfertigen will, deren jeder ſo groß als ein Dreyer- oder ſo genanntes Milchbrod ſeyn muß, und ſalzet es. Dieſe Klöße beſtreuet man mit Mehl, und ſetzt ſie an einen warmen Ort, damit ſie groß aufgehen. Wenn ſie genug gegangen ſind, ſetzt man einen Keſſel mit Waſſer auf das Feuer, und läſſet es kochen; in dieſes thut man hierauf die Klöße, welche auch kochen müſſen. Unterdeſſen ſetzt man in einer Caſſerole, oder in einem Tiegel, Butter auf das Feuer; ſo bald dieſe zergangen iſt, läutert man ſie herunter in einen ſaubern Tiegel, richtet darnach die ausgekochten Klöße auf eine Schüſſel an, und läſſet ſie mit der zerlaſſenen Butter zu Tiſche tragen, wo ſie zerriſſen, ſtückweiſe in die Butter getunkt, und verzehret werden.

Semmelklöße. Man nimmt einen ziemlichen Theil geriebene Semmel, ſchlägt einige Eyer darein, legt $\frac{1}{2}$ Pfund Schmalz dazu, würzt dieſes mit Salz und Muskaten, wirkt es wohl untereinander zu einem ſteifen Mus, formiret daraus die Klöße, und kocht ſie endlich in Waſſer oder Fleiſchbrühe gehörig ab. Bey dem Anrichten beſtreicht man eine Schüſſel mit Butter, thut die Semmelklöße darein, ſtreuet etwas Muskaten darüber, und deckt ſie mit einer andern Schüſſel zu, daß ſie noch ein wenig dämpfen.

Oder: man macht getriebene Semmel mit gutem Rahm an, ſchlägt einige Eyer darein, würzt es mit Salz und Muskaten, und rührt etliche Meſſerſpitze Mehl darunter, daß es ein ſtarker Semmelteig werde; alsdann formiret man

man daraus die Klöße, und bäckt dieſelben aus heißem Schmalz ſ in goldgelb. Sollen nur die Klöße recht auflaufen, ſo ſetzt man Milch an das Feuer, wirft die heiß gebackene Klöße hinein, und läſſet ſie darinn eine Weile kochen. Dieſe Klöße richtet man endlich in einer Schüſſel an, und gießt entweder eine gute Wein- oder Rahmſoße darüber.

Die kleinen Klöße, welche in die Fleiſchbrühen eingelegt werden, heißen Potagenklöße; indem man an einigen Fleiſchbrühen eine ſo lange Brühe läſſet, daß man ſie ſtatt der Suppe, mit Löffeln ißt, und Brühe und Fleiſch in einer Schüſſel zugleich angerichtet, zu Tiſche gebracht werden. Die gewöhnliche Art, dergleichen Potagenklöße zu machen, iſt folgende. Man nimmt Butter, die zu Sahne gerieben iſt, Eyerdotter, klein geſtoßene Muskatenblumen und geriebene Semmel, macht dieſes alles zu einem Teig, ſticht Klößchen mit dem Löffel ab, und legt ſie zu dem Fleiſche in die Brühe. Man läſſet ſie darin etwa eine kleine Viertelſtunde ſieden, und richtet ſie alsdann mit dem Fleiſche zugleich an.

1. Wenn man zu dieſen Klößchen zu alte, oder übel ſchmeckende Butter nimmt, werden ſie dadurch verdorben.

2. Dergleichen Klößchen müßen nicht hart kochen, aber auch nicht ſo wenig ſieden, daß man in dem Innern derſelben noch das Rohe ſchmecken könne. Die Köchin muß ſie daher koſten, um der Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun. Sie müſſen auch nach dem Anrichten nicht noch zu lange ungegeſſen bleiben, damit ſie nicht hart werden.

Die gewöhnlichſten Fleiſchſpeiſen mit dieſen Potagenklößen ſind: Tauben, Hühner, Kapaune, Truthühner und Kalbfleiſch.

Zu den aus Fleiſch zubereitenden Klößen (Fleiſchklößen), wird ein derbes Stück genommen, alle Häutchen und das Geäder davon geſchnitten, und dieſes ſodann nebſt etwas Nierentalg ganz klein gehacket. Hierauf ſchlägt man einige Eyer daran, und miſchte

in Milch eingeweichte und wieder ausgedrückte Semmel darunter. Das Gewürz dazu iſt: Salz, Jngber, Pfeffer und Muskaten. Wenn dieſes alles wohl durch einander gerührt iſt, und die Klöße gehörig formirt ſind, kocht man ſie in etwas Fleiſchbrühe. Will man dieſe dazu ein wenig dicklich haben, ſo wird etwas gebranntes Mehl darunter gethan.

Klöße, gebacken, von übrig gebliebenem Fleiſche, es ſey gekocht oder gebraten. Man nimmt z. B. auf 8 Perſonen etwa ½ Pfund übrig gebliebenes Fleiſch, und von zwey Semmeln die Krumme, hackt oder ſtößt beydes in einem Mörſer, thut klein geſchnittene Peterſilie, Schnittlauch, fein geſtoßenen Coriander, klein geſchnittene Citronen, Pfeffer, Jngber, Muskatennuß, Thymian, Majoran, ein wenig Salz, und einen Löffel voll fein Mehl dazu, rührt es mit 3 Eyern und ein wenig geſchmolzener Butter wohl um, daß der Teig zähe wird; macht Schmalz in einer Pfanne heiß, formiret Klößchen, und bäckt ſie in dem heiß gemachten Schmalze ſchön gelb. Endlich beſtreicht man eine Schüſſel mit Butter, legt die gebackenen Klößchen hinein, thut noch ein wenig von oben erwähntem Gewürze darauf, und gießt Fleiſchbrühe darüber; läſſet ſie eine gute Weile auf der Gluth ſieden, und ſchlägt vor dem Auftragen ein Paar Eyerdotter in die Brühe. Man kann, nach Belieben, auch etwas Morcheln dazu thun.

Klöße aus Fiſchen (Fiſchklöße) macht man folgender Geſtalt. Es wird von dem Fiſche z. B. einem Hechte, wenn er gehörig geſchuppet und vorbereitet iſt, entweder gleich ſo roh, oder nachdem die Hälfte davon geſotten worden iſt, alles Fleiſch abgelöſet, und von den Gräthen geſammelt, auch mit einem Schneidemeſſer beydes, ſowohl rohes als abgeſottenes, ganz klein geſchnitten. Hiezu thut man eingeweichte und wieder ausgedrückte Semmel, etwas gerührte Eyer, nebſt Salz, Jng=

Ingber und Muskaten, ſtößt es ganz fein in einem Mörſer; alsdann macht man die Klöße, und verfährt ferner damit ſo, wie man ſie zu verſpeiſen gedenkt, entweder allein in einer Brühe, oder zu Potagen, Ragouts, u. d. gl.

Von Krebsklößen, ſ. unter Krebs.

Käſeklöße, werden folgender Maßen verfertigt. Man miſcht unter guten friſchen Quark nach Gutdünken etwas Mehl, ſchlägt 2 bis 3 Eyer daran, ſalzt es ein wenig, thut etwas Saffran nebſt $\frac{1}{2}$ Pfund zerlaſſener Butter dazu, und macht dieſes alles mit guter Milch zu einem Teige; aus dieſem formiret man alsdann die Klöſe, thut dieſelben in eine mit Butter wohlbeſtrichene Bratpfanne, und bäckt ſie darin in einem heißen Ofen.

Von Reißklößen, ſ. unter Reiß.

Kloßig, einem Kloße ähnlich, doch nur in der letzten engſten Bedeutungen dieſes Wortes, wie ein Mehlkloß kleberig, beſonders von dem Brode. Das Brod iſt kloßig, wenn es nicht ausgebacken iſt. In den niedrigen Sprecharten klitſchig.

Kloſter, L. Clauſtrum, Coenobium, Monaſterium (*), Fr. Cloitre, Couvent, Monaſtere, ein feſter, mit Mauern umgebener Ort, in welchem Mönche, Nonnen, oder Canonici, von dem gewöhnlichen Umgange mit der Welt abgeſondert leben. Imgl. die Geſellſchaft der in einem ſolchen Orte lebenden und von der Welt abgeſon-

(*) Coenobium und Monaſterium, wurden ſchon zu Caſſians Zeiten mit einander verwechſelt; doch, ſagt dieſer Schriftſteller, bedeutet eigentlich das Wort Monaſterium, nur auf den Aufenthalt, den Ort, die Wohnung der Mönche; Coenobium aber begreift nebſt dieſem auch die klöſterliche Verfaſſung und Zucht in ſich. Auch eines einzigen Mönches Wohnung kann man ein Monaſterium nennen; ſo wie zu Zeiten des h. Einſiedlers Anton die einzelne Wohnung der Einſiedler zuweilen Monaſterium, und bey den Therapeuten Semneum hießen. Coenobium aber bedeutet allezeit eine Gemeinſchaft und Verſammlung mehrerer.

ſonderten Perſonen; die ganze Kloſtergemeinde, die ſämmtlichen Mönche oder Nonnen eines Kloſters. In ein Kloſter gehen, in das Kloſter gehen, ſich in das Kloſter begeben, ſich auf ſeine Lebenszeit darein begeben. Man hat das Kloſter zuſammen kommen laſſen, oder verſammelt, Fr. on vient d'aſſembler le Couvent. Das Kloſter verlaſſen. Das Mönchskloſter, Nonnenkloſter.

Bey dem Strycker Chloſter, in Schwabenſp. Cloeſter, im Engl. Cloiſtrie, in Fr. Cloître, im Ital. Chioſtro, alle aus dem Lat. Clauſtrum. Kero braucht dafür theils Samanunga, theils aber auch Muniſtre, und zwar das letztere aus dem Lat. Monaſterium. Siehe Münſter.

Daher klöſterlich, klöſterlich lebend, ſtill und einſam in ſeinem Kloſter bleibend.

Ein Kloſter beſteht, nach Beſchaffenheit ſeiner Größe, aus einem oder mehrern ſo genannten Kreuzgängen, an welchen unten auf der Erde, die zur Haushaltung nöthigen Zimmer, Küchen, Apotheken, Krankenſtuben, und zur Seite der Refenter, oder das Refectorium, wo gemeinſchaftlich Mahlzeit gehalten wird, oder aber die Gemächer oder ſo genannten Zellen, in welchen jede geiſtliche Perſon vor ſich beſonders wohnt, angelegt ſind. Ferner hat ein jedes Kloſter, ordentlicher Weiſe, ſeine beſondere Kirche, die einen Eingang aus dem Kloſter hat, wo die Kloſterleute in dem Chore ihre Andacht zu den verordneten Stunden halten; und einen daran ſtoßenden Hof, oder Garten, in welchen ſie friſche Luft ſchöpfen können. Bey den Karthäuſern und Camaldulenſern iſt der Garten in ſo viel abgeſonderte Gärtchen eingetheilt, als Geiſtliche im Kloſter ſind, damit ein Jeder ſein Gärtchen ganz allein habe, und von andern nicht darin geſtöret werde. An dem innern Eingange wartet ein Pförtner auf, welcher niemand, der nicht hinein gehört, ein-, noch die darinnen ſind, ohne Erlaubniß heraus läſſet. In dem

Re-

Refectorio ſtehen die Tafeln an den Wänden herum, und die Mahlzeithaltenden ſitzen hinter denſelben, ſo, daß ſie alle einander anſehen können. Unter der Mahlzeit wird von einer in der Mitte an der Wand erhöheten Kanzel etwas aus der h. Schrift oder einem Kirchenlehrer geleſen. Diejenigen, welche wider die Kloſterzucht verbrochen haben, müſſen alsdann ihre Strafe ausſtehen.

Die Nonnenklöſter werden mit beſonderer Sorgfalt verwahrt, ſind mit hohen Mauern umgeben, und die Fenſter mit engen Gittern verſehen, wie auch das Chor welches überdies noch erhöhet iſt, damit niemand hinein ſehen könne. Es wird keine Mannsperſon, auſſer hohen Standesperſonen, und mit Erlaubniß des Biſchofes, hineingelaſſen; und diejenigen Fremden, die mit einer Nonne oder Kloſterfrau ſprechen wollen, verrichten ſolches in der Geſprächſtube, oder dem Sprachzimmer durch ein Fenſter, welches das Sprachfenſter, und, ſo fern es gemeiniglich mit einem Gitter verſehen iſt, auch das Sprachgitter heißt. Sie werden ſelten, und etliche niemals herausgelaſſen, wie wohl ein Orden vor dem andern hierunter mehr Strenge beweiſet. Diejenigen, welche in ein Kloſter aufgenommen zu werden verlangen, müſſen ihre Ausſteuer mitbringen, die nach dem Zuſtande des Ordens und des Kloſters verſchieden iſt.

So verſchieden die geiſtlichen Orden ſind, ſo verſchieden iſt auch der Bau der Klöſter. Denn eine andere Eintheilung hat ein Kloſter, wo ein Abt, oder Prälat, oder eine Aebtiſſinn, herrſcht; eine andere ein Karthäuſer⸗ oder Kapuziner⸗ Franciskaner⸗ ꝛc. Kloſter. Die erſtern erfordern einen großen Platz, beſonders wenn Gärten und Vorwerke dabey ſind; dahingegen ein Kapuziner⸗ oder anderes Kloſter nur eines geringern Platzes, und zwar in den Städten gemeiniglich an den Stadtmauern, oder in den Vorſtädten, bedarf.

Die Bauart iſt ganz einfach und ohne alle Verzierungen, ſelbſt die Anſichten der Kirche nicht ausgenommen, welche gemeiniglich nur mit einem kleinen Thurme und dergleichen Glöckchen verſehen ſind.

Folgendes Muſter, nach Vochs Vorſchrift (*); iſt auf ein abteyliches Kloſter eingerichtet, wornach ſich leicht geringere Klöſter entwerfen laſſen. Hernach werde ich auch die Einrichtung eines geringern Mönchs- und Nonnenkloſters beſchreiben.

Fig. 2244 iſt der Generalentwurf des Kloſters und der dazu gehörigen Gebäude. Bey A iſt der Plan oder Grundriß der Kirche, welcher bereits im XXXVIII Th. S. 151, fgg. beſchrieben, und in Fig. 2067 im Großen entworfen iſt. Neben der Kirche ſind bey B und C zwey Baumgärten, deren einer der P. Prior, den andern der Pfarer, zu ſeinem Vergnügen hat. An die Kirche ſtößt das Kirchengebäude, welches in der Mitte durch ein Quergebäude getheilt iſt. Die erſte Abtheilung D enthält den Garten des Abtes oder Prälaten. In der andern, E ſteht noch ein Gebäude, in welchen unten das Refectorium, oben aber ein großer Sahl iſt. Durch dieſes Gebäude entſtehen zwey Höfe. Hinter dem Kloſtergebäude iſt der große Kloſtergarten F. Vor des Prälaten Wohnung ſind Plantagen von Maulbeerbäumen G angelegt, hinter welchen zwey Fiſchteiche H ſich befinden. K iſt ein Fahrdamm, welcher zu beyden Seiten mit Bäumen bepflanzt iſt. An den großen Kloſtergarten F. ſtoßen die Vorwärtsgebäude. L iſt der große Werkhof, um welchen das Werkhaus auf drey Seiten herum geht. Dieſes Werkhaus enthält die Brauerey, Bierſchenke, und was dazu gehörig iſt. Auch haben die Schäffler

(*) Im 4 Th. ſeiner bürgerl. Baukunſt, (Augsb. 1782, 8.) S. 61 fgg.

Schäffler oder Küffer, Zimmermann, Tiſchler, Verwalter, und andere dergleichen, hier theils ihre Wohnungen, theils Werkſtätte. Hinter dem Werkhauſe iſt der Hof M durch welchen die Pferde- Küh- und Ochſenſtälle abgeſondert werden. In der Mitte iſt eine Pferdeſchwemme. Die Gebäude, welche die Höfe N und O umgeben, enthalten Federvieh- Schaf-und Schweinſtälle, wie auch die Scheunen, Heu- und Strohböden. Die ganze Länge des Kloſtergebäudes iſt 480, die Breite aber 400 Schuh; alſo 192000 Quadratſchuh oder $4\frac{3}{4}$ Tagewerk (Acker, Morgen) 2000 Quadratſchuh, das Tagewerk 40000 □ Sch. gerechnet. Der Garten F iſt 400 Sch. lang, und 250 breit, welche zum Flächeninhalt $2\frac{1}{2}$ Tagewerk geben. Der mit Bäumen bepflanzte Platz vor des Abtes oder Prälaten Zimmer, und den zwey Weihern, iſt ins Gevierte 378, und 230 Sch.; alſo zum Flächeninhalt 2 Tagewerk, 6940 □ Schuh. Was den Flächeninhalt der Vorwerksgebäude betrifft, ſo beträgt die Länge des Hofes L, ſammt den Gebäuden, welche ihn von drey Seiten umgeben, 400, und die Breite 250, die den Inhalt von $2\frac{1}{2}$ Tagwerk geben. Hinter dem Hofe L, iſt der Hof M, welcher mit ſeinen umgebenden Gebäuden zur Länge 400, und zur Tiefe 160 Sch. hat. Dieſe in einander multiplicirt, geben $1\frac{1}{2}$ Tagwerk, und 4000 □ Schuh. Die beyden Höfe N und O, ſind an Größe und den herumliegenden Gebäuden, in allem gleich. Die Länge hat 408, und die Breite 220 laufende Schuh; alſo jeder 2 Tagewerk und 9760 □ Sch.; und beyde zuſammen $4\frac{1}{4}$ Tagewerk und 9520 □ Sch. Der Platz, wo die Kirche ſteht, und die beyden daneben liegenden Gärten (*), haben 400 lauf. Schuh in die Länge, und 260 in die Tiefe; deren Inhalt $2\frac{1}{2}$ Tagewerk, und 4000 □ Schuh beträgt. Wenn man alle dieſe Sum-

(*) Von Kloſtergärten folgt unten ein beſonderer Artikel.

Summen der einzelnen Plätze addirt, ſo ergiebt ſich die Hauptſumme von $20\frac{1}{2}$ Tagewerk, und 6460 □ Schuh. Welches, wenn der Platz nach einem gleichſeitigen Viereck abgeſtochen werden ſollte, eine Seine von 892 laufenden Schuhen und einigen Zollen erforderte, welches gewiß eine ziemliche Größe iſt.

Fig. 2245, ſtellt das unterſte Stockwerk des Kloſtergebäudes im Grundriſſe vor. Ehe ich aber ſolches zu erklären anfange, will ich zuvor anzeigen, welches die vornehmſten Zimmer und andere Gemächer ſind, die man bey einem ſolchen Kloſtergebäude, wie hier zum Muſter vorgeſtellt iſt, nöthig hat.

Bey dergleichen Kloſter hat man zweyerley Wohnunnungen nöthig. Einige gehören für die geiſtlichen, die andern für diejenige weltliche Perſonen, die in verſchiedenen Fächern dem Kloſter unentbehrlich ſind.

I. Die geiſtlichen Wohnungen ſind: a. Des Abtes oder Prälaten. b. Des Priors. c. Des Großkellers. d. Des Kellermeiſters. e. Des Küchmeiſters. f. Des Pfarrers. g. Des Vater Procurator. h. Der übrigen Geiſtlichen. i. Zimmer für vornehme fremde Herrſchaften. k. Für fremde Geiſtlichen.

Ferner gebraucht man: 1 Eine Bibliothek. 2. Conſiſtorium. 3. Refektorium. 4. Verſchiedene Sähle. 5. Einen großen Hauptſahl zu allerley Feſtivitäten. 6. Küchen, mit ihren 7. Speißkammern. 8. Krankenſtuben. 9. Apotheke. 10. Deſtillatorium. 11. Verſchiedene Holzgewölbe. 12. Zimmer für Meßner, Conventdiener Pförtner, und dergleichen Perſonen. 13. Für fremde Bediente und Knechte.

Noch ſind nöthig: 14. Eine große Amtsſtube. 15. Regiſtratur. 16. Archiv. 17. Kanzelley.

II. Die

II. Die weltlichen Wohnungen ſind: a. Des Kanzlers. b. Des Conſulenten. c. Des Oberamtmannes. d. Des Regiſtrators. e. Des Kanzelliſten. f. Des Verwalters. g. Des Kanzleydieners u. ſ. f.

Die Länge und Breite des Kloſtergebäudes habe ich bereits bey dem Generalentwurfe Fig. 2244 angegeben. Bey dem Grundriſſe des untern Stockwerkes Fig. 2245, habe ich alſo nur die innere Eintheilung zu beſchreiben. An den Ecken und in der Mitte des Gebäudes, ſind Vorſprünge oder Riſalite, welche 4 Sch. hervor ſtehen. Das ganze Gebäude umgiebt zwey lange Vierecke, welche davon entſtehen, daß durch die Mitte des Gebäudes ein anderes angebracht iſt. Ein ſolches Viereck A, enthält des Prälaten Garten. Bey B iſt der zweyte ablang gevierte Hof, auf welchem in die Quere das Gebäude C errichtet iſt, daher auch zwey Höfe, B und B entſtehen. Die Länge von A, iſt 383, und die Breite 130 Schuh. Eben dieſes Maß haben auch die beyden Höfe B, nebſt dem darauf ſtehenden Gebäude.

Die Stärke der Hauptmauern in dieſem Gebäude, iſt in dem untern Stockwerke 5 Schuh. Die Zwiſchenmauern haben 3 Schuh.

Bey a iſt der Haupteingang, von welchem man in das große Vorhaus 1 kömmt, wo nebenbey 2 der Pförtner ſeine Stube hat. Aus dem Vorhauſe 1, kömmt man in den Kreuzgang 3. Dieſer hat Gemeinſchaft mit den Kreuzgängen zur rechten und linken Hand, welche mit 4 bezeichnet ſind. Der Kreuzgang 3, hat 13 Schuh; und die Gänge bey 4, ſind 14 Schuh breit. Von dem Kreuzgange 3, geht man in die Capelle des Prälaten, 5, Bey 6 iſt die Stube der Bedienten, welche 30, und 22 Sch. ins Gevierte hat. Bey 7 iſt eine Holzkammer, von 20 und 22 Sch. Das mit 8 bezeichnete Zimmer enthält die geheime Treppe des Prälaten.

ten. Zur rechten und linken Hand ſind Durchgänge mit dem Buchſtaben b bemerkt. In dieſen Durchgängen liegen die Treppen 9, davon ein Arm 7 Sch. breit iſt. Bey 10, iſt die Wohnung des Großkellers, welche mit einem Vorſchlage abgeſondert iſt; beyde aber werden durch Einen Ofen gefeuert. Die Länge dieſer Zimmer iſt 40, und die Breite 22 Sch. Neben daran, bey 11, iſt eine Kammer, worin der Großkeller allerley in Verwahrung hat. 12, ſind die nothwendigen Bequemlichkeiten.

In dem Pavillon ſind die Zimmer des Kanzlers, welcher unverheurathet ſeyn muß. 13, iſt das Vorhaus, welches 20 Sch. ins Gevierte hat, und von wo aus die Zimmer 14, 15 und 16, zu feuern ſind. Bey 14 iſt das Vorzimmer; 15, das Wohnzimmer; und 16, das Schlafgemach. Das Vorzimmer iſt 30 Sch. lang, und 20 breit. Das Wohnzimmer hat ebenfalls zur Länge 30, zur Breite aber 26 Sch. Das Schlafgemach iſt 26, und 22 Schuh ins Gevierte.

Auf der linken Seite iſt dieſelbe Eintheilung der Zimmer, nur daß dieſe zu einem andern Gebrauche, und andern Perſonen zur Wohnung, beſtimmt ſind. Nämlich: c, iſt die Stube für den Conventdiener, bey welchem ſich auch ein Schneider aufzuhalten pflegt. d und e, ſind Kammern, worin ſie ſchlafen, und wo allerley zu dem Convente gehöriges aufbewahrt wird, worüber der Conventdiener die Aufſicht hat. Bey b iſt auch auf dieſer Seite ein Durchgang, worin bey 9 eine Treppe iſt. f, iſt die Regiſtratur, und daneben bey g eine Holzkammer; bey h aber ſind die nöthigen Bequemlichkeiten. In dem Pavillon, wo i das Vorhaus, k das Vorzimmer, l das Wohnzimmer, und m das Schlafgemach bezeichnet, iſt das Apartement des Regiſtrators. Die Maße aller dieſer Zimmer

mer ſind dieſelben, wie die mit Ziffern zur rechten Hand bemerkten.

In dem Flügel des Kloſtergebäudes iſt die Kirche verbunden, und ein Theil davon zu ſehen. In dieſem Flügel bemerken wir bey 17, den Kreutzgang, welcher eine Breite von 14 Sch. hat. In dieſem ſind bey 12 die nothwendigen Heimlichkeiten; bey 18, des Unterpfarrers Zelle, welche 20 und 22 Sch. ins Gevierte hat. Gleich daneben iſt des Oberpfarrers, 19, von derſelben Größe, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſes Zimmer gefeuert werden kann, weil zur Winterszeit beſonders in Städten, dieſe geiſtliche Perſon vieles zu ſchaffen und zu verrichten hat. Bey 20 iſt ein kleiner Gartenſahl, aus welchem man in den Garten des Pfarrers B kömmt. 21, iſt eine Zelle für den Sacriſtaner, (Kirchner, Küſter); daneben bey 22 aber die Sacriſtey, aus welcher man bey ⊙ ſogleich in die Kirche kömmt. 23, iſt eine offene Kloſterkapelle, wo die Prieſter ihre beſondere Andacht verrichten können. Von dieſer Capelle kömmt man wieder in einen Kreutzgang 17, und aus dieſem wieder in die Sacriſtey 24, und durch die Thür bey ⊙ in die Kirche. 25, iſt die Zelle eines Meßnerknechtes. 26, iſt wieder ein Gartenſaal, woraus man in den Garten C des Pater Priors kömmt. Daneben bey 27, iſt die Wohnung des Meßners, und bey 28, deſſen Kammer.

Auf der Seite nach dem Garten, ſind folgende Zimmer, welche auf den Kreuzgang n ſtoßen. p. und q. zwey Zellen, welche zur Sommerszeit von einem oder andern Pater zur Ergetzung wechſelweiſe bewohnet werden können. Daneben iſt ein kleiner Gartenſaal r, aus welchen man in den Kloſtergarten kommen kann. s, t und u, ſind Sähle, worin zur Sommerszeit geſpeiſet wird. v, iſt ein Gartenſahl; und daneben bey w und x, zwey Zellen.

Auf der Seite, wo der Kreuzgang mit ☾ bemerkt iſt, ſind in den zwey Eckpavillons, Zimmer für vornehme Fremde, ſo wie alle übrige auf dieſem Flügel liegende Zimmer eingerichtet ſind. In der Mitte iſt ein großer Sahl, worin die Herrſchaften oder vornehmen fremden Geiſtlichen ſpeiſen, oder ſonſt Aſſembleen halten können. Die meiſten Zimmer auf dieſer Seite ſind zum Einheitzen eingerichtet.

Noch iſt die Eintheilung des durch die Mitte gehenden Gebäudes zu beſchreiben übrig. Bey ♂ iſt der Hauptdurchgang, und eine Haupttreppe, welche durch drey Arme gebrochen iſt. Der Platz des Vorhauſes iſt in der Tiefe 40, in der Breite aber 25 Schuh. Ein Treppenarm hat 10 Sch. zur Breite. An beyden Enden dieſes Gebäudes ſind noch zwey große Treppen ♀, welche 10 Sch. zur Breite haben. Ueber dieſe ſind noch zwey Treppen bey ♃, unter welchen auch Durchgänge aus des Prälaten Garten in die zwey Höfe B gehen. Was die Eintheilung der Zimmer betrifft, ſo iſt bey α eine Krankenſtube, für gefährlich Kranke, welche 26 und 20 Sch. in Gevierten hält. Daneben bey β iſt die große Krankenſtube, welche 26 Sch. zur Tiefe, und 42 zur Länge, hat. Neben der Treppe bey γ, iſt ein Holzgewölbe, 18 und 26 Sch. ins Gevierte. An dieſes ſtößt die Apotheke δ, von 38 bis 40 Sch. lang und breit. Bey ε iſt ein Deſtillatorium, welches 26 Sch. geviert iſt. Das Speiſegewölbe λ iſt ſo groß, als das Deſtillatorium. Die Küche κ, iſt mit der Apotheke δ von gleicher Größe. An der Küche iſt ein Gewölbe zur Verwahrung des Holzes, mit π bezeichnet. Bey ω iſt eine Stube, wo verſchiedenen Officianten des Kloſters ihr Getränk gereichet wird; neben an, bey β aber, iſt das Getränk in Verwahrung. Auf dem Hofe B iſt das Refectorium, zu welchem man durch die bedeckten Gänge ☿ gelanget. Dieſes Refectorium C wird durch zwey Oefen gefeuert,

und meiſtens nur zur Winterszeit gebraucht, weil im Frühlinge und Sommer gemeiniglich in den Gartenſählen s, t und u, geſpeiſet wird. Das Refectorium iſt 62 Sch. lang, und 54 breit; hält alſo 3348 □ Schuh. Wo eingeheitzt wird, kann man auch kleine Caſſerolenheerde anlegen, um die Speiſen warm zu erhalten.

Unter dieſem jetzt beſchriebenen untern Stockwerke, werden Keller angebracht, worin Wein, Bier ꝛc. auch Holz, verwahret werden.

Fig. 2246, iſt der Grundriß des Hauptgeſchoſſes. Die Erklärung werde ich bey der Seite A anfangen, wo die Prälatur ſich in der Mitte befindet. Wenn man die Treppe bey p zur linken Hand herauf kömmt, gelanget man durch den Gang bey a, zu des Prälaten Zimmern. Bey b iſt das Zimmer der Bedienten, welche die Aufwartung haben; bey c aber, das Pagenzimmer. Neben dieſem iſt das Vorzimmer d, aus welchem man in das Audienzzimmer e kömmt, an welches die Retirade f ſtößt. g, iſt das Wohnzimmer, und daneben bey h das Cabinet. Aus dieſem kann der Prälat in das Oratorium i, wie auch aus dem Audienzzimmer e, gelangen, um den Gottesdienſt in der Capelle k abzuwarten. l, iſt das Schlafgemach; und m, eine kleine Garderobe. Damit aber bey Tage ſowohl, als des Nachts, für beſtändig jemand um den Prälaten ſeyn möge, iſt dazu das Zimmer n gewidmet, in welchem auch eine geheime Treppe, oder, nach neuerer Art, ein Fahrſtuhl (ſ. Th. XII. S. 110. fgg.) angebracht werden kann, über welche oder durch welchen der Prälat in das darüber oder darunter liegende Stockwerk kommen kann. o, iſt das Vorhaus, zu welchem man von der Treppe p, die rechter Hand liegt, gelanget. Ueber eben dieſe Treppe kömmt man auch zu dem Kreutzgange a, an welchem die Amtsſtube q, und das dazu gehörige

Vorzimmer r, anſtößt. s, ſind in dem ganzen Stockwerke die nöthigen Commoditäten. Die Zimmer t, u, v, m, und x, y, z, dienen dem Oberamtmanne und ſeinem Amtsſchreiber zur Wohnung, zu welchen man von dem Kreuzgange a, auf der Seite B, kömmt. An dieſe ſtoßen die Zellen aa und bb für alte Geiſtliche; deswegen dieſelben durch einen gemeinſchaftlichen Ofen erwärmet werden können. Zu eben dieſem Endzwecke ſind auch die Zellen dd, ee, ff und gg, angelegt. Die Zelle hh iſt für einen Aufwärter, und für den Vater Prior, gewidmet, welcher ſeine Zimmer bey ii, kk, ll und mm, hat.

Die eine Hälfte der Seite D, enthält die Zellen nn, für Bediente fremder Geiſtlichen oder anderer Herrſchaften, für welche die Zellen nn, oo, pp, qq, rr und ss, gewidmet ſind, und zu welchen man aus dem Kreuzgange a gelanget.

Der Theil von der Seite A, und die ganze Seite C, nebſt der andern Hälfte der Seite D, enthalten folgende Wohnungen und Zimmer. 1, die Kanzelley; und daneben 2. das Archiv. Die mit 3, 4, 5, 6, 7 und 8 bezeichneten Zimmer, dienen zur Bewohnung des Kanzlers. 9 und 10, ſind die Zimmer zweyer Kanzelliſten. 11, die Wohnung des Kanzleydieners. 12, iſt ein Sahl, wo in Winterszeiten die Kloſterherren einige erlaubte Divertiſſements und Converſationen haben können. In dieſem Sahle wird auch Conſiſtorium gehalten. Die Zimmer 13, 14 und 15, gehören für den Pater Procurator, Kellermeiſter, und Küchmeiſter. 16, 17, 18, 19, 20 und 21, ſind zum Logis für vornehme Herrſchaften beſtimmt; zu welchem Ende auch auf der Seite D, die Zimmer 22, 23, 24, 25 und 26 angelegt ſind. In dem Zimmer 27, werden beſondere wichtige und rare Manuſcripte verwahrt. 28 iſt der Ort der Kloſterbibliothek.

Was

Was das Gebäude E betrifft, ſo ſind zu beyden Seiten Kreuzgänge a; dazwiſchen liegen die Zellen ⊙, für die jungen Patres, welche keine einzuheizende Zellen haben, die aber zur Winterszeit in dem Refectorium, oder in dem Sahle 12, ſich aufhalten. Zwiſchen dieſen Zellen ſieht man bey p Treppen, davon die in der Mitte zu dem großen Feſtivitätenſahle C, über die Gänge D, und auch nach der Bibliothek 28 führt. Dieſer Sahl C kann durch zwey Kanonöfen zur Winterszeit erwärmet werden, und geht durch zwey Stockwerke. Bey Erklärung des Profiles wird ein Mehreres davon vorkommen.

Das obere Stockwerk iſt eben ſo eingetheilt, wie das untere, nur mit dem Unterſchiede, daß das Mauerwerk einen halben Stein ſchwächer angelegt wird, und daß nur in wenig Zimmern Oefen zu ſtehen kommen, weil in dieſer Etage die meiſten jüngern Prieſter ihren Aufenthalt bekommen. Wo die Pavillons und andere Riſalite ſich befinden, werden alle Zwiſchenmauern weggelaſſen, und die Plätze zu Sählen, wo allerley mathematiſche und phyſikaliſche Inſtrumente, Modelle, Naturalien, u. d. gl. verwahret werden, zugerichtet. Wo ſich leere Zellen befinden, kann man allerley andere bey dem Kloſter nöthige Geräthſchaften verwahren, oder zu anderweitem Gebrauche beſtimmen. Dieſes Kloſtergebäude iſt ſo bequem eingerichtet, daß wenigſtens 60 Geiſtliche für beſtändig ihren Aufenthalt darin finden können.

Fig. 2247, iſt der Aufriß der Seite A, Fig. 2246. Bey A, iſt der mittlere Riſalit, wo des Prälaten Hauptzimmer ſind. B und C, ſind die Eckriſalite. Jeder iſt 5 Fenſter breit. Wegen der Kleine ſind keine Verzierungen angebracht. Fig. 2249, zeigt den mittlern Riſalit und einen Theil der Nebengebäude nach einem etwas größern Maßſtabe, nach welchem die Verzierungen etwas deutlicher haben ausgedrückt und

vorgeſtellt werden können, wovon bey Erklärung dieſer Figur das Mehrere erwähnet werden wird.

Fig. 2248, ſtellt theils den Durchſchnitt, theils die innere Anſicht nach den Höfen zu, vor. Bey A, iſt der Durchſchnitt des Gebäudes, wo in Fig. 2246, der Sahl 28 iſt. Bey B iſt der Durchſchnitt des Gebäudes, welches auf dem Hofe B ſteht, und unten das große Refectorium, welches oben durch zwey Stockwerke den Solennitätenſahl enthält. Zu beyden Seiten bey a und b ſind die Communicationsgänge, durch welche man in das Refectorium und in den Sahl geht. C iſt der Durchſchnitt des Quergebäudes, wo bey c die Kreutzgänge, und bey d die Treppen zu ſehen ſind. D iſt ein Theil des Aufriſſes, wie ſolcher ſich gegen den Garten des Prälaten darſtellt. E iſt der Durchſchnitt von des Prälaten Capelle; und F des Riſalites, worin des Prälaten Hauptzimmer ſind.

Weil, erwähnter Maßen, wegen des kleinen Maßſtabes in Fig. 2247, der Aufriß des Kloſtergebäudes nicht deutlich hat entworfen werden können: ſo iſt ſolches in Fig. 2249 nach einem etwas größern geſchehen. Es iſt aber bloß der mittlere Riſalit, wo des Prälaten oder Abtes Hauptzimmer ſind, und zu beyden Seiten der übrige Theil des Kloſtergebäudes, abgebildet. Der Riſalit iſt an ſeinem untern Theile mit Gurt- oder bäuriſchem Werke verziert, und hat nebſt dem Bandgeſimſe eine Höhe von 18 Schuh, welches Bandgeſims das Gebälk verkleidet. In der zweyten Etage ſind die Fenſter nach einem Bogen geſchloſſen, und das mittlere iſt mit einem Schilde geziert. Die Seitenfenſter haben moderne Schlußſteine. Bey dem mittlern Fenſter iſt ein Balcon angebracht, welcher auf weit hervor ſpringenden Kragſteinen ruhet, und worauf das Geländer des Balcons, welcher aus eiſernem Sprengwerke zu verfertigen iſt, ruhet und getragen wird. Durch dieſes und das obere Stockwerk gehen Wand-

pfeiler

pfeiler nach der neuen joniſchen Ordnung, davon auf beyden Ecken gekuppelte ſind. In dem Friſe ſind über den Wandpfeilern Kragſteine, und in den großen Zwiſchenweiten ſind Behänge. Das Dach iſt ein gebrochenes oder franzöſiſches. Auf dem mittlern Theile, oder dem Riſalite, iſt bis zu dem obern Dache ein Fronton, in deſſen Felde ein Schild iſt, worin das Wappen des Kloſters angebracht werden kann. Die Verzierungen der Fenſter bey den Zwiſchengebäuden, ſind aus der Kupfertafel leicht zu erſehen.

Verſprochener Maßen werde ich auch noch von geringern Klöſtern etwas beyfügen.

Anlage zu einem Kaputzinerkloſter. Dergleichen Klöſter, wenn ſie in Städten erbauet werden, kommen meiſtens an den Stadtmauern zu liegen. Sie haben weder von auſſen, noch innen, eine Verzierung nöthig, ſondern werden nur mit glatt abgeputzten Mauerwerke vor der Witterung verwahret. Selbſt die Kirchen dieſer Klöſter werden nur ganz ſimpel, aber doch reinlich gezieret; und ihre Altäre, Kanzeln u. d. gl. ſind von geringer Architectur. Das Kloſtergebäude wird nur zwey Etagen hoch geführt, und ſtößt dicht an die Kirche an. Dieſe Kirche iſt 60 Schuh lang, 33 breit, und 45 hoch. Die Kirchenfenſter haben 4 Schuh zur Breite, und 7 zur Höhe. In der Kirche iſt ein Ort mit einem Fenſter verſehen, wodurch man den Patern Brod und anderes Almoſen reicht. Gleich neben der Kirche iſt der Eingang in das Kloſter, welches ringsum mit einer Vormauer umgeben iſt, daß zwiſchen dieſer und dem Kloſter noch ein, 10 bis 12 Sch. breiter Hof bleibt.

Was die Eintheilung des Kloſtergebäudes betrifft, ſo iſt der Eingang neben der Kirche. Bey dieſem Eingange hat der Pförtner ein kleines Zimmer. An dieſes ſtößt ein großes Zimmer, worin die Kleidun-

gen gewebet werden. In dem untern Stockwerke iſt das Refectorium von 34 Sch. lang, 18 breit, und 14 hoch. Die Fenſter darin ſind 3 Sch. breit, und 5 hoch. Daneben ſind zwey Kammern, allerley zu verwahren. Neben dem Refectorium iſt ein Sahl, worin die Patres zu gewiſſen Zeiten zuſammen kommen, wenn z. B. Capitel oder dergl. gehalten wird. An dieſen Sahl kann ein Gewölbe ſtoßen, worin Holz verwahrt werden kann. Daneben iſt eine Stiege, vermittelſt welcher man in die zweyte Etage kömmt. Auch iſt neben dieſer die Küche anzulegen. An dieſe ſtoßen 3 bis 4 Zimmer für fremde Patres. Auch iſt die nothwendige Gelegenheit nicht zu vergeſſen. Die Kirche und das Kloſtergebäude ſchließen einen, 60 Sch. langen, und 45 breiten Hof ein, an welchen auf allen vier Seiten bedeckte Gänge von 6½ Sch. herumgehen. In dem Hofe iſt ein Schöpfbrunnen, und auch ein Küchengärtchen angelegt. Wo es der Platz geſtattet, kann an dem Kloſter ein großer Garten angelegt werden.

In dem obern Stockwerke befinden ſich auf der Seite, wo die Pforte iſt, die Zellen, darin die Patres ihre Wohnung haben. Jede dieſer Zellen hat 9 Sch. zur Länge und Breite, und 10 zur Höhe. Die Fenſter, wodurch dieſe Zellen erleuchtet werden, ſind 2 Sch. breit, und 3 hoch. Die Scheidewände ſind einen halben Stein ſtark. Die Zellenthüren ſind 3 Sch. weit, und 7½ hoch. Auf der andern daran ſtoßenden Seite ſind wieder Zellen, welche mit den vorigen gleiches Maaß haben. Nach dem Hofe zu iſt ein Kreutzgang, von 6½ Sch. breit, auf welchen auch vier Gänge von den äuſſern Hauptmauern ſtoßen, und welche durch 5 Schuh breite und 7 Sch. hohe Fenſter erleuchtet werden. Der im Hofe ringsum gehende Gang wird durch 12 Fenſter erleuchtet, welche 3½ Sch. breit und 4½ hoch ſind. Auch in dieſem Stockwerke iſt die heimliche Nothwendigkeit nicht zu vergeſſen. Auf der hin-

hintern Seite ſind 3 Krankenſtuben, welche 14 Sch. ins Gevierte haben, ein Zimmer für den Guardian, und eines für den Sacriſtan, angebracht.

Anlage zu einem Nonnen - oder Frauenkloſter. Bey den Frauenklöſtern hat man beſonders darauf zu ſehen, daß ſie weniges Licht gegen die Straße haben, und daß das Gebäude ſo erhaben ſey, daß keine Nonne oder Kloſterfrau hinaus ſehen könne; auch müſſen ſie mit eiſernen Gittern wohl verwahrt ſeyn. Die Anlage kann um einen gevierten Hof ſeyn, welcher 200 Sch., weniger oder mehr, im Quadrat haben kann, nachdem das Kloſter groß oder klein ſeyn ſoll. Die Tiefe des Gebäudes nebſt den Mauern, kann 50 bis 52 Sch. betragen. Die Kirche kömmt vor die vordere Seite, und ſpringt vor dem Gebäude hervor, wie bey Fig. 2244 gezeigt iſt. Zur Rechten der Kirche iſt, in dieſem unterm Stockwerke der Eingang in das Kloſter, welcher inwendig mit einem Gitter oder einer Wand vermacht iſt, durch deren daſelbſt befindliche Thür keine Mannsperſon eingehen darf; indem Porticus ſelbſt aber kann man durch ein eiſernes Gitter mit den Nonnen ſprechen, auch durch eine Winde (Turno), welches einer runden Scheibe mit einem Käſtchen gleicht, alle Sachen in Umwendung deſſelben verſchaffen. Deswegen wird zur linken Hand bey dem Eingange ein Zimmer geordnet, in welchem die Nonnen ſich aufhalten, und ſprechen laſſen können. Zur rechten Seite des Einganges können noch zwey Kammern angebracht werden, welche zu Speiſegewölben dienen. In der Mitte des Gebäudes kann an der großen Kirche, ein Kirchlein angebracht werden, neben welchem zur Linken drey Zellen für Nonnen ſind, welche bey der Kirche Verrichtungen haben. In den vier Ecken werden Treppen angebracht, worüber man in die obern Zimmer gelangen kann. Die bedürftige Gelegenheiten können bey den Treppen ihren Platz finden. Rings um den

Hof geht ein, 15 Schuh breiter, gewölbter Spatziergang, aus welchem man in alle Zimmer kommen kann. Auf dem Flügel, welcher bey dem Haupteingange hinauf ſich erſtreckt, ſind zwiſchen den zwey Treppen zwölf Zellen, von 21 und 24 Sch. ins Gevierte. Auf der andern Seite ſind zwey Gewölbe, ein Waſchhaus, eine Badſtube, und ein Holzhaus, anzuordnen. Die Seite, welche der vordern gleich iſt, wo die Kirche iſt, hat folgende Anordnung. An der Treppe liegen zwey große Kammern; an die letztere ſtößt ein Sahl; hernach kommt das Refectorium, dann wieder ein Sahl, an welchem eine Kammer liegt, und endlich ein Holzhaus.

In der zweyten Etage iſt folgende Eintheilung gemacht. In der Mitte iſt die Kirche, wo oben die kleine Kirche auch dieſes Stockwerk durchſtreicht. Zu beyden Seiten iſt, nach der Straße, ein Gang von 15 Sch. breit; aus dieſen beyden Gängen kommt man in die kleine Kirche. In dieſer Kirche iſt ein künſtlich vergittertes, von Holzwerke verfertigtes Geländer, wo die Kloſterfrauen in die Kirche herab ſehen können. Zu beyden Seiten neben der Kirche ſind acht Zellen, und zwey große Kammern, allerley aufzubewahren. Zum Linken und am Hintergebäude geht ein offener Gang herum, welcher zum Spatzierengehen dient. In der Mitte ſind große Lauben, durch welche Licht einfällt. Auf dieſer Seite ſind zehn Zellen. Auf der zur Rechten ſind zwanzig Zellen. Hinten ſind auf einer Seite zwey Kammern, und ein Sahl; in der Mitte, ein Refectorium; ein Sahl, eine Küche, und eine Laube. Ueberhaupt können in dieſem Gebäude 42 Nonnen oder Kloſterfrauen ihre Wohnung haben. Hinter dem Kloſter, oder auf einer Seite, nach dem die Gelegenheit es erlaubt, iſt ein Garten zur Erfriſchung der Nonnen anzulegen.

Von

Von kloſtermäſſig gebaueten Landhäuſern, oder Landhäuſern in Kloſtergeſtalt, ſ. unten im Art. Kloſtergarten.

Schon im Anfange des Chriſtenthumes gab es Chriſten, die ſich, entweder den häufigen Verfolgungen zu entgehen, oder aus Liebe zu einem einſamen und beſchaulichen Leben, in entlegene, einzelne Oerter (Monaſteria) begaben, von denen der Urſprung der Klöſter im weitläuftigen Verſtande hergeleitet wird. Die eigentlichen Klöſter, ſo wie ſie nach dem Sinne der römiſch-katholiſchen Kirche als beſondere Gebäude betrachtet werden, worin man gemeinſchaftlich zur Tugend, Enthaltung, Faſten, Gebet und Arbeit, angehalten werden ſoll, und die Mönche, haben eigentlich im 3ten Jahrhundert ihren Anfang genommen. Ihre Entſtehung war in Aegypten, und ihr Stammvater war der ägyptiſche Eremit Antonius, nebſt ſeinem Diener Paulus. Sie lebten beyde in der Wüſte von Salz und Brod ohne Wohnung, und dieſe Lebensart wurde unter der diocletianiſchen Verfolgung von mehrern, jedoch nur unter Abgelobung des Fleiſches und Weines, nachgeahmt. Pachonius war der erſte, der ein umſchloſſenes Gebäude aufführte, in welches er einige von dieſen Eremiten in Sicherheit ſetzte, und wohnen ließ. Dieſes Gebäude nannte er Clauſtrum, daher das Wort Kloſter. Kurz darauf baute Hilarion in Paläſtina eben ein ſolches Clauſtrum. Die in einem ſolchen Clauſtro beyſammen wohnten, wurden Cönobiten genannt; welche aber frey in der Zerſtreuung lebten, hießen Anachoreten, und enthielten ſich von allem Umgange mit andern Menſchen; auch findet man im *Auguſtino*, de hæreſibus, c. 40, daß viele von dieſen Anachoreten oder Einſiedlern verheurathet waren. Die Cönobiten waren an gewiſſe Regeln gebunden, die ſie unter ſich ſelbſt machten, und bisweilen auch veränderten. Sie wurden in gewiſſe Claſſen ein-

ge-

getheilt. Zehn Cönobiten oder Mönche ſtanden allemal unter der Aufſicht eines andern, den ſie Decanus nannten. Der über hundert Cönobiten geſetzte Aufſeher, hieß Centenarius. Einige Zeit hernach nahmen dieſe Centenarii den Namen Aebte oder Archimandriten an. Im Anfange waren ſowohl die Anachoreten, als die Cönobiten, insgeſammt Laien, und durften ſich nicht mit dem Lehramte befaſſen (*); und ihre prieſterliche Eigenſchaft fällt erſt in das 14te Jahrhundert unter dem Pabſte Clemens V., welcher im Jahr 1311 ihnen die Ordination zugeſtand, wovon ſie den Namen Hieromonachi erhielten. Bis in dieſes Jahr war kein Mönch in dem geiſtlichen Orden. Hauptſächlich aber haben die Cönobiten oder Mönche ihre Kloſtereinrichtung dem Baſilius zu danken, welcher aus Furcht vor dem Kaiſer Conſtantius in die Wüſten flüchtete, und Schutz unter den Cönobiten ſuchte; er war der erſte, welcher das Mönchsleben durch verſchiedene Regeln recht in Ordnung brachte, die auch noch unter dem Namen der Regeln des h. Baſilius bekannt ſind, und genau beobachtet werden müſſen.

Bis in das 6te Jahrh. lebten die Cönobiten auf eine ganz einfache Art, nach den Regeln des Pachonius und Baſilius. Ihr Aufenthalt war anfangs Wüſten, Wälder, ungebauete öde Gegenden, wo ſie mit den wilden Thieren in Gemeinſchaft lebten, und ſolche ohne jemandes Erlaubniß occupiren und beſitzen konnten; denn dergleichen Gegenden wurden damals für Res nullius gehalten, und konnten von jedermann in Beſitz genommen, die Beſitzer aber auch wieder daraus ohne Recht vertrieben werden. Aus dieſer Beſorgniß fingen ſie auch gar bald an, ſich nach ſicherern Ge-

(*) Welches Hieronymus, Epiſt. ad Ripar. beſtätigt: Monachus non docentis, ſed plangentis habet officium. Und in dem canoniſchen Rechte, Decret. p. 2. cauſ. 16. quæſt. 1. heißt es: Monachus paſcitor, Clerici paſcunt.

Gegenden zu ſehnen; und weil ſie ihre Lebensart für ſehr verdienſtlich hielten, und die übrigen Weltmenſchen von der Theilnehmung an ihren Verdienſten und ihrer Heiligkeit große Dinge hoffen lieſſen, ſo wurden ſie auch bald auf dem Lande, und in Vorſtädten, und endlich gar in die Städte aufgenommen.

Bis in das 6te Jahrh. alſo beſtand das Mönchs- oder Kloſterleben aus drey Puncten: 1. Aus einem gemeinſchaftlichen Leben; 2. in der Enthaltung; und 3. in Beobachtung der Regeln. Und dieſes war eine bloß unter ihnen ſelbſt feſtgeſetzte Einrichtung, ohne Concurrenz eines Biſchofes oder Papſtes, und war folglich unter den weltlichen Obrigkeiten eine bloße Toleranz, oder theils ausdrückliche, theils auch nur ſtillſchweigende Erlaubniß.

Um dieſe Zeit kam **Benedictus**, der Vater und Stifter des bekannten, reichen und mächtigen Benediktinerordens zum Vorſchein, welcher nebſt ſeinem Schüler und Nachfolger **Columbanus** viele neue Mönchsregeln hinzufügte, die von den abendländiſchen Mönchen als göttliche Gebote und Vorſchriften begierig angenommen wurden; und es haben nachher faſt alle Ordensſtifter die Regeln des **Benedictus** zum Muſter ihrer klöſterlichen Einrichtungen genommen.

Dieſer **Benedictus** wird für den Urheber der drey Kloſtergelübde, nämlich: der Keuſchheit, der Armuth, und des Gehorſames, angegeben; und da nach dem Zeugniſſe des **Thomaſinus** (*), ſchon vor ſeiner Zeit einige Gelübde gebräuchlich waren, ſo kann es auch gar wohl ſeyn, daß dieſe 3 Vota mehr aus einer gewöhnlichen ſtrengen Erklärung der **Benedictiniſchen** Regeln, als aus deſſen poſitiven Befehle, hergefloſſen ſind. **Benedictus** ſetzte dieſe drey Vota rathge-

(*) De vet. et nov. eccl. diſc. P. I. L. 3. c. 3. §. 6.

gebungsweiſe feſt nach den Temperamenten der Menſchen. Den Geizigen iſt die Armuth; den Ehrſüchtigen und Hochmüthigen ein abſoluter Gehorſam, und den Wolllüſtigen die Keuſchheit, ein wahres Kreutz; und ich weiß nicht, was Benedictus ſonderbares geleiſtet hat, wenn er die Unterdrückung und Ueberwindung dieſer drey Laſter, des Geitzes, des Hochmuthes und der Wolluſt, zu drey ausdrücklichen Gelübden gemacht hat, indem ſolche ohnedies ſowohl durch die evangeliſchen Gebote, als auch durch eine geſunde Moral, nicht bloß den Kloſtergeiſtlichen, ſondern durchgehends allen Menſchen ohne Unterſchied, als eine Pflicht obliegen; was aber aus Pflicht geſchieht oder geſchehen muß, darf nicht erſt gelobet werden. Indeſſen ſind dieſe drey Gelübde durchgehends allen Mönchsorden auferleget worden; und die Benedictiner haben ſich nachher nicht nur in verſchiedene Zweige und Familien ausgebreitet, ſondern auch zu Stiftung anderer Mönchsorden Gelegenheit gegeben; und iſt folglich der Benedictinerorden der älteſte, der nach beſtändigen Regeln und Votis eingerichtet worden iſt, und den man zum Maßſtab aller andern Mönchsorden, ſowohl in Anſehung der Regeln, als auch der Gelübde genommen hat. Woraus denn das ungeheure Corpus des Mönchs- oder Kloſterſtandes in der ganzen Welt entſtanden iſt, ſo, daß man bis auf dermaligen Zeitpunkt mit Grunde hat ſagen können: die Mönche ſind gleichſam die Armee des römiſchen Papſtes, die er nicht nur als eine Beſatzung den Laien auf den Hals gelegt hat, ſondern durch welche er auch die Biſchöfe und andere Geiſtliche im Zaume hält (*).

Benedictus erbauete nach und nach 12 Klöſter in Italien. Nicht zufrieden, ſein Reich — denn wahrhaftig

(*) S. Püffendorfs geiſtliche Monarchie.

haftig ein Reich war es — in Italien ausgebreitet zu haben, ſandte er kurz vor ſeinem Tode Marum, einen ſeiner erſten Mönche, nach Gallien, wo er den Orden ausbreitete, und gar bald eine Menge Klöſter erbauete. Benedictus ſandte ſeinen Schüler Placidus mit einigen Mönchen nach Sicilien. Nach dieſen beyden Sendungen ſtarb Benedictus 542, ein Mann, der zwar wenig Kopf gehabt zu haben ſcheint, in deſſen Herzen aber kein Falſch war, und der gewiß nicht daran dachte, daß er der Stifter einer ſo wichtig gewordenen Claſſe von Menſchen werden könnte. Leobardus ebenfalls ſein Schüler, verbreitete Orden im Elſaß, und erbaute 4 Meilen von Straßburg, im J. 583, das erſte Kloſter. Donatus verbreitete den Orden in Spanien um das Jahr 590. Auguſtinus (nicht das Kirchenlicht, ſondern der nachmalige Erzbiſchof von Canterbury) war der Ausbreiter des Ordens in England um das Jahr 596. Unter den Deutſchen wurde erſt hauptſächlich durch Bonifacius der Orden von England aus ausgebreitet. Kurz, in einer Zeit von 200 Jahren zählte der Orden über 300 Klöſter. Wenn man gleich nicht die Anzahl der Mönche beſtimmen kann, ſo darf man doch ſchon daraus, daß in keinem Kloſter unter 40, und in manchem über 200 Mönche waren, erſehen, wie geſchwinde dieſe Geſellſchaft ſich ausgebreitet hat. Indeſſen erhielt ſich der Orden in ſeiner erſten Verfaſſung, bis endlich Gregor, vorher ſelbſt ein Benedictiner, zum erſten Papſt aus dem Mönchsſtande erwählet wurde. Dieſes war für das geſammte Mönchsweſen ein überaus glücklicher Umſtand. Bisher waren die Aebte oder Vorſteher der Klöſter den Biſchöfen und Fürſten unterworfen; bisher waren nur wenige unter ihnen Prieſter; bisher bekümmerten ſie ſich wenig um Würden, um Aemter, um Pfründen, u. ſ. w. ſie waren einfältige und meiſtentheils fromme Leute. Allein, da dieſer Mönch zum römiſchen Biſchof und zum Oberhirten der ganzen Kirche erkohren wurde, veränderte ſich alles. Sie erhielten von ihm große Freyheiten. So ward auf ſeine Veranſtaltung im lateranenſiſchen Concilium angeordnet, daß kein Biſchof ſich mehr um die Güter und Einkünfte der Klöſter und um ihre innere Verfaſſung bekümmern ſolle. Auf ſeine Veranſtaltung wurden ſogar in toletaniſchen Synodus jene Biſchöfe, welche die obige Verordnung übertreten, excommunicirt; und Gratianus ſagt ſogar, daß

die

die Klöſter von der biſchöflichen Gewalt ganz frey ſeyn ſollten, ſo bald die Biſchöfe ſich unterſtehen würden, von ihren Gütern etwas zu einem andern Gebrauche zu verwenden. In dieſem Zeitpuncte fällt auch die Befreyung der Klöſter von der Gewalt der Fürſten und von den bürgerlichen Abgaben, wie auch Vermehrung ihrer Einkünfte durch den Zehnden, welcher in vielen Staaten eingeführt wurde. Durch Gregors Beyſpiel aufgemuntert, durch die Würden, Ehren und Aemter angelockt, wurden nun faſt alle unter ihnen Prieſter der Layenſtand wurde ganz aufgehoben, und ſie fiengen alſo an nicht nur mächtig, ſondern auch angeſehen zu werden.

Man muß hier geſtehen, daß man den Mönchen, beſonders wegen ihres fleißigen Abſchreibens aller Bücher, und wegen der Aufzeichnung vorzüglicher Thaten und der Geſchichten, vielen Dank ſchuldig iſt. Auch iſt es an ihnen nicht genug zu rühmen, daß ſie ſich mit Erziehung der Kinder abgaben. Ihre Klöſter waren öffentliche Schulen; und das durch ſie in den nördlichen und andern Gegenden die chriſtliche Religion ausgebreitet wurde, das wird ihnen von jedem Chriſten gern als Verdienſt angerechnet werden. Dieſen Zeitraum kann man als die erſte Epoche des Mönchsweſens anſehen, und man könnte denſelben den Zeitraum der Gründung des Mönchsweſens nennen. In der nachfolgenden Zeit ſchwangen ſich die Aebte immer mehr und mehr empor. Aber, was dabey ganz natürlich war, ſie wichen von ihren erſten urſprünglichen Geſetzen ab; ſie vergaßen ihre erſte Beſtimmung; ſie wurden aus Leuten, welche bloß Gott loben ſollten, die üppigſten Weltmenſchen. Die Klagen, welche von vielen Concilien, und andern eifernden Mönchen, über die Ausartung der Mönche in den damaligen Zeiten geführt wurden, beweiſen dieſes augenſcheinlich. Unterdeſſen war nur immer noch ein Orden nämlich der Orden der Benediktiner, die alle insgeſammt in einer gewiſſen Verbindung ſtanden.

Dieſe Ausartung, dieſe Verſchlimmerung der Sitten bewirkten dann, daß diejenigen unter ihnen, welche das allgemeine Verderben der Mönche beweinten, manche aus wahrer Frömmigkeit, andere aber aus Ehrgeitz und Heucheley, hervor traten, und mit ihren Klöſtern Reformationen vornahmen. Dieſen traten andere Klöſter und Aebte bey, und ſo entſtanden neue **Orden**. Sie legten die

Regel des h. Benedictus zum Grunde, und ſetzten nur durch Statuten den Aberglauben ihrer Zeit hinzu; und um ſich von den alten Benedictinern zu unterſcheiden, ſo wählten ſie neue Kleidungen. Der erſte Reformator war der Abt Odo von Cluniac, 912. Ihm folgte 1017, Romualdus, der Stifter des Camaldulenſerordens. Dann, 1040, Johannes Gualbertus, Stifter des Ordens Vallis umbroſae. Sodann, 1065, Sylveſter, Stifter des Sylveſtrinerordens. Die Grandimonteſer, 1076, verehren Stephanum als ihren Stifter; und die Karthäuſer, 1080, den h. Bruno. Hierauf folgten, 1095, die Brüder des h. Antonius von Vinia, von denen man zuerſt weiß, daß ſie ſich zur Regel des h. Auguſtin's oder zu denjenigen Vorſchriften, welche dieſer Biſchof ſeinem Clerus gegeben, und die man nachher geſammelt hat, bekannten. Hierauf folgten, 1098, die Bernhardiner; der erſte Orden, welcher bald nach ſeiner Entſtehung ganz von der biſchöflichen und fürſtlichen Gewalt befreyet wurde, daher ſie ſich auch jetzt Ord. exemti St. Bernhardi ſchreiben. Sie nennen ſich auch Ciſterzienſer. Hierauf, 1117, wurde der Ordo humiliatorum geſtiftet. Die Prämonſtratenſer, oder, nach ihrem Stifter Norbertus, Norbertiner, 1119, bekennen ſich wieder zur Regel des h. Auguſtin's. Im J. 1148 entſtanden die Gilbertiner, von Gilbertus, welcher aus Auguſtin's und Benedict's Regel eigene Statuten zuſammen ſchmolz. Robertus dachte ſchon 1137 einen neuen Orden aus, der ſich nach ihm Robertiner nennt, aber erſt ſpäter geſtiftet wurde. Im J. 1200 entſtand wieder eine neue Claſſe Mönche, ſie nannten ſich Cruciferi (Kreutzträger). Im J. 1201, ſchon wieder ein neuer: Ordo S. Spiritus Hoſpitalariorum; und gleich darauf der Orden der Faſtenden. Hierauf entſtanden eine Menge Ritterorden, von denen einige ſich auch zur Regel des h. Benedictus bekennen. Alle dieſe Orden haben dieſelben Hauptpflichten, welche Benedict ſeinen Nachfolgern aufgelegt hat, und ſie gehen nur in Kleinigkeiten, in verſchiedener Einrichtung des Gebetes, in veränderten Mortificationen, in Andachten, und hauptſächlich in der Veränderung der Kleidungen, von einander ab. Allein, das ganze Mönchswesen war von der urſprünglichen Beſtimmung abgewichen. Sie waren jetzt nicht mehr, was ihre Namen ſagten, Μόναχοι, ſondern ſie

ſtanden in öffentlichen Aemtern, ſie hatten den Beichtſtuhl, die Kanzeln, die Lehrſtühle in allen Gegenden; ſie waren nicht mehr arme, dürſtige, ſondern ſie beſaßen oft größere Reichthümer, als manche Fürſten. In dieſem Zeitraume entſtanden die drey klöſterlichen Gelübde, wovon zu befreyen, der Papſt allein ſich vorbehielt. In dieſem Zeitraume ſtand es ſchon den Mönchen nicht mehr frey, ihr Kloſter weiter zu verlaſſen; auch findet man in einigen Statuten, und beſonders in jenen der Karthäuſer des Generals Riffers alten Statuten, den Befehl, den aus dem Kloſter flüchtig gewordenen nachzujagen, damit ſie die Geheimniſſe des Ordens nicht verrathen können. Dieſen Zeitraum kann man den Zeitraum der Ausbreitung des Mönchsweſens nennen, wenn man darunter nämlich die Stiftung mehrerer Klöſter, und die Erwerbung unermeßlicher Reichthümer verſteht. Hoſpinianus hat von den geſtifteten Klöſtern ein Verzeichniß gemacht. Vom J. 900 bis 1150, ſind ungefähr 450 Klöſter von dieſen Orden geſtiftet worden.

So häufig aber auch dieſe Klöſter in der damals bekannten Welt waren, ſo waren dieſe doch dem römiſchen Hofe, und dem Aberglauben einiger Fürſten und Biſchöfe, noch nicht genug. Eine bisher noch unbekannte Claſſe von Mönchen entſtand, und bald war von ihnen der ganze Erdboden überſchwemmt. Man begreift ſie unter dem Namen der Bettelorden. Der Stifter dieſer ſo berühmt gewordenen Claſſe von Mönchen, iſt der Sohn des reichen Peter Bernardon, der unter dem Namen Franz von Aſſiſi, oder auch unter dem des ſeraphiſchen Vaters, bekannt iſt. Er war der erſte, dem es Dummheit und Trägheit eingaben, die Worte Jeſu von der Verlaſſung der Güter buchſtäblich zu verſtehen, und ſich mit Betteln zu beſchäftigen. Die nachfolgenden Stifter, als: Dominicus, u. a. waren bloße Nachahmer dieſes einfältigen Menſchen, nur daß ſie ihre Orden nach ihrem eigenen Character formten. In dieſe Zeiten ſetzt man alſo ihren Urſprung; aber ihre geſetzmäßige Form fing erſt unter Papſt Gregor X. im J. 1273, nach dem Conc. Lugd. an. Es waren nämlich auf einmal ſo viel neue Orden entſtanden, daß theils die vorhandenen reichern Mönchsorden den Papſt baten, ſie zu vermindern, theils der Papſt ſelbſt befürchtete, die Fürſten möchten eine große Menge Bettler und Landſtreicher nicht dulden, und auf die gänzliche Aufhebung aller derer Orden, deren

deren Glieder ſich nicht durch eigenes Vermögen ernähren könnten, dringen. Da nun aber dem Papſte daran gelegen ſeyn mußte, zur Erhaltung ſeiner Macht neue Mönche zu haben, indem die ältern reichen Mönchsorden nicht mehr ſeine ſo ganz ergebene Diener waren: ſo wurde in dem oben genannten Concilium feſtgeſetzt, daß alle Bettelorden in vier Claſſen getheilet werden ſollten: **Dominicaner** oder **Prediger**; **Auguſtiner**, **Franciscaner**, wohin **Minoriten** und **Kapuziner** gehören, und dann **Carmeliter**. Dieſe Mönche hatten anfangs gar kein eigenes Vermögen, ſondern lebten von den Allmoſen frommer Leute. Dieſe deſto eher und häufiger zu erhalten, ſannen ſie auf die niederträchtigſten Mittel. Hier iſt der Urſprung der Brüderſchaften, der Amulete, der Roſenkränze, der Seelenmeſſen, der geweihten Brödchen, der Stricke, und dergleichen lächerlichen Dinge mehr (*).

Nun hatte der Aberglaube den höchſten Grad erreicht. Das Volk ſeufzte unter ſeiner Schwere; und die Ablaßkrämerey und die Mißgunſt oder der Neid machten, daß **Luther** erwachte, und dem h. Stuhle den Krieg ankündigte. Sein Werk gedieh, er entriß dem heil. Hofe mächtige Provinzen und große Einkünfte, ſchwächte das Anſehen deſſelben, öffnete Fürſten die Augen, und flößte ihnen den dazu erforderlichen Muth ein, ihre Rechte wieder hervor zu ſuchen. Das Volk nahm willig und vergnügt **Luther's** Lehre an. Nur in einigen Landen ſetzte der Papſt **Luther's** Lehren ſein Heer mit Nachdruck entgegen; in andern wurde ihm ſelbſt dieſes Heer ungetreu. Mönche und Nonnen warfen ihre Kutten und Stricke und Roſenkränze und Amulete und Scapuliere hinweg, lieſſen ſich die abgeſchornen Haare

(*) Nach einer richtigen Zählung iſt befunden worden, daß in Europa in einer Zeit von etwa 300 Jahren, 14993 Klöſter für Bettelmönche ſind erbauet worden. Nach einer nur mäßigen Angabe von 20 in jedem Kloſter, waren alſo vor der Reformation 299860 Bettelmönche in Europa. Wenn man auch rechnen wollte, daß 99860 durch **Luther'n** dem Mönchweſen entriſſen worden ſeyn, ſo blieben doch noch immer 200000 Bettelmönche in Europa, welche Summe aber zu klein iſt. Die Anzahl der reichern Mönche betrug 790650 vor der Reformation. Sie haben durch die Reformation mehr gelitten, als die Bettelmönche; indeſſen kann man mit Gewißheit ſagen, daß eine halbe Million Mönche überhaupt noch in Europa vorhanden ſind.

wieder wachſen, traten in den Stand der Ehe, und bevölkerten den Staat. Was mußte wohl dem römiſchen Hofe in dieſen bedrängten Zeiten, da ſein Anſehen täglich herab ſank, da ihm immer eine einträgliche Provinz nach der andern entriſſen wurde, was mußte ihm willkommener ſeyn, als daß ein Mann aufſtand, der einen Orden ſtiften wollte, deſſen vorzügliche Beſtimmung, deſſen Hauptendzweck war, dem Anſehen der Päpſte wieder aufzuhelfen, und ihnen neue Unterthanen zu erkriegen! Man wird ſchon vorher ſehen, daß ich hier keinen andern Mann meine, als **Ignatium von Loyola**, keinen andern Orden, als den Orden der **Jeſuiten**. Ja, **Ignatius** war es, der um das J. 1540 einen Orden, das ſeltſamſte Mittelding zwiſchen Mönch und Laien, und Weltprieſter, errichtete. Dieſer politiſche Orden breitete ſich in kurzer Zeit ſo ſehr aus, daß ſie gar frühzeitig ſchon in und auſſerhalb Europa 200 Collegien hatten. Dieſer Orden iſt es, welcher vermöge des Gelübdes und der Verfaſſung, dem Papſte weit wichtigere Vortheile, als ein anderer, verſchaffte. Die Jeſuiten erhielten ſich in ihrem Anſehen und in ihrer Macht über zwey Jahrhunderte. Aber ſie ſelbſt bereiteten ſich ihren Verfall. Die bourboniſchen Höfe waren die erſten Fürſten, welche den Muth hatten, den Gedanken von Aufhebung des Jeſuitenordens gefaßt zu haben. Sie waren ſchon aus ihren Staaten verbannt, als **Clemens XIV.** das Unterdrückungsbreve der ganzen Geſellſchaft Jeſu bekannt machte, und dadurch die Fürſten, die Menſchen, ja die Welt von der drückendſten Laſt, von dem größten Uebel befreyete. Eine ausführlichere Geſchichte dieſes Ordens, findet man im XXIX Th. S. 330, fgg.

Die Anzahl der noch heut zu Tage vorhandenen Kloſterleute, iſt beträchtlich. In Spanien gibt es an 66,000 Mönche und Nonnen. In Frankreich ſind deren wenigſtens 200,000; in Italien wohl an 500,000; in Portugal an 30,000. Dies macht ſchon ein Anzahl von 1066,000 Perſonen. Wenn in Rußland, Polen, und dem katholiſchen Theile von Deutſchland und von der Schweitz nur ein Paar mal hundert tauſend Kloſterleute angenommen werden, ſo hätten wir in allem an 1,300,000 Mönche und Nonnen in den europäiſchen Staaten. Dieſes zeigt ſich auch aus folgendem Facto. Unter dem Papſte **Paul IV.** wurden im 16ten Jahrh. die Klöſter in Europa gezählt, und

und man fand dere.. an 44000. Wenn im Durchſchnitt auf jedes Kloſter 30 Perſonen gerechnet werden, ſo kommen 1,320,000 Kloſterleute heraus.

Ein Mönch iſt heutiges Tages ein Perſon, welche entweder aus väterlicher Gelobung, oder aus eigener Wahl, oder durch eigenes Gelübde genöthigt und ſchuldig iſt, unter der Beherrſchung eines Prälaten oder Obern, nach approbirten Regeln und abgelegten Gelübden, entweder in dem Clericatu, oder in dem Laicatu, zu leben. Im erſten Falle wird er Pater, Vater, im andern aber Frater, oder Laienbruder, genannt.

Die Verlobung der Aeltern iſt zu allen Zeiten für hinlänglich angeſehen worden, einen Sohn von Mutterleibe an, dem Mönchsſtande zu widmen. Dieſes recht wurde ſowohl der Mutter, als auch dem Vater, zugeeignet. Die Gründe dieſes wiedernatürlichen Rechtes, wußte man in der h. Schrift, ſowohl alten als neuen Teſtamentes, zu finden. Im A. T. fand man 3 Moſ. 27, 1. 8. In dieſer Stelle aber wird nicht von der älterlichen Verlobung ihrer Kinder, ſondern von Verlobung ſeines eigenen Leibes, geredet, und gehört folglich zur Verlobung aus eigener Wahl, wovon ich hernach ſprechen werde. Man findet in den moſaiſchen Geſetzen gar nichts von einer älterlichen Verlobung ihrer Kinder. Man geht daher weiter, und führt Samuel an, den ſeine Mutter Hanna auf lebenslang zum Dienſte Gottes verlobte, 1. Sam. 1; da aber Samuel geheurathet und Kinder gezeugt hat, ſo läſſet ſich ſeine Verlobung gar nicht auf das Benedictiniſche Gelübde der Keuſchheit, und überhaupt gar nicht auf den canonice eingeführten eheloſen Stand der Clericorum oder Geiſtlichen, anwenden; denn Samuel war ein Prieſter Gottes, und eben ſowohl als alle andere Prieſter und Leviten verheurathet. Man kann ſo gar vermuthen, daß, wenn dem Samuel dieſe Verlobung ſeiner Mutter beſchwerlich gefallen wäre, nach

der Analogie des moſaiſchen Geſetzes, 3 Moſ. 27, 1. f. eine Loskaufung Statt gehabt haben würde. Ueberhaupt ſcheint die Verlobung der Hanna ſich auf das Recht der Erſtgeburt gegründet zu haben, Röm. 18, 15, f. denn Samuel war ihr erſtgeborner Sohn, und konnte, ihres Gelübdes ungeachtet, einen Monat nach ſeiner Geburt mit Gelde gelöſet werden. Heutiges Tages iſt zwar die älterliche Verlobung ihrer Kinder zum Kloſterleben ohne ausdrückliche Einwilligung der Verlobten nicht verbindlich; doch weiß man ſolche durch mancherley Mittel verbindlich zu machen, wenn ſowohl an den gelobenden Aeltern, als dem verlobten Kinde, dem Kloſter etwas gelegen iſt, oder das Aequivalent iſt oft beſchwerlicher als die Verlobung ſelbſt. Vormals mußte die älterliche Verlobung zum Kloſterleben auf eine feyerliche Art, und zwar zu dem Ende, geſchehen, daß die angebotene oder verlobte Perſon beſtändig in dem Mönchsſtande bleiben müſſe, und niemals aus ſolchem wieder austreten dürfe; daher mußten ſolche verlobte Perſonen ſchon von ihrem zarteſten Alter an, in der Mönchsdiſciplin unterrichtet werden; zu welchem Ende vor Zeiten die Scholae Oblatorum, Schulen der Verlobten, verordnet waren, mit welchen die nachher eingeführten Seminaria eine große Aehnlichkeit haben. Heutiges Tages aber bleiben ſolche Oblati, oder von den Aeltern verlobte Perſonen, nur bis zu ihrer Minderjährigkeit im Kloſter, da ſie denn die Verlobung entweder genehm halten, oder davon abtreten können. In vielen Ländern iſt ſo gar durch landesherrliche Verordnungen feſtgeſetzt, daß keiner vor dem 20ſten oder 25ſten Jahre ſeines Alters in die Kloſtergelübde aufgenommen werden darf.

Wenn jemand ſich ſelbſt zum Kloſterleben verlobet, wird es eine eigene Profeſſion genannt; und dieſe iſt eine feyerliche Verſprechung oder Gelobung zum Religioſenſtand, wodurch jemand ſich zur beſtändigen Beobach-

bachtung einer gewiſſen Mönchsregel verpflichtet. Weil dieſe Profeſſion oder Verſprechung entweder auf eine feyerliche Art geſchehen, oder auch aus gewiſſen Thathandlungen geſchloſſen werden kann, ſo haben die Canoniſten ſolche in eine ausdrückliche und ſtillſchweigende Profeſſion eingetheilt. Dieſe aus eigener und freyer Wahl (welche aber oft ſehr verdächtig iſt,) geſchehende Verlobung ſoll nun eigentlich auf das moſaiſche Geſetz, 3 Moſ. 27, 1. 8. gegründet ſeyn. Auſſer der Verlobung ſeines eigenen Leibes, finde ich gar keine Gleichheit mit der Verlobung zum Mönchsſtand. Nach dem moſaiſchen Gelübde können die gelobenden Perſonen ſich mit Gelde löſen, und iſt auch ſo gar für die Armen durch eine willkürliche Schätzung geſorget; das Mönchsgelübde aber iſt unablöslich, und ſtraft die unbedächtliche eigene Wahl mit einer Ewigkeit. Auch wiſſen die moſaiſchen Verlobten nichts vom eheloſen Stande, oder von einer freywilligen Armuth, und einem unbeſchränkten Gehorſam, ſondern ſie konnten heurathen, reich ſeyn und werden, und blieben der weltlichen Obrigkeit völlig unterthan. Wenn man bey den Mönchsgelübden wenigſtens die Loskaufung im Fall einer Reue, und mehrer andern Urſachen wegen, ſtehen gelaſſen hätte, ſo könnte man vielleicht noch einigen analogiſchen Sinn mit dieſem moſaiſchen Gelübde heraus bringen. Man mag die Sache drehen und wenden wie man will, ſo leuchtet doch allenthalben die Ungültigkeit der Kloſtergelübde eben deswegen hervor, weil ſie unauflöslich ſind, unmögliche Dinge enthalten, und nicht wiederrufen werden können; und es bleibt ewig wahr, daß die Gelübde ſchlechterdings zu nichts verbinden, als was ſchon vorher ohne Gelübde eine Pflicht, und von Gott befohlen iſt.

Nach dem neueſten Herkommen macht nur die eigene Wahl und Profeſſion einen Mönch. Dieſe Profeſſion geſchieht auf folgende feyerliche Art. Der Profeſſus oder

Einzukleidende muß demüthig, geſtreckt auf ſeinem Angeſichte liegen, um Barmherzigkeit bitten, und die Formel der Gelübde öffentlich mit lauter Stimme herſagen, welches alles alsdann zum Beweis in das Ordensbuch eingetragen wird. Weil Moſes, 4 B. 30, 3. 7. 9. 12. und 5 B. 23, 24. zur Gültigkeit eines Gelübdes als etwas weſentliches zu erfordern ſcheint, daß es wirklich mit dem Munde laut und vernehmlich ausgeſprochen werden müſſe, ja ſo gar 4 B. 30, 11. 14. eines Eidſchwures bey Gelübden erwähnt: ſo gründet man dieſe Kloſterfeyerlichkeit ebenfalls auf dieſe moſaiſche Vorſchriften; die Abſichten aber, welche Moſes in dieſen Vorſchriften gehabt hat, übergeht man gänzlich mit Stillſchweigen. Denn Moſes ſahe ein im Herzen gedachtes Gelübde bloß als einen Vorſatz etwas zu geloben an, welcher aber, ehe bis er an die Lippen kommt, noch einer Reue und Abänderung unterworfen iſt, wodurch er der Zärtlichkeit des Gewiſſens zu Hülfe kömmt; der wirkliche Ausſpruch eines Gelübdes mit dem Munde aber zeuget ſchon von einem vorher wohl überlegten feſten Entſchluſſe. Dieſes iſt aber der Kloſtermoral nicht gemäß, ſondern nach dieſer müſſen auch die gelobenden Gedanken bezahlet werden. Den eidlichen Gelübden räumt Moſes eben die Rechtswohlthaten und Erlaſſungen ein, die bey gemeinen Gelübden Statt hatten; ein Kloſtergelübde aber wird höher, als ein eidliches Gelübde, gehalten, und iſt keiner Rechtswohlthat und Erlaſſung, auſſer in gewiſſen dem Obern vorbehaltenen Fällen, fähig; hingegegen muß die Erlaſſung von gemeinen Gelübden mit Geld, Meſſen, Roſenkränzen, Wallfahrten ꝛc. bezahlet werden. Die ſtillſchweigenden Profeſſionen oder Kloſtergelübde ſind heutiges Tages ganz abgekommen, und unbekannt, weil ſie bloß aus gewiſſen Thathandlungen geſchloſſen werden mußten, auch viele beſondere Umſtände erforderten und voraus ſetzten, folglich nicht ſo kräftig und wirk-

wirkſam ſeyn konnten, als die ausdrücklichen Gelübde.

Indeſſen erhellet aus dieſem allen, daß von Rechtswegen kein Gelobender durch Geld oder Geſchenke zur Profeſſion ſollte gelangen können, indem nach canoniſchen Grundſätzen dadurch eine Simonie begangen würde. Man weiß aber dieſes mit allerley heiligen Auszierungen, z. B. unter dem Titel eines Almoſens, einer heiligen Ausſtattung, eines beſondern Nebengelübdes, gar ſchön zu bemänteln, wozu die Caſuiſtik vortrefflich zu Statten kömmt. Wahrhaftig nicht die Sparſamkeit und kluge Wirthſchaft allein, welche heutiges Tages, beſonders in den Benedictinerprälaturen ſehr wenig geſpüret wird, hat die Klöſter ſo reich gemacht, ſondern die Dotirungen der Novizen, die Erbſchaften der Conventualen, Freundevermächtniſſe, Schenkungen, Gelübde, u. d. gl. worüber weiſe Regenten und Patrioten ſchon ſehr lange geeifert haben, noch eifern, und doch dem Uebel noch nicht abgeholfen haben, auch ſchwerlich werden abhelfen können, wenn nicht dieſer auf fremden Grund und Boden ſub & obreptitie gepflanzte Baum mit der Wurzel ausgerottet, oder doch ihm der Saft ſo entzogen wird, daß er eines langſamen Todes ſterben muß.

Bekannter Maßen iſt die Profeſſion eines Mönches ein ſolches Band, daß einer den Orden, den er einmal angenommen hat, weder verlaſſen, noch zu einem andern Orden, auſſer zu einem ſtrengern, übergehen kann. Doch gibt es einige Fälle, daß ein Profeſſus bisweilen von dem Biſchofe gegen ſeine gethane Profeſſion in den vorigen Stand geſetzet werden kann.

Man kann mit Grunde ſagen, daß die Kloſtergelübde bloß zur Vermehrung des Gottesdienſtes erfunden worden ſind. In dieſer Abſicht kann man den Kloſtergelübden eine etwas günſtigere Beſchreibung gön-

nen, wenn man ſagt: ſie wären eine Abſicht, Gott mit größerer Application zu ehren durch die Einſchränkung gewiſſer der menſchlichen Natur frey gelaſſener Handlungen. Nur iſt zu bedauern, daß ſolche Gelübde zu weit, und zwar auf unmögliche Dinge erſtrecket werden; daher ganz natürlich einem jeden Regenten das Recht zukömmt, die unbedächtlich geſchehenen Gelübde aufzulöſen, wenn ſolche in der Zeitfolge unmöglich werden, oder wenn ſie durch Gewalt und Furcht erzwungen ſind; doch iſt eine ſolche Auflöſung nicht einmal nothwendig, indem eine unmögliche oder erzwungene Sache an ſich ſelbſt nichtig iſt.

Die verlangte, aber an ſich ſelbſt unmögliche, Heilighaltung der Kloſtergelübde ſtammet von dem Gebrauche der Opfer her; ſie waren allezeit eine gewiſſe Art von Vorbereitung zu einem Opfer. Cain gelobte Gott einen Theil ſeiner Feldfrüchte zum Opfer, und Abel einen Theil ſeiner Viehzucht, beyde opferten hernach, und erfüllten dadurch ihr Verſprechen; 1 Moſ. 4, 3. 4. 5. Dieſes aber ging allezeit dem Opfer vorher. Als das moſaiſche Geſetz die Opfer in einer regelmäßige Ordnung brachte; blieb auch die Heilighaltung der Gelübde bey ſolchen ſtehen. Es hieß: was du nicht halten kannſt oder willſt, das mußt du nicht geloben; gelobeſt du es aber doch, ſo mußt du durch Opfer dafür büßen. Daher lag unter dem Ceremonialgeſetze in den Gelübden eine gewiſſe Art des Gottesdienſtes; und nachdem man anfing, in der chriſtlichen Kirche alles nach dem levitiſchen Opferdienſte einzurichten, gab man auch den Gelübden eine Stelle in ſolchem, ohne das Weſentliche eines Gelübdes genau zu unterſuchen, und ſolche von den dem menſchlichen Geſchlechte nach dem natürlichen und göttlichen Rechte ſchon vorhin und ohne Gelübde obliegenden Pflichten genau abzuſondern: und dadurch iſt endlich ein jeder enthuſiaſtiſcher Einfall zu einem Gelübde gebildet, und

das

das Gelübdeweſen zu einem ordentlichen Lehrgebäude gemacht worden; ja, man hat nicht einmal die enormen Wiederſprüche gemerkt, welche in dieſem Gelübdeſyſtem vorkommen (*).

Wer in den Mönchsſtand aufgenommen zu werden verlangt, muß vorher auf die Probe geſtellet werden. Zu dieſer Probe iſt eine gewiſſe Zeit, und zwar gemeiniglich ein Jahr, (welches das Kloſterjahr, Probejahr, die Probezeit, mit einem lat. Ausdrucke das Novitiat, genannt wird,) beſtimmt; wenn dieſes vollendet iſt, ſteht es dem Novizen frey, davon abzugehen, ſo gar, daß auch eine innerhalb des Probejahres gethane Profeſſion ungültig iſt; auch geſchieht es oft, daß der Noviz innerhalb dem Probejahre ſelbſt heraus geht, oder auch von dem Kloſter heraus geſchaffet wird.

Die Canonici ſeculares, welche ihrem Stande nach ebenfalls Clerici ſind, und alle Verbindlichkeit anderer Clericorum in ihrer äuſſerlichen Lebensart auf ſich haben, ſind unter andern auch zu einer Reſidenzmachung verbunden, welche, der Regel nach, erſt nach geendigtem Kloſter- oder Probejahr anfängt.

Dieſes **Kloſter- oder Probejahr** kann, nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der Capitularſtatuten, bisweilen auch in einem halben Jahre abſolviret werden; alsdann heißt es die allerſtrengſte Reſidenz, welche auf das genaueſte gehalten werden muß; c. 7 und 18, X. de Cler. non reſident. Wenn nur ein einziger Augenblick an dieſer Reſidenz verſäumet wird, ſo erlangt der ihm ſonſt nachſtehende ſein Stiftsalter vor ihn, und kömmt vor ihn in den Ge-

(*) Z. B. im canoniſchen Rechte, c. 2 und 7 X. de converſ. conjug. und c. 1. X. eod. heißt es: daß das wegen Erwählung des Kloſterlebens gethane Gelübde die Eheverbindungen aufhebe, ja ſo gar der Eingang in ein Kloſter die Sponſalia de praeſenti zerreiſſe, und daß auch der durch wirkliche Beywohnung vollbrachte Eheſtand ſelbſt in Anſehung der Religionsgelübde, durch beyderſeitige Einwilligung getrennet werden könne ꝛc. und auf der andern Seite macht man den Eheſtand zu einem unauflöslichen Sacrament.

Genuß ſeiner Präbende, und das Probejahr muß wieder von vorn angefangen werden, ſo, daß die Capitularen zu gewiſſen Zeiten präciſe da ſeyn müſſen, welche Zeit Dies criticus genannt wird. Dieſe Reſidentia ſtricta dauert gemeiniglich 3 Jahr, binnen welcher Zeit auch die Carenzjahre (*) abſolviret werden. Endlich folgt die Reſidentia laxa, beſonders bey den Canonicis ſecularibus.

In dem Kloſterjahre mußten die jungen Canonici regulares vormals viel ausſtehen. Sie wurden von allen verſpottet, mußten den andern aufwarten, u. ſ. w. und ſcheint daher der auf einigen Univerſitäten ſo lange gebräuchlich geweſene Pennalismus ſeinen Urſprung genommen zu haben.

Ein junger Canonicus mußte die erſte und letzte Nacht des Kloſterjahres präciſe um 8 Uhr in der Capitelſtube, um 11 Uhr im Schlafſahle, und früh um 4 Uhr im hohen Chor in ſeiner Stelle ſeyn, und die Horas canonicas abwarten, worüber er einen Schein von dem Kämmerer, und dem Aedituo oder Thürſchließer, bekam. In dem Sahle mußte er ganz allein ſchlafen, und durfte niemand bey ihm bleiben, nach c. 7 und 15 X. de cler. non reſid.

Heutiges Tages iſt man nicht mehr ſo ſtrenge; doch iſt ein Capitel vor dem andern genauer.

Dieſe Reſidenz des erſten Jahres, welche das Kloſterjahr genannt wird, iſt gänzlich von dem Mönchsſtande hergenommen. Denn nach dem Gebrauche der Mönche mußte ein jeder, der in ihren Clerum aufgenommen ſeyn wollte, das Novitiat oder eine Jahrsprobe aushalten um dadurch zu erfahren, ob er ihre Sitten und Lebensart nach der Regel der Kloſterdisciplin gewohnen könnte. Dieſes Probejahr wird auch noch heutiges Tages unter den Proteſtanten beobachtet, ob ſchon kein gemeinſchaftliches Leben mehr gebräuchlich iſt. Um Unterſtützung zu haben, oder die Freundſchaft zu gewinnen, mußte der Novitius gegen ſeine Mitbrüder freygebig ſeyn; daher kam der Admiſſionswein, die Statutengelder, u. d. gl. m.

(*) Carenzjahr heißt überhaupt ein Jahr, in welchem jemand die Einkünfte noch entbehren muß, die ſonſt mit ſeinem Amte verknüpft ſind.

In dem tridentiniſchen Concilio, Seſſ. 25. de Regul. c. 15, wird zum Eingange in ein Kloſter ein Alter von 16 Jahren, ſowohl für Manns- als Weibsperſonen für rechtmäßig angegeben, als wodurch alle Rechte der Minderjährigkeit, ja die Geſetze der Natur ſelbſt, aufgehoben werden. Es läſſet ſich beſſer denken, als ſchreiben, was dergleichen erſt angehende Jünglinge, welche die erſte Hitze ihrer jugendlichen Begierden und Leidenſchaften mit in das Kloſter bringen, ſich für einen Begriff von der Keuſchheit werden machen können; und wenn ſie auch alle den **Origenes** nachahmten, oder, wie **Benedictus**, ſich alle Tage in Dornen und Diſteln nacket herum wälzten, ſo wird doch alsdann das in ihrer Bruſt ganz allein concentrirte Feuer ſie deſto mehr martern, wenn es ſich nicht mehr auf äuſſerliche Gegenſtände der Natur ausbreiten kann.

Endlich kann, nach dem canoniſchen Rechte, in gewiſſen Fällen jemand auch gezwungen werden, ein Kloſtergelübde anzunehmen, in ſo fern nämlich das Kloſterleben zugleich eine Strafe oder Kirchenbuße, oder auch ein Gefängniß ausmacht. Die orientaliſche Kaiſergeſchichte iſt voll von dergleichen Fällen, da die Klöſter als Gefängniſſe gebrauchet, und Kloſtergelübde den Staatsgefangenen mit ausgeſtochenen ſowohl körperlichen als Gemüthsaugen aufgedrungen wurden; und vielleicht wäre dieſes heutiges Tages die beſte Anwendung, wenn der Ueberfluß der Ordenshäuſer, mit Beybehaltung einer gewiſſen Kloſterdisciplin und Regel, zu Zucht- und Arbeitshäuſern, zu Hoſpitälern, u. d. gl. gemacht würden.

Ferner muß ein Jeder, der ſich zum Kloſterleben gelobet, eine approbirte Regel erwählen; folglich darf niemand eigenmächtig eine neue Regel oder einen Orden errichten. Die bekannten vornehmſten Regeln ſind:

Baſilii, Benedicti, Auguſtini und Francisci, denn dieſe Orden haben nachher viele Reformatoren bekommen, und ſind aus ſolchen, bereits erwähnter Maſſen, immer mehr neue Nebenorden entſtanden, die ihre Namen entweder von dem Reformator, oder von dem Orte, empfangen haben. Der Bettelorden iſt im 12ten Jahrh. von Dominicus und Franciscus in Regeln gebracht worden; und daraus ſind die Auguſtiner, die Carmeliter, die Dominicaner, Franciscaner, Kapuziner, Minoriten, u. a. m. entſtanden, denen im J. 1571 die Jeſuiten von dem Papſte Pius V. incorporiret wurden; wiewohl dieſe leztere, wie auch die Karthäuſer, ſich niemals dazu haben zählen laſſen wollen, ſondern ihre beſondere Einrichtungen behauptet haben; welche Beſonderheit auch ein Nebenmittel geweſen iſt, die Aufhebung des Jeſuitenordens zu erleichtern, folglich auch die Aufhebung des Karthäuſerordens leichter macht.

Ferner werden die Kloſtermönche, ſeit dem ihnen von dem Papſte Clemens V. im J. 1311 das Clericat ertheilt worden iſt, in Clericos und Laien eingetheilt. Jene pflegen den Chor und Altar, und verrichten alle prieſterliche Handlungen; dieſe aber miniſtriren jenen am Altar, und verrichten andere Knechtsdienſte. Jene werden Choriſten, Pater; dieſe aber Laienbrüder, und in beſonderm Verſtande Bekehrte, genannt, doch ſind ſie insgeſammt Religioſen, und an die Kloſtergelübde gebunden Von ihnen ſind aber diejenigen unterſchieden, welche Oblati und Donati genannt werden, oder die ſich und ihr Vermögen dem Kloſter überlaſſen, um an dem Kloſtergebete Theil zu haben; denn dieſe legen keine Gelübde ab, und ſind daher auch keine Religioſen. Wenn z. B. jemand einige tauſend Gulden dem Kloſter vermacht oder ſchenkt, mit der Bedingung, daß ſolches ihn mit Eſſen, Trinken,

ken, Kleidung, Wohnung, Bedienung, und allem, was zu ſeinem ſtandesmäßigen Lebensunterhalt erfordert wird, verſehen, das Capital aber nach ſeinem Tode dem Kloſter eigenthümlich verbleiben ſolle. Es iſt dieſes eine Art von Leibrenten, welche in den Benedictinerklöſtern, zumal auf dem Lande, oft vorkommen; und man wird dabey ſtattlich verpfleget, kann in voller Freyheit und Sicherheit leben, und es fehlt auch nicht an Ergetzungen, die der Herr Prälat nebſt ſeinen Lieblingen dem Herrn Oblato oder Donato, und ſich ſelbſt zu machen pflegen, zumal wenn das Oblationscapital fein ſtark iſt. Auch gehören diejenigen nicht dazu, welche in die Brüderſchaft der Mönche aufgenommen ſind, damit ſie von der Andacht und den guten Werken der Mönche einen Nutzen und Theil haben mögen. Sowohl dieſe, als jene, ſchließen ſie in ihre Tiſchgebete ein, und nennen ſie Benefactores. Aus dieſen Mönchsbrüderſchaften wählen ſich die Bettelorden, welche die Regel ihrer Armuth dahin ausdehnen, daß ſie weder Geld bey ſich tragen, noch Gold und Silber anrühren dürfen, einen vermögenden Mann, den ſie Geiſtlichen= oder Kloſtervater nennen; dieſer führt die Caſſe, nimmt das Meßgeld, und andere dem Kloſter zufließende Wohlthaten und Opfer, ein, bezahlt die Bedürfniſſe des Kloſters, ſorgt für Tafel und Keller, und die Mönche laſſen es ſich in ihrer eingebildeten Armuth ganz ſorglos ſehr wohl ſchmecken. Sollte es ja etwa in hundert Jahren ein mal ſich zutragen, daß Küchen und Keller im Kloſter nicht hinlänglich verſehen wären, ſo läuten ſie die Hungerglocken; alsdann läuft nicht nur die ganze Mönchsbrüderſchaft aus Schuldigkeit, ſondern auch ein Haufen anderes Volk aus Barmherzigkeit mit Lebensmitteln herbey, und erquicken die armen, ſeit etlichen Stunden halb verhungerten Mönche mit einem verſchwenderiſchen Ueberfluſſe.

Unter

Unter den Obern, denen die Mönche das Gelübde des Gehorſams geleiſtet haben, kommt ein vielfältiger Unterſchied vor, wie der Kirchenſtaat ſolches erſordert; und daher werden die Mönche von Generalen, Provinzialen, Aebten, Regenten, Guardianen ꝛc. regiert. Der General iſt das oberſte Haupt eines jeden Ordens, und ſtellt gleichſam einen Patriarchen oder Papſt vor; daher kann er ein Generalcapitel berufen, ſolches dirigiren, und die Schlüſſe zur Vollſtreckung bringen. Dieſe Generale ſind aus den Capiteln und Conventen entſprungen, welche von den Ordensmönchen zur Erhaltung und Verbeſſerung ihrer Disciplin bisweilen gehalten worden ſind. Sie reſidiren in Rom, weil ſie daſelbſt am beſten das Intereſſe ihres Ordens beobachten können. Der einzige General der Ciſterzienſer und Prämonſtratenſer hat ſeine Reſidenz in Frankreich. Sie werden von den Provinzialen gewählt, und zwar meiſtentheils in Rom entweder nach dem Tode des Generals, oder nach Verlauf der Zeit; die Confirmation aber geſchieht von dem Papſte. Die Provinzialen haben gleichen Urſprung mit den Generalen, und unter ihnen ſtehen die Aebte, Prälaten, Guardiane und Priores der Provinz, die der Provinzial zu gewiſſen Zeiten zu Capitel ruft; in einem ſolchen Convente werden die Angelegenheiten der Klöſter ſolcher Provinz beſorget, und Viſitatores der Klöſter erwählt. Der General aber, der den ganzen Orden regiert, beruft, wie vorgedacht, alle Provinzialen zu einem Generalcapitel. Der Provinzial ſtellt in ſeiner Provinz einen Metropoliten vor, und regiert alle Klöſter der ganzen Provinz. Was er nicht ſelbſt abthun kann, berichtet er dem General, und erwartet deſſen Befehl. Auch hat ein jedes Kloſter ſein eigenes Oberhaupt und ordentlichen Vorgeſetzten, der im Kloſter allezeit gegenwärtig ſeyn muß; z. B. einen Abt oder Prälat, Prior, Präpoſitus, Miniſter, Cuſtos oder

Guar=

Guardian, und wie ſolche nach ihren Orden weiter genannt werden. Dieſe Regenten werden Conventualpriores genannt, zum Unterſchiede der Kloſterprioren. Ueberdies kommen auch Decani und Vicarien vor, welche dem Kloſterregenten an die Seite geſezt ſind. Es hat auch bisweilen in den Klöſtern weltliche Regierer oder Laien gegeben, welche ſich den Titel als Abt angemaßt, und die Klöſter in Beſitz gehabt haben; und zwar beſaßen ſie die Klöſter als Commenden, wie auch noch heutiges Tages in Frankreich oft die ſo genannten weltgeiſtlichen Klöſter unter ſich haben; ſie regieren aber gleichwohl die Mönche nicht, als welches dem Kloſterprior obliegt, ſondern ſind nur Aebte in Abſicht auf die Einkünfte der Klöſter, und haben mit vorerwähnten Geiſtlichen- oder Kloſtervätern der Bettelmönche eine Gleichheit.

Die Aebte ſind zugleich mit den Mönchen und Klöſtern entſtanden, und gelangen mehrentheils durch die Wahl zu dieſer Würde; und zwar geſchieht die Wahl von den Conventualen auf eben die Art, wie mit andern Biſchöfen und Prälaten, auch müſſen ſie ihre Beſtätigung ebenfalls von ihren Obern erhalten, und zwar von dem Biſchofe, wenn ſie nicht eximirt ſind; wiewohl bey den Bettelorden die Wahl eines neuen Guardians oder Cuſtos, welche alle vier Jahr geſchieht, und von dem Provinzial dirigirt wird, bloß von dem Ordensgenerale beſtätigt zu werden pflegt, und dem Biſchofe der Diöces bisher nur notificirt worden iſt. Dieſe unmittelbare Abhänhigkeit von den Ordensgeneralen zu Rom, oder Ausnahme von der biſchöflichen Diöces, iſt von je her ſowohl den Landesherren, als beſonders den Biſchöfen, ein ordentliches Joch geweſen, und ſind zu allen Zeiten darüber große Beſchwerden geführt worden. Man konnte dergleichen eximirte Klöſter nicht anders, als für Controleurs oder auch als Spione anſehen, welche durch ihren General alles an den römi-

ſchen Hof zu bringen wußten, was ihnen ſowohl an dem politiſchen Regimente, als auch an den Biſchöfen, nicht anſtändig war; daher auch, den öffentlichen Nachrichten zu Folge, dieſe unmittelbare Abhängigkeit von Rom, wie auch die Correſpondenz mit den Ordensgeneralen, in den öſtreichiſchen Staaten gänzlich aufgehoben, die Klöſter an die Biſchöfe verwieſen, ihnen wieder völlig untergeordnet, und dadurch den Biſchöfen ihr altes Diöceſalrecht wieder vindiciret worden. Die ganzen Diöceſen mit allem ihren Inbegriffe aber gehören, ihrer Natur nach, unter die Landesregierungen, welches auch die Biſchöfe ſelbſt erkennen und bekennen, wie aus dem unter d. 20 Nov. 1781 öffentlich bekannt gemachten Circularſchreiben des Hrn. v. Hey, Biſchofes zu Königsgrätz, über die Toleranz, ganz deutlich erhellet. Und gleichwie es bisher bloß von den Landesregenten abgehangen hat, ſo viel fremde Kloſtergemeinen in ihren Staaten zu dulden, als ſie wollten: eben alſo hängt es, vermöge ihres Landeshoheitsrechtes über alle Gemeinen, bloß von ihnen ab, ſolchen Kloſtergemeinen Geſetze vorzuſchreiben, und, wenn ſie befinden, daß ſie ihrem Staate zur Laſt werden, ſolche wieder abzuſchaffen, und den Gliedern den Auszug aufzulegen.

Die meiſten Angelegenheiten des Kloſters muß der Abt mit dem Capitel verabreden, in welchem, ſo oft es verſammelt wird, ein jeder Mönch, der Presbyter oder Pater iſt, das Jus ſuffragii oder Stimmrecht hat; denn die Mönche, die zu Chor gehen, machen das Rathscollegium des Abtes und Kloſters aus. Wenn der Abt geſtorben iſt, oder auf eine andere Art von ſeiner Würde abkömmt, ſo beruhet auf dieſem Kloſterconvente alle Macht und Gewalt, in ſo fern eine moraliſche Perſon derſelben fähig ſeyn kann. Wenn der Abt oder die Aebtiſſinn zugleich ein unmittelbarer Reichsſtand iſt, ſo kommen dem Kloſterconvente alle diejenigen Rechte zu, welche andere Capitel der unmittelbaren

ren Reichsſtifte haben; daher ſind einige mittelbare, andere unmittelbare Klöſter, und zwar in doppelter Rückſicht, nämlich ſowohl in Abſicht auf die Hierarchie, als auch in Abſicht auf unſer deutſches Reich; jene ſind, die keinen andern Obern, als den Papſt, bisher erkennen wollen. Dieſe päpſtliche Unmittelbarkeit gründet ſich auf Privilegien, die entweder dem ganzen Orden, oder nur einigen Klöſtern, ertheilt ſind. In dem erſten Falle führt der Biſchof der Diöces als beſtändiger Legatus des Papſtes die Oberaufſicht über die unmittelbaren Klöſter; in dem andern Falle aber, nämlich wenn nur einzele Klöſter unmittelbar ſind, erkennen ſie nicht einmal die Aufſicht eines Diöceſalbiſchofes, ſondern man muß, wenn man eine Sache wider ſie hat, ſich unmittelbar nach Rom wenden. Dieſe, nämlich die in Anſehung unſers Deutſchlandes unmittelbaren, ſind ordentliche Reichsſtände.

Die mittelbaren Aebte und Klöſter ſind ſolches ebenfalls in zweyerley Rückſicht, nämlich: in Abſicht auf die Hierarchie, da ſie denn ihre erſte Inſtanz bey dem Biſchofe der Diöces haben, und von dieſem erſt nach Rom appelliren können; oder in Abſicht auf die Temporalia, da ſie denn unter den Territorialherren ſtehen, und deſſen Gerichtbarkeit erkennen müſſen.

Die in Anſehung des deutſchen Reiches unmittelbaren Aebte, welche Reichsſtände ſind, ſind entweder ſolche, die auf dem Reichstage nur ein Votum curiatum haben, nach der Eintheilung der ſchwäbiſchen und rheiniſchen Bank, welche das Prälatencollegium genannt wird; oder ſolche, welche gefürſtete Aebte heiſſen, denen in dem Fürſtencollegio Sitz und Stimme auf dem Reichstage zukommt; dergleichen ſind die Aebte von Fulda, Kempten, Ellwangen, Berchtesgaden, Weißenburg, Prüm, Stablo und Malmedy, Corvey.

Endlich ſind einige Aebte mitrati oder infulirt, welche ſich päpſtlicher Inſignien bedienen, d. h. den Biſchofsſtab und Haube führen dürfen; einige nicht infulirt; ſ. Th. XXIX. S. 758. Die Infulirten maſſen ſich auch die Macht an, die erſte Tonſur oder Plattenſcherung und geringere Orden zu ertheilen, Bußprediger anzunehmen und auszuſchicken, den Mönchen Ablaßbriefe zu geben, Sachen, die keine Salbung nöthig haben, zu benediciren, u. ſ. w.

Dieſes iſt in einem kurzen Auszuge die Beſchaffenheit des Kloſter- oder Mönchsweſens, und das canoniſche Recht bindet den Aebten, oder wie ſonſt ihre Vorgeſetzte genannt werden, ſehr ſcharf ein, ſorgfältig darauf zu ſehen, daß alle vorgeſchriebene Regeln genau beobachtet werden. Beſonders werden, wie ſchon oben angeführt worden iſt, folgende drey Vota oder Gelübde für weſentliche Stücke des Kloſter- oder Mönchsſtandes angegeben. 1. Das Gelübde des Gehorſams, in welchen ſie den erſten Grund der Demuth ſetzen. 2. Das Gelübde der Armuth, welches aber nur von einzelen Gliedern, keinesweges aber von dem ganzen Kloſterkörper zuſammen genommen, zu verſtehen iſt; und 3. das Gelübde der Keuſchheit, welches hauptſächlich von Entſagung des Eheſtandes verſtanden wird. Diejenigen nun, welche dieſe Gelübde brechen, und in die Welt wieder zurück gehen, werden Apoſtaten, Apoſtatae, oder Abtrünnige, genannt, und können durch die ſtrengſten Mittel zur Rückkehr gezwungen werden. Uebrigens iſt der Stand der Mönche dergeſtalt eingerichtet, daß unter ihnen allen im gemeinſchaftlichen Leben die genaueſte Proportion und Gleichheit gehalten werden muß.

Hienächſt gibt es auch weltliche Stifte, Priorate und Abteyen, in welchen dieſe Gelübde nicht gelten, beſonders in einigen Frauenklöſtern, oder ſo genannten Damenſtiften, in welchen nur die Aebtiſſinn an dieſe

drey

drey Gelübde gebunden und eingekleidet iſt, die übrigen aber mit Zurücklaſſung ihrer Präbende heraus gehen und heurathen dürfen, wenn ſie wollen.

Die ſo genannten Nonnen, religiöſe Jungfern, Kloſterjungfern, oder Kloſterfrauen, werden auf eben die Art regiert, wie die Kloſtermönche, und haben in den meiſten Stücken mit den Mannsklöſtern einerley Einrichtung. Denn gleichwie die Ασκησις, oder die beliebte Einſamkeit unter den erſten Chriſten die Mönche geboren hat, alſo ſind auch die Nonnen von eben dieſer Mutter entſproſſen, und das aſcetiſche Leben der Jungfrauen iſt nicht älter, als der Mannsperſonen. Einige wollen dieſe aſcetiſche Einrichtung der Kloſterfrauen von den Zeiten der Apoſtel herleiten, und berufen ſich auf das Zeugniß des Ignatius; dieſes Zeugniß aber beweiſet anders nichts, als daß damals einige Weibsperſonen ſehr einſam gelebt haben. Näher ſcheinen es diejenigen zu treffen, welche die väterliche Verlobung ſeiner Tochter zum eheloſen Stand dem Apoſtel Paulus zueignen, 1. Cor. 7, 37; wenigſtens hat derſelbe dadurch zu dem Gelübde der Keuſchheit Anlaß gegegeben. Daß man aber auch die Geſchichte Jephta und ſeiner Tochter (Richt. 11, 1. 11.) zum Beweis anführen will, iſt ganz irrig; denn wenn dieſes Opfer des väterlichen Unſinnes eine eingeſperrte Nonne hätte werden müſſen, ſo hatte ſie nicht nöthig, ihre Jungfrauſchaft zwey Monate lang vorher zu beweinen, ſondern ſie konnte ſolches in ihrer Clauſur lebenslang thun. Hr. Ritter Michaelis (*) hat gründlich bewieſen, daß Jephta ſeine Tochter wirklich als ein Brandopfer geſchlachtet habe; und weil es unter dem iſraelitiſchen Frauenzimmer eine Unehre war, unverheurathet zu ſterben, ſo glaubte ſie, durch eine zweymonatliche Beweinung ihrer Jungfrauſchaft dieſe Unehre bey ihrem

 Volke

(*) Im 3 Th. ſeines moſaiſchen Rechts, S. 18, fgg.

Volke auszutilgen, und das barbariſche Gelübde ihres Vaters zu rechtfertigen. Noch unſchicklicher iſt die Vergleichung mit den veſtaliſchen Jungfrauen in Rom; dieſe mußten zwar das Gelübde der Keuſchheit, aber nicht auf lebenslang, ſondern nur auf 30 Jahr, ablegen, nach deren Verlauf hatten ſie Freiheit, die prieſterliche Würde nebſt allen ihren Merkmahlen abzulegen und ſich zu verheurathen; und weil ſie bey ihrer Aufnahme nicht unter 6, und nicht über 10 Jahr alt seyn durften, und nach ihrem Austritte viele Vorzüge und Privilegia behielten, ſo bekamen ſie insgeſamt Männer, und hatten gleichſam die Wahl unter vielen; auch waren ſie nicht eingeſperrt, ſondern konnten frey in der Stadt herum gehen; ſie durften bey Lebzeiten ihrer Aeltern Teſtamente machen, und konnten nach Gefallen über alles Ihrige, ohne Vormund oder Curator, disponiren; ſie durften vor Gerichte keinen Eid ablegen, ſondern man glaubte ihnen auf ihr bloßes Wort; wenn ſie öffentlich ausgingen, trug ein Lictor die Fasces vor ihnen her; wenn eine Veſtalinn von ungefähr einem Miſſethäter begegnete, der zum Tode geführt wurde, ſo erhielt ſie ihm das Leben, wenn ſie verſicherte, daß dieſe Begegnung bloß von ungefähr geſchehen ſey; in den Rennbahnen und bey allen Schauſpielen hatten ſie einen beſondern Rang vor den vornehmſten römiſchen Matronen.

Vielleicht trifft man es beſſer, wenn man den Urſprung des Nonnenweſens in den Zeiten der ſo genannten Agapeten oder Laienſchweſtern ſucht. Dieſe Agapeten waren in der erſten Chriſtenheit Weibsperſonen, welche ohne Ablegung eines Gelübdes in beſonderer Andacht beyſammen lebten, und nur mit geiſtlichen Perſonen umgingen, die ſie auch wohl unter dem Namen Schweſtern, in ihre Wohnungen aufnahmen und unterhielten. Im Orient lebten ſie ebenfalls wie die Mönche in der Wüſte. Mit dieſen Agapeten, welche

che haufenweiſe zu haben waren, hielten ſich die Mönche, und nach Einführung des Cölibates auch andere Clerici über ihr gethanes Gelübde der Keuſchheit gemeiniglich ſchadlos, und wählten ſich ſolche Laienſchweſtern zu ihrer Unterhaltung; und dieſe ſahen dieſe Wahl nicht nur für einen heiligen Beruf an, ſondern hielten es auch für unſündlich, ja ſo gar für verdienſtlich, mit Clericis vertraulich umzugehen; und ſo lebte der Bruder Clericus mit der Schweſter Agapeta ganz eingezogen. In einer ſolchen ſüßen Einſamkeit konnten nun die Herren Anachoreten und Mönche das harte Geſetz des Cölibates gar leicht verſchmerzen. Hätte man ihnen die eingebildeten verdienſtlichen Verbindungen auf ihren eigenen Kragen ungekränkt gelaſſen, ſo wäre das Sündliche eines ſolchen Umganges in der Wüſte und Einſamkeit zwiſchen Bruder und Schweſter vergraben geblieben. Da ihnen aber durch die canoniſchen Geſetze dieſes Surrogat der Keuſchheit abgenommen wurde, ſo mußten ſie freylich die Strenge des Cölibatgeſetzes mit vollem Gewichte fühlen. Sie fingen daher an, ſich näher an die Städte und Dörfer zu machen, erſchienen immer mehr öffentlich, und ſuchten ihre Abkühlung auſſer ihren Wohnungen auf Unkoſten des Eheſtandes auf eine noch weniger beſchwerliche Art; und dieſes war ihnen deſto leichter, da ſie zugleich ſich auf ihre Macht beriefen, daß ſie eben dieſe Sünde vergeben könnten, wenn ſie nur ihnen ſelbſt gebeichtet würde.

Im 4ten Jahrh. kam dieſe agapetiſche Lebensart auch in den Abendländern zum Vorſchein. Es entſtanden hieraus gar bald entweder menſchliche Vermehrungen, oder ſehr oft Abtreibungen und andere große Sünden; und es war ein allgemeines Sprichwort: Solus cum ſola non praeſumitur orare Pater noſter. Man ſahe gar bald ein, daß es wider alle Regeln des Wohlſtandes und der Ehrbarkeit laufe, wenn man Jungfrauen und Wittwen einzeln, oder auch paarweiſe in Fel-

dern und Wäldern herum laufen lieſſe. Man hat ſie daher nicht allein in die Städte eingenommen, ſondern ſie auch nachher in beſondere Gebäude eingeſperret. Dieſe Gebäude hießen Clauſtra, daher, bereits erwähnter Maßen, das deutſche Wort Kloſter: die eingeſperreten Jungfrauen und Wittwen aber wurden Gottgeweihete Jungfrauen, Alcetriae, Nonnen, Mönchinnen, genannt.

Nachdem die Regel des **Benedictus** in den Klöſtern eingeführt worden war, nahmen auch die Kloſterfrauen dieſelbe an, und richteten ihre Clauſuren völlig nach den Mönchsinſtituten ein. Sie lebten unter der Vorſorge und Aufſicht einer Aebtiſſinn, die ſie Mutter nannten, und es war anfangs nicht aller Zugang zu ihnen verboten; ſie erſchienen bisweilen öffentlich, beſuchten den gewöhnlichen öffentlichen Gottesdienſt, gingen zu ihren Freunden ꝛc. bis endlich die Ausſchweifungen einiger Nonnen verurſachten, daß ſie in beſondere Clauſuren, als in Gefängniſſe, eingeſperret wurden, eigene Tempel bekamen, und ohne wichtige Urſache, und von dem Biſchofe erhaltene Erlaubniß, niemals ausgehen durften.

Es ſind daher die religioſen Jungfrauen, oder Nonnen, gewiſſe Gott verlobte Perſonen, welche in Zellen eingeſchloſſen, von der Welt gänzlich abgeſondert ſind, und nach gewiſſen vorgeſchriebenen Regeln heilig unter der Beherrſchung einer Obern leben müſſen.

Dieſe weibliche Religioſen, oder Nonnen, verrichten ihre Profeſſion mit größern Feyerlichkeiten, als die Mönche; ſie werden über ihre Profeſſion noch beſonders eingeweihet. Vormals wurde vor dem 40ſten Jahre keine zur Profeſſion gelaſſen; heutiges Tages aber werden nur 25 Jahr, in gewiſſen Fällen auch weniger, erfordert. Ihre Einweihung iſt dem Biſchofe vorbehalten, und kann, weil es eine prieſterliche Handlung iſt, von der Obern nicht verrichtet werden. Vor

Zei=

Zeiten wurden mehrere Feyerlichkeiten beobachtet; heutiges Tages aber umkleidet gemeiniglich der Prieſter des Ortes die neue Nonne mit dem Schleyer, und nimmt ihr die ſolennen Gelübde, nach dem Gebrauche alle Klöſter, ab. Zwar ſollte ebenfalls die Profeſſion frey und ungezwungen geſchehen, mehrentheils aber geht ein gewiſſer Zwang dabey vor. Es können auch Wittwen Profeſſion thun; ihr Schleyer aber pflegt nicht der Schleyer der Conſecration, ſondern der Enthaltung und Obſervanz, genannt zu werden. Die Umhängung des Schleyers oder ſo genannte Einkleidung, iſt eine feyerliche Einweihungshandlung, welche von dem Biſchofe oder deſſen Vicario, oder Weihbiſchofe, verrichtet werden muß, in deſſen Hände die Nonne mit feyerlichen lauten Worten ihre Profeſſion thut, und die Gelübde nach den Ordensregeln ablegt. Dieſer Schleyer wurde vormals Velum Flaminium genannt, welches bey den alten Römern den veſtaliſchen Jungfrauen allein eigen war. Folglich iſt die ganze Feyerlichkeit von dem Heidenthume entlehnt.

Dieſe Nonnen nun werden in ihren vorgeſchriebenen Pflichten und Regeln mit einer gewiſſen Gewalt erhalten; und es iſt nicht einmal den Weibsperſonen erlaubt, zu den Nonnen, in ihre Zellen ohne Beyſeyn der Vorſteher zu gehen; ſie dürfen mit auſſerklöſterlichen Perſonen nicht anders, als durch ein Gitter im öffentlichen Sprachzimmer (ſ. oben, S. 667) reden. Vor Zeiten empfingen ſie ihre Speiſen durch ein gewiſſes in ihre Zellen gerichtetes Rad, welches auch noch heutiges Tages in den ſtrengern Nonnenorden, wo nicht in einem öffentlichen Refectorio geſpeiſet wird, gebräuchlich iſt. Vor Zeiten durften ihre Klöſter nicht auf dem Lande, ſondern in Städten ſeyn, welches aber heutiges Tages gleichgültig iſt, weil ihr ganzer Kloſterumfang mit hohen Mauern umgeben zu werden pflegt. Wer eine Nonne ſchwächet, wird einem Kirchen-

räuber gleich geſtraft, die Nonne aber lebendig eingemauert, folglich auf gewiſſe Art wie die Veſtalinnen lebendig begraben; daher müſſen ſie ihren Stand weit genauer und ſtrenger halten, als die Mönche.

Ferner haben die Nonnen einen ganz beſondern Gottesdienſt. Sie haben ihre eigene, in dem Kloſter zugleich mit eingeſchloſſene Bethſähle (Oratoria); dieſe ſind ſo eingerichtet, daß ſie von dem Tempel aus von niemand geſehen werden, ſie ſelbſt aber auch niemand ſehen können, wenn öffentlicher Gottesdienſt iſt. Weil ſie aber ſowohl zum Predigen, als Meſſe leſen, zum Beichten und zu andern gottesdienſtlichen Uebungen, ſowohl Prieſter als auch andere Kirchendiener nöthig haben, ſo ſtehen ſie mehrentheils unter einem andern Mannskloſter von ihrem Orden in Schutz, von welchem ihnen von Zeit zu Zeit Prieſter, Prediger, Beichtväter, und andere nöthige Kirchendiener zugeſendet werden, mit denen ſie zu gewiſſen Zeiten und Stunden umgehen dürfen; doch iſt hiebey alle mögliche Vorſicht nöthig, wenn alle Gelegenheit zu Aergerniſſen und Ausſchweifungen vermieden werden ſoll.

Endlich werden auch die Nonnen in Clericas und Laicas eingetheilt. Die erſten werden Chorſchweſtern, und die andern Laienſchweſtern, genannt. Ihr Gottesdienſt wird in lateiniſcher Sprache, und ebenfalls zu gewiſſen eingetheilten Stunden auf ihrem Chore verrichtet, wovon die meiſten kein Wort verſtehen.

Ferner müſſen ſie ihren Obern einen blinden Gehorſam leiſten. Sie ſind vorzüglich einem Biſchofe unterworfen, wenn ſie gleich eximirt ſind, indem ſie demſelben alsdann als einem Bevollmächtigten des Papſtes gehorchen; die Ciſterzienſerinnen und Bettelnonnen aber werden von den Mönchen ihres Ordens regiert, und ſtehen unter dem Ordensgeneral. Sie ſtehen ferner unter ihren eigenen Aebtiſſinnen und

Prior=

Priorinnen, die ſolches entweder lebenslang ſind, oder alle 3 Jahr abgewechſelt, ordentlich dazu erwählet und durch eine ſolenne Benediction eingeweihet werden. Den Aebtiſſinnen und Priorinnen werden auch andere Matronen durch die Wahl zugegeben, welche in geringern Sachen das Ruder führen, und gleichſam das Rathscollegium ausmachen.

An einigen Orten werden die gewählten Aebtiſſinnen auch von den Territorialherren beſtätigt; auch iſt gemeiniglich in den Nonnenklöſtern ein Präpoſitus, oder Amtmann, welcher die Kloſtergüter verwaltet, und über die weltlichen Sachen die Aufſicht führt; desgleichen kommen bey ihnen Kloſtervögte, Geiſtliche Väter, vor. Die erſten ſind mit den Präpoſitis einerley; die andern nehmen die Geſchenke für das Kloſter in Empfang, ſorgen für die Victualien, und berechnen die Haushaltung.

In unſerm Deutſchlande ſind die Aebtiſſinnen ebenfalls entweder mittelbar, oder unmittelbar, und zwar in doppelter Rückſicht. Diejenigen, welche zugleich Reichsſtände, und in dieſer Rückſicht unmittelbar ſind, beſitzen die Landeshoheit mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage, doch nur curiatim, und werden dem Prälatencollegio zugezählt; in Rückſicht auf die Hierarchie aber ſind diejenigen unmittelbar, welche von der biſchöflichen Gerichtbarkeit befreyt ſind, und gerade unter dem Papſte ſtehen.

Das Inſtitut des Chrodogangus, des Vaters aller Canonicorum, erſtreckte ſich vor Zeiten auch auf die damals ein ascetiſches Leben führenden Weibsperſonen. Denn dieſer Chrodogangus war eigentlich der neidiſche Mann, der die Anachoreten und Cönobiten in ihrer einſamen Ruhe ſtörte, und ihnen ihre agapetiſche Schweſtern aus den Armen riß; doch hießen dieſe Schönen, als Gegenſtände des Chrodogangus eigentlich nicht Agapeten, ſondern canoniſche Schweſtern.

Sie

Sie kamen mit den männlichen Canonicis darin überein, daß ſie kein Gelübde der Armuth ablegten. Wie die Canonici dem Biſchofe zum Gehorſam verpflichtet waren: eben ſo mußten auch die Canoniſſinnen ihrer Aebtiſſinn oder würdigen Mutter Gehorſam leiſten, und mußten, weil ſie von dem clericaliſchen oder geiſtlichen Leben Profeſſion machten, im Cölibate oder unverheurathet bleiben. Im 11ten Jahrh. nahmen einige das Gelübde der Armuth an; einige behielten ſich das Eigenthumsrecht vor. Dergleichen Frauenſtifte gibt es heutiges Tages noch viele, welche mit den Cathedralkirchen oder Domſtiften, oder wenigſtens mit den Collegiatſtiften der Canonicorum einerley Einrichtung haben; ihre Oberſtinn heißt Aebtiſſinn, und iſt gemeiniglich zugleich eine Titularfürſtinn. Ausserdem haben ſie Dechantinnen, Pröpſtinnen; ſie gehen zu Chor, halten Capitel, und wählen ihre Vorgeſetzte; ſie wohnen in keinen Clauſuren, ſondern haben beſondere Capitularhäuſer, in welchen ſie ihre eigene Oekonomie führen; ſie dürfen auſſer ihren Reſidenztagen verreiſen und abweſend ſeyn, ſo lange ſie wollen. Auch können ſie ihre Präbende wieder abgeben, aus dem Stifte gehen und heurathen, ſo lange ſie Canoniſſinnen ſind; die Aebtiſſinn allein ausgenommen, welche nach angenommener Würde die drey Gelübde ablegt, und nicht mehr davon abgehen kann, auch den Cölibat lebenslang halten muß.

Es gibt auch unter den Proteſtanten mancherley Klöſter; aber von Mönchen wiſſen ſie nichts. Die Perſonen, welche in den proteſtantiſchen Klöſtern unter einem Abte ſtehen, und von demſelben regieret werden, nennt man Conventualen; von dieſen werden gemeiniglich die Aebte erwählet. Die Beſtätigung der mittelbaren gebührt dem Territorialregenten, wenn gleich die Aebte von einer andern Religion ſind. Auch gibt es katholiſche Klöſter in proteſtantiſchen Ländern, welche

ſo gar infulirte Aebte haben; ſie ſtehen aber unter der Hoheit des Landesherrn, deſſen Befehlen ſie auch mit Ausſchließung ihrer Generale und Provinzialen gehorchen müſſen. Dergleichen trifft man beſonders in Holland, wie auch in verſchiedenen deutſchen Staaten und Reichsſtädten an; doch muß bey leztern allezeit der Poſſeſſionsſtand des decretoriſchen 1624 Jahres, und überhaupt das weſtphäliſche Friedensinſtrument, zur Richtſchnur genommen werden. Die unmittelbaren proteſtantiſchen Aebte aber bedürfen keiner Beſtätigung, ſondern ſie ſind durch die Wahl und Macht der Conventualen das, was ſie ſind, mit vollkommenem Rechte. An einigen Orten haben die Schulen noch eine ähnliche Geſtalt von den mittelbaren Klöſtern an ſich, beſonders wo die Klöſter zur Reformationszeit ſelbſt in Schulen und Univerſitäten verwandelt worden ſind, und die übrige Stiftseinrichtung beybehalten iſt; dergleichen man in Sachſen, Schwaben, Nürnberg, u. a. m. verſchiedene antrifft. Und obſchon in einigen proteſtantiſchen Stiften die Conventualen unverheurathet ſeyn müſſen, ſind ſie doch durch keine Gelübde gebunden, ſondern ſie können von dem Stifte abgehen, wenn ſie heurathen, und ihre Präbende fahren laſſen wollen. Auch verlieren ſie weder das Recht eines beſondern Eigenthumes, noch ſind ſie auch an einem blinden Gehorſam gebunden; wiewohl auch einige Ordensleute bey den Katholiken, z. B. die Dominicaner, ihres ablegten Gelübdes des Gehorſams ungeachtet, wie auch alle Canonici irregulares, noch ein beſonderes Eigenthum für ſich haben dürfen.

Ferner gibt es in einigen proteſtantiſchen Ländern auch Frauenklöſter, in welchem gute Mädchen erzogen zu werden pflegen; auch gibt es unter ihnen Canoniſſinnen und Capitularinnen, die eigene Collegia ausmachen, und zwar ebenfalls theils mittelbare, theils unmittelbare Stifte genennet werden; ſie haben

aber

aber keine Gelübde abzulegen, ſondern es kann auf ſie alles, was oben von den Conventualen geſagt iſt, angewendet werden. Sie haben daher alles eigenthümlich vor ſich, und können heurathen, wenn ſie wollen, doch müſſen ſie alsdann den Genuß ihrer Präbende zurück laſſen; auch iſt den Aebtiſſinnen ſelbſt das Heurathen unverwehrt. Man hat auch Beyſpiele, daß ſo gar Aebtiſſinnen mit Beybehalung ihrer Würde und der Stiftsemolumente, geheurathet haben; und **Thulemarius** gründet ſich desfalls in einer beſondern Schrift auf das Beyſpiel der Aebtiſſinn von Gerrode, einer gebornen Prinzeſſinn von Anhalt, welche im J. 1570. einen Graf heurathete, und doch mit vielem Rechte Aebtiſſinn blieb, auch in dieſer Qualität vom Kaiſer **Maximilian** II. zum Reichstage eingeladen wurde. Doch ſind ſolches allezeit auſſerordentliche Fälle, welche ſich nicht anders, als mit allgemeinen Conſens ſowohl des ganzen Stiftes, als auch des Kaiſers und Reiches, ereignen können; außer dieſem ſteht allezeit die Exemptio reſervati eccleſiaſtici im Wege, und wird wegen beſorglicher Erblichkeit nicht leicht zugegeben werden.

Das Mönchsweſen hat, wegen der nothwendig damit verknüpften Mängel und Unvollkommenheiten, einen ſchädlichen Einfluß auf den Staat, auf die Religion, auf Wiſſenſchaften und Künſte. Ein Mönch iſt ein Menſch, der ſich, nach vollendetem 16ten Jahre ſeines Alters, eidlich verbindet, den Regeln, Conſtitutionen und Geſetzen ſeines Ordens gemäß in ewiger Keuſchheit, Armuth und Gehorſam zu leben. Durch das Gelübde der Armuth entſagt er aller Beſtrebung nach weltlichen Gütern, erklärt ſich für unfähig ſie zu beſitzen, und verſpricht, nur das zu haben, was unumgänglich zur Erhaltung ſeines Lebens nothwendig iſt. Durch das Gelübde der Keuſchheit verſchwört er nicht nur alle Unzucht, wozu

er

er ſchon als Chriſt verbunden iſt, ſondern entſagt auch dem ihm zukommenden natürlichen Rechte, ſich zu verehlichen. Das Gelübde des Gehorſams verpflichtet ihn, dem römiſchen Papſte, den Häuptern ſeines Ordens, und den Obern ſeines Kloſters, blindlings und ohne Widerrede zu gehorchen. Neben dieſen Gelübden hat er noch die ſchwere Pflicht, nach der erhabenſten Vollkommenheit zu ſtreben, welche von den Mönchen in die genaueſte Vereinigung mit Gott durch die pünctlichſte Erfüllung der drey Gelübde und der andern Kloſterſatzungen, geſetzt wird. Weil er nichts Eigenthümliches beſitzt, und alles, was er erwirbt, des Kloſters Eigenthum iſt, ſo hält er ſich für einen Meineidigen und Dieb, wenn er das Geringſte einem Dürftigen mittheilt. Und wenn er ja durch irgend eine Kunſt oder Wiſſenſchaft etwas erwirbt, oder von Freunden und Anverwandten einige Geſchenke erhält, iſt er vermöge dieſes Gelübdes verbunden, alles dem Obern zum willkürlichen Gebrauche zu überlaſſen. Er hat alſo nicht jene glückliche Aufforderung zur Thätigkeit, die der Handwerksmann, der Künſtler, und der Gelehrte hat, welcher darauf denken muß, wie er ſich vermittelſt ſeiner Hände und ſeines Kopfes ſein Leben angenehm machen könne. In dieſer bürgerlichen Unnutzbarkeit (denn jedes unthätige Glied der Geſellſchaft iſt zugleich ein unnütziges Mitglied,) wird er durch den geſchwornen eheloſen Stand beſtärkt. Denn da er weder für das Wohl ſeines Weibes, noch für die Glückſeligkeit ſeiner Kinder, zu ſorgen hat, ſo weiß er nichts von dem unwiderſtehlichen Triebe, welcher dem zärtlichſten Hausvater auch die ſchwerſten Bemühungen verſüßt, und denſelben mit der übrigen Geſellſchaft enger verbindet. Künſte und Wiſſenſchaften können nur in ſo fern für ihn einen Reitz und eine anziehende Kraft haben, als ſie ihm entweder zum Zeitvertreib, oder zur Sättigung einer ihm unerlaubten Ehrbegierde dienen. Da aber

dieſe beyde Abſichten der höhern Vollkommenheit ſeines Standes, nach der er unter einer Todſünde zu ſtreben ſich verpflichtet hat, ſchnurſtraks widerſprechen; ſo iſt er ganz außer Stand geſezt, der menſchl. Geſellſchaft durch ſeine Hände oder ſeinen Kopf nutzbar zu ſeyn. Aber er wird nicht nur durch dieſe beyde Gelübde ein todtes Mitglied des bürgerlichen Staates, in welchem er lebt, ſondern noch mehr und hauptſächlich durch den blinden Gehorſam, den er dem römiſchem Papſte und den Obern ſeines Ordens und Kloſters zugeſchworen hat. Weil er einer fremden Obrigkeit für immer unterworfen iſt, die von dem rechtmäßigen Landesherrn unabhängig zu ſeyn vorgiebt, ſo iſt die Spähre ſeiner Wirkſamkeit auf dieſelbe allein eingeſchränkt. Und da jene ſo gut als von Natur ſo beſchaffen iſt, daß ſie mit der weltlichen Obrigkeit faſt immer in Colliſion kömmt, und Grundſäze hägt, die nicht ſelten jenen der weltlichen Obrigkeit widerſprechen, ſo muß man den Mönch allezeit als einen Fremdling in einem Staate anſehen, welchem er doch ſeine Geburt und ſeinen Unterhalt zu verdanken hat. Ja, er iſt dann allezeit ein geſchworner Feind des Staates, und ein Verräther des Intereſſe ſeines Vaterlandes, ſo oft beyde Obrigkeiten in Streit gerathen. Und leider trifft dieſes nur zu oft ein. Die Geſetze des Mönchsweſens ſind alſo ſo beſchaffen, daß die Beobachter derſelben zur bürgerlichen Wohlfahrt der Staaten, in welchen ſie leben, entweder gar nichts, oder nur zufälliger Weiſe, wenn es den Abſichten ihrer fremden Obrigkeit zuträglich iſt, etwas beytragen.

Eine ſolche Claſſe von Menſchen und bürgerliche Geſellſchaft widerſprechen ſich einander noch weit mehr, als Finſterniß und Licht. Kann wohl ein wohlgeordneter Staatskörper ſolche Widerſprüche dulden? Einzele Menſchen haben ſich zu Familien, Familien zu ganzen Gemeinheiten, und dieſe zu Staaten, gebildet, und durch das vereinte Beſtreben Aller die beſondere und allge-

allgemeine Wohlfahrt zu erhalten, zu befeſtigen und zu befördern. Ein Menſch, der zu dieſem weſentlichen Ziele nichts beyträgt, der vielmehr demſelben gerade entgegen arbeitet, iſt ein unverſchämter Mitеſſer, der am Marke und Gebeine einzelner Familien naget; ein Unkraut, welches nützlichen Pflanzen den Nahrungsſaft raubt; eine drückende unnütze Laſt der Erde. Welcher gute Hausvater wird ein ſo unnützes Mitglied nicht ganz und gar von der übrigen Geſellſchaft abſchneiden? Wenn ſich aber ganze Verſammlungen, mehrere Tauſende ſolcher unnützen Miteſſer in einem Staate befinden — wenn dieſe noch dazu in ihrem Müſſiggange privilegirt ſind — wenn man ſogar noch in unſerm philoſophiſchen Jahrhundert, da man die Grundfeſten der bürgerlichen Wohlfahrt beſſer als je kennt, und da weiſe und gütige Fürſten mehr als jemals das Wohl ihrer Untergebenen vor Augen haben, wenn man ſie da noch nicht nur duldet, ſondern ſogar hie und da als das größte Heiligthum eines ganz beſondern Schutzes würdigt — wenn dieſe anſehnliche Claſſe von Menſchen nicht nur zu den Laſten des Staates gar nichts beyträgt, ſondern auch alle und noch größere bürgerliche Vortheile als einzelne Glieder genießt — muß da nicht jeder rechtſchaffene, edel geſinnte Patriot wünſchen, daß Fürſten dieſe unnütze, todte Glieder, dieſen ſchädlichen einen beſondern Staat im Staate bildenden Stand ausrotten möchten!

Darf ich aber wohl Vergebung hoffen, wenn ich den ehrwürdigen Stand von Menſchen unnütz nenne, die ſich dem Dienſte der Religion auf die vollkommenſte Art geweihet haben, welche, um die züchtigende Ruthe Gottes von uns abzuwenden, beten, faſten, ihren Leib kaſteyen, durch tauſend gute Werke die Schatzkammer der Verdienſte Chriſti eröffnen, und die frommen, andächtigen Seelen der übrigen Menſchen durch die Vereinigung ihrer guten Meinung mit der

ihrigen, und durch vollkommene und unvollkommene Ablässe bereichern? Welche täglich eine Million von heiligen Meßopfern, sowohl für Lebendige als Verſtorbene, welche noch im Fegfeuer um Erlösung seufzen, verrichten; von Sonnen Aufgang bis Niedergang Beichte ſitzen, und die Sünder sowohl hiedurch, als auch durch Predigen und gute Beyſpiele auf den rechten Weg zurück führen?

Es sey mir erlaubt, hier freymüthig meine Gedanken über ein Wort zu eröffnen, welches so sehr gemißbraucht worden iſt, welches zu den blutigſten Kriegen und zu den ſchrecklichſten Verfolgungen Anlaß gegeben, und nicht wenig zum Unterdrücken der Freyheit des menſchl. Geſchlechtes beygetragen hat. Religion iſt und muß jedem rechtſchaffenen, edel geſinnten Menſchen, jedem redlichen und treuen Bürger verehrungswerth, heilig und anbetungswürdig seyn. Aber nur diese Religion, deren Weſentliches nicht in theoretiſchen Schulſpitzfindigkeiten, ſondern in einem ununterbrochenen Nachahmen der göttlichen alles belebenden Güte beſteht, und in wohlthätigen, die wahre Glückſeligkeit des Menſchen befördernden Handlungen ſich äußert; dieſe Religion, welche von Anbeginn der Welt an, ihre Verehrer hatte, iſt die Stütze der bürgerlichen Geſellſchaft; und jedem weiſen Fürſten muß es die heiligſte, unverletzlichſte Pflicht seyn, dieſelbe zu befördern, und ihre Verehrer zu begünſtigen. Will er das Wohl ſeiner Unterthanen bewirken, so muß er Prieſter dieſer Religion anſtellen; er muß ſie ſein Volk in derſelben unterrichten laſſen, und er muß dieſe Prieſter dahin anhalten, daß ſie ſeine Unterthanen täglich tugendhafter und weiſer bilden. Dieſe Männer werden von allen Menſchen, die nur einiges Gefühl für die Tugend haben, hochgeſchätzt, verehrt, und innigſt geliebt; und ſie verdienen nicht nur dieſe Achtung, ſondern auch bürgerliche Vortheile, da ſie ſo un-

unendlich vieles zum Wohl der Staaten beytragen. Mönche haben wider ihre erſte Beſtimmung dieſen Theil der Nationalerziehung an ſich geriſſen. Allein, ſtatt die Religion in ihrer nackten Geſtalt darzuſtellen, zeigen ſie davon vielmehr das reiche, prunkvolle, dem Pöbel in die Augen fallende Gewand. Sie geben die Schale zu koſten, und werfen den Kern hinweg. Sie ſind nicht zufrieden, jene ganz einfache Wahrheit, welche das ganze Weſen der Religion ausmacht, zu lehren. Es iſt ihnen nicht hinlänglich, dem Volke zu ſagen: „Liebe deinen Nächſten, deine Brüder, die „Menſchen, liebe dich ſelbſt, und werde ſolchergeſtalt „dem Ewigen ähnlich!“ Sie unterlaſſen vielmehr dieſe vortreffliche, dieſe einzige Religionswahrheiten, und predigen andere Grundſätze, die ihnen freylich einträglicher ſind, als jene.

Es iſt eine Schande für den menſchlichen Verſtand, daß man behauptet hat und noch immer behauptet: die ſogenannten Bußwerke müſſiger Mönche ſeyn in den Augen Gottes angenehmer, verdienſtlicher und weit eher geſchickt, uns die ewige Glückſeligkeit zu erwerben, als die Erfüllung jener Pflichten, die auf die beſondere, allgemeine oder ſelbſteigene Glückſeligkeit des Menſchen abzielen. Nur dumme oder liſtige boshafte Mönche, die durch ein ſolches Handwerk ein heiligeres Anſehen und reiche Stiftungen zu ihrem bequemen Unterhalt zu gewinnen ſuchten; nur ſolche konnten eine ſo unvernünftige Lehre dem leichtgläubigen Pöbel aufdringen. Dieſe Lehre gründet ſich auf den Gedanken, daß man nur durch vieles Leiden die ewige Glückſeligkeit erringen könne; und dieſe mag wohl aus einigen geäußerten Lehren Jeſu entſprungen ſeyn. Allein, da, wie bekannt iſt, Jeſus ſehr oft in Gleichniſſen zu ſprechen und in Bildern ſich auszudrücken pflegte, ſo würde es auch hier Thorheit und Unverſtand ſeyn, die Lehre Jeſu von der Züchtigung ſeiner ſelbſt buchſtäb-

lich zu erklären. Seine Lehren befehlen nichts anders, als den ſchädlichen und unreinen Leidenſchaften und Begierden Schranken zu ſetzen, ihnen zu widerſtehen, und über ſie zu ſiegen. Es iſt um ſo gewiſſer, daß dieſe Lehren Jeſu im bildlichen Verſtande genommen werden müſſen, da die geſunde Vernunft uns lehrt, daß ein ſolcher Gott, der an den Zerfleiſchungen, an den Kaſteyungen, den übermäßigen Faſten der Menſchen Gefallen finden könnte, ein wahrer Tyrann ſeyn müſſe, den wir zwar fürchten müßten, keineswegs aber lieben könnten. Nein! der wahre Gott, welcher lauter Güte, lauter Weisheit, lauter Gerechtigkeit iſt, findet kein Gefallen an den Qualen ſeiner Diener. Er will, daß ſie glückſelig ſeyn, daß ſie ſich ſelbſt und andere Menſchen lieben, daß ſie ruhig und zufrieden dahin wandeln. Wenn es aber nach allem dieſen ſchon Unſinn iſt, zu glauben, daß der Mönch durch ſeine Bußwerke ſich glücklich machen könne, ſo iſt es noch weit unſinniger und unverſchämter — freylich für die Mönche ſehr einträglich — zu behaupten, daß dieſe müſſige Miteſſer im Staate durch ihre Mortificationen unſern Handlungen einen Werth beylegen, oder die züchtigende Strafruthe Gottes von uns andern ſündigen Menſchen abwenden können. Entweder giebt es keine heilige, vor Gott verdienſtliche Handlungen, oder nur ſolche ſind es, welche mit der Abſicht des weiſen Schöpfers übereinſtimmen. Unſere Handlungen ſtimmen aber mit dieſen heiligen Abſichten überein, wenn wir es uns angelegen ſeyn laſſen, die Pflichten des Standes zu erfüllen, den uns die göttliche Vorſehung angewieſen hat. Dann ſind auch unſere Handlungen gut und heilig, wenn unſere Abſichten dabey rein ſind. Dieß lehrt geſunde Vernunft, dieß lehrt die Bibel. Und es iſt alſo Unſinn, das im Schweiße unſers Angeſichtes verdiente Geld Mönchen hinzutragen, um bey ihnen für unſre Handlungen Verdienſt, Werth und Heiligkeit zu erkaufen. Es iſt Unverſchämtheit und für

den

den Staat höchſt ſchädliche Bosheit, daß Mönche dieſes Geld annehmen, und von der Leichtgläubigkeit des nicht denkenden Theiles der Menſchen einen ſo ungerechten Nutzen ziehen.

Ferner, wenn wir frey denkende, aber beſchränkte Weſen ſeyn ſollten, ſo konnte es nicht anders kommen, als daß wir ſehr oft irren und fehlen mußten. Wir mußten Handlungen, die unſre Glückſeligkeit geradezu zernichten, oft für ſolche anſehen, die unſre Glückſeligkeit zu befördern geſchickt wären, weil wir nur ſelten im Stande ſind, die unabſehbare Reihe der Folgen, welche unſre Handlungen haben, zu überdenken. Dieß rührt nun ganz offenbar von der Beſchränktheit unſers Verſtandes her, über welche wir ſo oft ohne Recht klagen. So nothwendig und unvermeidlich alſo dieſe iſt, eben ſo unvermeidlich iſt Irren und Fehlen; das Gefühl, welches von unſern Irrthümern und Fehlern gezeugt wird, dieſes Gefühl, welches vielleicht die größte Schönheit in der menſchlichen Natur iſt, und die Reue, welche ganz natürlich aus demſelben entſpringt, und eine demüthige Bitte muß uns alſo auch ganz gewiß eher die Vergebung unſerer Schwachheiten bey dem gütigſten und liebreichſten Weſen auswirken können, als die willkührlichen Gaukeleyen müßiger Mönche, die, wie wir geſehen haben, der Vernunft und h. Schrift widerſprechen.

Ich gebe hier zu, die Mönche erfüllen die Regeln ihres Inſtitutes auf das ſtrengſte. Wie wäre es aber wenn ich bewieſe, daß bey ihnen Armuth, Keuſchheit, Wachen, Faſten, Beten und Kaſteyungen ihrer Leiber, zu lauter Worten ohne Bedeutung geworden ſind? wenn ich erwieſe, daß die meiſten Mönche heutiges Tages ein aus ununterbrochenen ſinnlichen Vergnügungen zuſammen geſetztes Leben führen? Ein ſolcher Beweis würde mir ſehr leicht ſeyn. Ich dürfte nur auf ihre koſtbare Tempel, auf ihre prächtige und reiche Gebäude zeigen; ich dürfte nur in die goldreichen Archive

chive der Klöſter führen, um darzuthun, wie wenig das Gelübde der Armuth beobachtet werde. Ich dürfte nur in eine Verſammlung von Mönchen führen, und würde darin durch ihre runde fette Figur erweiſen können, wie wenig ihr Faſten und Kaſteyen ſie angreiſe. Doch, es iſt unnöthig, dieß zu ſagen und zu beweiſen, da es ſo ſehr bekannt iſt, und ich würde nur einem anſehnlichen Theile von Mönchen, die ein tyranniſcher Zwang in dieſer unvernünftigen Lebensart feſſelt, und die unter dem ſchweren Joche des Mönchsweſens ſeufzen, einen Stand noch unerträglicher machen, in welchen jugendliche Uebereilung, Vorurtheile, Zwang, Ueberredungen, oder unglückliche Zufälle ſie brachten. Sie ſind ohnehin ſchon unglücklich genug; warum ſollte ich ihnen den Mönchsſtand durch die Verachtung, welche eine nothwendige Folge eines ausführlichen Beweiſes ſeyn dürfte, noch unerträglicher machen! So wäre auch endlich dieſes zu meiner Abſicht ganz überflüſſig. Denn wenn die weſentlichen Geſetze des Mönchsweſens ſolche Handlungen gebieten, oder auch nur veranlaſſen, welche nothwendig in der menſchlichen Geſellſchaft Unordnung und Schaden ſtiften, und überhaupt der Natur eines bürgerlichen Staates ſowohl, als auch der geſunden Vernunft, widerſprechen: ſo iſt der Stand jener Menſchen, die nach dieſen Geſezen zu leben ſich verbunden haben, um ſo weniger zu dulden, je ſtrenger von den Gliedern dieſes Standes ſolche Schaden verurſachende Vorſchriften beobachtet werden. Geſetzt, es rottete ſich eine raſende Claſſe von Menſchen, ein Heer büſſender Flagellanten, zuſammen; ſie hielten ihren Einzug mit zentnerſchweren Kreuzen auf ihren Schultern: ſie beſpritzten alle ihre Fußſtapfen mit Blute; man ſähe es ihren ausgemärgelten Körpern, ihren blaſſen todtenähnlichen Angeſichtern an, daß ſie weit mehr, als unſere fette, runde Mönche, ihre Leiber kaſteyeten und peinigten —

würde

würde alles dieſes hinreichend ſeyn, einen vernünftigen und weiſen Fürſten des Landes, in welchem ſie ſich niederzulaſſen gedächten, zu bewegen, ſolche Wahnſinnige aufzunehmen, wenn ſie einmal bekannt hätten, das Weſentliche ihres Ordens ſey, daß keiner von ihnen etwas Eigenthümliches beſitze, noch es durch einige nützliche Arbeiten zu erwerben ſuchen dürfte; daß ſie von der Freygebigkeit der andächtigen Einwohner des Landes ſich zu ernähren geſinnt ſeyn, übrigens aber, ſo reich ſie auch hiedurch werden möchten, ihrem Nächſten mit nichts anderm, als mit einem mittelmäßigen, noch erſt zu hoffenden Antheile an ihrem Wachen, Faſten, Beten, Geißelſtreichen u. ſ. w. aufwarten könnten? Wenn nun noch dieſes hinzu käme, daß ſie von dem Fürſten verlangten, von allen Abgaben und Laſten des Staates frey zu ſeyn, nichts deſto weniger aber doch alle und noch größere bürgerliche Vortheile, als andere, zu genießen; wenn ſie ſich überdieß auch rühmten, neben dem Gehorſam, den ſie als römiſchkatholiſche Chriſten ohnehin ſchon dem römiſchen Oberhirten ſchuldig ſind, ihm noch einen beſondern Eid, einen ewigen Gehorſam geſchworen zu haben, folglich ihn wegen der höhern Verbindlichkeit eines Gelübdes bey jeder Gelegenheit mehr, als dem Landesherrn, zu gehorchen: ſo müßte dieſer ſich weder um die Wohlfahrt ſeines Staates, noch um die Rechte ſeines Zepters bekümmern, wenn er nicht ſobald als möglich dieſe unverſchämte Gäſte über die Gränzen ſeines Landes bringen ließe, oder durch kluge Anſtalten vermittelte, daß ſie ihre Grundſätze veränderten, und ſich nach den Geſetzen des Landes bequemten. „Für „den Antheil, würde er ihnen antworten: den ihr „mir und meinen Unterthanen an den Verdienſten eurer „Bußwerke anbietet, danke ich euch. Es thut mir „leid, daß ich ſie unter den geſetzten Bedingungen „nicht annehmen kann. Die Wohlfahrt und Sicher-

„heit meiner Staaten beruhet auf der Arbeitſamkeit, „Bevölkerung und Treue meiner Unterthanen. Mit „allen euren Bußwerken bezahlt ihr nicht den Strick, „mit welchem ihr eure Lenden umgürtet, dem Bauer „nicht einen Nagel an dem Pfluge, womit er euch er= „nährt, und noch viel weniger einen Mann meiner „zahlreichen Armee, mit der ich meine Staaten wider „die Feinde beſchütze, oder die Rechte der Krone gel= „tend mache. Darum begebt euch fort, und zieht in „das Gebiet jenes Herrn, dem ihr einen ewigen Ge= „horſam geſchworen habt, oder verändert eure Grund= „ſätze, werdet thätig, arbeitet wie andere, tragt als „treue Unterthanen zum Wohl meines Staates bey, „und bevölkert mein Land!“ Und wenn ſeine eigene Unterthanen einen ſolchen Anfall von Wahnſinn und Raſerey hätten, ſo würde er ſie entweder unter ſeine Armee vertheilen, oder in den Arbeitshäuſern zu nütz= lichen Arbeiten und Beſchäftigungen anhalten. So ſehr es nun dem Wohl des Staates und den Pflichten ſeines Fürſten widerſpricht, eine ſolche Gattung von Menſchen aufzunehmen: ſo unſchicklich iſt es auch, dieſelben, wenn ſie ſchon aufgenommen worden wären, länger zu dulden. Fürſten ſind Menſchen ſo gut wie wir andere; ſie haben einen eben ſo ſtarken Antheil von Schwachheiten und Vorurtheilen erhalten, als wir; ſie können alſo eben ſo gut irren und fehlen. Mönche überliſteten oder hintergiengen ſchwache, oft von Vorurtheilen geblendete Fürſten, ſie gaben ihren Buß= werken einen Anſtrich von Heiligkeit, machten ſie zum Weſentlichen der Religion, und erlangten dadurch die Duldung ihres Ordens. So wie es aber thöricht ſeyn würde, wenn der Sohn oder der Enkel die Feh= ler, die ihre Väter im Hausweſen machten, nicht verbeſſern wollten, ſobald ſie dazu Gelegenheit gefun= den haben, und Klugheit genug beſitzen; eben ſo thö= richt würde es auch ſeyn, wenn ein Fürſt, ſobald er

die Staatsfehler ſeiner Vorfahren erkennt, dieſelben nicht verbeſſern wollte. Sobald der Fürſt in ſeinem Staate todte oder ſchädliche Glieder erblickt, iſt es ſeine Pflicht, ſie zu Verhütung größern Schadens abzuſchneiden, ſie wieder zu beleben, und zu nützlichen und thätigen Gliedern umzubilden, wenn nicht (dieß erfordert freylich die Staatsklugheit) durch dieſes Abſchneiden ein größerer Schade verurſacht wird. Dieß iſt ſelbſt der Lehre Jeſu und ſeines Jüngers Paulus gemäß, welcher eine ähnliche Behandlung in der Kirche vorſchreibt.

Allein, höre ich eine fromme Stimme rufen, wenn auch die Bußwerke der Mönche nichts gelten ſollen, wenn ſie in einem Staate ſehr entbehrlich ſind, wenn wir dadurch keine Verdienſte erlangen können, ja, wenn ſelbſt der Staat dadurch Schaden leidet, ſo muß man doch zugeben, daß die Mönche durch ihr Predigen das Volk erbauen und beſſern, durch ihr Beichtehören die Irrenden auf den rechten Weg zurück führen, durch unzählige heilige Meßopfer dem ganzen Staate nützen, durch ihr immerwährendes Singen und Beten häufige Gnade von oben herab flehen, und folglich wegen des großens Nutzens, den ſie auf dieſe Art ſtiften, doch immer Duldung verdienen. Dieſen Einwurf erwarte ich nur von ſolchen, welche keine hinlängliche Kenntniß des Mönchsweſens und Prieſterthumes haben. Denn wer eine ſolche hat, der wird wiſſen, daß der Mönchsſtand urſprünglich ein Laienſtand ſey, deſſen weſentliche und zufällige Eigenſchaften ſich gar nicht mit den Pflichten eines Seelſorgers und Prieſters vertragen. Das Amt eines Prieſters iſt, die Menſchen unter einander und ſie insgeſammt mit Gott zu verſöhnen, ihnen den Weg zum Tempel der Tugend zu zeigen, ſie auf demſelben zu leiten, und die Verirrten auf den Weg der Tugend zurück zu führen. Dieſes kann nicht ohne Kenntniß der Menſchen geſchehen. Der Prieſter iſt ferner die allgemeine Zuflucht der Ar-

men und Troſtloſen; ſeine Thür muß ihnen Tag und Nacht offen ſeyn; und was er nach ſeinem ächten Unterhalte übrig hat, iſt ihr Erbtheil.

Dieſes alles widerſpricht dem weſentlichen Berufe eines Mönches. Ihm iſt in ſeinen Regeln ausdrücklich unterſagt, ſich um die Welt zu bekümmern; er hat kein Eigenthum, mit dem er den Nothleidenden beyſtehen könnte; er ſteht unter dem Gehorſam, und kann alſo nicht, ſo wie es erfordert wird, Kranke beſuchen; der Zugang zu ihm iſt ihm erſchwert, und wenn er auch aufgeklärt genug dächte, auf der Kanzel Wahrheiten zu ſagen, die das Volk weiſer und tugendhafter machen könnten, ſo wird er doch durch ſeine dumme Obern davon zurück gehalten werden, welche nicht moraliſche gute Predigten, ſondern nur ſolche wünſchen, die etwas dazu beytragen, das Volk anzufeuern, mehrere Meſſen leſen zu laſſen, oder reichere Almoſen zu geben. Aus den Regeln aller Orden erhellet auch, daß ihre Stifter keineswegs daran dachten, ihre Schüler zu den Pfarrgeſchäften zu beſtimmen. Ihre anfängliche Beſtimmung, (beſonders der erſten Orden, denn die nachherigen nahmen gleich andere Grundſätze an) war, ſich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, und dabey Gott zu dienen. **Benedictus** gebietet ausdrücklich, daß ſeine Schüler arbeiten ſollen; er befiehlt, ihre verfertigte Arbeiten, und zwar wohlfeiler als andere Leute, zu verkaufen, ihre Aecker ſelbſt zu bauen, und ſo, ohne andern Menſchen zur Laſt zu fallen, zu leben. Allein, da die Frömmigkeit der erſten Mönche ihnen reichliche Stiftungen brachte, da ſie in der Folge der Zeit ſich unermeßliche Reichthümer durch den Aberglauben des Pöbels erwarben: ſo wurden ſie es überdrüſſig, von ihrer Hände Arbeit zu leben, und beſaſſen, wider den ausdrücklichen Sinn des Gelübdes der Armuth, große Güter und Schätze. Nun mangelte es ihnen noch an Ehrenſtellen und Vorzügen.

Ihre

Ihre unerſättliche Geldbegierde wurde durch den groſ-ſen Goldhaufen noch mehr genähret. Sie unterzogen ſich demnach den Pfarrgeſchäften, um theils zu Würden und Anſehen zu gelangen, theils mit den geiſtlichen Werken zu wuchern. Und ſo haben ſie ſich bisher in dem Beſitze des Beichtſtuhles und der Kanzel erhalten. Beydes iſt ausdrücklich wider ihre Beſtimmung; und dieſes bewog auch den Churfürſt Emmerich Joſeph von Maynz, ihnen alle Pfarreyen zu nehmen, und ſie von dem Beichtſtuhle und der Kanzel auszuſchließen. Wie gefährlich iſt es überdieß, ſolche Aemter einem Mönche anzuvertrauen! Er iſt dem römiſchen Papſte und ſeinen Obern einen blinden Gehorſam ſchuldig; er iſt alſo auch außer dem römiſchen Staate überall ein Fremdling. Das Intereſſe des Staates, in welchem er lebt, hat für ihn keine anziehende Kraft, und überall werden ſeine Lehren und Rathſchläge dem Vortheile ſeines geiſtlichen Herrn angemeſſen ſeyn. Man mag immerhin in allen Ländern die Bulle in cœna domini aus den Ritualen reißen, er trägt ſie ſo tief in ſeinem Herzen eingegraben, und nicht nur ſie, ſondern auch alle päpſtliche Conſtitutionen und Meinungen der Canoniſten und Moraliſten, die des Papſtes Anſehen und Geſetze über jene der Fürſten erheben. Wer kennt auch nicht die Sittenlehre der Mönche? Das Weſentliche der Religion wird wenig oder gar nicht berührt; deſto mehr Gewicht legen ſie heiligen Gaukeleyen, oder zufälligen, die Religion eigentlich gar nicht betreffenden Lehren, bey. Und ſolche Lehren ſtreuet er im Umgange, im Beichtſtuhle, auf der Kanzel, in den Gemüthern des Volkes aus. Ihm iſt auch ſehr wenig daran gelegen, ob man ihn in einem Staate dulde oder nicht; denn überall von Sonnenaufgang bis Niedergang findet dieſer Vogel ein bequem zubereitetes Neſt, und allzeit ſingt er ſein gewöhnliches Lied, welches man ihn von Jugend auf vorgeſungen hat. Schi-

cken ſich alſo wohl ſo gebildete Menſchen zum Beicht-ſtuhl, zur Kanzel?

Der Nutzen, den die Mönche durch ihr Meſſeleſen einem katholiſchen Staate zu bringen vorgeben, iſt allerdings ſehr entbehrlich. Ich will hier dem großen Werthe des Meßopfers nichts benehmen. Aber eben dieſe Größe widerſpricht der unendlichen Wiederholung derſelben an einem Tage und vor demſelben Volke. Ehe Mönche zum Prieſterthum gelangten, und ehe die Meſſen bezahlt wurden, und in denen Oertern, wo ſich bis jetzt noch keine Mönche eingeniſtet haben, waren und ſind eine oder zwey Meſſen der Pfarrer und Capellane hinreichend. Seitdem aber jeder geſchorne Kopf, der lateiniſch leſen kann, Prieſter wird, und Meſſen bezahlt werden, hat man täglich ihrer ſo viele in der Stadt, als Mönche ſind, außer denen, welche von Weltprieſtern geleſen werden. In manchen Städten beläuft ſich ihre Anzahl auf viele hundert. In einer gewiſſen Stadt werden an Begräbnißtagen reicher Perſonen an 400 Meſſen in einer Kirche an 24 Altären geleſen. In Berlin, wo ſich an 8000 Katholiken befinden, werden des Sonntags drey Meſſen geleſen; und Niemand klagt über die Wenigkeit. In einer andern großen, aber wenig bevölkerten Stadt Deutſchlandes, zählt man 6000 und etliche hundert Katholiken, und es werden bey hundert Meſſen von Mönchen, und eben ſo viele von Weltprieſtern geleſen. Welche Proportion! Dieſe gränzenloſe Menge von Meſſen iſt ſchon an ſich ſelbſt hinreichend, ein Geheimniß geringſchätzig zu machen, welches jedem Katholiken ſo verehrungswürdig iſt. Wüßten die guten Laien, welche oft den halben Gulden, oder das Kopfſtück, das ſie für eine Meſſe bezahlen, und ihren und ihrer armen Kinder dringenden Bedürfniſſen entziehen, oder welche bey dem Tode eines aus ihrer Familie, aus einer übel verſtandenen Ehre, die darin geſezt wird,

wenn

wenn viele Meſſen geleſen werden; manche 20 Thaler hintragen; wüßten dieſe gute Laien, mit was für einer ſchlechten Andacht dieſelben geleſen, und wie viele davon von den Mönchen theils durch Unterſchlagung derſelben, theils durch eine von Rom erhaltene Reduction ungeleſen bleiben; oder wäre ihnen bekannt, wie ihre Meſſen, die ſie zu Wien und anderswo mit einem halben Gulden bezahlt haben, des Gewinnes halber nach Italien um 3 Groſchen verhandelt, und vielleicht gar nicht geleſen werden; wüßten ſie, was ſonſt noch für Unfug damit getrieben wird, ſo würden ſie ihnen ſchwerlich auch nur Eine zuwenden.

Ich habe noch einen Punct zu berühren, nämlich das Chorgehen, Singen und Beten, woraus ſich die Mönche ſo vieles Verdienſt machen, und wodurch ſie ihre Unentbehrlichkeit zu erhärten ſuchen. Es iſt Pflicht für den Chriſten, ſeinem Schöpfer, dem Urheber alles Guten, für alle ihm erwieſene Wohlthaten zu danken. Es iſt Pflicht für ihn, in wichtigen Geſchäften den Höchſten um Beyſtand anzuflehen, mit ihm alles anzufangen, und mit ihm alles zu endigen. Dieſes iſt eigentlich das Gebet, welches nichts anders ſeyn kann, als eine Erregung frommer und andächtiger Empfindungen im Herzen. Ich will auch zugeben, daß es löblich ſey, dieſe Empfindungen durch Worte auszudrücken, ob es mir gleich bekannt iſt, daß Gott die Herzen der Menſchen durchforſche, und er alſo die Sprache deſſelben kenne, ohne daß ſie ihm erſt durch Worte deutlich gemacht zu werden bedürfe. Allein, das kann ich nicht zugeben, daß man behauptet, Gott finde ein Gefallen daran, wenn ein Menſch ſich der Worte eines andern frommen Mannes bedient, die oft gar nicht auf ſeinen Zuſtand paſſen. Ich kann ferner nicht zugeben, daß es Gott gefallen könne, wenn ein Menſch nützliche bürgerliche Geſchäfte vernachläſſigt, und den ganzen Tag mit Abſingen der Pſalme des Kö-

niglichen Propheten Davids zubringt. Die Mönche ſind ſolche Menſchen, welche mehrere Stunden lang in der Kirche bleiben, und die Erfüllung bürgerlicher Pflichten vernachläſſigen. Sie ſingen die Pſalmen Davids, und ſagen da oft Gedanken, welche ſich gar nicht mit ihrem Zuſtande reimen. Welche Empfindungen müſſen wohl nicht in dem Herzen jener Mönche, welche mit einiger Aufmerkſamkeit die Worte des Pſalmiſten beherzigen, rege werden, wenn dieſer um die Erhaltung und Vermehrung ſeiner Familie Gott bittet! Ueberhaupt, da die Juden die Belohnungen der Rechtſchaffenheit bloß in ſinnliche Güter ſetzten, und da dieſe Lehre der Juden faſt in allen Geſängen Davids ausgedrückt iſt, die Mönche aber vermöge ihrer Geſetze keine ſinnliche Güter wünſchen dürfen: ſo ſind jene Geſänge gar nicht auf ihren Zuſtand paſſend; und ſogar, wenn man genau erwegt, was Gebet iſt, ihnen nicht erlaubt. Eben daſſelbe gilt auch von den Gebeten der katholiſchen Kirche, die ebenfalls nicht allzeit ihrem Stande angemeſſen ſind. Das Leſen des Lebens der Heiligen, wo oft die unverſchämteſten Lügen vorkommen, in dem Nachtgebete, iſt, wo nicht ſchädlich, doch wenigſtens ganz ohne allem Nutzen und völlig überflüſſig. Dieſe Legende der Heiligen iſt keinesweges von der Kirche, ſondern nur von einzelnen Päpſten privilegirt.

Wenn ich nun vollends erwege, daß durch das lange anhaltende Singen die Aufmerkſamkeit der Betenden ganz nothwendig geſchwächt werden müſſe; daß dieſe Gebete eigentlich nur hergeplappert werden, welches Papſt Innocentius II. ſo gut einſahe, daß er ein Gebet nach allen übrigen Gebeten abzubeten befahl, um dadurch die Nachlaſſung der im Gebete vorgefallenen Fehler von Gott zu erbitten: ſo ſehe ich nicht ab, welchen Nutzen die katholiſchen Chriſten ſich von dem Gebete der Mönche verſprechen können.

Da

Da alſo die Mönche weder durch ihre Gelübde, noch durch ihre Bußwerke, das Meſſeleſen, Beichtehören, Predigen und Beten dem Staate einen weſentlichen Dienſt leiſten; ſo weiß ich nicht, wozu ſie bey ihrer gegenwärtigen Verfaſſung nutzbar ſeyn könnten. Schon allein dieſes macht ſie unfähig, in einem wohlgeordneten Staate geduldet zu werden. Es iſt aber auch zu erweiſen, daß ſie, neben ihrer Unnützbarkeit, auch der bürgerlichen Geſellſchaft zum größten Nachtheil gereichen. Es iſt an ſich ſelbſt ſchon Schade genug, daß durch das Kloſterleben viele gute Köpfe den Künſten und Wiſſenſchaften, viele ſtarke und ſchön gebildete Menſchen dem Ackerbaue und der Bevölkerung, und herzhafte Männer der Vertheidigung des Vaterlandes und der Rechte des Staates entzogen werden. Aber dieſer wichtige Verluſt iſt mit dem, daß eine ſo unnütze Claſſe von Menſchen, welche die Armuth geſchworen haben, unermeßliche Reichthümer beſitzen, nicht zu vergleichen. Wenn es wahr iſt, was man in Zeitungen geleſen hat, daß die liegenden Gründe der Mönche in Böheim 100 Millionen Kaiſergulden an Werthe betragen, ſo würden ſie, wenn man dieſen Fond in viele kleine Bauergüter vertheilte, deren jedes 3000 Gulden betrüge, über 30000 Familien, oder 150000 Seelen ernähren. Alſo muß Böheim um einiger tauſend müſſiger unnützer Mönche willen, 150000 Einwohner entbehren. Die beſſere Benutzung und Verbeſſerung der Ländereyen, welche Statt finden würde, wenn ſie in den Händen einzelner Familien wären, will ich nicht einmal mit in Anſchlag bringen. Auch übergehe ich hier einen andern für den Staat ſehr wichtigen Verluſt, daß nämlich das Geld, welches die reichen Mönche aus ihren Producten löſen, größtentheils in ihren Schatzkammern begraben, und dem im Staate ſo nothwendigen Umlaufe entriſſen wird. Dieſe Summe kann nicht geringe ſeyn, da viele Mönche von demjenigen, was durch das Meſſeleſen,

leſen, und in einigen Orden durch das Terminiren oder Betteln einkömmt, faſt allein leben können. Doch muß hievon ein beträchtlicher Theil abgezogen werden, welcher jährlich unter verſchiedenen Titeln und Urſachen nach Rom geſchickt wird, und nicht weniger, als was in unterirdiſchen Grüften verborgen liegt, für den Staat verloren geht. Die oberſten Häupter der Mönche mit ihren Secretären und Aſſiſtenten, die Präſides der Congregationen, welche zu Rom reſidiren, und manchem Cardinale an Einkünften nichts nachgeben, müſſen von den Provinzen unterhalten werden. Je reichlicher ſie nebſt den ordentlichen Abgaben von den Provinzialen der Orden und den Obern der Klöſter beſchenket werden, deſto größer und dauerhafter iſt ihre Gewalt. Die Untergebenen folgen dem Beyſpiele ihrer Obern in den Provinzen. Um ſich vor den Plackereyen dieſer kleinen Tyrannen zu ſchützen, erkaufen ſie ſich den Schutz eines oder des andern Obern zu Rom; und wenn ſie ordentlicher Weiſe ihren Tribut abtragen, ſo ſtellen ſie ſich nicht nur vor Verfolgungen in Sicherheit, ſondern erlangen auch gewiſſermaßen eine vollkommene Unabhängigkeit. Der ordentliche Weg hiezu zu gelangen, iſt, daß der Mönch ſich die Titel und Würden z. B. eines Vicarius generalis; Magiſter Ordinis, Magiſter Provinciæ, Aſſiſtenten ꝛc. zu Rom erkaufe. Viele gelangen zwar mit Recht zu dieſen Würden, ſind aber dem ungeachtet gewiſſen Taxen unterworfen. Oft geſchieht es auch, daß bey dem vornehmſten Kloſter des Ordens zu Rom etwa ein Gebäude, eine Kirche oder Capelle zu errichten iſt; dann müſſen durch alle Provinzen Collecten und Brandbriefe ausgeſchrieben werden.

Dieſe Uebel aber ſind es nicht allein, wodurch das Mönchswesen das Wohl der Staaten untergräbt. Die ärgſten ſind: daß daſſelbe die Religion verfälſcht, die Sitten des Volkes vergiftet, und ſich dem Fortgange

in Künſten und Wiſſenſchaften widerſetzt. Die chriſtliche Religion, deren Hauptlehre die Liebe Gottes und des Nächſten iſt, haben die Mönche in unnütze Theorien und Spitzfindigkeiten, in abergläubige und eigennützige Andächteleyen, und in eine zänkiſche Ketzermacherey verwandelt. Der Geiſt der Liebe, wodurch ſie vor andern Religionen ihren vorzüglichen Werth erhält, iſt durch ihre Bemühungen in einen teufliſchen Verfolgungsgeiſt umgebildet worden, der den vernünftigen Theil der Menſchen, und, wenn es ſeyn könnte, die Vernunft ſelbſt auf den Scheiterhaufen bringen möchte, der mehr Empörungen unter den Völkern, mehr Zwietracht zwiſchen Fürſten und Unterthanen, zwiſchen Bürgern und Bürgern, zwiſchen Vätern und Kindern angeſtiftet, mehr Chriſtenblut vergoſſen, mehr Räubereyen und Verwüſtungen angerichtet hat, als je ein fleißiger Schriftſteller, wenn er ſich auch ſein ganzes Leben hindurch damit beſchäftigte, beſchreiben könnte. Heilige Religion! du Wonne und Vergnügen redlicher Herzen! zu welchem fürchterlichen Geſpenſt haben dich Mönche umgeſchaffen! welche entehrende Larve haben ſie dir angezogen! Iſt es Wunder, daß du, ſo verunſtaltet, in die Sitten der Menſchen einen verderblichen Einfluß haſt, und daß diejenigen, unter denen du am meiſten zu herrſchen ſcheinſt, die liebloſeſten und unverträglichſten unter allen Geſchöpfen ſind? Ich führe zum Beweiſe dieſer Sätze ihre eigene Werke an. Man leſe die großen ſchweren Folianten, welche von Diſtinctionen, Diviſionen, Syllogismen ꝛc. voll gepfropft ſind, und man wird erſtaunen, daß der menſchliche Verſtand ſo aberwitzig werden, ſolche Einfalt erfinden, und über ſo ganz einfache Wahrheit ſo vielen Unſinn ausbreiten könnte. Wir lachen über die Theorien der Heiden; wir verhöhnen die Erfindungen Muhameds in der theoretiſchen Theologie. Haben aber wohl dieſe ſolche abergläubige, widerſinnige, un-

vernünftige und aberwitzige Lehren aufgenommen, als man in allen Schultheologieen und Philoſophieen der Mönche findet?

So ſehr Mönche die Theorie verfälſcht haben, eben ſo ſehr haben ſie auch die Sittenlehre Jeſu vergiftet. Sie haben Andächteleyen, Wahlfahrten, Roſenkränzen, Gebetformeln, Lorettoglöckchen, geweihten Niklasbrödchen und dergleichen Tändeleyen, ſo vieles Gewicht beygelegt, daß das zum ſinnlichen Gottesdienſte ohnehin geneigte Volk die Liebe ſeines Schöpfers vergißt, und genug gethan zu haben glaubt, wenn es ſich dieſer vorgeſchriebenen Mittel wider die Macht des Teufels und zur Erlangung der Seligkeit bedient. Menſchen, die ſolche unnütze Spitzfindigkeiten in der Religion erdacht, und ſo verderbliche Lehren eingeführt haben, haben nun die ganze Religion des Volkes in ihren Händen. Sie lehren es auf der Kanzel, im Beichtſtuhle, in Städten, in Dörfern und in allen Winkeln der Länder. Es ſind in den katholiſchen Staaten wenige Städte, wo nicht die vornehmſten Kanzeln mit Mönchen beſetzt ſind, wenige Einwohner, die nicht lieber einem Mönche, als ihrem Pfarrer, beichten. Viele Pfarren ſind in den Händen der Mönche; und wo ſie es nicht ſind, da iſt der Mönch wenigſtens an großen Feſttagen, wenn der Zufluß des Volkes am ſtärkſten iſt, ſein Gehülfe. Er lehrt alsdann das Volk den Willen Gottes, nicht, wie ihn die Werke der Schöpfung, die h. Schrift und die geſunde Vernunft verkündigen, ſondern wie ihn ſein Eigennutz, und damit zuſammenſtimmende Moraliſten und myſtiſche Theologen erklären. Aus Gott ſchnitzen ſie ſich einen Götzen, mit welchem ſie die Menſchen zu ihrem Vortheil und zum Schaden des ganzen menſchlichen Geſchlechtes täuſchen. Sie bewaffnen ſeine rechte Hand, wie die Heiden jene des Jupiter, mit Donnerſtrahlen, jederzeit bereit diejenigen zu zerſchmettern,

die

die zu den von ihnen angeprieſenen Bußwerken nicht zeitig genug ihre Zuflucht nehmen. Sie lehren einen Gott, der des Menſchen Seligkeit an theoretiſche Spitzfindigkeiten und kindiſche Gauckeleyen knüpft; der die Finſterniß liebt, und verlangt, daß die Menſchen die Augen ihres Verſtandes vor den helleſten Wahrheiten feſt zuſchließen ſollen. Ihr Götze hat eine Freude an jugendlichen Gelübden, an Wallfahrten, an geweihten Roſenkränzen, Ignatiusblechen, Amuleten, Geißelſtreichen, Scapulieren, und an Gebetformeln, die der Betende oft gar nicht verſteht. So iſt der Gott beſchaffen, den die Mönche predigen; ein Mückengott, den blinde Heiden anbeten mögen; nicht unſer Gott, deſſen ganzes Weſen Weisheit, Güte und Wahrheit iſt, der Himmel und Erde, und was darin iſt, zur Bekanntmachung und Nachahmung ſeiner anbetungswürdigen Eigenſchaften erſchuf, der dem Menſchen die Vernunft gab, das Gute von dem Böſen zu unterſcheiden, und der ihm ſolche Kräfte verliehe, durch die er ſeine und ſeiner Mitmenſchen Glückſeligkeit befördern könnte. Der Glaube an einen ſolchen Gott, das Zutrauen, und die Unterwürfigkeit gegen ihn, muß die Glückſeligkeit der einzelnen und das Wohl des Ganzen befeſtigen, ſo wie der Glaube an den Gott der Mönche nichts als Aberglauben und Vorurtheile erzeugen kann, und folglich das Wohl der einzelnen und des Staates untergräbt.

Von dem Einfluſſe des Mönchswesens auf Staat und Religion. (Von P. A. Winkopp.) 1782, 8. 4 B.

Da der Eintritt in ein Kloſter und in einen Mönchsorden einen Menſchen der Welt und der bürgerlichen Geſellſchaft gänzlich entzieht, und ein wahrer bürgerlicher Tod iſt: ſo mußten die Geſetze des Staates und der Kirche verwehren, daß Niemand zum Nachtheil und Abbruch vorheriger bürgerlicher Verpflichtungen, und um ſich bürgerlichen Obliegenheiten und

Verbindungen zu entziehen, in ein Kloſter und in einen Mönchsorden trete und aufgenommen werde. So verbot Kaiſer **Mauritius** denen, welche verſchuldet oder noch zu einer Rechnungsablegung verbunden ſind, in ein Kloſter zu gehen. **Gregor** der Große erwähnt dieſes weiſen Geſetzes, tadelt und mißbilligt es aber, weil er meinte, der göttliche Ruf zum Kloſterleben hebe alle bürgerliche Verpflichtungen auf, oder überwiege ſie doch (1). Die Kirche unterſagte aber aus gleichen Gründen ſelbſt den Biſchöfen, die Prieſterweihe denen zu ertheilen, welche noch Rechnung von geführten Verwaltungen abzulegen haben. Schon auf der Kirchenverſammlung zu Carthago, welche im J. 348 gehalten worden iſt, wurde verordnet: es ſollte Niemand, der aus einer weltlichen Verwaltung noch verhaftet, und noch davon Rechnung abzulegen ſchuldig ſey, zum Prieſter geweihet werden (2). Dieſer Canon iſt ſowohl in das Decret des **Gratians**, als auch in die Sammlung der Decretalen eingerückt worden, mithin als ein allgemeines und beſtändiges Kirchengeſetz anzuſehen (3). Gedachter Kaiſer **Mauritius** verbot ebenfalls, wirkliche, gezeichnete, eingeſchriebene Soldaten in ein Kloſter aufzunehmen (4). Der Kaiſer **Juſtinian** unterſagte eben aus ſolchen Gründen, Leibeigene, und zu einem gewiſſen Gute gewidmete Bauerleute, welche ſich in Klöſter begeben wollen, um ſich ihren Gutsherren, den ſchuldigen Dienſten, dem Ackerbaue zu entziehen, in dieſelben aufzunehmen, und

(1) Lib. II, Epiſt. 62.

(2) Concil. Carthag. I. de ao. 348. Can. VIII. in *Nic. Coleti* Collect. Concil. maxim. Tom. II. col. 750.

(3) Can. 3. diſt. 54. Cap. I. X. de oblig. ad ratiocinia ordinandis vel non.

(4) Gregor der Große, Lib. 2. Epiſt. 62.

und befiehlt, ſie ihren Herren zurück zu liefern (5). Kaiſer Valentinian, der ſich die Einſchränkungen des läſtigen und unnützen Mönchslebens in ſeinen Geſetzen zum beſondern Augenmerk machte, verordnete (6), daß, wenn Jemand, um ſich den Municipal- und andern bürgerlichen Bürden und Obliegenheiten zu entziehen, ſich in Einſiedeleyen, Klöſter, Mönchſchaften begeben ſollte, derſelbe zurück geführt, und zu ſolchen Verpflichtungen zurück gebracht werden ſollte. Es war in den erſten Zeiten des Mönchs- und Kloſterlebens ſchon eine Erfindung der Decurialen, ſich ihrer läſtigen Verpflichtungen und Bürden dadurch zu entledigen, daß ſie Einſiedler und Mönche wurden (7). Dieſen Kunſtgriff vereitelte das kaiſerliche Geſetz, indem es verordnete, daß ein ſolcher heiliger Flüchtling zu ſeinen bürgerlichen Verbindungen zurück gebracht werden ſollte.

Niemand kann durch Annehmung eines Standes ſeine vorige Verpflichtungen aufheben, und die Anſprüche und Rechte der bürgerlichen Geſellſchaft und des Staates vernichten. Wer alſo zu Kriegsdienſten verpflichtet, gewidmet, aufgezeichnet iſt; wer, wie man in den kaiſerlichen und preußiſchen Staaten ſpricht, in den Conſcriptions- Cantoniſten- Enrolementsliſten ſteht, kann in kein Kloſter gehen. Er darf ohne Abſchied und Entlaſſung nicht aufgenommen werden. Sein Eintritt in den Orden, ſeine Gelübde, ſeine Profeſſion, würden nichtig ſeyn. Entwiche er heimlich aus dem Lande, und träte in einem fremden Lande in ein Kloſter und in einen Orden; ſo würde ſein

(5) Novell. 123. Cap. 35.

(6) L. 63. Cod. Theod. de Decur. l. 26. C. de Decurion.

(7) Jak. Gottfried, in ſeinem Comment. ad Cod. Theod. T. IV. p. 434. 355. der Ritterſchen Ausgabe.

Vermögen nicht nur verwirkt ſeyn, ſondern er würde zurück gefordert, und, wenn er ſich betreten ließe, weggenommen werden können. Die Gelübde verhindern dieſes nicht. Kann und muß ein Leibeigener, ein Ehemann, der in ein Kloſter, ohne Einwilligung des Herrn oder der Ehefrau, getreten iſt, zurück geliefert werden, ſo muß es auch in Anſehung eines Cantoniſten geſchehen (8). Die Gelübde der Armuth, des Gehorſams, der Eheloſigkeit, können von ihm nirgends beſſer erfüllet werden, als im Soldatenſtande, welcher ſolche in der größten Strenge mit ſich führt. Nur wenn der Cantoniſt bereis zum Prieſter geweihet wäre, würde ſeine Zurücklieferung, Entkleidung, Unterſteckung in ein Regiment, wegen des unauslöſchlichen Eindruckes und Characters der Prieſterweihe anſtößig, bedenklich, ärgerlich ſeyn. Die Geſetze der Kirche wollen, daß ein Herr, deſſen Sclave oder Leibeigener ſich heimlich zum Prieſter machen laſſen, ſich mit deſſen Fürbitte und geiſtlichen Frohndienſten, z. B. ſeinem Meſſeleſſen, begnügen ſolle (9). Das natürliche Auskunftsmittel, den Staat für den, ſeinem Dienſte entzogenen Mönch und Prieſter zu entſchädigen, und zugleich Anſtoß und Aergerniß bey ſchwachgläubigen Katholiken zu verhüten, iſt dieſes, daß der Orden oder das Kloſter einen zum Kriegsdienſt vollkommen fähigen Ausländer ſtelle. Ein Einländer würde keine Entſchädigung ſeyn, indem er ohnedieß zum Kriegsdienſt verbunden wäre, oder dem Ackerbaue, oder andern Gewerben entriſſen würde.

Dieſe Grundſätze ſind nicht nur ſelbſt in den Geſetzen gegründet, ſondern ſie ſind auch gerecht, billig, und

(8) Nov. 123. v. 35. Cap. 12. X. de converſ. conjug. Can. 9. ſq. diſt. 54.

(9) Can. 10. diſt. 53.

und nicht hart. Ein Bürger kann ſich ſeinen Verpflichtungen gegen den Staat nicht eigenmächtig entziehen. Er muß ihm auf eine Art nützlich ſeyn, es ſey nun durch den Pflug, durch Handwerke, oder es ſey durch Künſte, Wiſſenſchaften, Verwaltung eines Amtes, oder durch Führung der Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes. Der Mönch iſt dieſſeits des Paradieſes nichts nütze. Er bringt dem Staate nicht den mindeſten Vortheil. Er bevölkert ihn nicht, er bauet das Land nicht, er erleuchtet und bereichert ihn nicht, er vertheidigt ihn nicht. Sein Gebet und Geſang bringen keinen Segen und kein Gedeihen über ihn. Der Schweiß der Bürger und das Mark des Landes mäſten den frommen, den üppigen, den faulen Müſſiggänger. Wird ein zum Kriegsdienſt verpflichteter, dazu fähiger Mann in ein ſolches Behältniß von Müſſiggängern aufgenommen, ſo muß ein anderer Bürger dem Pfluge und den bürgerlichen Gewerben entriſſen werden, um ſeine Stelle zu erſetzen.

Die Mönche haben öfters Waffen getragen, wenn es um Empörung und Aufruhr gegen rechtmäßige Souveräne, wenn es um Verfolgung der Ketzer zu thun war. Wie oft bewehrte ſie ein raſender Fanatismus und heiliger Unſinn! Man wird niemals die Proceſſion vergeſſen, welche zur Zeit der heiligen Ligue zu Paris von der Geiſtlichkeit, beſonders den Mönchsorden, im J. 1590 gehalten wurde. Der Biſchof von Senlis führte ſie an, in einer Hand ein Crucifix, in der andern eine Hellebarde haltend. Die Mönche, beſonders die Karthäuſer, marſchirten mit aufgeſchürzten, zurück geſchlagenen Kutten, mit herunter gelaſſenen Kappen, mit Sturmhauben und Helmen auf dem Kopfe, trugen alte Musketen, machten eine fürchterliche drohende Miene, funkelten mit den Augen, knirſchten mit den Zähnen, gaben Salven, erſchoſſen den Beichtvater des päpſtlichen Nuntius an ſeiner Seite aus Ungeſchicklichkeit, und ſchrien, daß dieſer erſchoſſene Capl-

lan ſelig ſey, weil er in einer ſo heiligen Cerimonie umgekommen. (10)

Verſuche über verſchiedene Materien politiſcher und rechtlicher Kenntniſſe, von Jo. Chr. Wilh. von Steck, Berl. und Stralſ. 1783, gr. 8. S. 17, fgg.

Da die Chriſtenheit alſo in der That von den Mönchen keinen Nutzen hat, und die Mönchslehre auch höchſt verdammlich iſt, indem ſie aller Sittenloſigkeit Thür und Thor öffnet, ſo muß es nothwendig den Staaten und Fürſten wichtig ſeyn, mit einer ſo anſehnlichen Claſſe von Menſchen ſolche Verbeſſerungen zu treffen, und ihre Grundſätze ſo zu mildern, daß ſie dem Staate und der Religion nützlich werden.

Ich werde zuvörderſt unterſuchen: ob ein Fürſt befugt ſey, Verbeſſerung mit dem Mönchsweſen vorzunehmen, und ſodann die von Hrn. **Winkopp** (*) gethanen Vorſchläge dazu anzeigen.

Es ſcheint zwar in der That ſonderbar, eine Unterſuchung über eine Frage anzuſtellen, welche der große Joſeph durch ſein Beyſpiel bejahend beantwortet hat; allein, wenn man auf der einen Seite die Klagen der Mönche über Unbilligkeit und Ungerechtigkeit hört, wenn man ſelbſt von einem menſchenfreundſchaftlichen Iſelin in den Ephemeriden der Menſchheit lieſet, daß er glaubt, der einzelne Mönch habe doch immer ein Recht, zu verlangen, daß man ihn ſeine übrige Lebenszeit in einem Kloſter zubringen laſſe, da er in ſeiner Jugend ſo viel aufgeopfert hat; wenn die Mönche behaupten, daß man alle Sorten zu dulden anfange, und nur gegen ſie unduldſam verfahre; wenn man auf der andern Seite den römiſchen Biſchof von Eingriffen in ſeine Rechte

(10) Hiſtoire du Parlement de Paris par l'Abbé *Big*. . . von Voltäre, T. I, §. 32, p. 217.

(*) Ueber die bürgerliche und geiſtliche Verbeſſerung des Mönchsweſens, von P. A. Winkopp, Gera, 1783, 8.

Rechte ſprechen hört — ſo wird er ſo wenig ſonderbar ſeyn, hier zu unterſuchen, ob dieſe Rechte gegründet, jene Klagen und Forderungen gerecht ſeyn, daß es vielmehr ſcheint, dieſe Unterſuchung müſſe den Vorſchlägen zur Verbeſſerung des Mönchswesens vorhergehen.

Was iſt der Papſt? was für Rechte hat er? Kann er über Eingriffe klagen? — Jeſus hatte ſo wenig die Abſicht, auf dieſer Welt ein Reich zu ſtiften, daß er vielmehr ausdrücklich ſagt: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Er unterwarf ſich dem damaligen Oberherren des Staates, er beobachtete die Geſetze des Staates, und gab dadurch ſeinen Nachfolgern ein Beyſpiel, daß ſie, eben ſo wie er, ſich den Geſetzen unterwerfen ſollten. Paulus ſagt ausdrücklich: ſeyd unterthan! Auch beweiſen die Apoſtel und chriſtlichen Prediger in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthumes durch ihr Beyſpiel, daß es die Abſicht des Chriſtenthumes gar nicht ſey, Staaten zu beherrſchen, ſondern daß es Hauptpflicht des Chriſten ſey, vernünftig zu gehorchen, daß man weiter nichts wolle, als die Menſchen weiſer, beſſer und vollkommener zu machen. Dazu waren alſo Lehrer nöthig; allein, dieſe waren eben ſo gut Unterthanen des Staates, als diejenigen Chriſten, welche keine Lehrer waren. Nachdem die chriſtliche Religion die herrſchende im Staate geworden war, hörte man anfangs auch noch nicht, daß Biſchöfe — Lehrer des Volkes — ſich eine gewiſſe Macht angemaßet hätten, ſie blieben noch Staatsunterthanen. Nach und nach aber wurden die Biſchöfe Regenten des Staates; und der Biſchof von Rom, dem aus der Rückſicht, weil er Biſchof der Reſidenzſtadt der Kaiſer war, ein gewiſſer Vorzug in allgemeinen Verſammlungen zugeſtanden wurde, griff nach und nach ſo weit um ſich, daß er endlich ſich zum allgemeinen Biſchof aufwarf, und alle andere Biſchöfe zu

ſeinen Vaſallen machte. Ja, ſeine Verwegenheit gieng ſo weit, daß er ſich zum Oberherrn aller Fürſten und Staaten aufwarf, Throne und Kronen nach ſeiner Laune verſchenkte und veräuſſerte, Fürſten zu ſeinen Vaſallen machte — kurz, Oberherr der ganzen chriſtlichen Welt ward — Er, der Unterthan des römiſchen Kaiſers! Oft widerſetzten ſich vergeblich diejenigen unter den Kaiſern, welche das Unſchickliche und Widerrechtliche dieſer angemaßten Vorzüge einſahen; ſeine Macht war ſchon zu weit gediehen, als daß ſie ſchnell hätte zertrümmert werden können. Dazu wurden viele Jahre erfordert, ſo wie viele nothwendig geweſen waren, dieſe Macht zu gründen. Die Päpſte hatten von Gregor VII. hauptſächlich an, immer nach einem Syſteme gehandelt, deshalb gedieh ihr Werk. Die Kaiſer hingegen waren bald thätig, bald unthätig, handelten nach verſchiedenen Maximen, und deshalb konnte die Macht des Papſtes niemals zerſtöret werden. Dieſe auſſerordentliche Macht des Papſtes, dieſer auſſerordentliche Einfluß deſſelben auf alle Staaten, iſt alſo wider alle Abſicht Jeſu. Nebſt der Obergewalt über alle Biſchöfe und Fürſten, hat ſich nun auch der Papſt das Recht angemaßt, klöſterliche Orden zu ſtiften, zu begnadigen, und wenn es ihm beliebt, ſie wieder aufzuheben, und hat alle Fürſten und Biſchöfe von dieſem Rechte ausgeſchloſſen. So wenig alſo die Macht des Papſtes über Biſchöfe und Fürſten gegründet iſt, eben ſo wenig gegründet iſt auch ſein vorgebliches Recht über die Orden. Wir mögen die Mönche als Laien, oder als Prieſter betrachten, ſo ſind und bleiben ſie nur immer Unterthanen des Landesfürſten; ja, ſie ſind, ſo wie alle übrige Prieſter, nur in ſo fern der Gewalt des Biſchofes unterworfen, als dieſer die Obliegenheit hat, auf die Sitten und Lehren der Lehrer des Volkes Acht zu haben, da, erwähntermaßen, nach dem Sinne Jeſu, der Biſchof

eine bürgerliche Gerichtbarkeit nie beſitzen kann. Die Biſchöfe ſind Unterthanen des Fürſten, und er kann ihnen zwar eine gewiſſe Untergerichtbarkeit zugeſtehen, ſie bleibt aber jederzeit von ihm abhängig.

Nach dieſen Grundſätzen, die in der Vernunft und Bibel gegründet ſind, kann alſo der Papſt gar nicht klagen, wenn ein Fürſt ſich einfallen läßt, diejenigen klöſterlichen Orden aufzuheben, welche ſeinen Staaten unnütz oder ſchädlich ſcheinen, und wenn er mit ihnen ſolche Veränderungen trifft, welche er zum Wohl ſeiner Unterthanen für nöthig erachtet. Darüber kann der Papſt nichts ſagen, kann nicht über Eingriffe klagen, da ihm kein einziges Recht genommen wird, das ihm wirklich zukäme, ſondern nur angemaßte Rechte beſchnitten werden, der Fürſt nur darauf bedacht iſt, die von ſeinen Vorfahren veräuſſerten, oder demſelben unrechtmäßig genommenen Rechte wieder zu erobern. Das Klagen des römiſchen Biſchofes kann alſo einen weiſen Fürſten nicht zurück halten, mit dieſer Claſſe von Menſchen alſobald Veränderungen vorzunehmen, ſobald ſie ihm nothwendig und nützlich ſcheinen. Aber wird nicht die ganze katholiſche Religion zu Grunde gehen, wenn das Anſehen des Papſtes ſo herab geſetzt wird, wenn man das hierarchiſche Syſtem, wenn man das Mönchsweſen, die Zierde des Weinberges des Herrn antaſtet? Dieſe Einwürfe erwarte ich nur von jenen ſchwachen Katholiken, welche, durch das ewige Geſchwätz der Mönche verführt, glauben, daß Papſt hierarchiſches Syſtem, und Mönche, weſentliche Dinge der wahren katholiſchen Religion ſeyn. Vernünftige Katholiken werden wiſſen, daß mehrere hundert Jahr die katholiſche Religion beſtanden hat, ohne daß man von einem allgemeinen Biſchofe, von hierarchiſchen Syſtem, von Mönchen etwas wußte, und daß dieſe Jahrhunderte gerade die Zeit waren, wo die wahre Chriſtusreligion ihrer urſprünglichen Reinigkeit

keit am nächſten kam; ſie werden wiſſen, daß der Papſt ſo gut ein Biſchof iſt, wie jeder andre, daß alle die Rechte, welche er jetzt ausübt, angemaßte, an ſich geriſſene widerrechtlich erlangte Rechte ſeyn, daß ihm weiter nichts zukomme, als der Vorſitz in den Verſammlungen der Biſchöfe, welches ihm von den Kaiſern und Biſchöfen zugeſtanden wurde, weil er der Biſchof der vornehmſten Stadt, der Reſidenzſtadt der Kaiſer, war, daß auch dieſer Vorſitz nur zufällig dem römiſchen Biſchofe zukomme, und eben ſo gut einem andern Biſchofe anvertrauet werden könne. Sie werden wiſſen, daß zur Erhaltung der Einigkeit der Lehre, welche ein Fundamentalartikel der katholiſchen Religion iſt, kein Papſt erfordert werde, da bekannt iſt, daß dieſe Einigkeit erhalten worden iſt, ehe man an einen Papſt dachte. Sie werden alſo einſehen, daß die katholiſche Religion beſtehen wird, wenn man auch den römiſchen Biſchof in ſeine alte Gränzen zurück weiſet. Um aber doch auch bey jenen ſchwachen Katholiken Eingang zu finden, will ich hier einige Stellen aus bewährten katholiſchen Schriftſtellern anführen, woraus ſie die Wahrheit dieſer Sätze einſehen und von ihrem Wahne und Vorurtheilen geheilt werden können.

Der h. Paulus widerſtand dem Anſinnen des h. Petrus; weil er ſahe, daß er nicht nach der Lehre des Evangelium wandelte (*). Wenn alſo Petrus untrieglich geweſen wäre, oder Jeſus ihm die Gewalt über die andern Biſchöfe oder Apoſtel gegeben hätte, ſo hätte das Paulus weder wagen können noch dürfen.

Paulus nennt ſich in demſelben Sendſchreiben an die Galater: Paulus ein Apoſtel nicht von Menſchen oder von einem Menſchen eingeſetzt, ſondern von Jeſu (**) u. ſ. w.

(*) Epiſt. Pauli ad Galat. c. 2, v. 2. Cum autem veniſſet Petrus Antiochiam, in faciem ei reſtitit, quia reprehenſibilis erat.

(**) Galat. 1, 1. Paulus Apoſtolus non ab hominibus, neque per hominem, ſed per Jeſum Chriſtum.

u. ſ. w. Er war alſo nicht von **Petrus** zum Apoſtel gemacht. Wozu müſſen aber unſere Biſchöfe von römiſchem Biſchofe erſt confirmirt werden?

Als ſich gleich Anfangs wegen der Beſchneidung unter den Apoſteln ein Streit erhob, befragten ſich die Apoſtel nicht bey **Petrus**, ſondern bey der ganzen Verſammlung, und dieſe entſchied den Streit (*). Es war alſo zur Erhaltung der Einigkeit in der Lehre damals kein ſichtbares untrügliches Oberhaupt nöthig. Die ganze Verſammlung war hinreichend, ſie zu erhalten. Wozu will man aber jetzt ein Oberhaupt haben? **Petrus** hatte den Vorſitz, ſprach zuerſt in der Verſammlung; aber weiter nichts. Ich könnte noch mehrere dergleichen Sätze aus der h. Schrift anführen, wenn dieſe nicht ſchon hinlänglich das oben angeführte erwieſen. Wir wollen aber einige Kirchenväter ſelbſt hören, und da ſehen, ob ihre Sprache mit der Sprache der Päpſte der ſpätern Jahrhunderte und der Sprache unſerer jetzigen Päpſte überein komme.

Statt aller will ich den Papſt **Gregor den Großen** ſprechen laſſen. „Auch berichtet mir Eure Heiligkeit (**), „daß ſie einem gewiſſen Manne in aufblaſenden und vom „Hochmuthe erzeugten Ausdrücken nicht mehr zuſchreibe. „Gleichwohl heißt es in ihren Briefen an mich; **wie ſie befohlen haben.** Dergleichen Ausdrücke verbitte ich mir fürs „künftige, denn ich weiß ja, **wer ich bin, und wer ihr** „**ſeyd.** Eurer Amtswürde nach ſeyd ihr meine **Brüder**, „den Sitten nach meine **Väter**. Mithin habe ich, was ich „für nützlich fand, nicht **befohlen**, ſondern fleißig angezeigt. „Gleichwohl finde ich nicht, daß Eure Heiligkeit, was ich „dort **erinnerte**, vollkommen im Gedächtniſſe behalten hätte. „Denn ich hatte geſagt, daß man weder **mir**, noch Je„mand anderem mit dergleichen Zuſchriften begegnen ſolle; „und da ſteht in dem Briefe an mich ſelbſt, der ich ſolches „verboten hatte, gleich obenan der hoffartsvolle Titel: **dem** „**all**-

(*) Cap. 15. Viſum eſt enim Spiritui ſancto & nobis &c, Es heißt nicht: Viſum eſt enim Spiritui ſancto & ſummo Pontifici Petro.

(**) Alle Biſchöfe nannte man damals Eu. Heiligkeit vorzüglich, weil ſie ſich durch die Reinigkeit ihrer Sitten, durch ihr liebreiches, herablaſſendes Betragen dieſes Namens würdig machten.

„allgemeinen Biſchofe. Ich bitte Eure geliebteſte Heiligkeit, künftighin ja nicht ſolches mehr zu thun. Ihr „Biſchöfe brechet ja euch ſelbſt alles das ab, was ihr „über die Gebühr einem andern zuwendet. Denn ich „ſuche ja nicht durch Worte, ſondern durch Sitten mich „höher zu ſchwingen; noch rechne ich mir dasjenige zur Ehre „an, wovon ich weiß, daß es meine Brüder entehre. „Die allgemeine Kirche iſt meine Ehre. Je kräftiger meine Mitbrüder ihre biſchöfliche Würde behaupten, deſto mehr finde ich mich geehrt. Wenn Eure Heiligkeit „mich einen allgemeinen Biſchof nennt, ſo geſteht ſie ja, „daß ſie dasjenige nicht ſey, was ich nach ihren Worten allgemein bin. Das ſey aber fern. Hinweg mit Worten, welche die Eitelkeit aufblaſen, und die chriſtliche Liebe „verletzen. Eure Heiligkeit wird ſich noch erinnern, daß „ein ſolcher Ehrenname von dem heiligen chalcedoniſchen Kirchenrathe, und nachmals auch von verſammelten Biſchöfen meinen Vorfahren angetragen worden iſt, und doch „hat ſich keiner deſſelben bedienen wollen (*).“

„Niemand, ſpricht Cyprianus: iſt der Biſchof der Biſchöfe.“ Bernhardus ſagt dem Papſte gerade zu: „Bedenke, daß du nicht der Herr der Biſchöfe, ſondern ihr „ Mitbiſchof ſeyſt.“ Der Koſtnitzer Kirchenrath verordnet, daß jeder Gläubige, ſelbſt der Papſt, einer allgemeinen Kirchenverſammlung gehorſamen müſſe. Papſt Eugen bekennt freymüthig, daß er ſich in allem den Ausſprüchen der koſtnitzer Kirchenverſammlung unterwerfe, und Papſt Sylveſter II. erklärt den dagegen Handelnden für einen Heiden und Zöllner. Der h. Bernhard warnet die Päpſte, in fremde Gränzen einzudringen, und mit ihrer Sichel fremdes Korn zu mähen.

Ich könnte ein ganzes Buch ſchreiben, wenn ich alle die Stellen anführen wollte, aus welchem man offenbar ſieht, daß zur Erhaltung der Einigkeit in der Lehre, keineswegs ein Papſt nöthig ſey, daß ohne ein ſolches Oberhaupt die chriſtliche Kirche mehrere Jahrhunderte beſtanden habe, und daß alſo dadurch auch die kathol. Re-

(*) Ad Eulog. Alex. Ep. 30. L. VIII. Indict. I.

Religion nicht zu Grunde gehen werde, wenn Fürſten ihre Rechte wieder hervor ſuchen, und den Papſt in ſeine Gränzen zurück weiſen.

Von dem hierarchiſchen Syſteme iſt bekannt, daß es Gregor VII. erſt durchgeſetzt hat. Der Apoſtel und die erſten Chriſten wußten von einem ſolchem Syſteme nichts. Daß endlich das Mönchswesen nicht zum Weſentlichen der kathol. Kirche gehöre, iſt ſchon hinlänglich dadurch erwieſen, daß mehrere Jahrhunderte das Chriſtenthum geſtanden und geblühet hat, ehe man noch wußte, was ein Mönch war.

Wenn es zum Weſentlichen der chriſtl. Religion gehören könnte, ſo hätte der weiſe Jeſus eine ſo wichtige Sache nicht mit gänzlichem Stillſchweigen übergehen dürfen. Er hätte ſagen müſſen: „es gehört mit zur „Hauptſache der neuen Religion, welche ich euch leh„re, daß eine Anzahl Chriſten ſich entſchließen, ge„horſam, keuſch und arm zu leben, daß ſie ſich geißeln „den ganzen Tag, übrigens aber für die menſchl. Ge„ſellſchaft todte Glieder ſind; es gehört dazu, daß eine „andere Gattung Chriſten das nämliche thut, dieſem „aber noch das Almoſenſammeln hinzu fügt.“. Das hätte er ſagen müſſen, und würde es auch geſagt haben, wenn er jemals Mönche und Nonnen hätte haben wollen. Allein, er that das nicht. Wie kam es denn alſo, daß erſt im 4ten Jahrh. die erſten Mönche entſtanden? Wie kam es, daß erſt nach tauſend Jahren ein ganz einfältiger Menſch den Gedanken faßte; von Almoſen zu leben? Wahrſcheinlich daher, weil das Chriſtenthum von ſeiner urſprünglichen Lauterkeit abgewichen war, und man auf Andächteleyen mehr hielt, als auf die weſentlichern Obliegenheiten des Chriſten. Die Klagen, welche verſchiedene Concilien über die großen Fortſchritte des Mönchsweſens führen, die Geſetze der Kirchenverſammlungen, daß keine neue Orden mehr in der Kirche eingeführt werden ſollen, beweiſen, daß

daß dieſe Kirchenverſammlungen von der Entbehrlichkeit der Mönche überzeugt waren.

Ich hoffe nun ſo viel geſagt zu haben, daß ſelbſt der einfältigſte Katholike überzeugt ſeyn wird, daß vorgenommene Veränderungen mit dem Mönchswesen, der kathol. Religion keinen Nachtheil bringen können. Die Klagen des Papſtes, die Furcht der Schwachen, fallen alſo hinweg. Aber, können nicht die Mönche eine Duldung fordern, die man nun ſelbſt den Juden zugeſteht? Kann nicht wenigſtens ein einzeles Glied, ein einzeler Mönch, verlangen, daß er in ſeinen ſpätern Jahren ein Leben fortſetzen dürfe, an welches er ſich ſchon gewöhnt, und um welches er die Vergnügungen ſeiner Jünglingsjahre in der Abſicht aufgeopfert hat, damit er ſein ganzes Leben in dieſem Stande zubringen könne? Um dieſe Fragen mit aller erforderlichen Deutlichkeit beantworten zu können, wird es nöthig ſeyn, hier die Grundſätze einer vernünftigen Duldung vorzutragen, und zu zeigen, in welchen Fällen man das Recht habe, eine Duldung zu fordern, und in welchen Fällen es Staatsklugheit nothwendig macht, dieſer Forderung Genüge zu leiſten.

Ein Fremdling kann niemals von einem Fürſten fordern, daß er ihn in ſeinen Landen dulde, aber bitten kann er ihn; und die Staatsklugheit räth es an, jeden Fremdling zu dulden, ja ſo gar zu begünſtigen, wenn ſein Betragen den Geſetzen des Staates nicht zuwieder iſt, wenn er ſich denſelben unterwirft, wenn er gar dem Staate nützlich iſt. Der Einwohner eines Staates kann vom Regenten als ein Recht fordern, ihn ſo lange im Staate zu dulden, als er ſich nicht durch Verbrechen, oder durch Grundſätze, die dem Staate gefährlich ſind, oder wohl gar durch Verbreitung dieſer Grundſätze, eines ſolchen Rechtes verluſtig macht. Aber auch in dieſem Falle räth die Klugheit an, den Verbrecher oder den Gefährlichen nicht aus den Staaten

zu

zu verweiſen, ſondern ihn ſo zu bewahren, daß er keine Verbrechen mehr begehen, nicht mehr gefährlich ſeyn kann.

Dieſe Grundſätze ſind ſo wahr, daß der allgemeine Tadel derjenigen Fürſten, welche ſie nicht befolgt, und das allgemeine Lob derjenigen, welche ſie ausgeübt haben, der beſte Beweis ihrer Wahrheit und Güte ſind.

Dieſen Grundſätzen zu Folge, konnten die Hugenotten in Frankreich die Duldung als ein Recht verlangen, ſo lange, bis entſchieden war, daß ihre Grundſätze dem Staate entgangen ſeyn. In dieſem Falle rieth die Staatsklugheit an, alles vorzukehren, um ſie zu beſſern Staatsbürgern umzubilden; aber niemals erhielt der König ein Recht, ſie zu andern Geſinnungen zu zwingen. Da aber die Grundſätze der Hugenotten dem Staate keinesweges zuwider ſind, ſo beging der König nicht nur einen Staatsfehler, da er ſie aus ſeinem Lande wegge- hen ließ, ſondern er verletzte auch die Rechte des Menſchen, da er ihnen ihr Vermögen nahm, ſie zu andern Geſinnungen zwingen, und ihnen nicht einmal erlauben wollte, frey aus dem Königreiche Frankreich auswandern zu dürfen.

Dieſen Grundſätzen zu Folge, können die Juden von allen Fürſten Duldung als Wohlthat verlangen, wenn ſie noch nicht als Bürger des Staates recipirt ſind. Die Staatsklugheit räth an, ſie zu dulden, da die Grundſätze ihrer Religion dem Staate keinesweges — wie das nun hinlänglich erwieſen iſt — ſchädlich ſind, ſie hingegen treue, nützliche Unterthanen des Staates ſind, oder doch werden können. Und eben deshalb werden in vielen Staaten, zum großen Vortheil dieſer Staaten, die Juden geduldet.

Dieſen Grundſätzen zu Folge, können Proteſtanten in katholiſchen Staaten, können Katholiken in proteſtantiſchen Staaten, dieſe Duldung, als Recht, wenn ſie nicht den Grundgeſetzen des Staates wiederſpricht,

und wenn dieſes iſt, als Wohlthat verlangen. Im erſten Falle iſt es Pflicht des Regenten, ſie zu zugeſtehen; im andern räth es die Staatsklugheit an.

Dieſen Grundſätzen zu Folge können Mönche zwar um Duldung bitten, das wird ihnen niemand wehren; aber das Intereſſe der Fürſten fodert, und die Staatsklugheit räth es an, ihre Geſetze ſo zu verbeſſern, und ſo zu mildern, daß ſie dem Staate nicht ſchädlich ſeyn. Daß ſie es aber jetzt ſind, habe ich oben hinlänglich erwieſen. Die Mönche können alſo nicht über Ungerechtigkeit und Intoleranz klagen, wenn einige weiſe Fürſten ſich beſchäftigen, ihre grundböſe Verfaſſungen zu verändern. Sie können nicht einmal ſo viel Duldung fordern, als die Juden. Denn dieſe ſind treue Thätige, die Laſt des Staats mittragende Bürger; die Mönche hingegen ſind Unterthanen eines fremden Herren, unthätige Miteſſer, die zwar alle und noch größere Vortheile des Bürgers genießen, und doch nicht eine Laſt deſſelben mittragen helfen. Nur das könnte ihnen beyfallen, von dem reformirenden Fürſten zu fordern, daß er ihnen vergönne, aus dem Staate in einen andern zu ziehen, und ihr Vermögen, nachdem ſie das einmal feſtgeſetzte Abzugsgeld erlegt hätten, mitzunehmen. Es würde ungerecht von einem Fürſten ſeyn, wenn er nicht dem einzelnen Mönche dieſe Erlaubniß geben wollte, daß er in ſeiner ſyriſchen Kleidung abziehen, und in ein anderes Land, wo dergleichen Leute geduldet werden, gehen dürfte. Der Staat verliert an ihm zwar nichts, wenn man erweget, daß er vorher zur Bevölkerung nichts beytrug, und überhaupt ein todtes Glied der Geſellſchaft war. Allein, da er doch zum Staatsbürger umgebildet werden könnte, und der Verluſt eines einzigen Geſunden immer ein großer Verluſt für den Staat bleibt: ſo räth die Staatsklugheit an, den Mönch durch Güte und durch vernünftige Vorſtellungen dazu zu bewegen, wozu ihn zu zwingen der Fürſt

keine

keine Befugniß hat. Was aber den zweyten Punct wegen des mitzunehmenden Vermögens betrifft, ſo hat es hier eine ganz andere Bewandtniß, als mit dem Vermögen des Bürgers, welcher in einen andern Staat ziehen will.

Es kommen hier nämlich zwey Stücke in Betrachtung. Erſtlich, hat der einzelne Mönch gar kein Recht auf das Vermögen der Gemeinheit; nur das Recht hat er, zu fordern, daß er von dieſem Vermögen ſtandesmäßig erhalten werde. Der Fürſt kann das nun freylich dahin einſchränken — ſo lange er im Staate bleibt. Wenn alſo der einzelne Mönch um die Erlaubniß anhält, in einen andern Staat zu wandern, ſo muß ihm das, wenn er darauf beſteht, der Fürſt bewilligen; allein, Anſprüche auf Vermögen kann er gar nicht machen, und eine Penſion hängt von der Gnade des Fürſten ab. Dieſe Maxime befolgten die bourboniſchen Höfe bey der Aufhebung der Jeſuiten in dieſen Staaten. Sie erlaubten allen Jeſuiten, (die ſich keiner Verbrechen ſchuldig gemacht hatten,) aus ihren Staaten ſich zu entfernen, wenn ſie ihren Rock nicht ausziehen, ſondern Jeſuiten bleiben wollten.

Zweytens: Wenn nun aber eine ganze Kloſtergemeinde einmüthig darauf beſtände, mit ihren Hab und Gütern den Staat zu verlaſſen, wäre es da ungerecht, wenn der Fürſt ihnen zwar insgeſammt erlaubte hin zu gehen, wohin ſie wollten, aber ihr Vermögen zurück behielte, um es zu beſſern Anſtalten zu verwenden? Dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir ſehen, wie ſie zu dem Vermögen gekommen ſeyn, wer es gegeben, und ob der Fürſt das Recht habe, dieſe Abſichten der Geber zu interpretiren, und ſie nach den Bedürfniſſen unſerer Zeiten zu verändern. Alle die Klöſter, welche eigenes Vermögen haben, und liegende Gründe beſitzen, haben dieſelben entweder von jenen Jünglingen bekommen, welche in die Klöſter eintraten, um ewig ihr Le-

ben daſelbſt zu beſchließen, oder ſie erhielten dieſelben durch Weltmenſchen, welche glaubten, daß die klöſterlichen Anſtalten Gott wohlgefällig ſeyn, und daß ſie ſich dadurch deſto ſicherer den Weg zum Himmel bahnen könnten. Manche thaten es, um ihren Namen zu verewigen. Unter dieſen Gebern waren verſchiedene Kaiſer, Könige und Fürſten. Die meiſten Stifter und Geber hatten heilige Abſicht, zum Nutzen der Menſchheit etwas beyzutragen; welche Abſicht ſie, leider! zum Theil verfehlt haben. Wenn man in die Geſchichte zurück geht, wird man finden, daß die meiſten Klöſter in jenen Zeiten fundirt worden ſind, wo die Mönche die Erziehung des Volkes und die Bekehrung der Heiden beſorgten, wo ihre Klöſter Schulen und Zufluchtörter der Armen, Wittwen und Waiſen, waren. Es iſt alſo höchſt wahrſcheinlich, daß viele Stifter die heilige Abſicht gehabt haben, durch ihre Stiftungen gewiſſe Funds zu machen, damit das Volk erzogen, und die Armen ernähret werden könnten. Sie konnten niemand eher, als Mönchen, in den damaligen Zeiten ihre Güter anvertrauen, weil ſie da am ſicherſten verwahrt, und in den damaligen Zeiten auch am beſten verwendet wurden. Die heiligen Geber gönnten gern den Ausſpendern ihres Vermögens, den Erziehern des Volkes, daß auch ſie an den Einkünften Theil nehmen konnten. Dieſemnach wäre alſo das Vermögen der Mönche nicht Eigenthum einer Kloſtergemeinde, ſondern Erbtheil der Armen, Fond zur Erziehung. Auch ſind die Kloſtergüter von jeher von Kirchenvätern, von Biſchöfen, von Concilien und Synoden als ein Erbtheil der Armen betrachtet worden. Erſt noch neuerlich hat der Fürſt Erzbiſchof in dem Hirtenbriefe verſchiedene Stellen der Concilien, Väter ꝛc. angeführt, woraus dieſes deutlich erhellt. Die Kloſtergemeinden können alſo auf das ihnen zur Verwaltung übergebene Vermögen keinen Anſpruch machen

Und da nun der Fürſt der allgemeine Vater des Landes iſt, ſo hat er unſtreitig das Recht, dieſe bisher übel verwaltete Summen einzuziehen, und, den Abſichten der Geber gemäß, zum Beſten der Armen und zur beſſern Erziehung des Volkes verwalten zu laſſen. Es mag aber auch wohl viele Andächtige gegeben haben, welche ſchwach genug waren, dieſe Abſichten nicht zu hägen, ſondern ihr Vermögen aus keiner andern Abſicht den Kloſterbewohnern gaben, als damit nur einige Mönche mehr ernähret werden könnten, und daraus dürften vielleicht die Kloſtergemeinden das Recht herleiten, die Kloſtergüter, wenigſtens zum Theil als Eigenthum betrachten, und alſo, wenn es ihnen vergönnet würde, in einen andern Staat zu wandern, daſſelbe mitnehmen zu können. Allein, auch zu dieſem Theile des Vermögens haben ſie kein Recht. Ich könnte mich hier auf das Verfahren der Chriſten berufen, welches ſie beobachteten, da die chriſtl. Religion die herrſchende im römiſchen Reiche ward. Unſtreitig hatte die römiſche heidniſche Geiſtlichkeit auch Fonds, die zum Theil von dem Staate ſelbſt, theils von andern Perſonen, waren. So weiß man von **Numa**, daß er die Geiſtlichkeit dotirte, und die Veſtalinnen hatten große Einkünfte. Alle dieſe Fonds zogen die Chriſten an ſich, und verwendeten ſie zu chriſtlicherm Gebrauche. Aber, ich habe nicht einmal nöthig, mich nach dieſen Beyſpielen umzuſehen. Da **Ganganelli** den Jeſuitenorden unterdrückte, wurden alle Güter der Jeſuiten eingezogen, und es wurde keiner Gemeinde frey geſtellt, in einen andern Staat, ſammt ihren Gütern zu gehen. Man weiß es, daß der König von Preußen, **Friedrich II.**, ſo lange der General **Ricci** lebte, die Jeſuiten noch immer in ſeinen Landen duldete, und doch wagte es nicht eine jeſuitiſche Gemeinde, auf dieſen Fall anzutragen. Es iſt aber auch noch überdies zu bemerken, daß ein Bürger des Staates nie eine Geſellſchaft begünſtigen

könne und dürfe, deren Geſetze offenbar wider das allgemeine Wohl des Staates ſind, wie wir von den Geſetzen der Mönche ſchon geſehen haben. Waren die Fürſten des Mittelalters zu verführt und geblendet vom Aberglauben und von Mönchen, um das Gefährliche dieſer Claſſe von Menſchen einzuſehen, waren ſie zu ſchwach, ſich dieſem einreißenden Uebel zu widerſetzen, ſo kann das für ihre erleuchtete Nachfolger keine Regel ſeyn, ſich eben ſo zu betragen, eben ſowohl, als ſie, dieſes Uebel im Staate zu dulden.

Es iſt alſo gewiß, daß der Fürſt, ohne erſt den römiſchen Biſchof darum fragen zu müſſen, mit dem Mönchswesen ſolche Veränderungen, welche zum Beſten des Staates und der Armen beſonders, und zur Verbeſſerung der Erziehung gereichen, vornehmen könne. Ich ſage mit Vorbedacht: ohne erſt den Pabſt fragen zu müſſen; denn ich habe gezeigt, daß der römiſche Biſchof, der Pabſt, ſich um andere Staaten nicht zu bekümmmern habe. Und als Fürſt, iſt er theils Vaſall des römiſchen Kaiſers, theils auch zu klein, als daß er ſich um die Angelegenheiten anderer Staaten bekümmern — dürfte. Ich wollte nicht einmal den Fürſten rathen, dieſes Höflichkeits halber zu thun; denn man weiß, daß die Päpſte nur zu oft aus erwieſenen Höflichkeiten, Schuldigkeiten gemacht haben.

„Allein,“ werden die Mönche ſagen: „das „Möchswesen hat nun ſeit mehr als einem Jahrtau„ſend geblüht, und doch haben alle Staaten beſtanden. „Wenn die Geſetze des Mönchswesens den Staaten ſo „gefährlich und nachtheilig wären, wie hätten da die „Staaten ſo lange beſtehen können? Warum alſo Neue„rungen vornehmen, warum uns unſere Exiſtenz rau„ben? Wenn Staaten ſo lange mit dem Mönchswe„ſen beſtanden haben, ſo werden ſie auch noch länger „beſtehen. Ferner, wenn wir der Religion ſo viel Nach-

„theil

„theil bringen, wie kommt es, daß die Religion doch „noch immer beſteht, und alſo wahrſcheinlich noch „länger beſtehen wird, wenn wir auch jährlich eine „Recrutirung von 40 bis 50000 Menſchen in der „Chriſtenheit vornehmen?“ So können nur diejenigen Mönche ſprechen, welchen an der Vervollkommnung der Menſchheit, an der Vervollkommnung der Staaten nichts gelegen iſt. Es iſt wahr, die Staaten haben mit dem Mönchsweſen beſtanden, werden wahrſcheinlich auch noch länger beſtehen. Aber, wie beſtanden? wie beſtehen? weniger bevölkert, weniger aufgeklärt, weniger geſittet. Muß denn eine Geſellſchaft gerade ganz alle Staatsverfaſſung aufheben, um einer Verbeſſerung zu bedürfen? Muß nicht der edle rechtſchaffene, der patriotiſch geſinnte Bürger wünſchen, daß die Staaten ſich immer mehr und mehr jener Vollkommenheit nähern möchten, welche der Staat Gottes hat, der das Ideal aller Vollkommenheit iſt? Eben das gilt von der Religion. Auch ſie hat beſtanden, und wird wahrſcheinlich auch ferner ſo, wie ſie jetzt iſt, künftig beſtehen; ja, ich will ſo gar einräumen, daß wir, wenn auch das Mönchsweſen beſtände, allmähliche Fortſchritte machen würden. Warum aber dem Strohme Dämme entgegen ſetzen, wenn er eine ſo ſchöne gerade Straße läuft? Warum die Fortſchritte der angefangenen Aufklärung durch längere Duldung des Mönchsweſens hemmen? Iſt es nicht Wunſch eines jeden edeln Chriſten, daß die wahre Chriſtusreligion wieder erweckt werde, welche ſich nicht in theologiſche Spitzfindigkeiten verliert, ſondern welche nur die reine natürliche Religion (wahre Chriſtuslehre), die ächte Moral auseinander ſetzt und vervollkommnet? Iſt und muß das nicht Wunſch eines jeden edeln Chriſten ſeyn? Sind aber nicht Mönche, die nur — beſonders wenn ſie Bettelmönche ſind — von Aberglauben und Andächteleyen leben,

und denen allen allgemeine Verachtung bevorſteht, wenn dieſe wahre Chriſtusreligion erweckt würde, ſind ſie nicht hauptſächlich Urſache, daß wir ſo lange Jahrhunderte nach dieſer urſprünglichen Lauterkeit ſchmachteten, und müſſen ſie nicht alles anwenden, um den Geiſt des Chriſten einzuſchläfern, und allen denen Dingen, die ſo ganz dem Geiſte der Chriſtusreligion zuwider ſind, einen vorzüglichen Werth beyzulegen?

„Allein,“ höre ich noch einen frommen Mönch ſeufzen: „haben nicht alle Stände ihre Unvollkom„menheiten? Bedürfen nicht alle einer Reformation? „Warum gerade mit dem Mönchsweſen anfangen?“ Ich gebe es zu, daß alle Stände ihre Unvollkommenheiten haben, alle vielleicht einer Verbeſſerung bedürfen; aber vielleicht iſt der Mönchsſtand gerade derjenige, welcher am erſten und nothwendigſten einer Verbeſſerung bedarf; und wenn auch dieſes nicht wäre, wenn jeder Stand dieſe Einwendung machen wollte, ſo würde nie eine Verbeſſerung gemacht werden können, und wir würden uns noch in derſelben Barbarey, als im 13ten Jahrhunderte, befinden.

Es ſind alſo nunmehr alle Einwürfe gehoben; und ich habe nur noch zu beantworten, was Iſelin in den Ephemeriden der Menſchheit mit ſo viel Wärme ſagte, ob nämlich nicht ein einzelnes Glied, ein einzelner Mönch, befugt ſey, zu verlangen, daß man ihn ſeine übrige Lebenszeit in dem Stande, welchen er einmal gewählt hat, beſchließen laſſe. Wenn man erweget, welchen Vergnügungen der Jüngling, der ſich entſchloß, oder dazu beredet wurde, Mönch zu werden, in der Blüthe ſeiner Jahre, entſagt hat: ſo muß man zugeben, daß es billig ſey, einem abgelebten Greiſe, dem das Mönchsleben durch Gewohnheit behaglich geworden iſt, zu erlauben, daß er auch ſeine noch übrige Lebenszeit in Unthätigkeit in irgend einem Kloſter

ver-

verlebe. Und wenn auch ſonſt kein Umſtand dieſe Billigkeit forderte, ſo forderte es doch dieſer, daß ein ſolcher abgelebter Mann gar nicht dazu geſchickt iſt, für ſeine eigene Wirthſchaft Sorge zu tragen. Man weiß, daß einigen abgelebten Jeſuiten nichts beſchwerlicher war, da ſie aufgehoben wurden, als dieſes, ſich um alles zu bekümmern, da ſie ſich nun ſo lange um gar nichts bekümmert hatten. Es iſt billig, mit der Schwäche der Menſchen Mitleiden zu haben, und ich bin alſo völlig dafür, daß, wenn meine Grundſätze befolget würden, doch immer in jedem Staate ein oder mehrere Klöſter nach Verhältniß beybehalten würden, damit in denſelben diejenigen Mönche ausſterben könnten, welche ſich einmal an dasjenige Kloſterleben gewöhnt haben, als das ihnen das weit thätigere, ſorgenvollere Leben gefallen könnte. Eben das gilt auch von den abgelebten Kloſterjungfrauen.

Nachdem ich alſo gezeigt habe: 1. Daß das Mönchsweſen dem Staate und der Religion entbehrlich, und 2. dem Staate und der Religion höchſt zuwieder, und ſchädlich ſey; und erwieſen habe: 3. daß jeder Landesfürſt, unabhängig von dem römiſchen Biſchofe, mit dem Mönchsweſen Veränderungen vornehmen könne, ſo werde ich nun des Herrn Winkopp Vorſchläge zu einer allgemeinen bürgerlichen und geiſtlichen Verbeſſerung des Mönchsweſens, die zum Vortheil des Staates und der Religion zugleich abzielen, und wodurch die Abſichten der Fundatoren erreicht werden können, vortragen.

1. Da die Grundverfaſſung der Mönche und Nonnen von der Art iſt, daß die Glieder dieſer Claſſe von Menſchen, wenn ſie auch dem Staate und der Religion nicht gefährlich wären, doch alle insgeſammt nach ihrer urſprünglichen und jetzigen Verfaſſung dem Staate und der Religion entbehrlich ſind: ſo müßte der Landesfürſt das ganze dermalige Mönchsweſen aufheben,

heben, und es ſo einleiten, daß aus dieſen jezt entbehrlichen Gliedern, nützliche, thätige, dem Staate und der Religion gleich wichtige Glieder werden könnten. Es müßte alſo niemand mehr

2. die Gelübde des Gehorſams, der Keuſchheit, und der Armuth ablegen dürfen. Denn das Gelübde des klöſterlichen Gehorſams iſt wider Vernunft, wider Staats-Verfaſſung und Religion; das Gelübde der Keuſchheit verhindert die dem Staate ſo nöthige Bevölkerung, und macht wenigſtens bey einer beträchtlichen Anzahl widernatürliche Laſter nothwendig, iſt wenigſtens wirkende Urſache derſelben; und das Gelübde der Armuth unterdrückt alle Induſtrie, alle Betriebſamkeit. Auch müßten zugleich mit dieſen Dingen

3. alle die ſeltſame Kleidungen aufhören, die zwar an ſich nicht ſchädlich ſind, doch aber immer auf das Volk einen gewaltſamen Eindruck machen, welcher ſchädlich werden könnte, wenn man dieſe Veränderung vornehmen, dabey aber den Mönchen erlauben wollte, ſich in einer ſonderbaren Kleidung ſehen laſſen zu dürfen. Doch würden es Billigkeit und Menſchenliebe erfordern, diejenigen alte Mönche und Nonnen, welche ſich nach der Welt und ihrer natürlichen Freyheit nicht ſehnen, hiemit zu verſchonen, und ihnen zu erlauben, künftig ihre Lebenszeit in einem beſonders dazu angewieſenen Kloſter zu verleben.

4. Müßten alle übrige Mönche und Nonnen geſchickt gemacht werden, dem Staate und der Religion nützliche Dienſte zu leiſten. Es wäre alſo nicht genug, daß es keinem Jünglinge und keinem Mädchen mehr erlaubt wäre, die klöſterlichen Gelübde abzulegen, ſondern es müßten auch alle Mönche und Nonnen, jene abgelebte Greiſe ausgenommen, von den ſchon abgelegten Gelübden entbunden werden, weil dieſe Gelübde unfähig machen, für Staat und Religion thätig zu werden.

den. Da bereits erwieſen iſt, daß der römiſche Biſchof in einem fremden Staate gar keine Gerichtbarkeit ausüben könne, ſo müßte der Fürſt die ihm unterworfenen Biſchöfe ſeines Staates anhalten, alle Mönche, und Nonnen von ihren Gelübden zu entbinden. Daß dem Fürſten das Recht zukomme, dieſes zu fordern, erhellt offenbar daraus, weil ein Biſchof nach den Geſetzen der Religion Jeſu gar keine Gerichtbarkeit hat, auſſer derjenigen, welche ihm der Landesfürſt verleihet. Ja, es wäre zu erweiſen, daß der Fürſt eigenmächtig, ohne Beyhülfe des Biſchofes, alle dieſe Gelübde losbinden könnte. Um aber die Schwachen nicht zu ärgern, um ſelbſt die Mönche nicht zu ärgern, würde es ſtaatsklug, weiſe und vortheilhaft ſeyn, wenn der Fürſt dieſes für jetzt durch den Biſchof vollziehen lieſſe. Um nun zugleich die Gewiſſen derjenigen Mönche und Nonnen zu beruhigen, welche noch immer glauben, daß der Papſt allein das Recht habe, von klöſterlichen Gelübden zu entbinden, und welche daher zeitlebens beſorgt ſeyn könnten und würden, ob ſie auch von ihren Gelübden kräftig und hinlänglich vom Biſchofe entbunden wären, aus dieſer Beſorgniß würde es menſchenfreundſchaftlich und weiſe ſeyn, durch Biſchöfe und erleuchtete Prieſter dieſe Mönche und Nonnen hinlänglich zu unterrichten, und ſie von der Wahrheit zu überzeugen, daß dieſes Recht keineswegs dem römiſchen Biſchofe, ſondern dem Biſchofe eines jeden Staates zukomme. Die Menſchenliebe erfordert, den Schwachen zu Hülfe zu kommen, und alles anzuwenden, um ihnen Ruhe des Lebens zu verſchaffen.

5. Das Vermögen der Klöſter gehört den Armen, und iſt von vielen frommen Gebern zur Erziehung des Volkes beſtimmt. Hingegen würde die Billigkeit erfordern, zu unterſuchen, ob von den Gebern noch Erben vorhanden wären. Dieſen wäre das in die Klöſter geſchenkte Vermögen zurück zu geben, und ihnen frey

zu

zu ſtellen, ob ſie es zu den künftigen beſſern Anſtalten wollten verwenden laſſen, oder nicht. Wenn aber in einem Kloſter (welches aber weder zu vermuthen iſt, noch geſchehen wird) alle Geber entdeckt würden, ſo, daß es alsdann unmöglich wäre, die Mönche oder Nonnen deſſelben Kloſters anſtändig zu erhalten: ſo müßten die Geber zufrieden ſeyn, wenn ſie ihr Vermögen erſt nach dem Tode dieſer Mönche und Nonnen wieder zurück erhielten. Auch würde es der Billigkeit gemäß ſeyn, den Mönchen und Nonnen den Theil ihres gehabten Vermögens, welchen ſie als Mitgabe und Ausſtattung in das Kloſter gebracht haben, zurück zu geben.

6. Das noch übrige Vermögen müßte in eine Maſſe in jedem Staate zuſammen genommen werden, damit dadurch jene Summen erſparet würden, welche bey vielen verſchiedenen Maſſen auf die Verwalter verwendet werden müßten. Es würde daher auch vortheilhaft ſeyn, wenn alle liegende Gründe, alle öffentliche Gebäude, und der ohnehin ſo überflüſſige Kirchenſchmuck in baares Geld verwandelt würde. Von letzterm beſonders iſt das nothwendig, theils weil er ein todtes Capital iſt, theils weil in der urſprünglichen Kirche, die Kirchenſchätze nicht zum Putzen dieſer oder jener Bilder, dieſer oder jener Altäre, ſondern zur Verpflegung der Armen und Nothleidenden verwendet wurden, wie alle alte Kirchenväter bezeugen, welche auch zum Theil gar heftig dawieder eifern, daß man die Abſichten der Geber ſo ſehr zu verkennen anfange, welche keine andere waren, als die ich vorhin angeführt habe.

7. Dieſes nun zuſammen gebrachte Vermögen aller Klöſter im Staate, gehört 1) den Armen. Wenn im Staate ſchon hinlängliche Anſtalten getroffen worden ſind, daß diejenigen Nothleidende, welche entweder nicht arbeiten können, oder durch große Unglücksfälle

in

in dürftige Umſtände gerathen ſind, vom Staate ernähret werden können: ſo fällt ohnehin weg, aus dieſer Maſſe einen Fond für Nothleidende zu machen. Hingegen wo dergleichen Anſtalten noch nicht ſind, iſt es allerdings nothwendig, einige Klöſter zu ſolchen Häuſern aufzubewahren, in welchen Arme, wahre Nothleidende und Unglückliche, die ſich ihr Brod nicht erwerben können, ernähret würden. Dieſe Arme wären denn die erſte Claſſe neuer Mönche und Nonnen. Dieſe Häuſer müßten vorzüglich ſo eingerichtet ſeyn, daß alle Glieder anſtändig gekleidet würden, hinlängliche gute Nahrung hätten, und es ihnen an der ihnen ſo nöthigen Aufwartung nicht mangelte. In unſern gewöhnlichen Krankenhäuſern und Spitälern wären nur Kranke, in dieſen neuen Klöſtern nur Nothleidende, nur Unglückliche aufzunehmen, welche ſich zu ernähren nicht im Stande ſind. Sie müßten alle unter einem Oberhaupte ſtehen, welches aber von weltlichen Gerichten abhängt. Dieſes Oberhaupt müßte Gewalt haben, diejenigen zu ihrer Pflicht mit Güte anzuhalten, welche etwa davon abgewichen wären. Wäre das Glied widerſpenſtig, ſo müßte der Obere dieſes den Gerichten anzeigen. Die höchſte Strafe, auſſer Criminalfälle, wäre die Verſtoßung aus dem Kloſter, und Beraubung dieſer Wohlthat.

Wenn eine ganze Familie unglücklich iſt, ſo iſt die ganze Familie aufzunehmen; und in ſo fern ſie Kinder zeugten, wären dieſe Kinder zu einem Handwerke anzuweiſen. Es müßte einem jeden Gliede, wenn es Luſt und Fähigkeit hat, frey ſtehen, ſich zu verehlichen. Mit den Kindern ginge es eben ſo, wie mit den vorigen. Hingegen müßten diejenigen, welche keine Neigung zum Eheſtande hätten, verſprechen keuſch zu leben. Die erſte Ausſchweifung müßte nach den Geſetzen des Staates, die zweyte zwar auch ſo, aber noch überdieß mit Verſtoßung aus dem Kloſter, beſtrafet werden.

Zwar

Zwar fällt der Erwerb der einzelen ohnehin ſchon dadurch weg, weil nur ſolche Perſonen aufgenommen werden, welche ſich nicht ernähren können. Allein, da es Unglückliche gibt, die zwar noch arbeiten, aber nicht ſo viel arbeiten können, daß ſie dadurch ſich ganz ernähren würden: ſo wären dieſe Leute allerdings aufzunehmen, aber dahin anzuhalten, daß ſie ſich, ſo viel in ihren Kräften ſtände, nach ihrer Art beſchäftigten. Der Erwerb davon käme ihnen zu, und ſie könnten ſich dadurch vielleicht in den Stand ſetzen, ſich fernerhin ganz zu ernähren. Wenn dieſer Fall einträfe, wäre ihnen dann anzudeuten, das Kloſter zu verlaſſen, und einem andern Platz zu machen. Alle Bußwerke und Andächteleyen fielen gänzlich hinweg, vielmehr wären dieſen Unglücklichen öffentliche anſtändige Vergnügungen zu machen, damit man ſie ihres Unglückes wegen einiger maßen entſchädigte. Auch müßten ſie einen ordentlichen Gottesdienſt haben; überhaupt aber müßte Jedem frey ſtehen, das Kloſter wieder zu verlaſſen, ſo bald es ihm beliebte. Einſamkeit und Stillſchweigen ſind Dinge, die ſolchen Unglücklichen die Leiden nur vermehren würden. Sie müßten alſo alle insgeſamt nach Claſſen ſpeiſen, da ſie ſich mit einander unterhalten dürften; und auch auſſer der Tiſchzeit müßte es Jedem frey ſtehen, ſich mit einem andern zu unterhalten, auch auszugehen, theils um ſich Bewegung zu machen, theils um an den Vergnügungen, welche die freye Natur gewähret, Antheil zu nehmen.

Es könnte auch rathſam ſeyn, jenen Perſonen, welche dem Staate ſchon abgeſtorben ſind, aber noch hinlängliches Vermögen haben, zu erlauben, ſich in dieſe Klöſter einzukaufen. Nur müßte dadurch kein Unglücklicher weniger aufgenommen werden. Dieſe Gattung Menſchen wären wahre Mönche und Nonnen, und durch die Stiftung ſolcher Klöſter würde die fromme Abſicht jener Kloſterſtifter erreicht, welche ſich freuen wür-

würden, wenn ſie die gute Anwendung ihres Vermögens ſähen.

8. Der andere Theil der Kloſtereinkünfte iſt von den Gebern 2) zur Erziehung beſtimmt. Die Erziehung des Volkes muß eines der wichtigſten Geſchäfte zwar nicht des Fürſten ſelbſt, aber doch einer eigenen dazu verordneten, vom Fürſten ſelbſt abhängigen Commiſſion, ſeyn. Das Wohl des ganzen Staates liegt daran, daß die jungen Bürger zu thätigen, geſchickten und geſitteten Bürgern gebildet werden.

Bey allen Erziehungsanſtalten kömmt hauptſächlich dieſes in Betrachtung, daß man nicht nur ſolche Lehrer anſtelle, welche die nöthigen litterariſchen Kenntniſſe beſitzen, ſondern auch ſolche, die eine gute Kenntniß der Herzen der Kinder ſich erworben haben, und alſo im Stande ſind, die Kinder zu lenken, ihre junge Herzen zu bilden, ihnen Neigung und Geſchmack zur Tugend beyzubringen, kurz, ſie zu guten Menſchen zu machen. Ferner müſſen ſolche Lehrer angeſtellet werden, welche Bereitwilligkeit haben dieſes zu thun, welche die Wichtigkeit ihres Poſtens fühlen, mit Vergnügen dieſes Geſchäft über ſich nehmen. Da dieſes Geſchäft ſo wichtig und von einem ſo weiten Umfange iſt, ſo müſſen dem Lehrer alle übrige Sorgen erſparet werden, damit er ſich ganz den Kindern widmen könne.

Da nun die Abſicht verſchiedener Stifter der Klöſter unſtreitig geweſen iſt, ſolche Fonds zu machen, daß das Volk gut erzogen werden könnte, ſo würde dieſe Abſicht nicht beſſer erreicht werden können, als wenn in jedem Staate nach Verhältniß ein oder mehrere Klöſter angeleget würden, in welchen alle diejenige, welche ſich der Erziehung widmen wollten, erſt ſelbſt erzogen würden. Und zwar müßten da die einſichtvolleſten Erzieher zu Oberaufſehern genommen werden, die ihnen nicht nur alle erforderliche litterariſche Kenntniſſe beybringen, ſondern auch ihnen zeigen müßten,

wie

wie ſie ihre erworbene Kenntniſſe am beſten den Zöglingen mittheilen könnten. Ferner müßten die Aufſeher oder Obererzieher denſelben die einem Erzieher ſo nöthige Kenntniß des menſchlichen Herzens, und inſonderheit des Herzens der Kinder, nicht nur in der Theorie geben, ſondern ſie ihnen auch practiſch durch den Umgang mit Menſchen, und vornämlich mit Kindern, verſchaffen. Die ſo gebildeten Erzieher müßten dann ihre Geſchicklichkeit zum Erziehen nach Verhältniß ein oder mehrere Jahre dadurch beweiſen, daß ſie ſelbſt, doch allemal unter Aufſicht des Obererziehers, nicht nur diejenige Wiſſenſchaft oder Kunſt, der ſie ſich vorzüglich gewidmet haben, vortrügen, ſondern auch angewieſen würden, wie ſie die Sitten der Kinder zu beobachten und zu verbeſſern hätten.

Wenn alſo dieſe Schule der Erzieher geſtiftet, und dann aus derſelben, alle Erzieher ſowohl zur niedrigern, als auch höhern Claſſe der Bürger genommen würden, ſo wäre der Staat vergewiſſert, daß kein einziger Erziehungsposten einem Untüchtigen anvertrauet worden wäre. Und da dieſe Haupterziehungsſchule, ſo wie auch alle Erziehungsanſtalten, unter der Aufſicht einer landesherrlichen Erziehungscommiſſion ſtehen müßten, ſo könnte er auch vergewiſſert ſeyn, daß nie dem Staate zuwieder laufende oder gefährliche Grundſätze verbreitet werden könnten.

Es iſt allerdings noch eines von den Hauptvorurtheilen in katholiſchen Staaten, daß man die Erziehung der Kinder unbeweibten anvertraut. Nächſt dem, daß ſie alsdann mit wirthſchaftlichen Sorgen beladen ſind, iſt es noch überdieß wahr, daß ſie nie jene zärtliche Gefühle und Neigungen zu Kindern haben werden, nie ſo viel Gelegenheit verlangen können, Kinderherzen zu beobachten, als wenn ſie ſelbſt Kinder haben. Es würde alſo vortheilhaft ſeyn, wenn die Obererzieher ſowohl, als auch die Erzieher an niedrigen Schu-

len

len verehelicht wären. Alle Erzieher müßten ſo viel Einkünfte haben, daß ſie ihrem Stande gemäß leben könnten, und keiner ſich mit andern Geſchäften beladen dürfte, um ſich und die Seinigen ſtandesgemäß zu erhalten. Nur ſo lange der werdende Erzieher im Obererziehungshauſe iſt, ſo lange muß er unverheurathet bleiben. Die werdenden Erzieher ſind nun die zweyte Claſſe von Mönchen. Sie ſind verbunden, dem Vorſteher der Obererzieher, ſo wie jedem Obererzieher, vernünftig zu gehorchen, müſſen aber jederzeit das Recht behalten, ſich bey der landesherrlichen Erziehungscommiſſion beſcheiden zu beklagen, wenn ſie glauben, daß ihnen zu viel geſchehen ſey. Sie müſſen verſprechen, keuſch zu leben; denn jede Ausſchweifung macht ihn zum fernern Erzieher unfähig. Sie müſſen zuſammen, wie in Klöſtern wohnen, zuſammen eſſen, und von den Einkünften der Klöſter ſtandesmäßig nicht nur das Nothwendige, ſondern auch das, was das menſchl. Leben angenehm macht, erhalten, damit ihnen die ſo nöthige Luſt zum Erziehen nicht genommen werde. In dieſem Erziehungshauſe müſſen ſie ſich ſo lange aufhalten, bis die Obererziehungscommiſſion ſie für fähig erklärt, einem Erziehungsamte an Landesſchulen vorzuſtehen. So lange ſie im Erziehungshauſe ſich befinden, müſſen ſie ſich mit nichts, als mit auf Erziehung abzielenden Dingen beſchäftigen. Sie haben alſo auch keine Mittel, ſich etwas zu erwerben, deshalb darf ihnen eben nicht das mindeſte abgehen. Diejenige Armen, welche von der Erziehungscommiſſion zu Erziehern an einer Landesſchule angewieſen werden, müſſen eine Ausſtattung bekommen, damit ſie nicht gezwungen ſeyn, ihr Amt mit Schulden anzutreten. Die reichern hingegen bedürfen einer ſolchen Ausſtattung nicht. Da jeder Erzieher, ſo bald er an einer Schule angewieſen iſt, ſich verehelichen darf, ſo wird der werden wollende Erzieher ſich im Er-

Erziehungshauſe alle Mühe geben, ſo bald als möglich ſich zu einem Lehramte geſchickt zu machen. Wenn nun ein Erzieher an Landesſchulen treue Dienſte geleiſtet hat, und zu ſtumpf wird, als daß er ſeinem Amte ferner vorſtehen könnte, würde es rathſam ſeyn, ihn, als Emeritus, in das Obererziehungshaus zu bringen, damit er daſelbſt ſeine Tage in Ruhe verleben könne, und es müßte ihm weiter nichts obliegen, als den jungen Erziehern mit gutem Rathe an die Hand zu gehen.

Einſamkeit und Stillſchweigen ſchicken ſich für einen Erzieher nicht, er muß Welt- und Menſchenkenntniß beſitzen; die erwirbt man ſich aber nicht in der Einöde, ſondern im Umgange mit Menſchen. Deshalb ſind Einſamkeit und Stillſchweigen Dinge, die in das Erziehungshaus, in dieſes neue Kloſter, für dieſe neue Mönche nicht paſſen. Sie müſſen ſich nicht nur unter ſich, ſondern auch mit andern Weltmenſchen unterhalten können. Ueberhaupt müſſen ſie als freye Menſchen und zu freyen Menſchen erzogen werden, damit ſie auch ihre künftige Untergebene wieder frey erziehen können. Daß die werdenden Erzieher einen ordentlichen Gottesdienſt haben müſſen, damit ſie zur Frömmigkeit gewöhnet werden, und alſo auch ihre künftige Zöglinge dazu anhalten können, verſteht ſich von ſelbſt. Aber Bußwerke, klöſterliche Demuth, Chorgehen, und dergleichen Dinge mehr, unterdrücken den Geiſt des Menſchen, verunedeln ſein Herz, und rauben ihm Zeit, fallen alſo in dieſem neuen Kloſter ganz weg.

Wenn ein werdender Erzieher die erforderliche Fähigkeit entweder nicht erlangen könnte, oder nicht wollte, ſo wäre er aus dem Erziehungshauſe, doch ohne alle Schande, zu verweiſen. Es würde nicht zu viel Zeit dazu erfordert werden, einzuſehen, ob ein Jüngling zum Erziehen tauge oder nicht; beſonders, wenn die

die Schulcommiſſion ſowohl, als die Erzieher an Stadt- und Landſchulen, alle diejenige auszeichneten, und den Obererziehern anzeigten, an welchen ſie ſolche Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens zu entdecken glaubten, die ihn einſt zum Erzieher fähig machen könnten.

Welche Kenntniſſe aber ſowohl die Erzieher des Landvolkes, als auch der Einwohner in Städten, beſitzen müſſen, gehört hieher nicht, zu unterſuchen; auch hat man darüber ſchon ſo viel Wahres und Gutes geſagt, daß man nur die angegebenen Grundſätze auszuüben hat, um die Menſchheit einige Stufen höher zu verſetzen.

Da gemeiniglich bey unſern jetzigen Erziehungsanſtalten zu wenig Bedacht auf das weibliche Geſchlecht genommen wird: ſo wäre es vielleicht eben ſo rathſam und erſprießlich, wenn man ein Obererziehungshaus für Frauenzimmer, auf eine ähnliche Art wie jenes, errichtete, und die Bildung ihrer Herzen rechtſchaffenen, verheuratheten Mannsperſonen, hingegen das Geſchäft, ſie in weiblichen Kenntniſſen, in Führung der Hauswirthſchaft und dergl., zu unterrichten, geübten würdigen Frauenzimmern auftrüge. Aus dieſem Erziehungshauſe könnten dann die Erzieherinnen des weiblichen Geſchlechtes genommen werden; und freylich müßte es dann erlaubt ſeyn, einen Gatten zu wählen, der ihnen mit Rath und That in der Erziehung an die Hand gehen könnte.

9. Von den noch vorhandenen Mönchen und Nonnen, könnten die geſchickteſten heraus gehoben, und in den Obererziehungshäuſern zu Erziehern und Erzieherinnen gebildet werden. Im Obererziehungshauſe aber darf weder ein Mönch, noch eine Nonne (dieſe bloß in Stickereyen u. d. gl. ausgenommen,) zum Obererzieher oder zur Obererzieherin angenommen werden; denn ſonſt wird aus der ganzen Erziehung nichts. Jene Mönche und Nonnen, welche hiezu nicht gebraucht werden können, könnten in der erſten Gattung Klöſter als Aufſeher, Ausſpender u. ſ. w. angeſtellet

werden, doch immer unter der Aufſicht eines weltlichen einſichtsvollen Mannes, damit ſie nicht dieſe zum Beſten der Armen eingerichtete Klöſter auf ihre alte Art wieder einrichten, und etwa denſelben Aberglauben wieder einführen können.

Auf dieſe Art könnte ſchon eine anſehnliche Partie Mönche und Nonnen zum Beſten des Staates zu thätigen Staatsbürgern umgebildet werden. Die noch übrigen könnten zu denen Anſtalten, deren ſogleich Erwähnung geſchehen wird, gebraucht werden.

10. Durch dieſe Gattung von Mönchen und Nonnen könnte alſo die Erziehung der Jugend vollkommen gut beſorget werden. Allein es iſt nothwendig, daß auch die Jugend, nachdem ſie aus den Jahren der Kindheit heraus tritt, wenn nun der Jüngling einen Stand ergreift, wenn er Ackermann, Handwerker, Künſtler, Soldat, Staatsbedienter wird, wenn das gebildete Mädchen einen Gatten wählt, es iſt dann auch noch immer nöthig, daß ſie einen Seelſorger, einen Mann haben, der ſie erinnern, ermahnen kann und darf, wenn ſie ſtraucheln, der ihnen glückliche Lehren vorträgt. Dieſe Sorge iſt den Prieſtern anvertrauet, und ſie ſind dem Staate unentbehrlich.

Eine von den Abſichten verſchiedener Kloſterſtifter und Bereicherer mag auch wohl dieſe ſeyn, ſolche Lehrer des Volkes aufzuſtellen. Denn wirklich waren es in den ältern Zeiten die Mönche. Es iſt aber in unſern Zeiten eine allgemeine Klage, daß in verſchiedenen Staaten gar viele Prieſter und Pfarrer die Pflichten eines Lehrers des Volkes nicht ſo ganz erfüllen. Sollte dieß nicht größtentheils daher rühren, weil man nur noch wenig Anſtalten hat, in welchen die jungen Prieſter zu Lehrern des Volkes gebildet werden könnten? Sollte es nicht für Religion und Staat gleich wichtig ſeyn, wenn man auf die Art, wie ich oben eines Obererziehungskloſters erwähnte, auch ein Oberprie-

prieſterhaus errichtete, in welchem alle diejenigen, welche zu Lehrern des Volkes tauglich wären, oder ſich beſtimmen wollten, gebildet würden? Keiner dürfte jemals eine Seelſorgerſtelle erhalten, ohne vorher in dieſem Hauſe geweſen, und ohne vorher von den Oberprieſtern (aber daraus dürfte ja kein neues hierarchiſches Syſtem entſtehen!) lange geprüft worden zu ſeyn. Dieſe zu Lehrern des Volkes beſtimmte Männer, wären dann die dritte Claſſe von Mönchen. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Männer alles Nothwendige, und alles, was zum Angenehmen des menſchl. Lebens gehört, frey erhielten, daß man ſie nicht ſo ſehr einſchränkte, als gewöhnlich in Seminarien geſchieht,— denn auch ein Prediger muß Welt- und Menſchenkenntniß haben — und daß endlich zu Landpredigern gerade die geſchickteſten und fähigſten, und beſonders ſolche gewählt würden, welche ökonomiſche Kenntniſſe beſäßen, damit ſie hierin dem einfältigen Landvolke zu Hülfe kommen könnten.

In dieſem Oberprieſterhauſe könnten nun die noch übrigen Mönche zu Lehrern des Volkes gebildet werden. Doch wäre hier noch zu rathen, daß, wenn ein alter Mönch zu einem Lehrer des Volkes angeſtellt würde, hier nicht nur eine weit ſtrengere Prüfung vorgenommen würde, ſondern der Oberprieſter ihn auch oft beſuchte, und die Gemeinde um ſein Verhalten befragte.

Wenn nun die Bildung dieſer Volkslehrer unter Aufſicht einer landesherrlichen, weltlichen, beſonders dazu niedergeſetzten Commiſſion geſchähe, ſo wäre der Staat auch von dieſer Seite geſichert, daß durch Prieſter keine böſe Grundſätze ausgebreitet werden könnten; vielmehr wäre man vergewiſſert, daß ſie alle zum Wohl des Staates beytragen würden.

Es wird darauf ankommen, ob Landesherren ſich entſchließen können, auch den Prieſtern, den Lehrern

des Volkes, das Heurathen zu erlauben. Es iſt bekannt, daß das Verbot der Prieſterehe bloß von Menſchen herrührt. Der Landesfürſt kann alſo ſogleich dieſes Verbot aufheben. Es iſt gewiß, daß dadurch die Lehrer des Volkes noch feſter an den Staat gebunden werden würden; und es iſt Vorurtheil, wenn man glaubt, ein Eheloſer werde Gott beſſer dienen, als der Verehelichte. Wie viele Ausſchweifungen, inſonderheit junger Prediger, würden durch ſolche Erlaubniß verhütet werden, und ſeinem Amte würde er nur noch eifriger vorſtehen, wenn ſein Dienſteifer zugleich Vortheil, ſeine Trägheit zugleich Nachtheil für ſeine Familie, die er liebt, wäre; der andern Vortheile, die daraus entſtehen würden, nicht zu gedenken.

11. Da aber, aller dieſer Anſtalten ungeachtet, noch immer Mönche und Nonnen übrig bleiben würden, ſo wäre dieſen aus der allgemeinen Maſſe auf lebenslang ein hinlänglicher Unterhalt zu reichen, der noch bey jenen, welche ſich entſchlößen zu heurathen, zu vermehren seyn dürfte, wobey aber auch zugleich für die aus dieſen Ehen entſpringenden Kinder geſorget werden müßte.

Dieſe vorgeſchlagene neue Mönche würden gewiß dem Staate und der Religion gleich nützlich ſeyn, anſtatt daß die andern dem Staate zur Laſt fielen, und der Relegion nicht wenig Nachtheil brächten.

Ueber die Einziehung der Güter, Gefälle, Capitalien eines aufgehobenen oder eingegangenen Kloſters, trägt der Hr. geh. R. von Steck (*), folgende gründliche Gedanken vor.

„Es iſt nicht von Unterdrückung, Aufhebung, Vernichtung eines ganzen religiöſen und Mönchsordens die Rede, ſon=

(*) In ſeinen Ausführungen einiger gemeinnützlichen Materien, (Halle, 1784, gr. 8.) S. 26, ſgg.

ſondern von Aufhebung oder dem Eingehen und Verfalle eines einzelen Kloſters von einem Orden, der beſteht, die Frage. Ein evangeliſcher Landesherr darf ein katholiſches Kloſter in ſeinem Gebiethe, wenn es am 1ſten Jan. des Entſcheidungsjahres 1624 in den Händen der Katholiken wirklich geweſen, nicht aufheben (*). Von Aufhebung eines katholiſchen Kloſters in einem evangeliſchen Gebiethe kann alſo die Rede gar nicht ſeyn, es ſey denn, daß der ganze Orden unterdrückt würde, wie es das Schickſal des Jeſuiterordens war. Ein katholiſcher Landesherr kann, zumal mit Bewilligung des Pabſtes und Kaiſers, ein einzeles Kloſter eines Ordens aufheben, und ſein Vermögen und Einkommen einem beſſern Gebrauche widmen. Dieß iſt der Fall. Sind die Güter, Beſitzungen, Capitalien, Gefälle des Kloſters im Gebiethe des aufhebenden Landesherren belegen, belegt, gegründet: ſo verfüget er nach der Beſtimmung über dieſelben ohne Ausnahme. Es hat Niemand ein Recht daran, auch nicht der ganze Orden mehr, dem ſie gehörten, auch nicht die Geſchlechter und Abkömmlinge des Stifters mehr, der ſie gänzlich veräuſſert hat, und deſſen Beſtimmung nur verbeſſert wird. Hat aber das aufgehobene Kloſter ſeine Güter in einem andern Gebiethe; zog es Gefälle und Zehnden aus einem andern Lande; ſtehen ihm in dieſem Gerechtigkeiten zu: ſo gebührt deren Einziehung und Verwendung dem Landesherrn, in deſſen Gebiethe dieſe Güter liegen, und aus deſſen Gebiethe es die Gefälle zog. Sie gehören zu dem geſammten Vermögen des Landes und Staates, worin ſie liegen, woraus ſie entrichtet werden; ſie ſind durch Vernichtung des Eigenthümers, des Körpers, dem ſie gehörten, eigenthumlos, erlediget, dem Staate eröffnet worden und heimgefallen, ſo, wie es geſchähe, wenn ein Privateigenthümer, der ſie auswärts beſeſſen, erblos geſtorben wäre.

„Können die Katholiken, die in evangeliſchen Landen im Entſcheidungsjahre beſeſſenen Klöſter keinem andern Orden einräumen: ſo können ſie auch die Güter und Gefälle eines katholiſchen Kloſters, welche es in einem evangeliſchen Gebiethe hat, zu keinen andern Beſtimmungen anwenden. Wird alſo ein ſolches Kloſter aufgehoben, und wider den Zweck der Stiftung verwandelt, oder vernichtet: ſo iſt

(*) Osnabr. Friedensſchluß, V. Art. §. 26.

der evangeliſche Landesherr, worin ſeine Güter gelegen, oder worin er Gefälle gehabt, nicht ſchuldig, ſolche zu dem veränderten Zweck dahin zu geben, ſondern er iſt berechtigt, ſolche nach aufgehörtem Daſeyn des Eigenthümers als herrenlos einzuziehen.

Der §. 47 des 5ten Art. des weſtphäl. Friedensſchluſſes, ſcheint dieſe Güter und Gefälle des aufgehobenen Kloſters deſſen Landesherrn, in deſſen Gebiethe es geſtanden und gelegen, zuzueignen. Dieſer Paragraph enthält eine Entſcheidung und Beſtimmung, wem die Gefälle eines in evangeliſchen Landen eingegangenen und verfallenen Kloſters zukommen und gehören. Von liegenden Gründen und Gütern redet er gar nicht, ſondern von Gefällen, Zehnden, Erbzinſen, Pachtzinſen, Pächten ꝛc. Er macht einen Unterſchied zwiſchen

> Klöſtern, welche vor dem J. 1624 ſchon eingegangen und abgeriſſen oder verfallen waren,

und denjenigen,

> welche ſeit dieſem Jahre erſt eingegangen und verfallen ſind.

„Von denen, die nach dem Friedensſchluß aufgehoben worden, kann er nicht reden, weil die evangeliſchen Landesherren keine katholiſche Klöſter nach dem §. 26. aufheben dürfen. Alſo redet er drittens

> nur von Klöſtern, die nach dem Friedensſchluß einfallen, eingehen, von ſelbſt aufhören werden.

„Iſt ein Kloſter vor dem J. 1624 in evangeliſchen Landen aufgehoben worden, oder eingegangen, ſo ſollen ſeine Gefälle aus andern Gebiethen denjenigen gebühren und zufließen, die im 1 Jan. 1624 im Beſitze ihrer Hebung geweſen.

„Iſt es nach dieſem Entſcheidungsjahre aufgehoben worden oder eingegangen, oder es verfällt und geht künftig ein: ſo ſtehen die Gefälle dem Landesherrn, in deſſen Gebiethe das aufgehobene und abgegangene Kloſter gelegen war.

„Von Gütern war gar nicht die Rede. Es redet dieſe Stelle auch nur von Klöſtern in evangeliſchen Gebiethen. Von Klöſtern in katholiſchen Ländern enthält der ganze Tractat gar keine Verfügung. Man dachte damals nicht, daß

daß Zeiten kommen würden, da katholiſche und ſo gar geiſtliche Landesherren Klöſter aufheben und einziehen würden. Der §. 46 und 47 ſpricht nur von den Gefällen der Stiftungen und Klöſter evangeliſcher Länder und Gebiethe, die ſie aus katholiſchen ſtändiſchen Landen ziehen. Die Katholiken weigerten ſich den Proteſtanten ſolche zu entrichten, beſonders aber maßten ſie ſich an:

ſolche, die deſolat gewordenen, eingegangenen, verfallenen Klöſtern gebührten, vorzuenthalten.

„Die evangeliſchen beſchwerten ſich bey den Friedenshandlungen darüber, und thaten den Vorſchlag zum Vergleich:

Die Gefälle der vor 1618 deſtruirten und abgegangenen Klöſter in ihren Landen, welche ſie aus andern Territorien erhoben, ſollten dem verbleiben, der in dem J. 1618 im Beſitz ihrer Erhebung geweſen.

Hingegen

ſollten die Gefälle der erſt nachher oder künftig deſolat werdenden, oder gewordenen, und abgehenden Stifter und Klöſter dem Territorio folgen, worin dieſe gelegen (*).

„Hierauf beſtunden ſie, und es wurde nur das Jahr 1624 an die Stelle des 1618 geſetzt. Der Kaiſer und die katholiſchen Stände beliebten endlich dieſen von den Schweden unterſtützten Antrag, und man wurde über die Beſtimmung und Entſcheidung einig, wie ſie jetzt im Tractat ſteht (**). Sie wurde bloß durch eine Beſchwerde der Evangeliſchen veranlaſſet, erledigt allein dieſelbe, und iſt alſo lediglich auf dieſen Gegenſtand einzuſchränken. Die Katholiken können ſich darauf gar nicht berufen. Am wenigſten können ſie ſolche auf Klöſter anwenden, welche ſie aus Staatsurſachen willkürlich aufheben. Sie ſpricht von einfallenden, eingehenden, verfallenden, nicht von willkührlich aufgehobenen, eingezogenen, unterdrückten Klöſtern.

(*) v. Meiern weſtphäl. Friedenshandlungen und Geſchichte, To. II. B. XV, §. V. S. 571.

(**) Eb. daſ. T. III. S. 166. 254. 283. 338. 432. T. IV. S. 97. 148. 188. 201.

Der Satz der durchgängigen Gleichheit der Rechte, und daß, was einem Religionstheile recht ſey, auch dem andern recht ſeyn und gelten müſſe (*), hat nur die öffentliche, Staats- und bürgerliche Vorrechte beyder Glaubenstheile im deutſchen Reich zum Gegenſtande; allein Verfügungen, welche durch Beſchwerden eines Theils veranlaſſet, und nur einem Theile zu gute getroffen worden, werden dadurch dem andern Theile nicht gemein, und auf den andern Theil nicht anwendbar, und ſind keiner ausdehnenden Deutung fähig. Es konnte bey der Unterhandlung dieſes Friedens den ſchließenden Theilen unmöglich in Sinn kommen, daß ſich der Fall in Anſehung katholiſcher Klöſter in katholiſchen Gebiethen, unter der Hoheit katholiſcher Fürſten ereignen könnte, daß nämlich dieſe ſolche aufheben und einziehen würden. Auf ungedachte Fälle muß man aber kein Geſetz und keinen Vertrag erſtrecken. Vermeint ein katholiſcher Erzbiſchof oder Biſchof, daß ihm vermöge ſeiner Diöceſan- oder Metropolitangewalt über die Güter und Gefälle ſolcher aufgehobenen Klöſter, die ſie in evangeliſchen Gebiethen gehabt, eine Verfügung zuſtehe, ſo erinnert er ſich nicht, daß eben der weſtphäliſche Friedensſchluß (**) alle Diöceſangewalt in evangeliſchen Gebiethen aufhebt, und ſie und die geiſtliche Gerichtbarkeit den Erz- und Biſchöfen zur Einziehung ſolcher Gefälle allein vorbehält, in deren Beſitz die Katholiken im Entſcheidungsjahre geweſen ſind. Wenn aber das Kloſter, welches in ſolchem Beſitz geweſen, aufgehoben wird, ſo iſt dieſer Beſitz mit dem Beſitzer vernichtet, und ſo hört auch die Schuldigkeit und Verbindlichkeit derer auf, welche ſolche Abgaben zu entrichten hatten.

„In Anſehung der Capitalien eines aufgehobenen Kloſters finde ich aber die Sache ganz anders geartet. Ein Capital folgt der Perſon des Gläubigers, und die Befugniß vom Schuldner Zinſen und Wiederbezahlung zu fordern, klebet ſeiner Perſon an, und das Eigenthum des Capitals gehört zum Vermögen des Staates, worin der Gläubiger ſeinen Wohnſitz hat. Der Landesherr des Schuldners hat über das Capital kein Recht, er kann es nicht einziehen, der Schuldner kann es auch nicht gewinnen. Es gehört zum

(*) Osnabr. Friedenſchl. Art. V, §. 1.

(**) Eb. daſ. Art. V, S. 48.

zum Vermögen des Kloſters in dem Lande, wo dieſes liegt, und muß vom Schuldner dahin bezahlt werden, wozu ſolches Vermögen nach der Einziehung des Kloſters verwendet und gewidmet wird."

Nachdem, wie oben, S. 692, erwähnt worden iſt, die Jeſuiten waren aufgehoben worden, beſeelte ſogleich der Reformationsgeiſt die Herzen der Fürſten, und Unterthanen waren willig, ſich zu bequemen. Der jetzt regierende Churfürſt und Erzbiſchof von Maynz, Friedrich Carl Joſeph, war der erſte, welcher 3 Klöſter in Maynz aufhob. Der römiſche Kaiſer Joſeph II., (deſſen weiſe Regierung, nebſt der Regierung des höchſtſel. Königs von Preußen, Friedrich II, das 18te Jahrhundert zu einem der merkwürdigſten und wichtigſten Jahrhunderte machen,) hatte, ſeit dem Anfange ſeiner Regierung, Gerechtigkeit, Sparſamkeit und Beförderung des Nahrungsſtandes ſeiner Unterthanen zum beſondern Augenmerk. Auf eben dieſelbe Art ſuchte er auch die gar zu große Gewalt der Geiſtlichkeit, die ſich auf Aberglauben und Mangel an Aufklärung gründete, einzuſchränken. Er fand nicht wenige Schwierigkeiten bey der Ausführung dieſer Unternehmung, und er mußte nothwendigerweiſe erſt den Einfluß der Geiſtlichen auf den gemeinen Mann zu ſchwächen ſuchen, um dadurch Unordnungen vorzubeugen. Er führte in dieſer Abſicht die allgemeine Toleranz ein, um ſeine Unterthanen mit den Proteſtanten und der Aufklärung, die unter ihnen herrſcht, bekannter zu machen. Er hob die gar zu ſtrenge Cenſur auf, und unterſtützte mancherley kleine, auch ſelbſt nur mittelmäßige Schriften gegen Aberglauben und Mönchsweſen, die aber inſonderheit von dem gemeinen Manne geleſen werden. Er ſuchte ſelbſt einen Theil der Biſchöfe und der obern Geiſtlichkeit dahin zu bringen, ihn in Erreichung dieſer Abſichten zu unterſtützen, und verbeſſerte zugleich die

Er=

Erziehung der thätigen und über alle ſeine Staaten verbreiteten Theologen, um ſie aufgeklärter zu machen, und ihnen die gehörigen Begriffe von der Gewalt der Kirche und der Gewalt des Landesherrn beyzubringen. Er hob endlich eine Menge der Klöſter und der unthätigen Geiſtlichen auf, welche einzig und allein dazu dienen, Aberglauben und Dummheit zu verbreiten. Er ſchränkte die Proceſſionen, Wohlfahrt, und andere öffentliche Beförderungen des Aberglaubens, ein; legte die Schätze derſelben, ſo wie aller Marienbilder, Kirchen, u. ſ. w. in die ſo genannte Religionscaſſe, verboth das Betteln und Sammeln auf das allerſtrengſte, damit ſie nicht länger den Einwohnern das ihrige abſchwatzen möchten, und beſtimmte endlich, wie weit die Gewalt und die Gerechtſamen der Geiſtlichen ſich erſtrecken ſollten.

Das von dem weiſen Kaiſer deshalb ergangene Handſchreiben lautet folgender Geſtalt:

„Die Betrachtung, daß die diejenigen geiſtlichen Orden, männlichen und weiblichen Geſchlechts, welche bloß vitam contemplativam führen, und alſo in deſſen Anbetracht zum Beſten des Nächſten und der bürgerlichen Geſellſchaft nichts ſichtbarliches beytragen, hat mich veranlaßt, die Aufhebung derley geiſtlichen Orden beyderley Geſchlechts, die weder Schulen halten, noch Kranke bedienen, noch predigen, noch den Beichtſtuhl verſehen, noch Sterbenden beyſtehen, noch ſonſt in Studien ſich hervor thun, von nun an, allgemein in meinen Staaten feſtzuſetzen. Ich verſtehe unter dieſen Orden, die geſammten Karthäuſer, Camadulenſer Eremiten, und alle weltliche Orden der Carmeliterinnen, Clariſſerinnen, Kapuzinerinnen, und dergleichen mehr, die keine Jugend erziehen, keine Schule halten, und nicht der Kranken warten. Es iſt an die Böhmiſch-öſterreichiſche Kanzley meine Anordnung bereits ergangen, daß ſogleich in jedem Lande dieſe Orden durch die Landesſtelle per Commiſſarios aufgeſchrieben, ihre Einkünfte und Vermögen, wie es mit jenem der Jeſuiten geſchehen, übernommen, den Individuis einſtwei-

weilen daraus nur Penſionen ausgeworfen, und ihnen frey gelaſſen werden ſolle, entweder, da ſie nicht zahlreich ſind, ohne Penſion auſſer Landes in Klöſter ihrer noch ſtehenden Orden zu gehen, oder ſelbſt von ihrer Diöces an Behörde anzulangen, a votis diſpenſirt zu werden, um den weltlichen Stand oder andere Orden antreten zu können. Ich habe zugleich auch die Kanzley angewieſen, mir ihre Vorſchläge über die Art der Befolgung, und die Berichte über deren Einkünfte eheſtens zu geben, damit ich hienach, ſolche bloß zur Aufnahme der Religion und Beſten des Nächſten nutzbarer anwenden könne. Dieſe nämliche Anordnung will ich alſo hiemit im Hofkammerrath ebenfalls bekannt machen, der mir das Forderſamſte, ob auch in den unterſtehenden Diſtricten, der Fall der Anordnung obhanden ſey, die Anzeige zu erſtatten, und, wenn dieſer Fall beſtünde, zugleich über die Art der Befolgung ſich zu äußern haben wird."

Joſeph.

Ein nicht geringer Grund der Aufhebung der obgedachten Klöſter iſt auch dieſer, daß eben dieſe Klöſter noch bey Lebzeiten der Kaiſerin Thereſia, unter dem Vorwande der Strenge ihrer Ordensregeln, die Annehmung der Normalſchule und alle übrige Kindererziehung verſagten.

Die oben angeführte Reſolution haben Se. kaiſerliche Maj. am 7 Dec. 1781, auch dem wälſchen, niederländiſchen und ungariſchen Departement inſinuiren laſſen.

Die wirkliche Aufhebung der Klöſter iſt in Brünn am 18 Jan.; in Wien, am 22 Jan., und in denſelben Tagen in andern Gegenden und Ländern, in aller Stille und in der ungeſtörteſten Ordnung vor ſich gegangen.

Am 26 Jan. 1782, wurde dem Nonnenkloſter bey St. Agnes, auf der Altſtadt Prag der allerhöchſte Befehl Sr. Maj. des Kaiſers bekannt gemacht, daß ihr in den Erblanden beſtehender Orden von nun an aufhöre.

Am folgenden 29 Jan. wurde den Carmeliterinnen bey St. Joſeph auf der Kleinſeite Prag daſſelbe kaiſerliche Decret kund gemacht.

Alle ihre vorgefundene Mobilien ſind genau inventirt, und ihr ſämmtliches Vermögen in Beſchlag genommen worden. Von den fallenden Einkünften bekömmt jedes einzele Glied indeſſen täglich 30 Kr., und in der Folge angemeſſene Penſionen. Sollten aber die Einkünfte wider Vermuthen nicht hinreichend ſeyn, ſo ſoll der Abgang den einzelen Gliedern aus dem k. k. Kammerzahlamte vergütet werden. Beyden Klöſtern iſt ein Termin angeſetzt, binnen welchem ſie ſich entſchließen können, entweder auſſer Landes in ihre noch beſtehende Klöſter, oder in andere inländiſche Orden überzutreten, oder ſich von ihren Gelübden loszählen zu laſſen. Von der hohen Landesſtelle wurden an alle Kreishauptleute gemeſſene Befehle erlaſſen, mit Inſtructionen, wie ſie in Sachen der Inventirung, Publication und andern Modalitäten ſich zu verhalten hätten.

Hr. Carl Graf von Klari wurde nach Gitſchin in das Kartheuſerkloſter zur Inventur und Publicirung abgeordnet. Dieſes Kloſter beſtand bey ſeiner Aufhebung nur aus 16 Geiſtlichen, und dieſe hatten jährlich 25000 Gulden Einkünfte. Man fand überdieß in demſelben, theils an baarem Gelde, theils an Obligationen, 70000 Gulden. Alle bisherige Mönche entſchloſſen ſich, Weltprieſter zu werden. Sie müſſen aber vorher desfalls wichtige Gründe anzeigen, und ihre Tüchtigkeit bey der angeſtellten Commiſſion prüfen laſſen. Auſſerdem war ihnen erlaubt, Piariſten oder barmherzige Brüder zu werden.

Am 31 Jan. 1782, wurde auch zu Lemberg den dortigen Nonnenklöſtern, deren 5 waren, der höchſte Befehl auf eben dieſelbe Art, als in den übrigen k. k. Landen, bekannt gemacht. Die daſige Landesregierung hatte hiezu ihre Commiſſarien beſtellt, und ihnen aufgetragen, das Vermögen dieſer Klöſter gehörig zu verzeichnen und zu taxiren. Die Nonnen blieben indeſſen noch einige Zeit beyſammen; doch die Clauſur wurde auf der Stelle aufgehoben, und der freye Eingang geſtattet. Bey ihrem Austritte erhält jede der Jungfern eine jährliche Penſion von 150 Gulden; und dann bekommen auch die Aeltern, welche ihren Töchtern ein Capital mit in das Kloſter gaben, daſſelbe wieder zurück.

Im Anfange des Febr. wurden in den italiäniſchen Provinzen die Decrete wegen Aufhebung der dazu beſtimmten Klöſter in Ausübung gebracht. In der Abtey der ſo ge-

nann-

nannten Rochetinnermönche zu Pavia, erſchien ein landesfürſtlicher Kammerbeamter, welcher alle Zugehörden der Geiſtlichen verſiegelte, und ihnen zugleich ankündigte, daß ſie nunmehr aus einander gehen, und in andere Klöſter ſich vertheilen ſollten, von der Zeit an aber einen gewiſſen jährlichen Lebensunterhalt zu genießen hätten.

Im May kam zu Mantua ein neues kaiſerliches Decret wegen Vollziehung der Aufhebung und Seculariſirung von 9 Klöſtern an. Für jede Nonne, die ſich nach Hauſe begeben würde, waren 4800 mayländiſche Livres, oder ein Gehalt auf Zeitlebens, angewieſen. Die Paulinnerinnen allein ſollten vom Almoſen leben.

In den öſtreichiſchen Niederlanden wurden im J. 1782, durch eine k. k. Verordnung Klöſter von 11 verſchiedenen Orden aufgehoben. In Brüſſel wurden 4 Mönchs- und 5 Nonnenklöſter dieſem Schickſale unterworfen.

Man wollte wiſſen, daß die Einkünfte der bis zum 20 Febr. 1782 eingezogenen 68 männl. und weibl. Klöſter ſchon über 8 Millionen Gulden betragen haben. Alle dieſe Einkünfte werden von der Hofkammer in Adminiſtration genommen, um damit die milden Stiftungen aller Art dergeſtalt erweitern zu können, wie das Bedürfniß weitläuftiger Staaten es erfordert. Vorläufig wurde bekannt gemacht, daß ſie auf folgende Art verwaltet werden. Die Nonnen, welche das Kloſterleben verlaſſen, bekommen 200 Gulden Penſion; die ſich verheurathen wollen, erhalten zur Mitgift 300 Gulden.

Nachdem die Klöſter beyderley Geſchlechts, die ein beſchauliches Leben geführt haben, auf höchſten Befehl aufgehoben worden ſind, ſo haben Se. kaiſ. königl. Maj. die Beſtimmung, welche Höchſtdieſelben von ihrem geſammten Vermögen zu machen, gnädigſt geſonnen ſind, dahin bekannt werden zu laſſen geruhet: daß Höchſtdieſelben, weit entfernt, das Mindeſte davon zu fremden, bloß weltlichem Gebrauche zu verwenden, ſolches ganz zur Errichtung eine Religions- oder Pfarrcaſſe widmen wollen, aus welcher für jetzt den Individuen die ausgewieſenen Penſionen zu bezahlen kommen: der Ueberſchuß aber und nach Maß ihres Abſterbens endlich die ganzen Einkünfte bloß und ganz allein zur Beförderung der Religion, und des damit ſo enge verknüpften, und ſo ſchuldigen Beſten des Nächſten verwendet werden wür-

würden, in weſſen Folge dann auch Höſtdieſelben weiters anzubefehlen geruhet haben, daß die Herrſchaften und Vorräthe dieſer Klöſter, dann das geſammte Vermögen und ihre Häuſer käuflich hintan gegeben werden ſollen; wornach denn auch wegen der zu beſtimmenden Tagfahrt zur Licitation der zu veräuſſernden Herrſchaften, Grundſtücke, Waldungen, Häuſer, Schenkgerechtigkeiten, u. d. gl. das Weitere ſeiner Zeit bekannt gemacht werden wird. Wien, d. 28 Febr. 1782.

Nach einiger Zeit haben Se. kaiſerl. Maj. über die Verwendung der Kloſtergüter noch folgende Entſchließung gefaſſet. Es ſollen davon Schulanſtalten für öſtreichiſche Soldatenkinder angeleget werden, wozu vorerſt jährlich 200,000 Gulden beſtimmt ſind. Von 50 Regimentern, die in Deutſchland und Ungarn in Garniſon liegen, erhält jedes jährlich davon 2000 Gulden, welche auf die Erziehung von 48 Soldatenknaben verwendet werden. Binnen 10 Jahren ſind auf ſolche Weiſe 4000 gute Jünglinge für die Armee gebildet. Ferner ſoll in jedem Dorfe auf dem platten Lande eine Schule geſtiftet werden. Der Schulmeiſter in derſelben ſoll eine beſondere, von dem Kirchendienſte getrennte Perſon ſeyn. Er ſoll nebſt freyer Wohnung, Garten und Feuerung, jährlich 300 Gulden Beſoldung haben, wofür er verpflichtet ſeyn ſoll, alle Kinder des Dorfes unentgeldlich zu unterrichten. Auch Waiſenhäuſer, für Bauernkinder auf dem platten Lande, ſollen von jenen Kloſtereinkünften angeleget werden. Mit dieſen Landwaiſenhäuſern ſoll eine Landwirthſchaft verknüpft ſeyn, damit die Kinder dieſelbe erlernen, und in dem Bauernſtande bleiben können. Endlich ſollen auch mehrere Kirchen, beſonders auf dem platten Lande, davon gebauet, und mehrere Pfarrer beſtellet werden, wozu die tüchtigen Subjecte ſelbſt aus den Klöſtern genommen werden; und daher ſind auch ſchon die Mönche zum Examen für das Conſiſtorium befehliget worden.

Liſte

Liſte der Klöſter in den k. k. Ländern.

	Mönchs-klöſter.	Nonnen-klöſter.
Oeſtreich ob der Ens - - -	35	5
Oeſtreich unter der Ens - -	102	16
Vorderöſtreich - - - - - -	59	47
Tyrol - - - - - - - - -	60	29
Krain - - - - - - - -	28	10
Kärnthen - - - - - - -	17	3
Steyermark - - - - - - -	59	10
Böheim - - - - - - - -	123	17
Mähren und Schleſien - -	72	11
Gallizien - - - - - - - -	222	52
Ungarn - - - - - - - -	141	13
Siebenbürgen - - - - - -	33	1
Dalmatien, Croatien und Sclavonien - - - - - -	43	—
Niederlande - - - - - - -	179	213
Wälſchland - - - - - - -	270	197
In allem	1443 M. K.	604 N. K.

Die Stadt Wien hatte im J. 1780, 6 Pfarrkirchen, und auſſer dieſen 29 Kirchen und 45 Capellen. Von dieſen 74 Kirchen und Capellen wurden im J. 1783, 45 geſchloſſen. In den Vorſtädten zählte man im J. 1780, 66 Kirchen und Capellen, von welchen auch mehrere geſchloſſen ſind. Klöſter waren noch zu Anfange des Jahres 1782, 38. Nämlich: a) in der Stadt 13 Mönchsklöſter, 7 Nonnenklöſter, mit 926 Perſonen; b) in den Vorſtädten 16 M. K., 2 N. K., mit 612 Perſonen. Davon waren im J. 1784, 12 vollkommen erloſchen, und zwar von Mönchsklöſtern 1. das Benedictinerſtift zu Montferat; 2. das Chorherrenſtift zu St. Dorothee, (die Chorherren haben indeſſen die Erlaubniß, bis zum gänzlichen Abſterben bey einander zu leben); 3. die Hieronymiten, die im ſo genannten Kellnerhof eine Reſidenz hatten; 4. die Philippiner (Philippi Nerii); 5. Die Theatiner (Cajetaner); 6. die Trinitarier. Von den Nonnenklöſtern ſind eingegangen: 7. das Kloſter zur Himmelsport, St. Agnes; 8. zu St. Jacob; 9. St. Lorenz; 10. St. Joſeph, oder die Siebenbüchner; 11. bey Maria Königin der Engel, oder das

das königliche Kloſter; 12 bey St. Nicolaus. Die Anzahl der aufgehobenen Mönche belief ſich auf 125 Köpfe; die Anzahl der Nonnen, 285; zuſammen 410. Im J. 1784 waren noch zu Wien 26 Klöſter, und zwar 23 Mönchs- und 3 Nonnenklöſter. Die Anzahl der ſämmtlichen wiener Mönche und Nonnen belief ſich im Anfange des J. 1784, auf 1126.

Seit 1782, bis 1786, ſind im Oeſtreichiſchen überhaupt 413 Mönchs- und 211 Nonnenklöſter aufgehoben worden. Nach de Lucca öſtreich. Staatsanzeigen, betrug im Jahr 1785, die Anzahl der aus den Klöſtern entlaſſenen männlichen Seelen überhaupt 2278; die der weiblichen, 2298; und die ganze Summe 4576 Perſonen.

Natürlicher Weiſe machte die Aufhebung der Klöſter viel Aufſehen, und erregte viele Klagen. Im Anfange war ſie auch wirklich gar zu hart. Die Geiſtlichen, welche in dieſen Klöſtern auf Lebenszeit Ruhe und Unterhalt zu finden gehofft, welche vielleicht ein beträchtliches Vermögen dieſer Hoffnung aufgeopfert hatten, wurden jetzt auf einmal mit einer nur geringen Penſion wieder in die Welt geworfen. Mit dem Leben in der Welt nunmehr völlig unbekannt, von ihrer Familie, der ſie beym Eintritt in das Klöſter völlig entſagt hatten, verlaſſen, mußte den ältern, und inſonderheit denen vom weiblichen Geſchlechte, das Leben auſſer dem ihnen gewohnten Kloſter äuſſerſt unangenehm ſeyn. Die Penſionen waren überdem ſo geringe, daß ſie ihnen die Bequemlichkeiten, deren ſie im Kloſter gewohnt waren, auf keine Art und Weiſe verſchaffen konnten, ja, kaum zu ihrem Unterhalte zureichten. 150 bis 200 Gulden war das Gewöhnliche, welches ihnen ausgeſetzt wurde. Die Religionscaſſe konnte auch nicht mehr geben. Sie erhielt zwar das Vermögen des Kloſters; allein, die wichtige Unterſtützung, welche die Klöſter durch Betteln, Meſſeleſen, Sammeln und andere einträgliche Stücke des Aberglaubens, von

den

den Einwohnern erhielten, fiel gänzlich weg. Bey der neulichen Aufhebung verſchiedener Klöſter hat man dieſes auch verändert, und für die gegenwärtigen Geiſtlichen weit vortheilhafter eingerichtet. Sie bleiben nämlich in ihren Klöſtern beyſammen, und leben wie vorhin, dürfen aber keine neue Mitglieder aufnehmen, und müſſen zugleich der kaiſerlichen Adminiſtration von ihren Einkünften und Ausgaben Rechenſchaft ablegen. Hiedurch hat man auch Gelegenheit, die Meublen und Sachen mit mehrem Anſtande abzuſetzen, da man im Gegentheil im Anfange ſelbſt in den Kirchen und Capellen öffentliche Auction hielt, und die dazu gehörigen Bilder, Crucifixe, Kanzel, Kirchenſtühle u. ſ. w. verkaufte, welches den Einwohnern ſehr auffiel. Im Anfange ſoll man auch den Vorſatz gehabt haben, die Ehe der Geiſtlichen einzuführen, wogegen ſich aber Rom zu ſehr empörte; jetzt ſcheint man auch denſelben wieder aufgegeben zu haben. Es würde dieſes indeſſen das ſicherſte und geſchwindeſte Mittel ſeyn, die Macht der Geiſtlichen und den Einfluß des Papſtes zu ſchwächen. Sie würden dadurch nicht mehr einen Staat im Staate ausmachen; ſie würden mehr Bürger werden; und die Sorge für ihre Familie würde ſie von dem Papſte losreiſſen, und ſie von dem Landesherrn abhängiger machen.

Im J. 1787, kam die Kloſteraufhebung, ein characteriſtiſcher Kupferſtich, in groß Regal-Querfolio, zum Vorſchein. Die Vorſtellung iſt folgende. Der Platz einer Stadt, ringsum mit Kloſtergebäuden von beyden Menſchengeſchlechtern beſetzt; in der Mitte die Hauptfigur Joſeph's Bild in ganzer Größe. Die Mönche und Nonnen präſentiren ſich in dem Zeitpuncte, da ſie aus den Klöſtern treten. Ihre Handlungen zeigen, welche Senſation die Kloſteraufhebung bey ihnen erregt hat. Links im Vorgrunde einige Nonnen; die jüngern ſchon in moraliſcher Welttracht über ihre elegante Verwandlung entzückt, dnn gegen die Liebeserklärungen eines jungen ſchlanken Stutzers nicht aufgebracht; die ältern mit finſterer Miene

dieſe Umformung anſtaunend. Im Mittelgrunde hinter der Säule einige Exmönche, die ſich ihrer klöſterlichen Attribute entledigen. Dem einen fährt eine Barbierfrau ſo eben mit der Scheere durch den Bart; ein anderer ſitzt beym Raſiren; ein dritter handelt mit einem Haarkrauſer über eine ſchöne belockte Perrücke, um ſeine Ordensglatze damit zu verhüllen. Rechts wieder einige Exnonnen und Putzhändlerinnen, um weltlichen Schmuck negozirend. Im Vorgrunde zwey andächtige Ordensbrüder aus der Pforte kommend, und zur Wanderſchaft fertig; ſie haben aber ihre Schultern mit ſo wohl geſpickten Sammelſäcken beladen, daß ein Officier ſie anhält, und den Inhalt der Säcke zu wiſſen verlangt, um zu ſehen, ob nichts, daß ihr Gewiſſen beſchweren konnte, darein ſtecke. Die ganze Gruppe iſt meiſterhaft gearbeitet. Aus jedem Geſichte ſpricht die innere Empfindung; und die Kunſt iſt hier die getreue Darſtellerin der Natur. Die Unterſchrift heißt: **Joſeph der Zweyte, römiſcher Kaiſer, befahl im Jahr 1782 die Aufhebung der Mönchs- und Nonnenklöſter in ſeinen Erbländern.** Dieſes Stück iſt von de France gemacht, und von **Guttenberg** in Paris geſtochen. Koſtet 9 Fl. 12 Kr.

Zu den merkwürdigſten Kupferſtichen auf die Aufhebung der Klöſter gehört auch das zehnte Blatt in **Freund Heins Erſcheinungen in Holbeins Manier**, von J. R. Schellenberg, Winterthur, 1785, gr. 8. wo der Tod den Vorſtehern eines Kloſters das Aufhebungsdecret überreicht.

Noch ehe in den kaiſerl. königl. Landen an Aufhebung der Klöſter gearbeitet wurde, verminderte man ſchon in dem Großherzogthume Toſcana die Klöſter doch auf eine von jener ſehr verſchiedene Art. Man unterſagte nämlich in denjenigen Klöſtern, die man ganz aufzuheben gedachte, die Annahme von Novizen, (oft fanden ſich deren in manchen Klöſtern nicht einmal,) ließ ſie nach und nach ausſterben, und wenn ſie endlich die Glieder derſelben auf eine kleine Anzahl reducirt hatten, vereinigte man zwey oder mehrere Klöſter in eines, und verwandte einen Theil ihrer Einkünfte auf nützliche und nöthige Anſtalten, als: Fin-

delhäuſer, Spitäler, Mädchenſchulen. Se. königl. Hoheit, der Großherzog, ſcheint weit entfernt zu ſeyn, alle Klöſter in ſeinen Staaten aufheben zu wollen, und am wenigſten diejenigen reichern, von welchen ganze umliegende Gegenden einen vorzüglichen Theil ihrer Nahrung haben. Die Aufhebung oder vielmehr die Verminderung betrifft bloß die überflüſſige und unnütze Menge, und geſchieht nur nach und nach. Auch würde es für den Staat ſelbſt nicht gut ſeyn, wenn alle reiche Klöſter, welche zumal von den Hauptſtädten entfernt ſind, aufgehoben werden ſollten. Nothwendig noch in anderer Abſicht ſind die Nonnenklöſter, weil ſie Zufluchtsörter vieler Mädchen ſind, die aus Mangel an Vermögen keine Männer bekommen können; denn vielleicht nirgends wird eine Mitgabe für ein ſo weſentlicher Punct zum Eheſtand gehalten, als überhaupt in Italien. Doch ſcheint die Anzahl dieſer Klöſter noch immer zu beträchtlich zu ſeyn, daher von Zeit zu Zeit auch noch immer einige zuſammen geſchmolzen werden; und hienächſt wäre zu wünſchen, daß wenigſtens die Gelübde aufhörten.

Eine ausführliche Nachricht von dem Zuſtande der Klöſter in Toſcana, ſ. im 9. St. der Ephemeriden der Menſchheit, v. J. 1786, S. 305 — 320.

In Regensburg, dürfen, ſeit 1783, weder die katholiſchen Kirchen, noch die Klöſter, mehr Freyſtätte für Verbrecher abgeben; vielmehr werden diejenigen Klöſter und Kirchen, welche ſolche nicht ſogleich der weltlichen Obrigkeit ausliefern, beſtraft.

Seit 1787, hat auch der Papſt, nach dem Beyſpiele aufgeklärter weltlicher Regenten, beſchloſſen, die übermäßige Anzahl der Klöſter in ſeinen Staaten zu vermindern. Er hat den Anfang damit gemacht, daß er in der Stadt Gubbio, die kaum 5000 Einwohner, und doch 22 Klöſter enthält, 2 Nonnenklöſter und 6 Brüderſchaften, zu Pergola ein anderes Nonnenklo-

ſter, und zu Fratta ein Mönchskloſter, aufheben laſſen.

Aller dieſer Anſtalten ungeachtet, darf man aber nicht glauben, als ob ſchon alles gethan, als ob der Geiſt des Mönchswesens ganz unterdrückt ſey, als ob chriſtliche Liebe ſchon allenthalben in den Herzen des Volkes genähret werde. Dieſer Gedanke füllt freylich eine Menge redlicher und rechtſchaffener Proteſtanten und Katholiken; allein, noch iſt nicht alles in Erfüllung gegangen, was man wünſchte, was man hoffte, was man erwartete. Der wahre Geiſt des Mönchsweſens ſchlummert nur lauernd auf die erſte Gelegenheit, deſto wirkſamer zu erwachen. Es giebt noch allenthalben Aloiſius Merze, noch allenthalben Patricius Faſte, noch allenthalben Migazzis, noch allenthalben **Zinsmeiſter**, noch allenthalben ſolche Großinquiſitores, wie **Goldhagen** in Maynz, und gewiß noch Fürſten, die wie K. . . A. . . denken. Nur daß ſie ihre Geſinnungen beſſer zu verhehlen wiſſen, als dieſe Leute. So lange die Grundgeſetze des Mönchsweſens noch bleiben; ſo lange der Mönch nicht zum Staatsbürger umgeformt, und ſein Intereſſe mit dem Intereſſe des Fürſten verknüpft iſt; ſo lange der Grundſatz von der ausſchließlichen Seligkeit des Katholiken ſtehen bleibt; ſo lange unſre jetzige Mönche noch Kanzeln, Beichtſtühle, Lehrſtühle und Schulen haben; ſo lange unſere Staaten mit dem römiſchen Hofe in irgend einer andern Verbindung ſtehen, als in jener, in welcher Fürſten mit ihm als einem Fürſten ſtehen müſſen; ſo lange es dem römiſchen Hofe noch vorbehaltene Sündenfälle giebt; ſo lange im Staate noch zwey Oberhäupter ſind, und das Haupt der Religion nicht dem Fürſten unterwürfig iſt; ſo lange das Intereſſe der Religion von dem Intereſſe des Staates getrennt iſt; ſo lange man noch daran denken kann und darf, die ſtreitenden chriſtlichen Religionsparteyen

zu vereinigen: ſo lange iſt alles nur Vorbereitung zu größern Unternehmungen, nur ſchwache Dämmerung ſchöner Tage, nur Schritt zum großen Werke.

Daß die Kloſteraufhebung einen Einfluß auf Nahrungszweige hat, iſt wohl ganz natürlich. So leiden z. B. nach Hrn. Hofr. Schlözer's Berichte, im 1. Hefte ſeiner Staatsanzeigen (Gött. 1782, 8.) S. 72, die Goldſchläger in Nürnberg, nebſt mehrern andern Profeſſioniſten, welche Arbeiten für die Klöſter verfertigten, durch die Reduction der öſtreichiſchen Klöſter, großen Schaden, und verlieren einen beträchtlichen Theil ihres Abſatzes (*).

Es iſt in katholiſchen Ländern eine vortreffliche Anſtalt, daß auch ſolche Frauensperſonen, welche nicht geradezu entſchloſſen ſind, geiſtlich zu werden, oder die Gelübde abzulegen, oder doch aus ökonomiſchen oder andern Bewegungsgründen, ſich dem zu weitläuſtigen Umgange der Welt entziehen möchten, Gelegenheit haben, ſich als Koſtgängerinnen in Frauenklöſter zu begeben, und darin, zwar unter einiger Einſchränkung, aber doch mit Anſtand, ihre Tage, oder wenigſtens eine gewiſſe Zeit ihres Lebens, zu zubringen. Es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß die Beobachtung, wie gefährlich es für Perſonen dieſes Geſchlechtes ſey, ohne die Aufſicht von Aeltern, nahen Blutsverwandten, oder eines Gatten, einzeln zu leben, nebſt der Beſchwerlichkeit, ſich einzeln ehrlich zu ernähren, einen Antheil an der erſten Errichtung dieſer Zufluchtsörter gehabt habe; und in dieſer Rückſicht könnte man wohl die allge-

(*) So verlieren gewöhnlich die Portechaiſenträger, wenn eine vorhin kothige Stadt gepflaſtert wird. Auch die Buchhändler klagten, auf der letzten leipziger Meſſe, über dieſe öſtreichiſche Reformation: allein, dieſe kann künftig die einzige Bibel entſchädigen. Schlözer.

gemeine Aufhebung der Frauenklöſter in den Ländern proteſtantiſcher Religionen mit zu denen Schritten zählen, worin die Reformatoren in der erſten Hitze zu weit gegangen wären. Man findet zwar noch hin und wieder einige Ueberbleibſel derſelben; man hat auch an einigen Orten neue Stiftungen dieſer Art, ſowohl für adeliches, als auch bürgerliches Frauenzimmer, unter den Proteſtanten errichtet; da aber in denſelben wenigſtens der Unterhalt aus den mit der Stiftung verknüpften Einkünften gereicht wird, ſo ſieht man leicht ein, daß die Anzahl der in ſolche Stifte oder Klöſter aufzunehmenden Perſonen beſtimmt ſeyn müſſe, und nicht beträchtlich ſeyn könne. Von Koſtgängerinnen aber um ein mäßiges Geld, oder gegen die von den Koſtgängerinnen zu verfertigenden Handarbeiten, iſt bey allen dieſen Anſtalten die Rede gar nicht. Es bleibt daher überall eine Menge verwaiſeter, oder aus Mangel an Reitzen oder an Vermögen veralteter Mädchen, junger oder betagter Wittwen übrig, deren ſich Niemand annimmt, und die daher einzeln in Städten oder auf dem Lande ohne Beſchützer, Verſorger und Aufſeher, ſelbſt für ihr tägliches Auskommen ſorgen müſſen; welches ſie, natürlicher Weiſe, höher zu ſtehen kömmt, als wenn ſie in vereinigten Geſellſchaften, unter einer gehörigen Aufſicht der Polizey, eine gemeinſchaftliche Wirthſchaft, in einer gemeinſchaftlichen Wohnung führen könnten. Eine unvermeidliche Folge davon iſt, daß von dieſen irrenden Schäfchen manches dem Wolfe zum Raube wird, und daß ſie in gewiſſen Jahren ſelbſt in Wölfinnen verwandelt werden, d. i. als Unterhändlerinnen, Kupplerinnen, auch Wucherinnen, das Verderben der Sitten allgemeiner machen helfen. Die Errichtung mehrerer kloſterähnlichen Frauenzimmerconvente, die ſich ſelbſt durch Koſtgeld oder Arbeit unterhielten, würde demnach

von einer weiſen Regierung in Erwegung gezogen zu werden verdienen, und vielleicht eines der wirkſamſten Mittel zur Verhütung des Kindermordes ſeyn. Daß Niemand gezwungen werden müßte, in eine ſolche Penſion zu gehen, verſteht ſich, wie bey den meiſten guten Anſtalten, von ſelbſt.

Wenn ſolche aber für Frauenzimmer von allen Ständen errichtet, die darein ſich begebenden Vornehmern in Geſellſchaften vor andern diſtinguirt, die geringern hingegen, die ſich ihrer Hände Arbeit nähren, vor andern in guten Häuſern zu Galanteriearbeiten und andern weiblichen Verrichtungen geſucht und gewählt würden: ſo dürfte der Name einer Eigenbrödlerinn (*) bald von ſelbſt wieder in diejenige Verachtung zurück fallen, in welcher er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem gewiſſen deutſchen Fürſtenthume geſtanden haben muß, wo in einer in das Land erlaſſenen Generalverordnung die Worte zu leſen ſind: „Müßige und finſtere Eigenbrödlerin, die in „öffentlichen Dienſten nicht eingehen, oder ſchaffen mögen, „ſondern als ein faules, geſchwätziges, und gemeinig„lich leichtfertiges Geſind, hin und wieder in den Win„keln ſtecken, die Kirchen und öffentlichen Gottesdienſt gar „ſelten beſuchen, auch junge unſchuldige Herzen an ſich „henken und verführen, ſollen mit angelegenem ſcharfen „Ernſt ſtracks abgeſchafft, und fürterhin keineswegs mehr „im geringſten geduldet werden."

Die dabey erforderliche Polizeyaufſicht, deren oben erwähnt worden iſt, müßte ſich aber bloß auf die innere Ordnung und Ruhe eines ſolchen Conventes, und die Sorge für den guten Namen deſſelben, einſchränken, auch den würdigſten Perſonen männ- und weibliches Geſchlechtes, als eine beſondere Ehre, durch eine Wahl, wobey die

(*) Eigenbrödler iſt ein Provincialausdruck einiger deutſchen Landesgeſeze, und bedeutet einen, der einzeln ſeine eigene Wirthſchaft führt. Einige alte Polizeygeſeze wollen inſonderheit keine Eigenbrödlerinnen geduldet, oder eine ſcharfe Aufſicht auf ſie gehalten wiſſen, weil einzeln lebende Weibsperſonen der Verſuchung ausgeſezt ſind, polizeywidrige Nahrung zu treiben.

Conventualinnen ſelbſt etwas zu ſprechen hätten, übertragen werden.

* * *

Kloſter, Cloſter, Fr. Cloître, nennt man auch das Contoir oder die Niederlage, welches einige deutſche Städte in der Stadt Bergen in Norwegen haben. Dieſes Kloſter war ehemals der biſchöfliche Pallaſt, und die Wohnung der Domherren; nachdem aber die Könige von Dänemark den Biſchof und die Domherren zu Bergen fortgejaget, und die katholiſche Religion abgeſchaffet hatten, ſchenkten ſie dieſes weitläuftige Gebäude den Kaufleuten von Hamburg, Lübeck, Bremen und andern Hanſeſtädten, um dadurch die Handlung nach dieſem Theile ihres Landes zu ziehen, da denn nicht allein dieſes Contoir den alten Namen des Kloſters behalten hat, ſondern auch die Kaufleute, die ſolches bewohnen, noch heutiges Tages den Namen der Mönche führen, ungeachtet ſie nichts von den Ordensregeln und der Kleidung derjenigen Mönche, denen ſie gefolgt ſind, haben. Gleichwohl kann man auch ſagen, daß ſie gewiſſermaßen deren eheloſen Stand nachahmen, weil man in dieſem Kloſter keine verehelichte Mannsperſonen leidet, und diejenigen, die ſolches bewohnen, ſo bald ſie zu heurathen Willens ſind, ausziehen und anderswo ihre Wohnung nehmen müſſen, obgleich ihnen auch nach der Heurath noch allezeit erlaubt iſt, mit ihren alten Hausgenoſſen zu handeln und zu correſpondiren. Die Kaufleute oder Mönche dieſes Kloſters, wofern man ſie etwa lieber ſo nennen will, treiben keinen Handel, der ſich zu der Pracht dieſes Pallaſtes recht ſchickt, wenigſtens wenn man auf die Art der Waare ſieht, mit der ſie handeln, indem ſie ſich nur mit trocknen oder geſalzenen Fiſchen, als: Häring, Kabeljau, Klippfiſch, Stockfiſch ꝛc. abgeben. Allein, ſie verkaufen ſolche in ſo großer Menge, daß ſie

faſt

faſt ganz Rußland, Schweden, Polen, Dänemark und Deutſchland, damit verlegen, ohne dasjenige zu rechnen, was noch durch die franzöſiſchen, engliſchen und holländiſchen Schiffe von dieſen Waaren nach erwähnten Ländern gebracht wird. Siehe im VIII Th. S. 339, f.

Kloſter=Beere, an einigen Orten ein Name der rauchen oder haarigen Stachelbeere, Ribes Groſſularia hirſuta *Linn.* Rauchbeere, Kraus= oder Krauſelbeere, aus welchem letztern Namen vielleicht der Name Kloſterbeere, ſo wie der Name Chriſtbeere, welchen ſie an andern Orten führt, verderbt iſt. Siehe Stachelbeere.

Kloſter=Bilder, nennt man: 1. die im V Th. S. 294, f. beſchriebenen ausgeſchnittenen Bilder.

2. Abdrücke von zinnernen oder bleyernen Medaillen; Flandriſche Bilder von Hauſenblaſe. Siehe im XXII Th. S. 472.

Kloſter=Bruder, derjenige in einem Mönchskloſter, welcher die häuslichen Arbeiten in demſelben verrichtet, gleichfalls die Ordensgelübde ablegen muß, und auch nur Bruder ſchlechthin genannt wird; zum Unterſchiede von den Mönchen im engern Verſtande. Die weiblichen Perſonen dieſer Art in den Nonnenklöſtern werden Kloſterſchweſtern oder Schweſtern genannt, zum Unterſchiede von den Kloſterfrauen.

Kloſter=Frau, in den Nonnenklöſtern eine Perſon weibliches Geſchlechtes, welche die Ordensgelübde abgelegt hat, und ſich eigentlich dem Gottesdienſte widmet, im g. L. die Kloſterjungfer, die Nonne im engern Verſtande; zum Unterſchiede von den Kloſterſchweſtern. Siehe Frau, im XIV Th. S. 788, und oben, S. 709.

Kloſter=Fräulein, heißt das graue Schwarzkehlchen, oder die weiße und ſchwarze Bachſtelze, Queckſterz, und iſt eine Art der Bruſtwenzel, Sylvia.

Hie=

Hieher gehört auch der Kloſterwenzel, der Schwarzkopf, eine Art Bruſtwenzel mit ſchwarzer Platte, Motacilla atricapilla *L.*

Kloſter=Gang, ein gemeiniglich gewölbter Gang um die Wohngebäude eines Kloſters, welcher, wenn er in das Kreutz geht, den Namen des Kreutzganges führt.

Kloſter=Garten, Gärten bey Klöſtern. Mag es doch ſeyn, daß das Kloſterleben, in der allmählichen Entfernung von der Güte ſeiner erſten Stiftungen, Mißbrauch ward; daß es dem Staate eine Menge ſowohl von Schätzen als von Menſchen entzog, die er jetzt mit Recht zum nützlichern Gebrauch zurück fordert; daß es unwiſſende Müßiggänger ſammelte und nährte; daß es das Brod des armen Landmannes verringerte, den Wohlſtand frommer Familien verſchlang, und die unerfahrne Jugend um die Ruhe des Lebens betrog! Mag es ſeyn, daß Völlerey, Unzucht und Gewaltthätigkeit oft die Heiligkeit der Klöſter befleckte; daß oft die Zellen, worin freywillige Andacht ſich dem Himmel nähern ſollte, nur die geheimen Seufzer hörten, die ſich nach der Welt zurück ſehnten; daß ſelbſt mitten unter dem Pompe des feyerlichen Opfers die Thränen der Unglücklichen den Zwang, die Verführung, die Härte, die ſie litten, und die Unauflöslichkeit ihrer Feſſeln vor den Altären anklagten; daß von Tauſenden Jugend, Geſundheit, Reichthum, Talente, Kräfte und eine erſtickte Nachkommenſchaft zwiſchen dieſen finſtern Mauern verſchlungen wurden! Dennoch haben die Klöſter ihre unläugbare Verdienſte. Sie waren nicht minder Wohnungen einer wahren Frömmigkeit; die Zufluchtsſtätte der verfolgten Unſchuld und der verlaſſenen Tugend. Sie ſchenkten vielen gedrückten Seelen den Frieden, den ſie in der Welt nicht fanden, dem Streite der Leidenſchaften Beſänftigung, den Erwartungen aus der Zukunft Heiterkeit.

Die

Die Wohlthätigkeit, welche die Klöſter erhielt, theilte ſich nicht ſelten den Armen und Kranken auch außer ihren Mauern wieder mit, durch Nahrung, durch Arzeney und Pflege. In dieſe Wohnungen rettete ſich der kleine Reſt der von den Barbaren verfolgten Wiſſenſchaften; und in eben den finſtern Sählen, wo der Aberglaube und die Dummheit allein ihre ungeſtörte Freyſtatt zu haben ſchienen, ruheten in ungeleſenen, aber wohl verwahrten Handſchriften die Werke des Alterthumes, bis ſie aus ihrem Staube hervor gezogen wurden, und in Europa allmählich wieder Tag machten.

Die Menge der Klöſter der römiſchen Kirche mag nicht weniger, als ihre Ausartung, hie und da ihre Aufhebung und Einſchränkung nothwendig machen. Dennoch ſcheint es, daß in einem beträchtlichen Staate noch hie und da einzelne Stiftungen dieſer Art beybehalten werden ſollten. Es giebt doch ſo manche Unglückliche, beſonders unter dem andern Geſchlechte, die einen Anſpruch auf einen ſolchen ſichern Zufluchtsort haben, wo ſie, verborgen vor dem Auge und dem Lärme der Welt, den Reſt ihrer Tage zu verleben wünſchen. Wie viel hat nicht das Leben, das zu dieſem Wunſche berechtigt! Ein kränkelnder oder abgehärmter Körper, eine Verarmung oder Herabſetzung der Familie, eine verunglückte Liebe, eine zerſchlagene Hoffnung, die keine Ermannung zu einer neuen übrig läſſet, ein ſchmerzhafter Verluſt von einem Geliebten und von Kindern, oder eine beſondere Anhänglichkeit an einer ſanften Melancholie, eine Sehnſucht nach Ruhe am Abend des Lebens, eine Stimmung der Seele, die keinen Geſchmack mehr an dem Umgange mit der Welt, keine Kraft mehr für ihre Geſchäfte finden kann; alle dieſe Sieche, dieſe Verwundete, dieſe Verſtimmte, ſcheinen mit Recht das Kloſter als den letzten Ruheplatz, der ihnen gehört, betrachten zu

kön-

können. Allein, auch für die Wiſſenſchaften könnten die Klöſter noch hin und wieder vortrefflich eingerichtet werden; wenn man ſie bloß mit guten Köpfen beſetzte, und ihnen beſtimmte Beſchäftigungen mit den dazu erforderlichen Hülfsmitteln anwieſe. Die Entfernung von allen übrigen Geſchäften und Verbindungen mit der Welt, die Befreyung von aller Sorge für die Bedürfniſſe des Körpers, die Genügſamkeit der Seele, die ruhige Einſamkeit, die geſunde Luft — wie vieles iſt nicht hier zur Unterſtützung des Nachdenkens und der Erfindung vereinigt! Die proteſtantiſchen Klöſter und Stifte für Frauenzimmer von Adel, haben eine gute Beſtimmung, und meiſtens auch eine gute Einrichtung. Sie ſind Anſtalten einer anſtändigen Verſorgung, und erleichtern die Laſt der Familien; ſie feſſeln nicht durch unüberlegte Gelübde einer ewigen Eheloſigkeit, ſie bewachen nur die Unſchuld, und geben die verwahrte Braut wieder zurück, ſo bald ſie gefordert wird.

Es kann demnach bey dieſen verſchiedenen Klöſtern auch beſondere Gärten geben. Sie ſind überhaupt mit der Idee eines Kloſter ſehr vereinbar. Sowohl die Einſamkeit, als auch die Frömmigkeit ſelbſt, laden zur Betrachtung der Natur und zur ſtillen Behagung an den Wundern ein, die den Geiſt zu dem Schöpfer empor heben. Selten iſt ein Kloſter ohne Garten; aber auch ſelten hat der Garten einen Character, wie ſeine Verbindung mit einem Kloſter fordert. Faſt alle Gärten bey ſolchen Stiftungen enthalten nur, was ihre nächſte Bedürfniſſe fordern, Gemüſe, oder Baumfrüchte, oder Wein. Einige Klöſter laſſen ihre Mönche in kleinen abgeſonderten Häuſern wohnen, wovon jeder ſein Gärtchen hat, das von ſeinem Beſitzer bearbeitet und bepflanzt wird, faſt immer mit Küchengewächſen; bey dieſen iſt ohnehin der Platz zu eingeſchränkt. Sie

ſind eben ſo wenig Kloſtergärten, wie wir ſie hier ſuchen.

Gärten bey Klöſtern, die nicht dem Nutzbaren gewidmet ſind, verlangen ihren eigenen Character; und dieſer iſt ſowohl von der Beſtimmung des Gebäudes, als auch von der Lebensart ſeiner Bewohner, abhängig. Es wäre kein Werk der Ueberlegung, hier prächtige, glänzende oder wollüſtige Scenen zu eröffnen, welche für diejenigen, die ſie betreten ſollen, der gewöhnlichen Stimmung ihrer Seele ganz wiederſprechen. Eingezogenheit, Ernſt, Verläugnung, in ſich ſelbſt gekehrte Betrachtung, ſind das Eigenthum des ächten Kloſterbewohners; ſie ruhen bey ihm in der tiefen Stille ſeiner Zelle; ſie folgen ihm nach, wenn er vom Fuße ſeines Altares ſich erhebt und hinaus wandelt, ſein noch von Bußthränen naſſes Auge in dem Angeſichte der Natur wieder zu trocknen. Doch die Natur ſcheint ihm weniger, was ſie andern Bürgern der Erde iſt, und gleichwohl iſt ſie ihm mehr. Er ſieht nicht in ihr den Strom von ſinnlichen Freuden, worin die Phantaſie ſich berauſcht: aber er verwandelt den ſtillen Wald in einen Tempel der Gottheit, in einen Vorhof des Himmels. Die Roſe iſt ihm kein Schmuck für die Scheitel der Freude, oder für den Buſen der Schönheit; ſie entblättert ſich vor ihm, fällt und welkt dahin, nur ein Bild ſeiner eigenen Vergänglichkeit.

Der Kloſtergarten gehört zu der Gattung vom melancholiſchen Character. Entfernung von dem Getümmel der Welt, Verſchloſſenheit, feyerliche Stille, und zu ernſthaften Betrachtungen einladende Dunkelheit, müſſen ihn auszeichnen. Gleich beym Eintritt kündige ſich dieſer Character an, und empfange die Seele mit einem heiligen Schauer! Eine Lage in einem buſchigen Thale von anliegenden ſteilen Höhen beſchattet, in dem Dunkel eines dicken Waldes, zwiſchen Bergen von Tannen geſchwärzt, an ruhenden mit Gebüſchen

ein-

eingeſchloſſenen Gewäſſern, die kein Hauch der Winde belebt, wo der blaſſe Schimmer des Mondes in feyerlicher Stille zerfließt, und die nahen Bäume und Gebüſche durch die Miſchung von Finſterniß und Helle in unkennbare ſchauervolle Geſtalten wandelt; eine ſolche Lage iſt zu dieſer Gattung unentbehrlich. Die Bepflanzung muß in dichten Hainen, gedrängten Klumpen und waldigen Wildniſſen beſtehen, mit Bäumen von dunkelm und ſchwärzlichem Grün, als: der gemeinen Erle, der ſchwarzen Eiche, beſonders mit Taxus, occidentaliſchem Lebensbaume (Thui a occidentalis *L.*), Fichten, Tannen, und andern Nadelhölzern. Die Pflanzungen müſſen ſich nahe an einander anſchließen, um keine beträchtliche heitere Zwiſchenräume zu laſſen, die dem Eindrucke des Ganzen ſchaden könnten, und um Schatten und Dunkelheit zu verſtärken. Hohe bejahrte Eichen und andere ausgebreitete Waldbäume, welche ſchon die Vorwelt beſchatteten, ſind für Anlagen dieſer Art eben ſo willkommen, als dichte, waldige, unwegſame Gebüſche und Wildniſſe; ſie können zu intereſſanten Scenen mit der beſten Wirkung genutzet werden. Keine glänzende Blumengruppen, keine lebhaft blühende Sträuche, keine lachende Raſen, keine ſpielende Bäche, keine heitere Ausſichten dürfen hier den Ernſt der Pflanzung unterbrechen. Sie mag ſich in gebildeten finſtern Gruppen und melancholiſchen Hainen zeigen, oder in ſchmahlen wilden Waldlabyrinthen von überhängenden Laubdecken verdüſtert, oder in langen ſchauerigen Bogengängen, welche die Roßkaſtanie und die Fichte, die Balſampappel und der Eibenbaum, mit einem tiefen Dunkel füllen, oder in verborgenen Schattenwinkeln, die heiligen Monumente einſchließen — überall muß ſie dem Character, den dieſe Gattung erfordert, getreu bleiben. Die Haine, die Gruppen, die Schattengänge können mit klei-

kleinen Bethhäuſern und Capellen, mit Einſiedeleyen (Eremitagen), mit Denkmählern abgeſchiedener Freunde, mit Ruinen, und ſelbſt mit Gräbern, beſetzt werden, und dadurch an Feyerlichkeit und rührender Kraft gewinnen. Alles, was die Vergänglichkeit der Scenen dieſer Welt fühlen läſſet, und zugleich den Geiſt zu höhern Hoffnungen eines unvergänglichen Paradieſes hebt, iſt dieſer Gattung gemäß. Noch intereſſanter werden die Denkmähler, wenn ſie keine leere Urnen ohne Beſtimmung ſind, ſo gewöhnlich es auch iſt, ſie aufzuſtellen, ſondern Erinnerungen an einen wahren Verluſt. Kann hier nicht einem abgeſtorbenen frommen Freunde eine Urne, ein Grabmahl geſetzt werden, das ſeine Aſche enthält? Wenn die Stille des Abends in den heiligen Hain winkt, und der Mond, der an dem Grabe ſchleicht, mit ſeiner bleichen Fackel dieſe Inſchrift an einer nahen Eiche erhellt:

> Mein Freund iſt hin!
> Sein Schatten ſchwebt mir noch vor dem verwirrten Sinn.
> Mich daucht, ich ſeh ſein Bild, ich höre ſeine Worte;
> Ihn aber hält am ernſten Orte,
> Die nichts zurücke läßt,
> Die Ewigkeit mit ſtarken Armen feſt (*).

wie reich an feyerlicher Rührung iſt nicht eine ſolche Scene! Auch Erinnerungen an die Flucht der Zeit ſind hier ſchicklich. Eine kleine Einſiedeley, bloß mit einem Stundenglaſe auf dem Tiſche, und hinter ihm mit folgenden Worten an der Wand:

> En ruit hora, ruit ſic vita ruentibus horis;
> Sors, quamcunque dabit, non mihi vana ruat.

kann ſchon lehrreich rühren. Man möchte vielleicht Einſiedeleyen hier faſt für überflüſſig halten, weil ſchon das Hauptgebäude, die ganze Lebensart einſiedleriſch genug iſt; indeſſen haben ſie doch in Kloſtergärten eine Schicklichkeit, die ihnen an vielen andern Orten fehlt, und

(*) v. Haller

und können, wenn ſie auch nicht zur Bewohnung dienen, doch als Gegenſtände der Bezeichnung gelten, welche die Wirkung des Ganzen verſtärken helfen. Doch dürfen ſie weder einander durch ihre Lage berühren, noch in einem einzelnen Garten gehäufet werden, indem ſie ſonſt den Begriff der Einſamkeit durch die Vorſtellung von Geſelligkeit aufheben würden. Zerbrochene Grabſteine, verfallenes Gemäuer von Epheu durchwachſen, und andere Arten von Ruinen, finden hier, als Bilder der Vergänglichkeit, ihre Stelle. Die Gebäude eines Kloſtergartens, als: Capellen, Gebeinhäuſer, Einſiedlerwohnungen, und ſelbſt die Ruinen, müſſen im gothiſchen Styl ſeyn; denn er hat ganz das Prachtloſe, das Einfältige, das Ehrwürdige, welches dieſer Gattung von Anlagen zukömmt, und intereſſirt zugleich durch die Erinnerung an längſt verfloſſene Jahrhunderte.

Wo es Lage und Gegend verſtattet, da winde ſich nach allen dieſen Scenen der Melancholie, nach allen dieſen labyrinthiſchen Gängen unter dunkeln Schattengewölben, in einſamen Hainen und finſtern Gebüſchen ein ſchmahler Pfad durch ein ſich immer mehr an Ernſt verdüſterndes, immer mehr an Feyerlichkeit der Monumente ſich verſtärkendes Revier, und wende ſich plötzlich zu einer heitern Höhe, und falle mit einer lebhaften Ueberraſchung in weite, glänzende, entzückende Ausſichten. Welch ein erfriſchender Blick in die Herrlichkeit der Schöpfung! Doch der weiſe Kloſterbewohner ſieht hier mehr, als was bloß das Auge entzückt, weiter, als ſein ſichtbarer Bezirk reicht.

> Die finſtre Decke der Zukunft wird aufgezogen; er ſiehet
> Ganz andere Scenen der Dinge, und unbekannte Gefilde (*).

In dem Reitze dieſer Ausſichten ſchwebt vor ihm ein Bild von den nahen Wohnungen des Himmels, ein Vorſchimmer aus den Gegenden, wo ein ewiger Frühling vor ihm blühen, und eine Heiterkeit ohne Un-

(*) v. Kleiſt.

Untergang ihn umlächeln wird. Die blaue Ferne ſchließt nicht den Kreis der Blicke ſeines Geiſtes; ſie durchdringen die letzte Dämmerung der Erddünſte, fliegen fort, und breiten ſich aus durch die unermeßlichen Gefilde einer hellen Ewigkeit. Dieſe Ausſicht iſt der Lohn ſeiner kurzen Kloſtertage; von ihr geſtärkt, kehrt er in die Schule ſeines Gartens, in die Prüfungen ſeiner Zelle zurück, und wartet ruhig auf die Stunde ſeiner Verſetzung in die Wonne der Gegenden, die ihn ſchon in der Ferne entzückten.

Zu dieſem feyerlichen Ernſt, welcher der Lebensart und dem Wohnplatze der Mönche zuſtimmt, dürfen ſich aber Gärten bey proteſtantiſchen Klöſtern und Stiften nicht heben. Kloſterpflichten, Gebräuche, Sitten, ſind hier milder; alles iſt hier mehr herab geſtimmt. Daher keine ſchauervolle Auftritte mehr, ſondern ſanftere Scenen der Melancholie. Die Unterhaltungen einer ſüßen Schwermuth, die Denkmähler voll rührender Erinnerungen können hier ſchon durch einige anmuthige Vorſtellungen gemildert werden. Doch darf hier nichts einſchleichen, was den Character eines weiſen Ernſtes in Munterkeit übergehen läſſet, oder den Eindruck einer ſtillen Melancholie, die in Gärten dieſer Claſſe herrſchen müſſen, aufhebt.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich auch eines beſondern Geſchmackes an kloſtermäßig gebauten Landhäuſern, Fig. 2250, welcher jetzt in England aufkömmt, erwähnen. Der Landſitz des berühmten Horace Walpole, Strawberryhill nahe bey Twickenham, iſt ein Muſter dieſer Art. Das Haus ſieht ſchon von außen einer mit Epheu bewachſenen Abtey gleich. Der Eingang geht durch einen engen dunkeln Kloſterhof, an deſſen Wänden alte aus Italien gebrachte Grabſchriften eingemauert ſind. Im Hauſe ſelbſt findet man ein Refectorium, Capitelſahl, Schlafzimmer und Capelle, ſo wie in allen Klöſtern. Aus der Bauart, den Meubeln, den gemalten Fenſtern und allen Verzierungen ſollten

man ſchließen, es wäre ein Werk aus dem 13ten Jahrhunderte. In der Bibliothek herrſcht ebenfalls dieſer gothiſche Geſchmack. Die Bücherſchränke gleichen den heiligen Schreinen der alten Kirchen, und das ſchöne Schnitzwerk ſtimmt vollkommen mit der Zeit, woraus es geborgt iſt, überein. Die Tiſche, die Stühle, das ganze Hausgeräth, die alten bemalten Glasſcheiben ſcheinen wirklich aus den vorigen Jahrhunderten zu ſeyn. Alles iſt mit einer ſehr klugen Wahl, und mit einer genauen Beobachtung des Coſtums ausgeführt, ohne bey unſerm veränderten Geſchmacke anſtößig zu ſeyn.

Einzelne Werke in dieſem Style fallen als glückliche Nachahmungen auf, und überraſchen durch den ſeltſamen oder ungewöhnlichen Geſchmack, welcher darin erſcheint. Allein, es iſt eben nicht zu wünſchen, daß Landhäuſer in Kloſtergeſtalt durch die Mode allgemein werden. Sie geben indeſſen zur Wiederanwendung der gothiſchen Architectur eine ſeltene Veranlaſſung. Gebäude dieſer Art ſollten auch nur mit Gärten im Kloſterſtyl verbunden werden.

Hrn. J. R. Hirſchfeld Theorie der Gartenkunſt, 5 B. (Lpz. 1785, gr. 4.) S. 78, fgg.

Kloſter=Gelübde, ſ. oben, S. 685, 693, fgg. 708, 718, f. und 762.

Kloſter=Gewölbe, ſ. im XVIII Th. S. 336.

Kloſter=Glocke, ſ. im XIX Th. S. 93.

Kloſter=Gut, ſ. oben, S. 756.

Kloſter=Jahr, ſ. oben, S. 699.

Kloſter=Jungfer, ſiehe Kloſter=Frau.

Kloſter=Kämmerer, ſiehe im XXXIII Th. S. 515, fgg.

Kloſter=Pfeffer, in einigen Gegenden ein Name des im XXXVII Th. S. 163, beſchriebenen Keuſch=Baumes, Vitex Agnus caſtus *Linn.*

Kloſter=Tafel; heißt am kaiſerl. königl. Hofe zu Wien, wenn nicht die Kammerherren und Miniſter, ſondern nur die Kammerdiener und vornehmen Officiere aufwarten.

Kloſter=Vater, ſ. oben. S. 703.

Kloſter=Vogel, Phalaena triſtata *L.* ein Schmetterling, welcher unter die Nachtvögel gehört. Die Flügel ſind ſchwarz, mit weißen Wellen, und zwey ſchwarz und weiß punc=

punctirten Binden bezeichnet. Die Raupe hält ſich an der Birke zwiſchen zwey zuſammen geſponnenen Blättern auf.

Kloſter=Vogt, Pfleger, Schaffner, ſind weltliche, in der Rechtsgelehrtheit erfahrne Männer, welche von den Klöſtern angenommen und beſoldet werden, damit ſie die Gerechtſamen der Klöſter handhaben, und gegen alle Anfeindung vertheidigen mögen.

Bey den Kloſterſtiftungen der erſten Jahrhunderte waren keine ſolche Vögte nöthig; indem man entweder noch kein Eigenthum beſaß, oder es doch erſt mit vieler Mühe und Arbeit urbar machen mußte. Manche Klöſter hatten ſelbſt an großen Fürſten ihre mächtigſte Beſchützer. Nur zu denen Zeiten, wo Reichthum, Müßiggang, und Verfall der Kloſterzucht den Segen Gottes verſchencht, und den Geiſtlichen die billige Verachtung von den Weltleuten zugezogen hatten, waren Vögte unentbehrlich. Sehr weislich haben auch einige Klöſter, um nicht ihre Geiſtliche mit Beſorgung des Hausweſens zu zerſtreuen, und in Welthändel zu verwickeln, ſich weltliche Vögte, die für alles Zeitliche ſorgen müſſen, angenommen.

Kloſter=Wachsſtock, Fr. Bougie de Religieux, nennt man die auf ein Rollholz gewundenen Wachsſtöcke, die zu einem runden Wachsſtock gebildet werden. Siehe in W.

Kloſter=Wenzel, ſ. oben, S. 796.

Kloſter=Zwirn, ſ. Zwirn.

Klote, b. d. Torfgräbern, ein viereckiger Haufen, Torf, zum Unterſchiede von einer Bülte, oder einem runden Haufen.

Kloz, (der) plur. die Klöze (*), Diminut. **Klözchen**, Oberd. **Klözlein**, ein mit Kloß urſprünglich genau verwandtes Wort, welches, ſo wie dieſes,

(*) Im Dän. Klods, im Poln. Kloc. Im Wendiſchen heißt ein Hackkloz Klada, welches Popowitſch von kla, klieben, ſpalten, ableitet, ob es gleich unſer Kloz iſt, welches ſo wie Kloß, Klump, Klane, kleben, u. ſ. f. urſprünglich den Begriff der Verbindung des Zuſammenhängens hat In einigen oberdeutſchen Gegenden, z. B. in Schleſien, iſt es ungewiſſes Geſchlechtes, das Kloz, da es denn im Plural auch Klözer hat, welchen Plural aber auch die Meißner im gem. Leben dieſem Worte geben, ungeachtet ſie es ſonſt männlich brauchen.

1. ehedem überhaupt, eine jede mit einander verbundene Maſſe bedeutet, ohne Rückſicht auf ihre Größe, Geſtalt und Materie.

Ein Klotz Silber, oder ein Silberklotz, bedeutet noch in einigen oberdeutſchen Gegenden einen Klumpen dieſes Metalles; ein großes unförmliches Stück. Ein Klotz Lehm, iſt bey dem Kaiſersberg ein Klumpen; und in einer alten Ueberſetzung der Bibel bey dem Friſch, bedeutet ein Klotz Waſſers, eine große Maſſe Waſſers, moles aquarum.

Bey den Bergleuten, wird noch ein großer Fäuſtel oder Handhammer, die großen Wände damit zu zerſchlagen oder zu zerſetzen, ein Klotz genannt.

Die Feuerwerker nennen Klotz, ein ſtarkes Holz, welches die Stelle eines Amboßes vertritt, worauf man den Satz oder die Ladung in die Raketenſtöcke oder Formen mit gewaltigen Hammerſchlägen eintreibt; Fr. Billot.

Die Hutmacher haben einen runden Klotz, worauf ſie die Form in den Hut des Kopfes ſchlagen, und welcher die Hutform oder der Hutſtock heißt; ſ. im XXVII Th. S. 123, und die dazu gehörige Fig. 1538.

Die Kammmacher nennen die dicken runden Stücke von einem Elephantenzahne, die in Kammplatten zu Kämmen zerſchnitten werden, Klötze; ſ. im XXXIII Th. S. 176.

Die Lichtzieher haben einen Klotz, das zu Dochten verarbeitete Garn darauf zu klopfen; Garn-Klotz.

Im Schiffbaue, nennt man Klötze, Fr. Billots, kurze Hölzer oder Blöcke, welche man zwiſchen die Gabelhölzer an den beyden Enden des Kieles legt, um ſolchen hernach zu verkleiden.

Die Schriftgießer nennen Klotz oder Klötzchen, ein vierkantiges Stück Eiſen, deſſen Flächen auf das genaueſte winkelrecht und eben ſind, und worauf der Kegel der gegoſſenen Lettern geprüft wird.

2. In engerer Bedeutung.

1) Ein runder Körper, eine Kugel; eine im Hochdeutſchen gleichfalls veraltete Bedeutung.

Die

Die Kugeln, welche man aus den Feuergewehren ſchießt, wurden ehedem nur Klötze genannt; daher eine Kugelbüchſe bey dem Tſchudi den Namen einer Klotzbüchſe führt.

Im Oberdeutſchen heißt die Kugel, mit welcher Kegel geſchoben werden, noch jetzt ein Klotz, und die Kegelbahn, eine Klotzbahn.

Im Niederſächſiſchen ſind Klitze kleine Kugeln, womit die Kinder ſpielen.

2. Ein dickes unförmliches Stück Holz.

(a) Eigentlich, wo ein jedes dickes unförmliches Stück Holz, wenn es von einiger Größe iſt, im g. L. ein Klotz genannt wird. Dergleichen ſind die Klötze, d. i. dicke unförmliche Aſtſtücke unter dem Brennholze, Nieder. Knubben, L. Truncus, Fr. Tronc, dicke Stammenden, worauf man Holz hacket oder ſpaltet, und welche daher Hackklötze, Hackblöcke, (ſ. Th. XX. S. 577), oder Hauklötze, Haublöcke; (ſ. Th. XXII S. 249); genannt werden.

Im Forſtweſen wird auch ein Sägeblock, d. i. der zu Bretern beſtimmte Theil von dem Stamme eines Baumes, ein Klotz oder Bretklotz genannt, welcher, ehe er zu Bretern geſchnitten werden kann, abgeklotzet, d. i. des untern ungleichen Theiles mit der Schrotſäge beraubet wird, welcher Theil, wenn er abgeſchnitten worden iſt, gleichfalls ein Klotz heißt; ſ. im VI Th. S. 627, fgg.

Bey den Tiſchlern führen die kurzen abgeſägten Enden der Pfoſten, Breter, u. ſ. f. ſo wie bey den Zimmerleuten, die kurzen abgeſägten Enden des Zimmerholzes, den Namen der Klötze.

Im verächtlichen Verſtande werden auch wohl verarbeitete Maſſen Holzes Klötze genannt. Die Heiden tragen ſich mit den Klötzen ihrer Götzen; Eſ. 45, 20. Ich ſollte knieen vor einem Klotze, Cap. 44, 19.

(b) Figürlich, ſowohl ein unthätiger Menſch, der ſich bloß leidentlich verhält, als auch ein grober ungeſchickter Menſch; beydes mit Verachtung; Fr. un gros lourdaut. Er ſteht da wie ein Klotz, wie ein Oehl-

götze

götze; Fr. il eſt planté comme une quille, c' eſt une vraie ſouche.

Daher klotzig. 1. Für kloßig, im g. L. Klotziger Märgel, welcher in groben Klößen bricht.

2. Grob, ungeſchickt, in den niedrigen Sprecharten, Fr. groſſier, impoli, lourd.

Klotz, (Bret-) ſiehe oben, S. 807.

— — (Garn-) ſ. oben, S. 806.

— — (Hack-)] ſ. oben, S. 807.
— — (Hau-)]

— — (Silber-) ſ. oben, S, 806.

Klotz-Bahn, ſ. oben, S. 806.

Klotz-Beuten, nennt man Bienenſtöcke, welche in tännene, fichtene, pappelne, kieferne, und vorzüglich in lindene, ausgehöhlte Stämme oder Klötze gehauen werden; ſ. im IV Th. S. 534.

Klotz-Büchſe, ſ. oben, S 806.

Klotz-Erbſe, im g. L. einiger Gegenden, ein Name der großen runden Erbſen, welche gleichſam kleine Kugeln vorſtellen; von Klotz, eine Kugel.

Klotz-Holz, Bois en Billes; ſ. im V Th. S. 302.

Klotz-Milch, wird das bautzener Bier genannt; ſ. im V Th. S. 13.

Klotz-Preſſe, ſ. Preſſe der Buchbinder.

Klotz-Pumpe, ſ. unter Pumpe.

Klotz-Scheibe, ſ. Scheibe der Töpfer.

Klotz-Wagen, ſ. unter Wagen.

Klotzen, aus großen ſtarren Augen ſehen; ſ. Glotzen, im XIX Th. S. 203.

Klotzig, ſ. oben, S. 807.

Klöve, Klove; ſ. Klaue, Kluft.

Ende des vierzigſten Theiles.

F. 2096. S. 32.

F. 2097.

F. 2098. S. 33.

F. 2099.

Oec. Enc. XL. T.

F. 2100. S. 34.

F. 2102.

F. 2103. S. 55.

F. 2101.

F. 2104. a) S. 60. F. 2104. b)

Oec. Enc. XL. T.

F. 2105. S. 63.

F. 2106. S. 64.

F. 2107

F. 2108. S. 65.

Oec. Enc. XL. T.

F. 2110. S. 68.

F. 2109.

F. 2111.

Oec. Enc. XL. T.

Oec. Enc. XL. T.

F. 2114. S. 69.

F. 2115.

F. 2116.

F. 2117.

Oec. Enc. XL. T.

F. 2118. S. 69

F. 2119

F. 2120. S. 70.

F. 2121.

Oec. Enc. XL. T.

Oec. Enc. XL. T.

F. 2126. S. 71

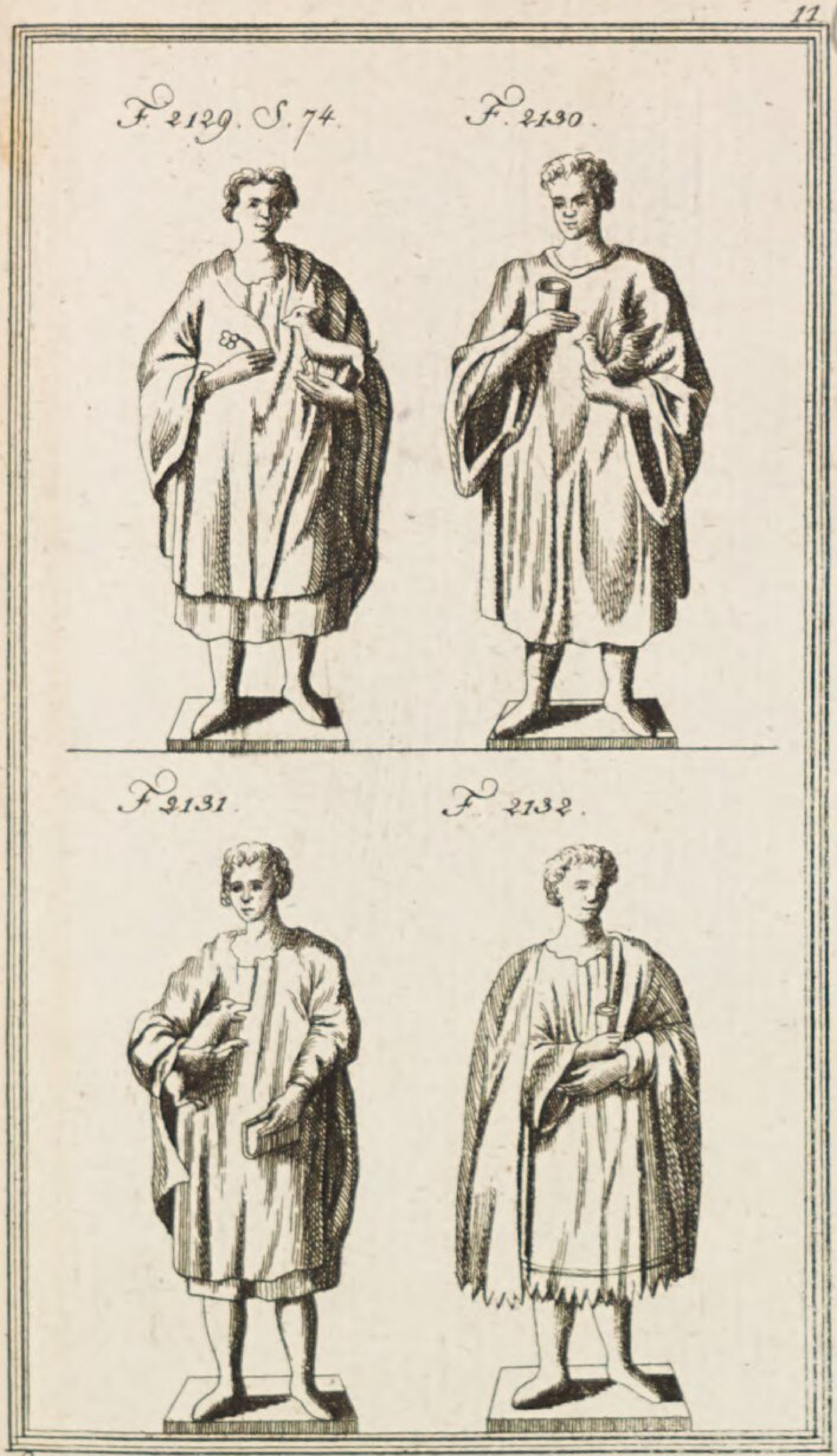
F. 2127. a.) S. 72.

F. 2127. b).

F. 2127. c).

Oec. Enc. XL. T

Oec. Enc. XL. T.



Dec. Enc. XL: T.

F. 2133. S. 75.

F. 2134.

Oec. Enc. XI. T.

F. 2135. S. 75.

F. 2137. S. 76.

F. 2136.

Oec. Enc. XI. T.

F. 2138. S. 86.

F. 2139. S. 88. F. 2140. b).

Oec. Enc. XL. T.

1

F. 2140. a.) S. 95.

F. 2141.

Oec. Enc. XL. T.

F. 2142. S. 97.

F. 2143. S. 111.

Oec. Enc. XL. T.

Oec. Enc. XL. T.

Oec. Enc. XL. T.

Oec. Enc. XL. T.

Oec. Enc. XL. T.

Oec. Enc. XL. T.

F. 2157. S. 151.

F. 2158. S. 153.

Oec. Enc. XL. T.

F. 2159. S. 155.

F. 2160. a) S. 156. F. 2160. b) S. 157.

Oec. Enc. XL. T.

Oec. Enc. XL. T.

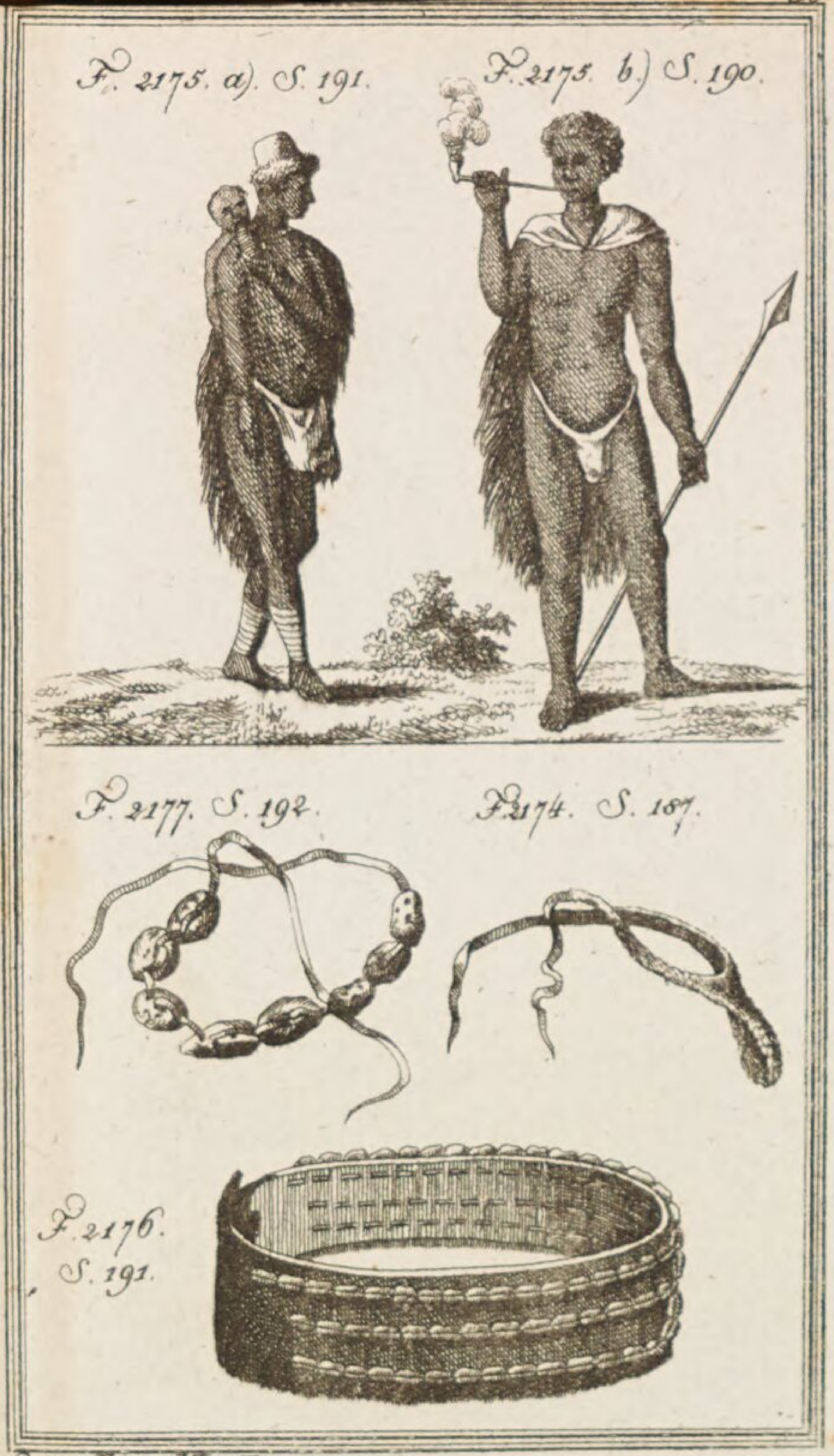
Occ. Enc. XI. T.

Oec. Enc. XI. T.

Oec. Enc. XI. T

Oec. Enc. M. T

Oec. Enc. XL. T.



Oec. Enc. XL. T.

F. 2178. S. 197.

F. 2179. S. 201.

Oec. Enc. XL. T.

F. 2180

F. 2181. S. 203.

Oec. Enc. XI. T.

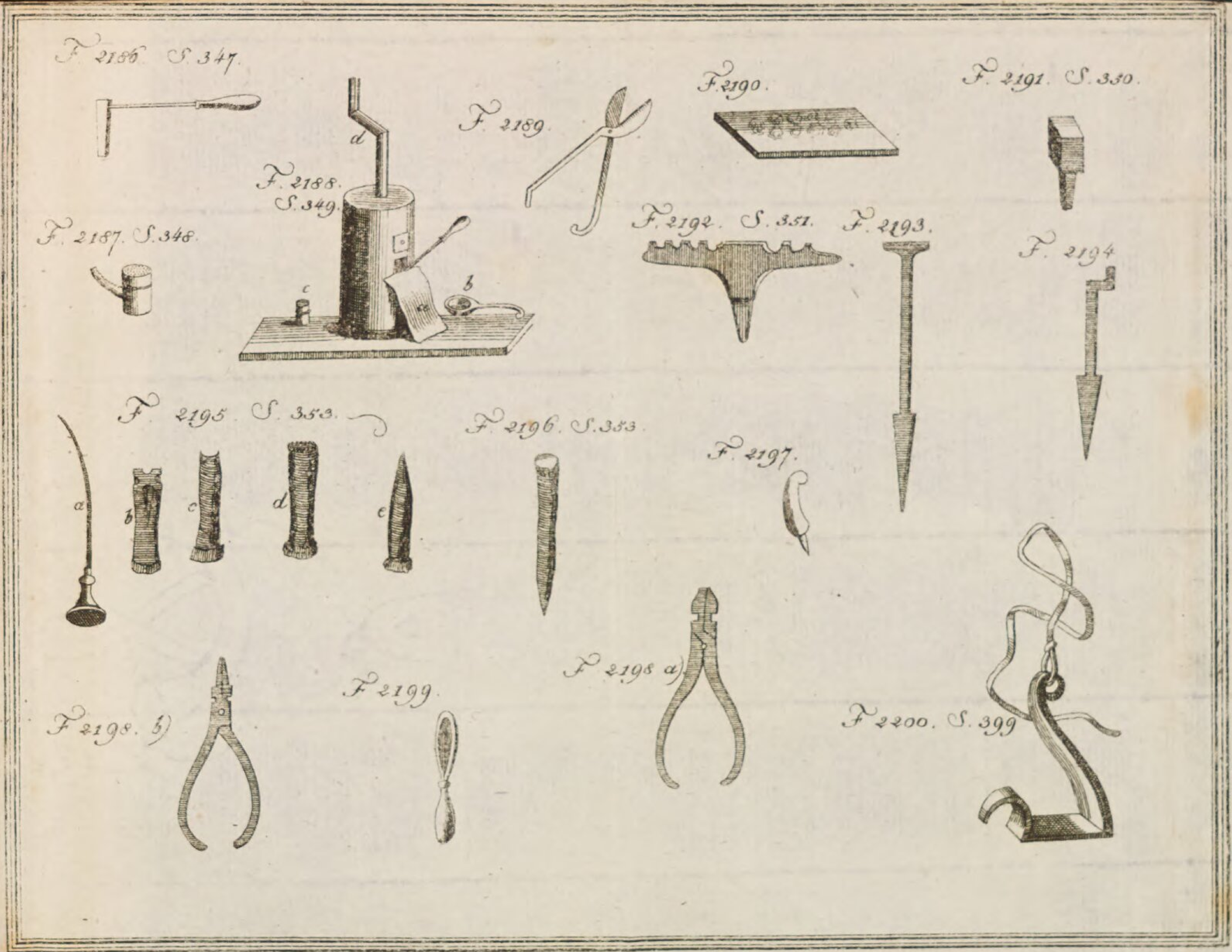
Oec. Enc. XLT.

F. 2184. S. 207.

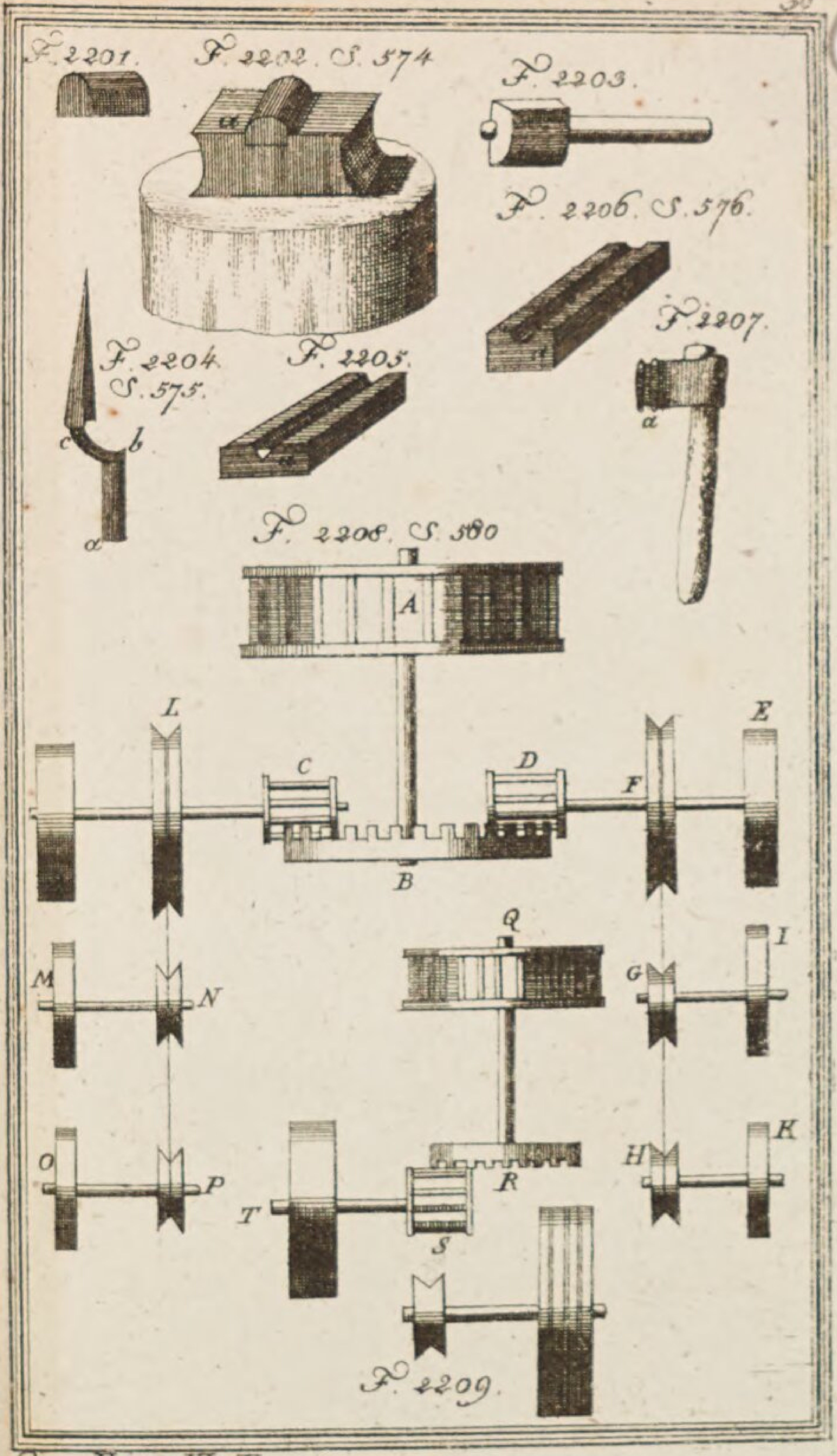
F. 2185. a) S. 266.

F. 2185. b)

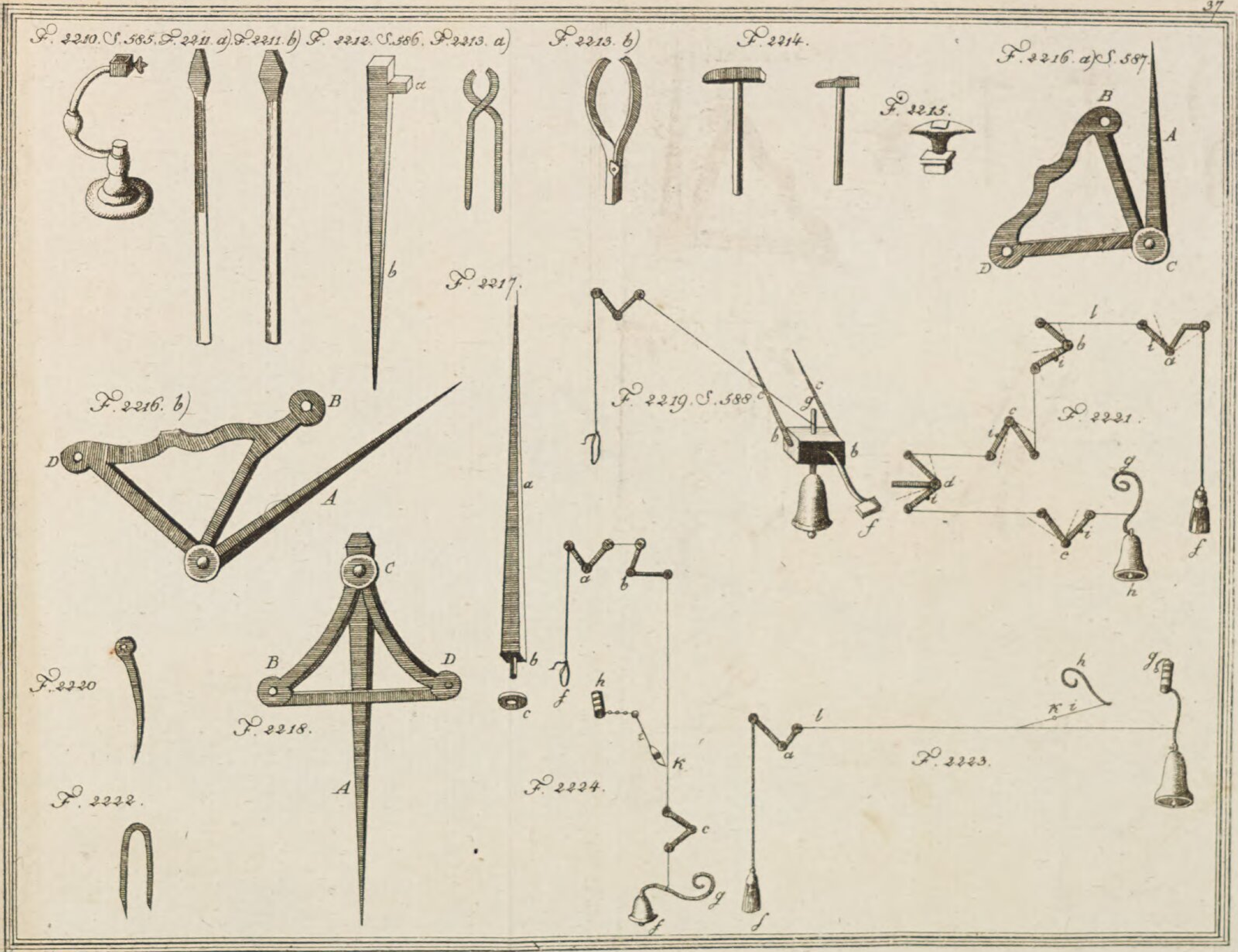
Oec Enc. XL. T.


F. 2186. S. 347.
F. 2187. S. 348.
F. 2188. S. 349.
F. 2189.
F. 2190.
F. 2191. S. 350.
F. 2192. S. 351.
F. 2193.
F. 2194
F 2195 S. 353.
F. 2196. S. 353.
F. 2197.
F 2198. b)
F 2199.
F 2198 a)
F 2200. S. 399

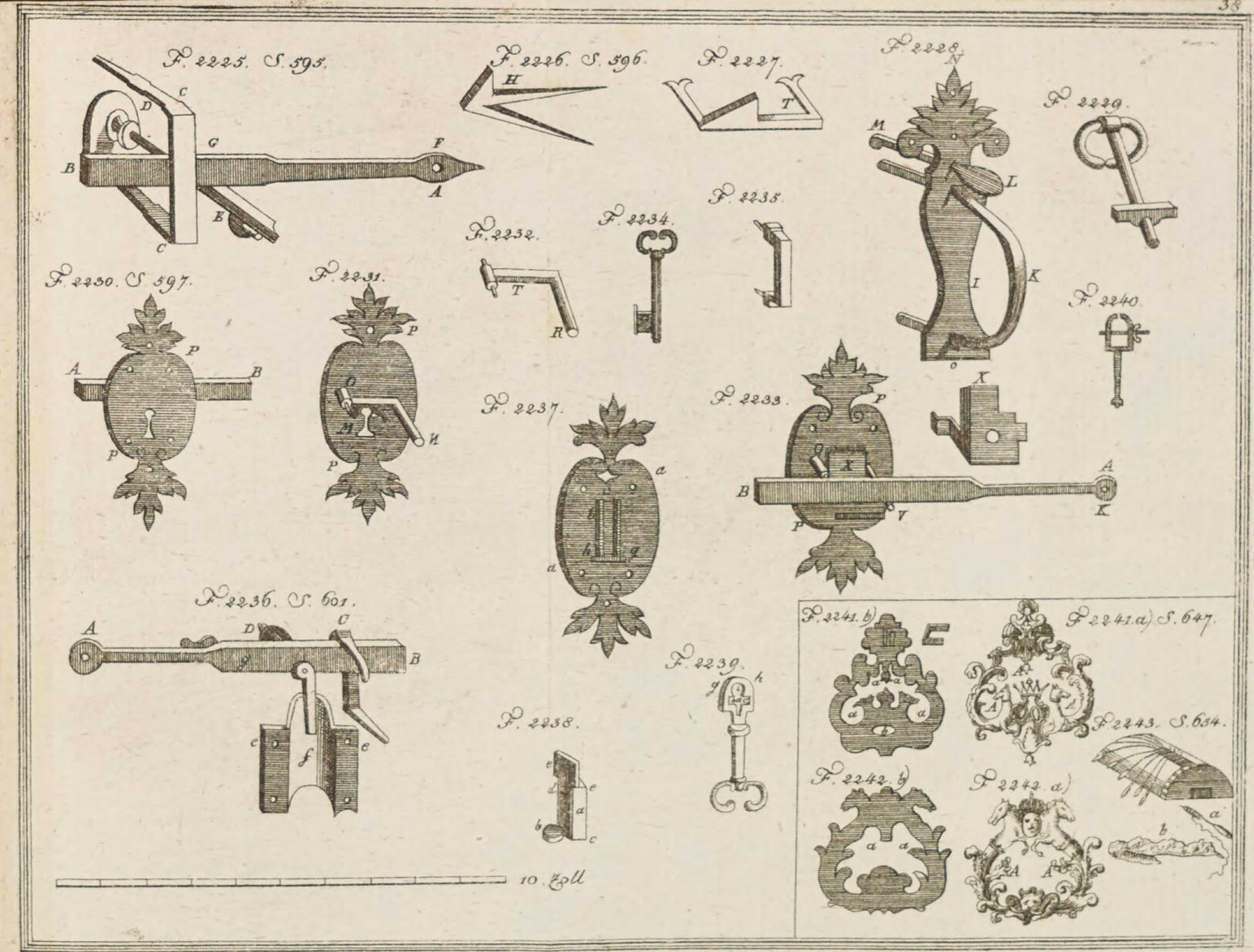
Oec. Enc. XL. T.


F. 2201.
F. 2202. S. 574
F. 2203.
F. 2206. S. 576.
F. 2207.
F. 2204. S. 575.
F. 2205.
F. 2208. S. 580
F. 2209.

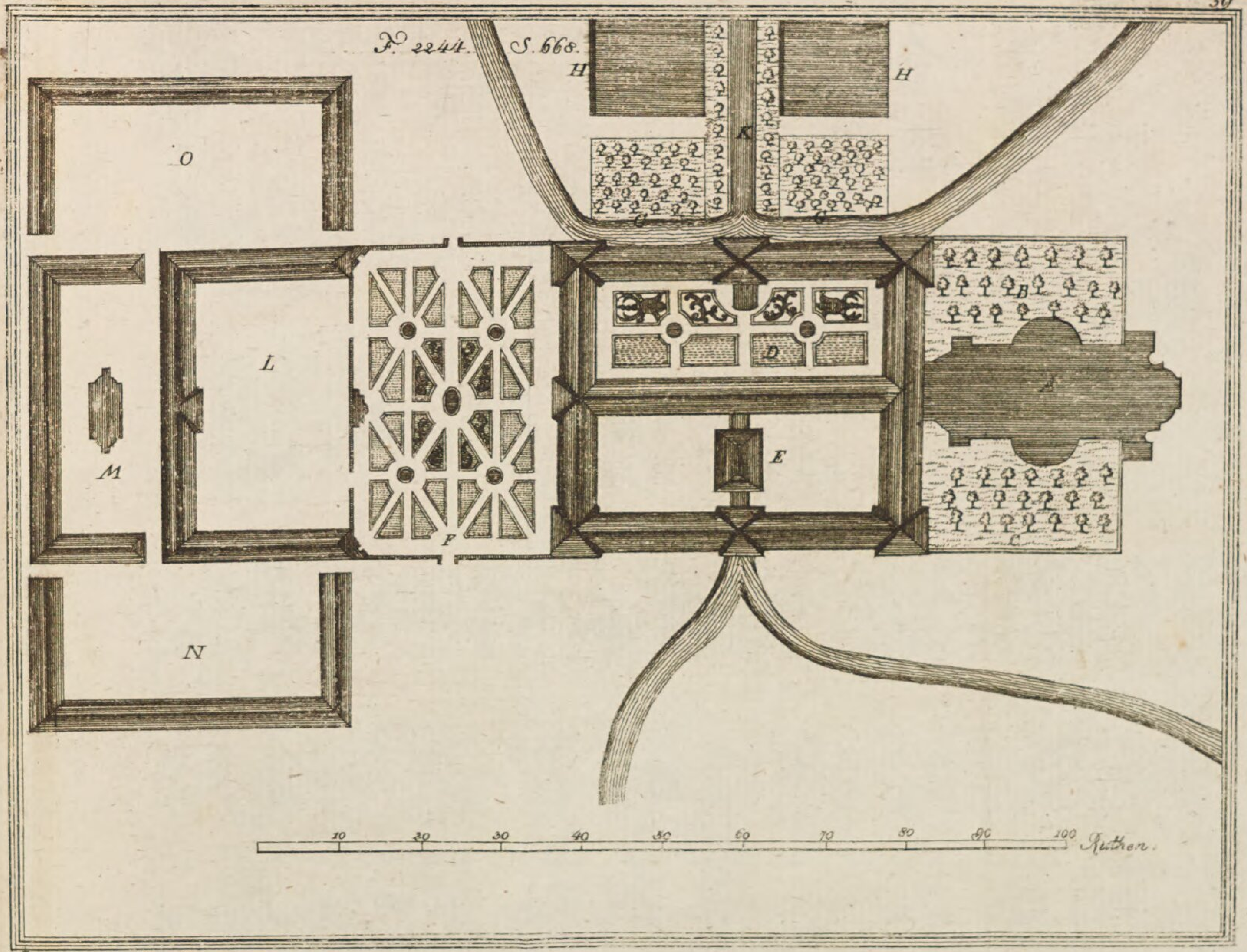
Oec. Enc. XL. T.


F. 2210. S. 585. F. 2211. a) F. 2211. b) F. 2212. S. 586. F. 2213. a)
F. 2213. b)
F. 2214.
F. 2215.
F. 2216. a) S. 587.
F. 2216. b)
F. 2217.
F. 2218.
F. 2219. S. 588.
F. 2220.
F. 2221.
F. 2222.
F. 2223.
F. 2224.

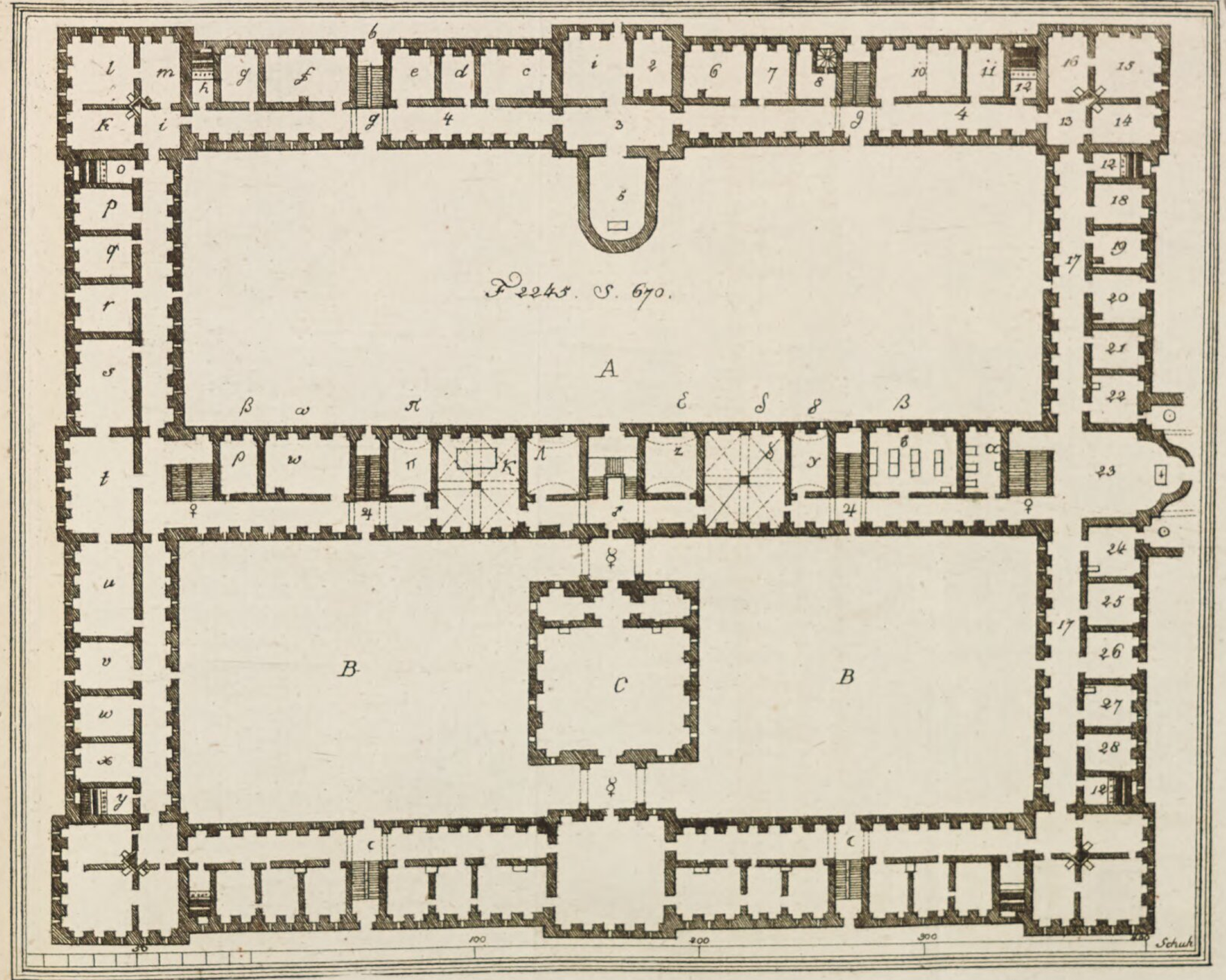
R


F. 2225. S. 595.
F. 2226. S. 596.
F. 2227.
F. 2228.
F. 2229.
F. 2230. S. 597.
F. 2231.
F. 2232.
F. 2234.
F. 2235.
F. 2240.
F. 2237.
F. 2233.
F. 2236. S. 601.
F. 2239.
F. 2238.
F. 2241. b)
F. 2241. a) S. 647.
F. 2243. S. 654.
F. 2242. b)
F. 2242. a)
10. Zoll

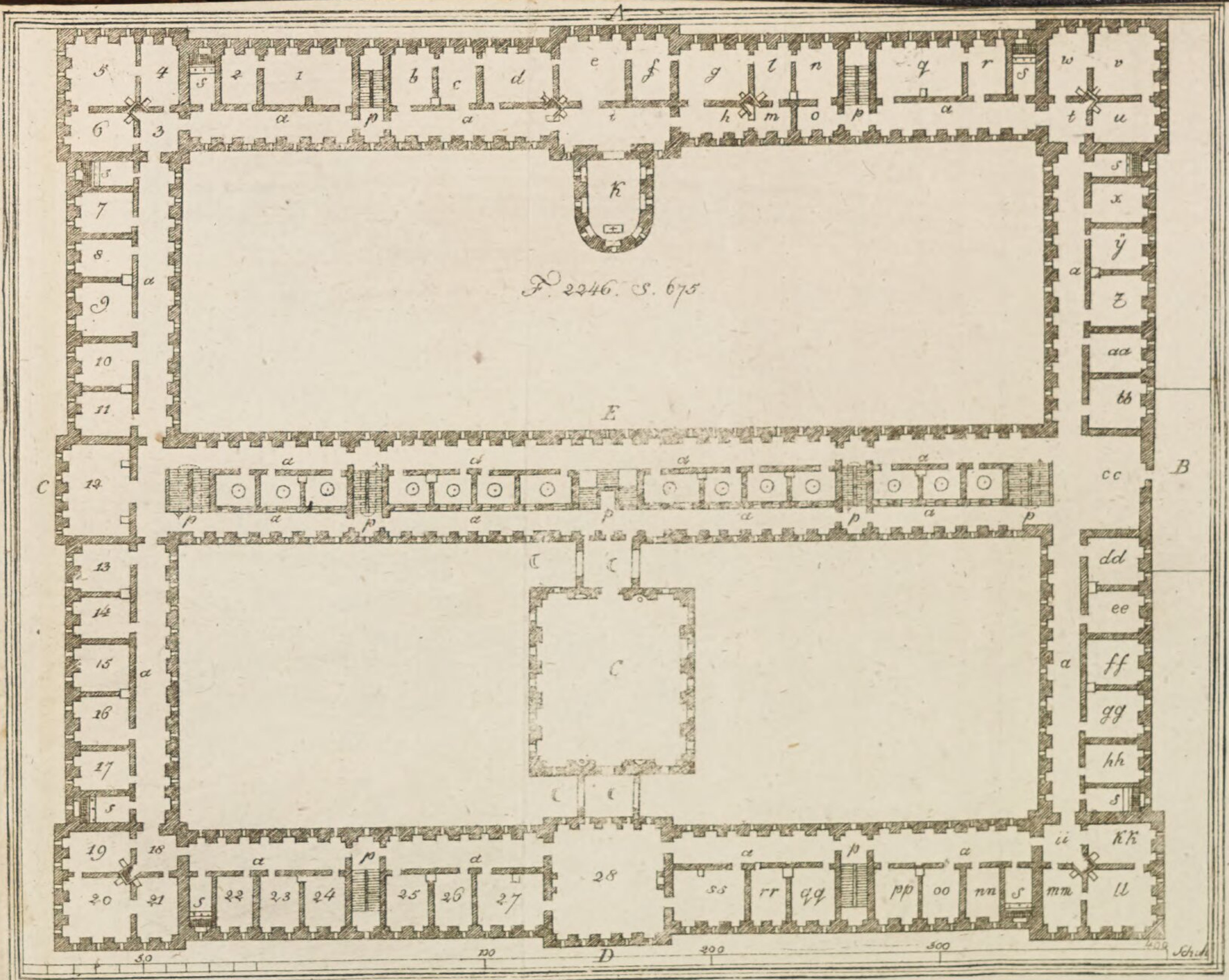
Oec. Enc. XL. T.


F. 2244. S. 668.
H
H
K
O
G
G
L
B
D
A
M
E
P
C
N
10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 Ruthen.

Oec. Enc. XL. T.

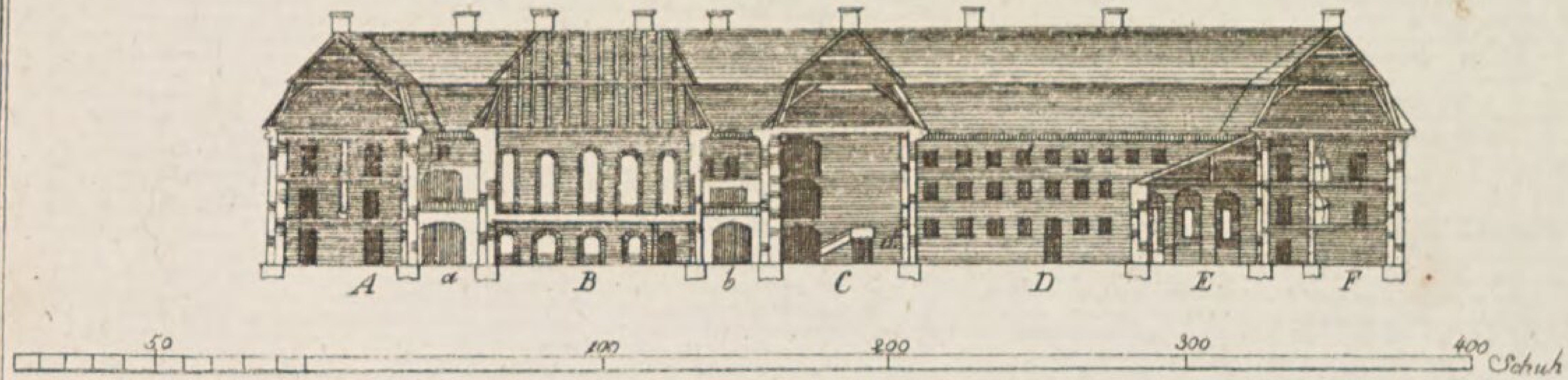


Oec. Enc. XL. T.

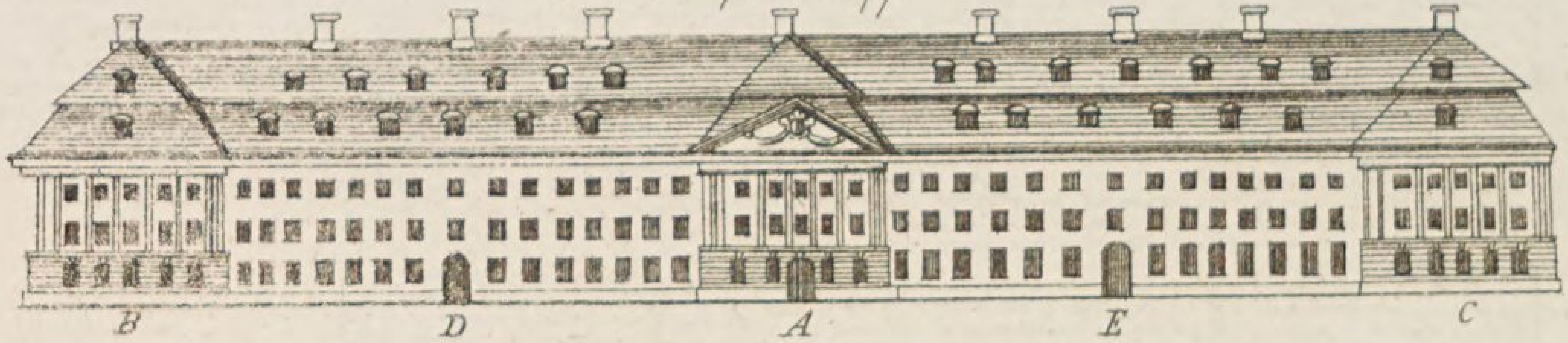


Oec. Enc. XL. T.

F. 2248. S. 678.

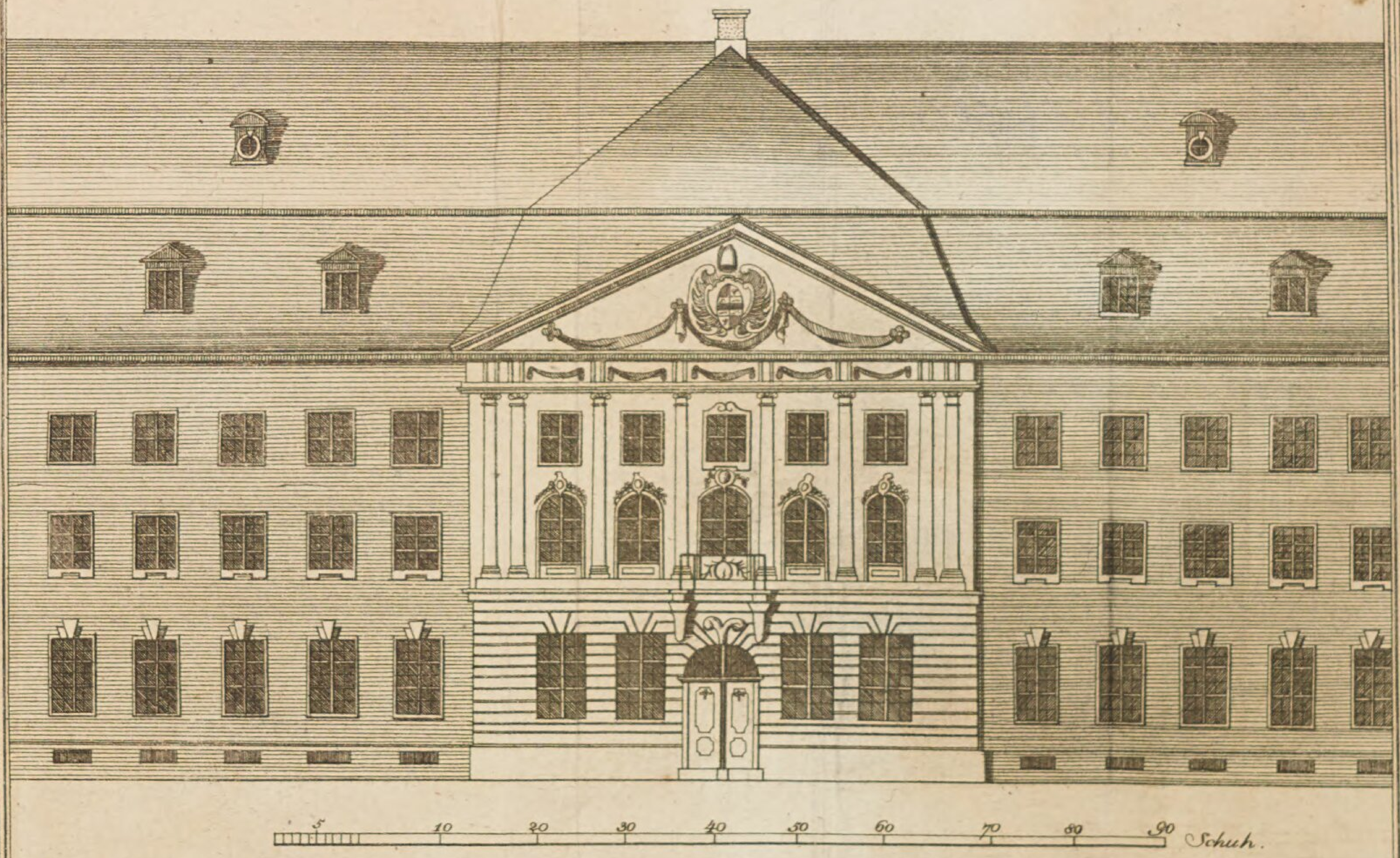


F. 2247. S. 677.



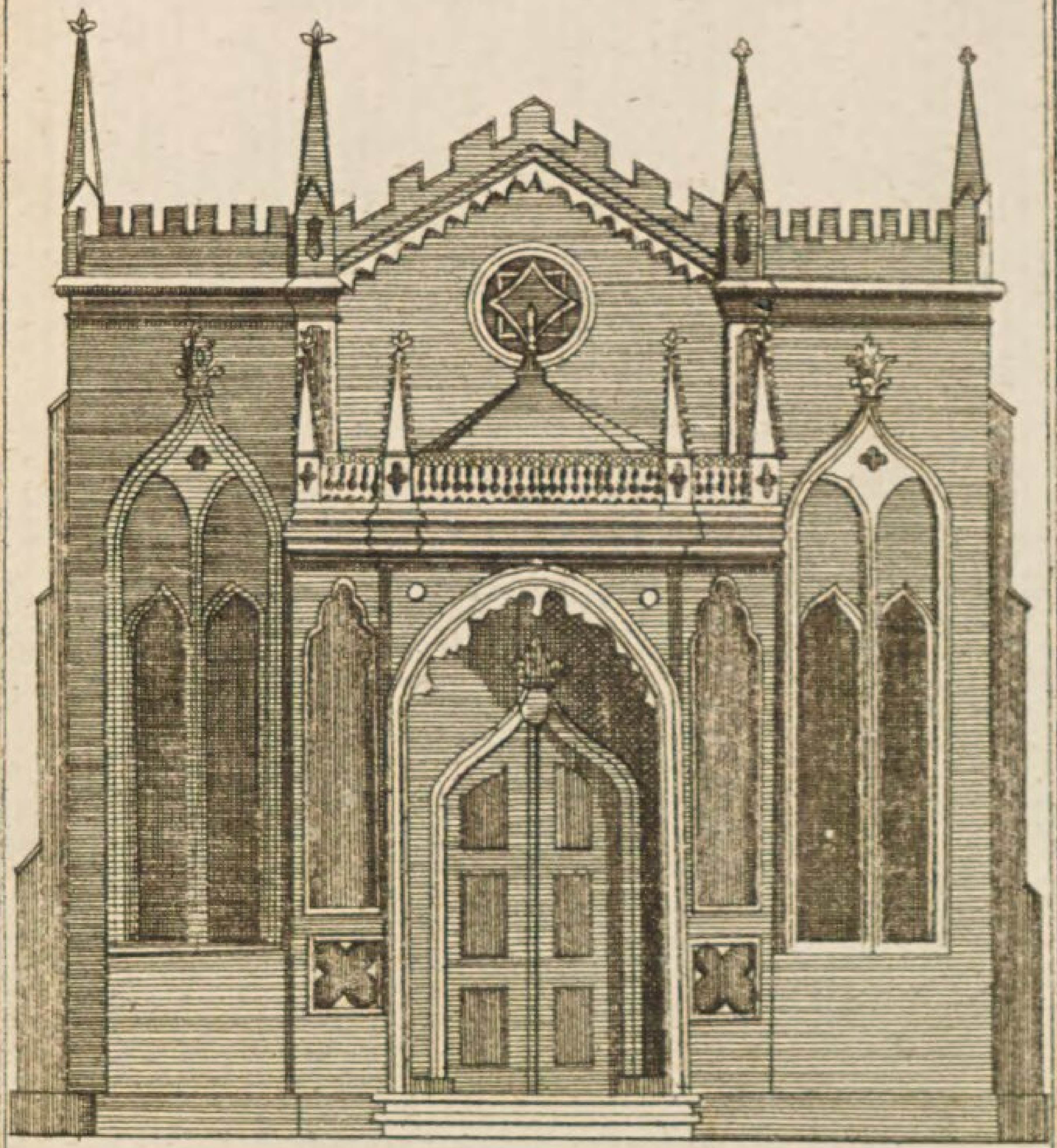
Oec. Enc. XI. T.

F. 2249.



Oec. Enc. XL. T.

F. 2250. S. 804.



Oec. Enc. XI. T.

Das Nördliche Eismeer
Spitzbergen
Nowaja Semla
Lapland
Schweden
Rußland
Island
Gr. Britannien
Frankreich
Deutschland
Polen
EUROPA
Barbarey
Nigritien
Guinea
AFRICA
Congo
Caffern
Hottentoten
Vorgeb. der gut. Hofnung
J. Madagascar
Abissinien
Arabien
Persien
Indien
Tibet
China
Bucharey
Mungaley
Tatarey
ASIA
Sibirien
Tungusen
Jukagiren
Tschuktschen
Kamtschatka
Philippin. Is
Marianen Is.
Carolinische I.
Neu Holland
Neu Südwallis
von Diemensland
Neu Seeland
Neue Hebriden
Freundschafts In
Gesellschafts In
Marquesas In
Sandwichs Is.
Das Oestliche Meer
Wendekreis des Krebses
Das Stille Meer
Aequator
Das Große Sud Meer.
Das Indische Meer
Aetiopische Meer
S. Helena
Kerguelens Land
Unbekante Länder
Nördlicher Polarkreis
Baffins Bay
Hudsons Bay
Davis Str.
Groenland
Cap Farewel
N. Foundland
Canada
Vereinigte Staaten
NORD AMERICA
Neu Mexico
Mexico
West Indien
Bermudas Ins.
Das Atlantische Meer
Azorische In.
Galapagos In.
SÜD AMERICA
Peru
Brasilien
Paraguay
Chili
Patagonien
Feuerlands In.
Cap Horn.
Sandwich Land
Südlich Polarkreis
Das Südliche Eismeer
Nachmittags Stunden
Vormittags Stunden
Mittag zu Weimar
Länge von Ferro
Erklærung der Farben
Völlige Nacktheit
Kleidung von Pflanzenzeugen
Kleidung von Thierfellen
Kleidung von Baumwolle
Kleidung von Thierwolle

Oec. Enc. XL. T.

43. Kr: [illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft Nebst 44 Kupfertafeln, und einer illum. Karte in Folio
Bd.: 40

Brünn 1790

Oecon. 1033-40
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296872-1
VD18 90040376